Sonnenschein

Sonnenschein.

Von

Peter Rosegger.

2. Tausend.

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1902.

III 54985

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vor einem Jahre, als ich das Buch „Mein Himmelreich“ herausgegeben hatte, war bei Fernerstehenden einiges Kopfschütteln. Der weltfrohe Waldgeschichtenmann sei ein religiöser Schwärmer, ein Kopfhänger geworden! Aufmerksamere Leser haben freilich gesehen, daß die Dinge, so in meinem „Himmelreich“ besonders niedergelegt sind, in anderer Form durch alle meine Schriften gehen, vom „Waldschulmeister“ bis zum „Weltleben“, vom „Gottsucher“ bis zum „Ewigen Licht“, vom „Zither- und Hackbrett“ bis zu den übermütigsten der Dorfgeschichten. Woher haben wir Menschen denn das frohgemute Herz, als von unserer Harmonie mit der Gottheit, und der Sonnenschein, woher soll er denn kommen, als vom Himmel! So lange Gott mir mein Himmelreich bewahrt, soll es in meinen Büchern keine Kopfhängerei geben, sondern möglichst viel Freude und Sonnenschein.

Oft empfinde ich die Unzulänglichkeit der dichterischen Kraft, das Können bleibt zurück hinter dem Wollen. Aber ein starkes Talent fühle ich in mir,

das jeder Mann haben muß, der zum Volke spricht — das Talent an Gott und Menschen zu glauben und den Sieg der Gerechtigkeit und der Freude zu erhoffen. Hätte jemand alle Talente, aber dieses nicht, dann müßte er schweigend sich zurückziehen in eine dunkle Höhle um zu grollen und zu verzagen. Die irdische Wahrheit ist ernst genug, aber sie verträgt es recht gut, von dem Sonnenschein der Poesie beleuchtet zu werden, ohne daß sie unwahr wird. Die Welt ist reich an Niedertracht, und sie ist reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten liegen lassen oder auflesen.

Übrigens, man glaube ja nicht, in diesem neuen Buche „Sonnenschein" lauter sonnenheitere Sachen zu finden. Schattenlose Tage sind weder schön noch gut. Ich habe es immer gern gehabt, wenn am sonnigen Himmel auch weiße Wolken stehen, die das Licht oft noch erhöhen und die der Landschaft jene wandernden Dämmerungen verleihen, welche in ihrem milden Wechsel ein Sinnbild unseres Gemütes sind. Die Heiterkeit dieses Buches wird von unabsichtlichen und absichtlichen Schattenseiten unterbrochen werden. Treten dort und da etwa kleine Derb- und Bosheiten auf, so gedenke man der stechenden Strahlen, und wenn sogar einmal ein tragisches Geschick sich vollzieht, so erinnere man sich des Sprichwortes vom — Blitz aus heiterem Himmel. Aber die Grundstimmung dieser Abbilder des Lebens ist eine sonnig frohe, eine herzmutige und vertrauende, dazu bestimmt, unsere Freude an der Welt und den Menschen zu erhöhen und nach erschütternden

Ereignissen unser erschrecktes Gemüt wieder zu versöhnen.

So will ich Dir, mein lieber Leser, in diesem Buche etwas Freundliches geben. Nimmst Du es an, so bringe eine gute Stimmung mit, daß es mir am Ende nicht so ergeht wie jenen klugen Schildbürgern, die den Sonnenschein in Säcken in ihr fensterloses Rathaus tragen wollten.

Krieglach, im Sommer 1901. R.

Inhalt.

Vorwort.	Seite
Waldsonnenschein	1
Wie der Lehrer Constant seinen Bruder glücklich macht	15
Der Mann mit den sechs Händen	29
Die Kreuzhütten-Buben	40
Die Familie Nageri auf der Bergpartie	61
Maigewitter	72
Die Männerwahl	88
Null-Annerls Hofstaat	98
Die Komödie des Todes	113
Der Waldbauer, dieser Dodel!	146
Schneiderliebe	159
Der singende Schabelwirt	175
Das reiche Waldschulmeisterlein	192
Auf der Waldwiese	211
Der Keuchen-Ferdl	223
Der schlaue Bürgermeister	237
Ein Ehehindernis	252
Eine Vorlesung im Salon der kleinen Martha	259
Lose Stubengenossen	268
Wie die Müllnersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten	280
Den Zug versäumt	291
Die Feinde	303
Mein Vetter, der Türke	362
Onkel Sonnenschein	377

Waldsonnenschein.

Mitten in einem grünen Meer liegt eine dunkle Insel. Das Meer, das sind die sonnigen Matten, die sich hin über Ebene und Hügelland breiten bis in den blassen Himmel; die dunkle Insel, das ist der Kürbaumerwald. Ein altes Bestände von Fichten und Kiefern, stellenweise wohl gepflegt und gesäubert, fast wie ein Herrschaftspark; kaum ein wüstes Ästlein hängt an den Stämmen, so weit hinauf es von Menschenhänden erreichbar ist. Das dürre Astwerk ist Freigut der Armen in den Dörfern draußen. Es giebt aber freilich fürsichtige Sammler, die den frischen Ast mit einem heimlichen Einschnitt verletzten, damit er das nächste Mal dürr sei. Der Wald ist in so viele Teile geteilt, als es ringsum Großhöfe giebt, die daraus ihren Holzbedarf ziehen. Darum wird das Gehölze wirtschaftlich gut verwaltet. Von drei zu drei Jahren unternehmen sie eine Waldreinigung; da wird das Gefälle fortgeschafft, die halbgestorbenen Bäume legt man nieder und kliebt sie zu Scheitern. Auch wo junger Anwachs zu dicht steht, und im Kampf um Erdreich und Sonnenschein die Schwächlinge unterliegen, kommt das Beil und

erlöst die Siechenden, damit die andern ihre Ellbogen breiter ausstemmen können. An Lichtungen grünt Heidekraut, unter dem Eidechsen wimmeln; unter Beständen, die mit hohem Gewipfel gleichsam überwölbt sind, liegt die Schicht der dürren Nadeln vom vorigen Jahr, bevölkert von emsigen Ameisen und Käfern, damit ja keine Handbreit Erde leblos und fruchtlos bleibe.

Also nichts Neues in diesem Walde? Ei doch! An Sommersonntagen, wenn in den umliegenden Dörfern das laute Leben ist, in Kirchen und Wirtshäusern, auf Gassen und Straßen, wenn die Leute in Festgewändern auf den Feldwegen umherschwärmen mit fröhlichem Gethue — na, da geht der alte Waldbauernbub gern in den Kürbaumerwald. Im stillen, geheimnisvollen Leben und Weben des Waldes fühlt man in sich den Menschen, der unter Leuten so leicht verloren geht. Unter Leuten ist man bloß ein „Leut", und es giebt nichts Banaleres als ein „Leut".

Auf einem solchen Waldgang nun habe ich den Riedel begegnet — einen der nichtssagendsten Leute auf dem Dorfplatz, einen der wunderlichsten Menschen im Wald. Ich kannte den Mann schon seit länger, er ist ein Holzknecht aus dem Unterthal, mit dem man unter Leuten nichts anzufangen weiß, weil er immer nur „ja" oder „na" sagt. Wenn man mit ihm allein ist, da thut er sich auseinander. Er ist sehr wohlthätig, verschenkt gelegentlich viel Geld — bis er es erst hätte. Er setzt in die Lotterie zu jeder Ziehung — drei Nummern nach Graz und drei Nummern nach Linz. „Und wenn ich einen Terno mache," sagt er, „so schenke ich die Hälfte

davon den Armen!“ Oder er schenkt hundert Gulden für Abgebrannte, oder er läßt über den Berg einen neuen bequemen Weg bauen und oben auf dem Sattel der Muttergottes eine Kapelle. Oder er schenkt — natürlich, bis er erst Geld haben wird — einen großen Betrag der Kirche für neue Glocken. Von Glocken hat auch der was, der nicht in die Kirche geht. Und auf diesem Punkt steht der Riedel. Er ist soweit ein guter Christ, hält viel auf Messe und Predigt. Aber wenn der Mensch mit dem Pfarrer verfeindet ist, da kann bei der Messe keine Andacht sein und bei der Predigt kein gutes Fürnehmen, „da muß man sich immer giften“. Er hatte in seinem Kirchenstuhl die Augen zugedrückt, da hörte er des Pfarrers Stimme; hatte sich bei der Messe endlich auch die Ohren zugehalten — aber wenn einer blind und taub sein muß, da thut sichs auch nicht, da geht man lieber gar nicht in die Kirche, sondern sitzt oben am Feldrain, macht sich gute Gedanken und richtet sich nach den Glocken, wann das Evangelium ist oder das Sanktus oder die Wandlung.

Die Feindschaft kam davon, daß der Pfarrer dem Holzknecht seine „Lebensfüßigkeit“ nicht lassen wollte. Seine Lebensfüßigkeit, das war die einäugige Kellnerin beim Schleierwirt. Sie hatte ja nur ein einziges Auge, aber der Pfarrer gönnte dem Riedel auch das nicht. Ledigerweis darf man den Kellnerinnen in kein Auge schauen, auch wenn sie himmelblau sind — es ist des Teufels Himmel. Ähnlich hatte es der Pfarrer einmal auf der Kanzel ausgelegt und dabei mit dem Finger auf den sechseckigen Kirchenpfeiler gezeigt, hinter dem

der Holzknecht saß. Die Wirkung war überraschend: der Riedel blickte seiner Lebenssüßigkeit noch tiefer in das Auge, vermied aber von jetzt ab die Kirche. Eine nächste Predigt sprach von der schiefen Ebene. „Wer ein sittenloses Leben führt, kommt bald soweit, daß er auch den Gottesdienst nicht mehr besucht." Nun war der Mann draußen, und jetzt hat er von der Kirche nur das Läuten. Die neuen Kirchenglocken — vier müssen es sein, und einen schönen Klang müssen sie haben — schafft er an, sobald der Doppelterno kommt. Alle vierzehn Tage kann er kommen. In diesem Augenblick ist er noch nicht da.

Dieser Holzknecht Riedel nun hatte im Kürbaumerwald die Säuberung übernommen. Da war er mit einem Buckelkorbe gekommen, in den er seine notwendigsten Sachen gepackt hatte, mit Ausnahme der einäugigen Lebenssüßigkeit. Seine guten und schönen Sachen hatte er alle zu Hause gelassen, in einer Bodenkammer des Schleierwirtshauses, wo sie betraut wurden von der Selbigen. Ein reichlich beflicktes und doch schon wieder zerschlissenes Lodengewand hatte er am vielkantigen Leibe; das bekannte nur unter den Flicken noch seine ursprüngliche Farbe, im übrigen hatten dem in der Vorzeit so schönen, grauen, grünberandeten Rock Sonne und Regen alle Hoffart ausgetrieben. Nun, für Waldarbeit thuts auch das schlechte Zeug. Der Wald deckt ja seinen grünen Mantel darüber, und am Abend, wenn es dunkel wird, schleicht man ins nächste Dorf zur Schlafstelle. Des Werktags nimmt keiner und keine ein Ärgernis, nicht einmal die Hunde. Je zerfundener das Gewand, je

tüchtiger der Arbeiter. Anders am Sonntag. Schon nichts bezeichnet sicherer den Lumpen, als ein unordentliches Sonntagsgewand. Und erst ein solches, wie der Riedel anhat! Nein, es ist ganz unmöglich, daß er dergestalt unter die Leute geht. Keiner würde ihm im Wirtshaus einen Trunk anbieten, und mancher möchte sich denken: der Unterthaler Pfarrer wird doch recht haben mit seiner schiefen Ebene.

Da heißt es, den lieben langen Sonntag im Walde hocken bleiben, und noch abseits vom Wege, damit Durchziehende, die eine silberne Uhrkette baumeln haben, nicht zu sehr erschrecken. Schon in aller Gottesfrühe hat er seinen Korb aus dem Heustadl getragen und auch einen Topf Wasser mitgebracht; denn im Walde rinnt weitum nichts Nasses, und Wasser meint er, ist das allerdümmste, wenn man keins hat.

Nun sitzt er da. Sitzt stundenlang auf einem Baumstock, stützt die Ellbogen auf die Knie, legt das Gesicht in die hohlen Hände und denkt: ja, so gehts auf der Welt. Aus den Dörfern klingen die Glocken herüber. Dort sind sie jetzt beisammen, am Altar steigt der Weihrauch auf, und der Geistliche hebt die Hostie. Der Riedel thut aus dem Sack einen braunen Rosenkranz, den schlingt er um die knochigen Fäuste und beginnt ihn — Gralle für Gralle — abzubeten, lautlos. Nur an den Lippen sähe es ein Sachkundiger, daß er betet. Wenn man ihn nachher fragen würde, was er während dieses Rosenkranzgebetes für Gedanken gehabt habe, er würde verwundert dreinschauen. Gedanken? Beim Beten? Beim Beten darf man ja keine Gedanken haben, oder

höchstens die: ich thu jetzt rosenkranzbeten, weil Sonntag ist. Nach der Andacht steht er auf und schlenkert die Glieder aus, sie sind ungelenk geworden. Arbeiterglieder heben beim Rasten sofort an zu rosten. Zwischen den Stämmen trottet er hin und guckt einmal zwischen das Gewipfel durch, wie hoch die Sonne steht. Sie sprüht ihm durch das Reisig so heftige Funken ins Auge, daß er nachher auf eine Weile nichts sieht vor sich als lauter regenbogenfarbige Räder. Sie könnte eigentlich schon höher stehen. An Werktagen steigt sie schneller auf. Dort am Stamm spießt sich ein dürrer Ast. Ihm zuckts in den Armen. Am liebsten möchte er aus dem Korbe die Axt nehmen. Das ist aber spaßig: das Holzhacken ist verboten am Sonntag, und das Saufen und Raufen ist der Brauch. Der Riedel ist kein solcher. Wenns sein kann, sitzt er gern im Schleierwirtshaus bei einem „Krügel Gespritzten" und schaut seiner Kellnerin zu, wie sie die Bauernburschen abtrumpft, wenn die anlebig werden wollen. Er pafft aus seinem Pfeiferl und schaut just einmal zu. Und beide thun nichts desgleichen, als ob sie einander was angingen. Die heimliche Botschaft muß der Wein ausrichten im dunklen, verschwiegenen Krügel, denn das ist kein „Gespritzter", das ist ein feuriger Ungar. Ja, das sind Zeiten! Aber im Wald hier? Der Riedel weiß nichts mit sich anzufangen.

An der wulstigen Lodenhose haben sich Flicken losgeschält, aber mit Spinnwebfäden und Fichtennadeln kann der Mensch nicht nähen. Rauchen? Die paar lumpigen Pfeifen voll, die er mithat, sollen für den

Nachmittag gespart werden. Endlich steht die Sonne dort auf dem Lärchenwipfel, wie die Flamme auf der Kerze. Es ist Kochenszeit. Der Riedel bricht von den Bäumen dürres Astwerk und trägt es zusammen auf einen Haufen. Nun aber kommen die Nöte mit den Streichhölzern. Fürs erste wollen sie an der Raspel nicht Feuer fangen, und zischt das Flämmchen endlich auf, so bläst's die Luft aus. Der Boden ringsum ist schon bestreut mit toten Streichhölzern, und immer noch kein Feuer. Der Forstmeister im Karwassergraben hat ein Brennglas, das die Sonnenstrahlen zusammenfängt und Heuschober anzünden kann, wie der Blitz. Der Riedel wollte es nicht glauben, bis er in der Hose das Brandloch hatte. Der Forstmeister hatte damals lachend einen Kübel Wasser gegossen über den „brennenden Holzknecht". Als dem Riedel diese Geschichte einfällt, denkt er nach, daß er eigentlich ja schon öfter Feuer gefangen habe. Das Auge der Kellnerin — es war auch so ein verteuseltes Brennglas. Dann das Briefel, das sie ihm vor etlichen Tagen geschickt. Der Tausend, mit dem könnte ers versuchen, das ist feurig genug. In der Huthöhlung brennt er mit einem letzten Streichholz das Papier an, schier ungestüm wie Pulver loht es auf, das Liebesbrieflein, schon die Finger sind in Gefahr, als ers unters Reisig steckt. Der Haufen hebt munter an zu knistern, und jetzt — Holzknecht — haben wir einen eigenen Herd!

Aus dem Korb holt er eine Kaffeemühle hervor und eine Düte mit braungerösteten Bohnen, denn lumpen lassen wir uns nicht. Kaffee essen, das trägts dem Holz-

knecht noch, Gott sei Dank! Wenns auch nur schwarzer ist! Ja, wenn wirs könnten, was die alte Vedelhex in Hüllersberg kann! Die melkt den Ahornbaum, daß der Rahm nur so an den Zweigen herabzudelt. Wir hingegen kochen uns zum Schwarzen ein Sterzlein in Schmalz, das geht ganz ohne Zauberei, bei den Mitteln, die wir im Korb haben. Was nur die Kaffeemühle hat, sie will nicht beißen. Er muß sie erst auseinandernehmen und mit der Feile die Zähne schärfen, dann aber rieselt das braune, kräftig duftende Mehl ins Lädlein, daß es eine Freude ist. Während solcher Umständlichkeiten ist das Reisigfeuer niedergebrannt und nur noch ein Kranz von Holzstümpchen übrig, die an der weißen Asche träge herumrauchen. Das hätte ich anders machen sollen, denkt der Riedel und beginnt neuerdings Knisterholz zu sammeln, neuerdings Flammen zu entfachen, bis er endlich den Kaffee in den Wassertopf schüttet und diesen ans Feuer stellt. Und wie der Inhalt nun in emsigen Perlen aufkocht, rückt der Riedel wohlgemut im Feuer einen ungebärdigen Ast zurecht und stößt dabei den Topf um. Die Flüssigkeit ergießt sich über das Gewurzel als braunes Bächlein.

Im ersten Augenblick nach dem Ereignis war der Holzknecht starr und stumm geworden. Im zweiten würgte er einen klobigen Fluch aus der vor Wut geschnürten Gurgel, im dritten erfaßte er den gähnenden Topf am Henkel und wollte ihn an den nächsten Baumstamm schleudern. „Du gottverfluchter Häfen, du höllvermaledeiter!“ Dieser schauderhafte Stoßseufzer erleichterte ihm das Herz, und schon fiel ihm sänftiglich die

Vernunft in den Arm: Riedel, thu das nicht. Dem dummen Topf ist es ganz gleichgiltig, ob er Topf ist oder Scherben — du selbst jedoch bringst dich durch den Mord um all dein Sonntagsglück. Der Tag ist noch lang, du mußt Mann sein, mußt dich wieder aufzurichten suchen aus dem Jammer! Auf dem Baumstock saß er. Eine so abgrundtiefe Trauer empfand er über den vergossenen Kaffee, daß er plötzlich auflachte. Wenn er in der großen Lotterie den Haupttreffer macht, dann läßt er sich im Kürbaumerwald eine Küche bauen mit Sparherd, wie beim Schleierwirt, und stellt die richtige Köchin dazu! Nach einer Weile that er neuerdings Bohnen in die Mühle, begann zu mahlen und pfiff dazu ein Liedel. Wie es klang, das sage ich nicht, Gepfiffenes kann man nicht erzählen. Endlich konnte das Zeug in den Topf gethan werden, auch Zucker und Löffel legte er in Bereitschaft, na — und jetzt fehlte das Wasser! Da that er laut den großen Ausspruch: „Wasser ist das allerdümmste, wenn man keins hat!"

Zwar — eine Quelle wußte er, allein sie ist weit unten auf dem Feldrain, nahe der Straße, wo die aufgeputzten Gecken gehen, diese Lümmel und Gänse durcheinander. Daß sie ihn recht ausspotten möchten, als ob sie selbst morgen nicht wieder in ähnlichem Werktagsgewand stecken würden! Also ist Fasttag, und zwar einer ohne Wert für den Himmel, weil er unfreiwillig gehalten wird. Durchaus unfreiwillig. Was soll der Mensch denn anfangen mit so einem unaufhörlichen Sonntag? Saß er halt wieder auf seinen Baumstock, stützte auf das Knie den Ellbogen und legte das Gesicht

in die hohle Hand. Und versenkte sich in die Tiefe des Weltgedankens: es ist zu dumm!

Da begann ein Wunder zu geschehen. Allmählich hatte sich der Sonnenschein zurückgezogen, als wollte er sagen: thörichtes Menschenkind, ich lasse dich allein, schließe die Augen, wenn du magst, und gedenke der Israeliten in der Wüste, denen Brot vom Himmel fiel. Wenn ich jetzt Hausbrotlaibe auf dich fallen lassen wollte, so wäre dir das möglicherweise wieder nicht recht. Vielleicht aber weißt du mit folgendem etwas anzufangen. Und es begann vom Himmel sacht Wasser zu fallen, anfangs tropfenweise, dann in Strömen. Der Topf war bald voll, aber das Feuer war tot, und der Riedel war naß. Also Wasser genug, allein der nie zu befriedigende Holzknecht fand, daß auch solches nicht ganz das Richtige wäre. Es kommt, meinte er, alles aufs Maßhalten an. Oben kroch aus ihrer Wolke die Sonne hervor und lachte. Lachen steckt an, und der Riedel fand auf einmal die Sache sehr lustig.

Er hängt seine Kleider an die Äste, die Sonne soll das Feuchte heraussaugen. Dann nimmt er aus dem Korb ein Holzkübelchen, hebt die Decke und guckt hinein. Mehl ist drin. Er schüttet es in den Topf zum Regenwasser und macht mit einem geschälten Ast den Teig an. Dann will er Feuer machen, aber die Streichhölzer sind im Nassen nicht brennlustiger geworden, auch hier soll die Sonne schlichten. Er übersiedelt auf die nahe Lichtung. Nach ein paar Stunden ist alles trocken, das Feuer prasselt, der Sterz schmort, und der Riedel setzt sich zum Mahl. Aber — es ist sonderbar, was dieser

Sterz für einen Geschmack hat. Der Riedel leckt vom Reste des Mehles; das ist ja nicht bitter. Das Regenwasser kann doch auch nicht bitter sein. Der Sterz jedoch, der prenzelt so. Die Sonne lacht. Es ist auch zu heiter, wenn ein Holzknecht nicht weiß, daß geschälte Äste harzig sind und sich deshalb nicht eigentlich zu Kochlöffeln eignen. „Aber gut ist er doch, der Sterz!" sagt er ganz laut zu sich selbst, damit ers weiß und glauben soll. Baumpech soll gegen Gicht gut sein. Nach einiger Zeit wird das Löffeln saumseliger, er hat ja keine Gicht, wozu medizinieren? Es ist vier Uhr nachmittags. Da wäre er zwar auch so schon wieder hungrig, hätte er rechtzeitig um elf Uhr gegessen. Es ist überhaupt eine sonderbare Einrichtung — Hunger, Essen — Hunger — Essen, und immer so fort! Der Mensch ißt, damit er arbeiten kann, und arbeitet, daß er was zu essen hat. Sonst könnte man immer ruhig in der Sonne liegen. Aber die ist ja auch so: geht auf, damit sie untergehen kann, und geht unter, damit sie wieder aufgehen kann. Wenn auf der Welt keine Kellnerinnen wären! Na, bei diesen ists auch so — einmal sunnig, einmal duster.

Also reimt er sichs, der Holzknecht, dieweilen er jetzt sorglos und gewandlos in der Sonne liegt auf dem weichen Moos. Was doch die Hände so braun sind und der übrige Mensch so weiß ist, bis hinten hinüber, soweit man ihn sehen kann. Und die Sonne legt sich an die Glieder, so lind, wie weiche Wolle. Da draußen im Dorfsonntag, wo sie allerhand haben; haben sie ein Vergnügen, vergleichbar dem, wenn man als be-

häbiger Molch daliegt in der ſüßen Sonne? Nein, die haben Sonntag, aber keinen Sonnentag. Den giebt es nur hier in der umfriedeten Waldlichtung. Das empfindet er mehr, als ers denkt, wie er nun ſeine Glieder ſo hinlegt auf das Moos. Seine Beine ſchlenkern ſich, recken ſich, einmal ſo, einmal ſo. Doch fein, wenn der Menſch ſo ganz ſein eigen iſt, daß er ſeine Beſtandteile auseinanderthun und zuſammenpacken kann nach Belieben. So ein milchweißer Menſch, denkt er, iſt eigentlich etwas ganz Merkwürdiges. Und ſo was kann holzhacken. Man meint immer, das Gewand ſei es, und jetzt iſts auch ohne. Dann ſieht er auf ſeine Fetzen: Gott, was der Menſch ſich für abſcheuliche Sachen an den Leib hängt! Wenn man ſichs einrichten dürfte — das wäre das richtige Sonntagsgewand. Und er klatſcht ſeine Hand an den Schenkel. Wenn er einen Terno macht, ſo richtet er ſich ein Waldplatzel her zum Liegen „in der Sunn".

Es mag ſein, daß in der Sonne auch Holzknechtgehirne auftauen. Wir wiſſen nicht, wie hoch ſich der Philoſoph, der ſeinen Sterz mit Fichtenharz würzte, noch verſtiegen hätte ins Sonnenreich hinein, wenn hinter ihm nicht jählings ein Geräuſch geweſen wäre. Ein Fiſch, plötzlich aufs Trockene geworfen, kann nicht heftiger aufſchnellen, als es jetzt der Riedel that. Dem Dickicht huſchte er zu und lauerte voller Angſt. Es war aber nichts. Ein Reh, oder dergleichen. Ach, was haben es die Rehe und Hirſche gut, denen nimmt man nichts für übel!

Die Stimmung war zerriſſen, die Freude an dem

schönen Sonnensonntagsbad war vorbei. Das Knistern — es war ihm zu sehr in die Beine gefahren. Er kriecht dahin im Heidekraut, ganz wie auf dem Ägyptenbild an der Wand beim Schleierwirt das Krokodil, vor dem der Kellnerin so „graust“ — denn jetzt kommt wirklich jemand dort herauf den Waldsteig. Ihrer mehrere Sonntagsvergnügler. Sie wollen doch auch einmal sehen, was im Walde geleistet worden ist die Woche über. Denn am Sonntag gegen Abend hin beginnen sie schon wieder mit der Arbeit zu liebäugeln. Sechs Sonntage nacheinander wären nicht zu ertragen.

„Sauber gehalten wird er, der Kürbaumerwald!“ sagt der eine. Dann gehen sie zwischen dem Gestämme dahin. Der Riedel hatte nie recht gewußt, wo der Mensch das Herz hat, eigentlich nie darüber nachgedacht; vielleicht, daß er das seinige bei der Kellnerin gesucht hätte. Und nun, als die Leute so nahe an seiner entblößten Wesenheit vorübergingen, stieß es wie ein ungebärdiges Böcklein in der linken Brustseite. Und that gleichsam einen entsetzten Renner gegen den Brustkorb, als ob es heraus wollte, und fort, das wahnsinnig erschrockene Holzknechtherz — die Kleider waren nicht mehr am Platz! Sie sind nicht da! Die Kleider sind nicht da! Die Kleider nicht! Trotz der kühlen Luft dringt ihm der Schweiß aus allen Poren. Er hatte sich nicht einmal mit den Kleidern in das Dorf gewagt, und jetzt erst ohne. — — Gestohlen! Nicht auszudenken, was jetzt werden mag.

Die ganze Frevelhaftigkeit, hülsenlos wandeln zu müssen, sie stand vor ihm, schlug ihn völlig in den Boden. Nein, da mag sie noch so locken

und schmeicheln, die falsche Sonne, der Mensch ist eine Hülsenfrucht. Und wenns glücklich ausgeht, so vermach ich zweihundert Gulden auf Mariazell, sobald der Terno kommt.

Es kam aber gnädiger, als er in seinem ersten Schrecken gesehen hatte. Während vorhin der Holzknecht den erhabenen Gedanken und Gefühlen nachhing, hatte sich in seinem Kopf die Magnetnadel ein bißchen verschoben, so daß für einen Augenblick die Richtung verloren war, in der die Kleider lagen. Nun sah er sie schon, hübsch hingebreitet über den Moosboden und gründlich trocken.

Und endlich, als der dunkle Abend kam, war der Riedel ein freier Mensch. Er hob den Korb auf den Rücken, ging in das Dorf hinaus und suchte seinen Heustadl auf.

An einem der nächsten Tage hat er die „paar Zeilen" geschrieben an seine Einäugige im Unterthal: „Denk dir, i hab drei Numera g'setzt auf Linz. Ein umg'schmissener Häfen ist 28, ein Pech im Sterz ist 7 und ein Krokodil in der Sunn ist 63. Die kummen g'wiß, paß auf. Aftn schenk i für die Armen hundert Gulden und heirat dich. Jaz halt i mi no etli Wochen da auf. Laß deine Gellnerei gehn, die i ih nit gern siech, und kumm amal auf an Tag her. Bring mir mein bessers Gwand mit. Der Deinige."

Wie der Lehrer Konstant seinen Bruder glücklich macht.

Dieser Frühsommermorgen! Wo der stolze Kranzhof gestanden, der Stolz des Thales, da stieg jetzt breit und träge der Rauch auf, teils in rostbraunen Massen, teils in lichten blauen Strähnlein. Die Felder ringsum waren besät mit Hausgeräten, Säcken und Wagen. Dazwischen blökende Rinder und Schwalben, die planlos umherschossen. Auf dem nassen Weg stand eine Feuerspritze, an der mehrere Männer herumstanden und die Maschinenteile ordneten oder auch nur beguckten. Die meisten Beschauer aber hatte die weite Stätte, aus der zwischen halbverbrannten Balken und weißer Asche rostbraune Grundmauern hervorragten, besonders der massige Kochherd und der Backofen, die jetzt unter freiem Himmel fast schamlos dastanden. Stellenweise scharfer brenzlicher Geruch von aufgeschmortem Fett oder geröstetem Fleisch. Darüber nun wirbelte der Rauch, der das ganze breite Thal mit einer dünnen bläulichen Schicht überzogen hatte.

„Der arme Kranzhofer!" riefen die Leute ein ums

andere Mal. „Er ist weit und weiß von nichts. Er ist im fernen Bayernlande und soll erst in nächster Woche nach Hause kommen. Nach Hause!“ —

Aber schon zur Mittagszeit waren die Verwandten darin überein gekommen: Konstant, der Schullehrer zu Brachstein, sein Bruder, soll sofort nach Wörishofen reisen, um dem Kranzhofer das Unglück schonend mitzuteilen. Eine Depesche nach der Kuranstalt, ob der Kranzhofer aus Brachstein in Steiermark noch dort sei, wurde am Nachmittage dahin beantwortet: „Kranzhofer gestern nach glücklich vollendeter Kur nach München abgereist.“

Wenigstens hat der Arme jetzt die Gicht vom Leibe, die ihn jahrelang geplagt. Ein Kreuz ab, ein anderes auf, so gehts. Der Schullehrer Konstant reiste also nach München. Dort würde, das wußte er, sein Bruder im Gasthof zum Blauen Schwan absteigen, um sich bei dieser Gelegenheit die bayerische Hauptstadt anzusehen. Als Konstant abends im Hotel ankam, erfuhr er, daß Herr Kranzhofer dort auf Nummer 17 wohnte, aber die Thür war abgeschlossen. Nun setzte sich der Lehrer in der Eintrittshalle auf eine aus Binsen geflochtene Bank, wartete auf den Bruder und besann sich, wie er ihm das schwere Unglück am glimpflichsten beibringen würde. Bei dem etwas vollblütigen Mann, an dem die Gicht leicht auch das Herz angegriffen haben konnte, mußte man vorsichtig sein. Die Ampel im Vorraum brannte langweilig und drohte schier zu verlöschen. Der Portier kauerte in seinem Gelaß und gröhlte manchmal; es war nicht zu erkennen, ob wachend oder träumend. Endlich pustete er durch den Schuber hervor: „Wollns a Zimmer — oder

sunst gehns — da sitzen bleiben könnens net die ganze Nacht!“

„Entschuldigen Sie, Herr, ich muß auf meinen Bruder warten, den Passagier von Nummer 17. Muß heute noch mit ihm sprechen!“

Der Portier zog träge seine Taschenuhr hervor: „Heut? Heut dauert noch lang. Ist erst halb auf Eins. Der Herr Bruder wird sich irgendwo unterhalten. Wenn er nicht etwa schon längst auf dem Zimmer ist.“

In demselben Augenblick schrillte die Thorglocke. Bei der Handlaterne des Portiers, die dem Ankömmling in das gerötete Gesicht leuchtete, erkannte der Lehrer seinen Bruder sofort.

„Ein solider Zimmerherr, gelt?“ lachte der Eintretende und reichte dem Portier unter verbindlichen Worten ein Silberstück. „Und jetzt wollen wir uns ausschlafen gehen.“ Seine Zunge war etwas ungefügig, seine Beine standen nicht besonders sicher.

„Hier wartet jemand auf Ihnen,“ sagte der Portier.

Da standen die Brüder sich gegenüber.

Zuerst stummes Staunen des Kranzhofers, dann mächtiges Ausbreiten der Arme: „Du? Konstantel? Ja? hörst — wie kommst denn du daher? Ach gelt, das ist was Herrliches, dieses München! Nein, da wollen wir doch noch ins Kaffeehaus.“

„Bruder,“ sagte der Lehrer, „da komm ich lieber mit dir auf das Zimmer. Ich habe zuerst ein bissel was mit dir zu sprechen.“

„Ja! So soll uns der Kellner noch ein Glas

Wein aufs Zimmer bringen. Du wohnst doch hier im Hotel?"

„Ich habe mir kein Zimmer genommen, weil mit dem nächsten Zug abgereist wird. Er geht drei Uhr morgens ungefähr?"

Sie schritten über den Teppich die Treppe hinan. Der Kranzhofer trug den Leuchter mit dem Kerzenstümpfchen, denn die Stiegenbeleuchtung war schon ausgelöscht.

„Nein, Bruder, daraus wird natürlich nichts," sagte er. „Am Samstag reisen wir zusammen. Für morgen steht der Glaspalast, die alte Pinakothek und die Bavaria auf meinem Zettel. Und abends natürlich das Hofbräuhaus. Herrgott, Bruder, das ist dir eine Anstalt! Bitte, hier links herum, da ist eine Stufe. Meiner Seel, ich bin schon ganz zu Hause in diesem München. Meine Alte, wenn du mitgebracht hättest. — Na, wie gehts denn zu Hause? Habe erst heute eine Karte von der Meinigen erhalten — über Wörishofen. Du, jetzt gehts wieder bei mir! Aber glaubst es nicht, wie einem ist, wenn man diesen Teufel aus den Gliedern hat!" Er meinte die Gicht. „So, mein Alter. Hier residiere ich. Mach' dir's bequem. Das Bett nachher ist dein. Na, na, da giebts nix. Ich schlaf auf dem Sofa. — Und jetzt erzähl' mir doch einmal, Konstantel, wie du herkommst?"

Der Schullehrer, ein ruhiger, behäbiger Mann, mit langem zurückgeschlagenem Haar und einem schon etwas grauenden und etwas verwilderten Vollbart, suchte seine Gelassenheit mit Mühe aufrecht zu erhalten.

„Der Vater Kneipp," sagte er, als sie sich am Tisch gegenübersaßen, „hat er kein gutes Beinbruchpflaster?"

„Aber gebrochen war ja nichts!" lachte der Bauer.

„Nein, für daheim, meine ich."

„Ist bei dir was geschehen?" fragte der Kranzhofer.

„Dein Kettenhund, dem ist der linke Hinterfuß ab," erzählte der Lehrer. „Ganz ab. Das arme Tier zieht ihn nach; wie am Strickel zieht er's nach, das Bein."

„Mein Sultan? Das Bein ab? Aber wie so denn?"

„Mit dem Wasserwagen abgeführt."

„Mit dem Wasserwagen? Mit welchem Wasserwagen?"

„Ja eben, wie die Brachsteiner Feuerspritze angefahren kam?"

Jetzt wurde der Kranzhofer erst recht aufmerksam; seine Augen wurden groß und hatten auf einmal einen nüchternen Ausdruck? „Bruder, was sprichst du da? Mich deucht doch, du sprichst von mir daheim. Was ist das, mit der Feuerspritze?"

„Es ist nämlich gestern nachts dein Heuschoppen abgebrannt," sagte der Schullehrer.

„Was sagst du? Der Heuschoppen, der hinter den großen Wirtschaftsgebäuden steht — knapp dran?"

„Natürlich."

„Und weiter? Weiter doch nichts?"

„Allerdings ist das Feuer auf die Dächer gekommen. — Mein lieber Bruder!" Der Lehrer stand auf,

faßte den Gutsbesitzer an den Händen und sagte tiefernst und leise: „Leider habe ich dir die Nachricht zu bringen, daß deine Wirtschaftsgebäude ein Raub der Flammen geworden sind. Mitsamt den Vorratskammern."

„Jes Maria und Josef!" schrie der Kranzhofer grell auf. „Und das Vieh? Das Vieh?"

„Ich weiß es nicht. Mag sein, daß etwas gerettet wurde. Es ging ein abscheulicher Sturm. Innerhalb zehn Minuten, sagen die Leute, wäre alles in Feuer gewesen. Das Wohnhaus brannte von drei Seiten zugleich."

Als diese Worte gesagt waren, begann der kräftige Mann zu zittern, krampfig hielt er sich an der Tischecke fest, die gab nach, und er wäre wuchtig hingestürzt, wenn der Lehrer ihn nicht gestützt hätte. „Mein Hof! — Mein Hof! — Mein Hof!"

Der Lehrer reichte ihm ein Glas Wasser: „Bruder! Nimm einen Schluck."

„Mein schöner Hof niedergebrannt. Mein großer Hof! Nein, das kann nicht sein!"

„Bruder, sei ein Mann."

Der Kranzhofer klammerte die Hände an einander und hob sie krampfhaft empor. „Konstantin — Du weißt noch was. Sei barmherzig!"

Der Lehrer antwortete: „Beruhige dich, ein Toter ist nicht zu beklagen." — —

Der Kranzhofer lehnte nun in der Sofaecke, in sich zusammengekauert. Dann sprang er auf: „Mein Haus! Mein schöner Hof!"

Der Lehrer begann die Sachen zusammenzupacken

und in den Koffer zu thun. Dann schellte er mit der Klingel zur Not so viel Dienerschaft herbei, daß die Rechnung bezahlt und ein Wagen bestellt werden konnte, dann packte er seinen Bruder auf und fuhr mit ihm zum Bahnhof.

„Mein Hof! — Mein Hof! — Mein Hof!“ jammerte der Großbauer, und was um ihn vorging, das merkte er kaum. In der Ecke des Coupees schien er anfangs zu schlummern, als es aber tagte und die Berge bei Rosenheim sichtbar wurden, starrte er zum Fenster hinaus, um sich zu besinnen, wo er sei, und glotzte dann seinen Begleiter an.

„Du bist es doch, Konstantin, und du bist es doch!“ rief er plötzlich, klatschte sich mit flacher Hand auf die Stirn. „Ist es wahr, daß ich abgebrannt bin?“

„Du bist wohl gut versichert gewesen?“

„Nicht der halbe Teil wird vergütet. Die Hunde geben nichts. Stecken nur die Prämien ein. Betteln gehen kann man.“

Später im Salzachthal, als er die stattlichen Höfe sah, begann es erst recht wild in ihm zu werden.

„So schöne Wirtschaften überall! Und mich soll eine Brandstatt erwarten! So sage es doch endlich, dummer Mensch, daß es nicht wahr ist? Wie kann's denn wahr sein, wenn man sein Lebtag so fleißig gearbeitet hat und wenn ein Herrgott ist!“

„Laß es sein, so zu reden, Bruder! Was niedergebrannt ist, das kann man wieder aufbauen.“

„Du hast leicht reden, Dir ist nichts niedergebrannt!“ schrie er zornig hin.

„Mir kann nichts niederbrennen, mein Lieber," ſagte der Lehrer, „weil ich nichts habe. Ich habe nie einen Hof gehabt und lebe auch ſo vergnügt."

„Weil du's nicht weißt, wie es iſt, wenn man etwas ſchafft, wenn man etwas aufbringt, was vorher nicht geweſen iſt. Wie man zuſammenwachſt mit ſo einem Beſitz. Dreißig Jahre an Müh' und Sorg' langen nicht. Und jetzt auf einmal alles hin. Das iſt nicht zu tragen! Das iſt nicht zu tragen!"

„Alles hin?" fragte der Lehrer. „Sind dir denn auch deine weiten Felder und Wieſen, deine großen Waldungen verbrannt? Sind dir auch deine Hände, deine Kräfte verbrannt? Undankbar biſt du, als ob du kein Chriſt wäreſt. Haſt denn alles du allein gemacht? Haben nicht auch andere dazu geholfen? Vor allem der Gottesſegen? Willſt du den für ſo ganz ſelbſtverſtändlich haben, da man doch ſieht, wie vielen Fleißigen er verſagt iſt? Was der Herr giebt, kann er auch nehmen."

„Laß dein Evangeli!" ſchrie er dem Zuſprechenden ins Geſicht. „Behalt' ſo was für deine Schulbuben auf. Du redeſt wie ein Haderlump und haſt keinen Dunſt, wie einem iſt, der alles verliert, alles auf einmal. Das überlebe ich nicht. Das bringt keiner mehr ſo zuſammen, wie ich's gehabt hab'. Der ſchönſte Hof weitum! Der Neid! Das hat mir einer angethan. Von nichts wird nichts brennend. Das hat mir einer angeſteckt! Und du ſchauſt blöd drein!"

„Aber mein Gott, Bruder, ich begreife ja."

„Nichts begreifſt du! Gerad juſt ein Schauſpiel

ist es für deinesgleichen, wenn dem Wohlhabenden auf einmal alles hin ist! Wenn er sich die Haare ausrauft, da lacht ihr und seid schadenfroh. Und wenn er's geduldig leidet und gar in seinen alten Tagen wieder anfängt zu arbeiten — allen Respekt, da kommt er gar noch ins Schulbuch, als gutes Beispiel! — Ein Gesindel seid Ihr!"

„Aber ich bitte dich, Anton, du hast ja recht." —

„Still sei! Mag deine Stimme gar nicht mehr hören! — O, mein schöner Hof!"

So raste der Mann, und noch Schlimmeres brachte er hervor. Ob Schladming, als der Zug über die wilde Schutthalde ging, die vom Dachstein herkommt, schrie der Kranzhofer: „Da unten ists recht für mich!" und that, als wollte er sich zum Fenster hinausstürzen. Der Lehrer rang mit ihm und weil er ihn nicht bewältigen konnte, suchte er das Notsignal. Es gab aber keins. Ein heißer Zorn stand in ihm auf über die gottlose Verzweiflung dieses Menschen, der trotz Brandstätte immer noch ein reicher Mann war. Und jetzt fiel ihm jählings was ein. — Wenn ihm das zu viel ist, so soll er noch mehr haben. Der soll mirs jetzt kosten, wie es ist, wenn man alles verloren hat. — Noch hielt er den Kranzhofer an den Armen und redete ihm mit guten Worten zu, sich nicht zu übereilen, bevor er alles wisse."

„Was du besitzest, Bruder, das hast du nicht just dir allein, das hast du nächst Gott auch deinem braven Weib zu verdanken. Was solls erst sein, Anton, wenn auch dieser Glücksstern untergeht?"

„Es wär' schon alles eins!" rief der Bauer aus.

„Ist gut, wenn du's so nimmst," sagte der Lehrer. „Denn wisse, Bruder, alles habe ich dir noch nicht gesagt. Auf einmal erträgts keiner. Das kleinere Unglück muß allemal erst stark machen, um das größere zu ertragen."

Der Kranzhofer wurde im Augenblick ruhig und stutzte. Dann holte er sachte aus und mit leiser, weicher Stimme that er die Frage: „Zu Grunde gegangen, hast du gesagt, ist niemand!?"

„Das soll ich gesagt haben!" sprach der Lehrer. „Eher ist meine Meinung, daß ein Toter nicht zu beklagen ist — wenn er ausgerungen hat, und ledig dieser elenden Welt, wo es so viel Verlust und Verzweiflung giebt."

„Du, Bruder!" sagte der Bauer mit sehr unsicherer Stimme. „Wie merkwürdig du redest! Was bedeutet das?"

Da fuhr es dem Lehrer wild heraus: „Es ist mir nicht möglich, Anton! Wenn du schon den Hof, der in einem Jahre schön und stattlich wieder dastehen kann, nicht verwinden kannst, wie sollst du erst —" Da hat er abgebrochen.

Das Gesicht des Kranzhofers bekam eine andere Farbe. Früher war es rundlich gewesen, jetzt wurde es eckig, kantig; früher war es glatt und rötlich gewesen, jetzt wurde es wie Lehm, wie rissiger, feuchter Lehm. Die Augen traten hervor, als ob den Mann jemand würgte; die Lippen waren dünn geworden und zuckten

und schnappten nach Luft. So stand er jetzt da, auf dem Antlitz die stumme Frage: „Mein Weib? Meine Kinder?“

Der Lehrer senkte sein Haupt zu Boden und antwortete nicht. Und der Kranzhofer wollte sich nicht mehr hinausstürzen. Er verstand das dumpfe Schweigen des Bruders. Es war alles verloren ... Hingebrochen lag er in seinem Winkel, über dem Knie die Hände gerungen, so stierte er drein. Und manchmal ein Hauch, als nenne er den Namen seines Weibes oder eines seiner Kinder. — Der ungeheuere Schlag hatte ihn betäubt.

Der Lehrer wußte sich vor Erbarmen nicht zu fassen. Dann fühlte er den großen Frevel, der da begangen wurde. War es nicht gerade, als ob er dem Bruder die Frau, die zwei Kinder hingemordet, ins Feuer geworfen hätte vor seinen Augen? — Allerdings, er konnte sie mit einem einzigen Worte wieder auferstehen machen, aber wer bürgt dafür, daß ihm nicht ein Herzschlag zuvorkommt? — Da er den Bruder nun so beobachtete, kam es ihm bei: er betet. — So muß man ihn noch ein Weilchen im Fegefeuer lassen. Das wird ihm wohlbekommen. Jetzt ging es noch stundenlang. Beide Männer schwiegen neben einander so dahin. Der Kranzhofer bewegte ein paarmal den Mund, um nach näheren Umständen zu fragen, aber es gebrach ihm an Mut. Auf dem längeren Aufenthalt in der Station Selzthal blieb der Lehrer im Gelaß und verließ seinen Bruder nicht einen Augenblick. Vorher hatte er den Schaffner bestimmt, ihnen das Coupee allein zu

lassen. Jetzt dachte er, es wäre vielleicht gut, den Bruder durch Anwesenheit von Fremden in einige Zerstreuung zu versetzen, aber es stieg keiner ein. Jeder, der den verstörten Menschen gewahrte, trat sofort zurück mit der lauten Begründung: „Das ist ja von Kranken besetzt."

Der Lehrer beobachtete immer den Bruder. Er sah in ihm den Schmerz wühlen, aber er dachte: Vielleicht ist es dir dann um so besser. Als nachher der Zug in das Paltenthal eingebogen war und im Hintergrunde die heimischen Berge auftauchten, da faßte der Kranzhofer plötzlich die Thürklinke. Als der Bruder wehrte, da sagte er völlig gelassen: „Nein. Das nicht. Anthun will ich mir nichts. Nur nicht heim — heim nicht."

Der Lehrer begriff es. Hat er die Verwüstung mit eigenen Augen nicht gesehen, so steht gleichsam alles noch wie vor sechs Wochen, als er hoffnungsfroh aus diesem Thale davon fuhr. Es ist begreiflich. O, armer Mensch, wie klein und zahm bist du jetzt geworden!

Und ganz plötzlich kniete der Kranzhofer nieder vor seinem Bruder und sagte: „Bete mit mir, Konstantin, daß mir unser Herrgott verzeiht — weil ich so gelästert habe."

O, lieber Mensch, wie demütig bist du geworden! dachte der Lehrer.

Der andere fuhr fort, schluchzend zu sprechen: „Jetzt, wenn mir einer thät kommen und sagen: All dein Besitz ist hin, auch die Wiesen hat das Wasser ver-

tragen und den Wald hat der Sturm vernichtet, aber dein Weib und deine Kinder sind gesund — keinen glücklicheren Menschen thät es geben als mich."

„Na," sagte der Lehrer, „so wart' halt noch ein bissel, vielleicht verzeiht er dir. Binde dein Halstuch fester und suche deinen Mantel. Den Koffer lasse nur mir. Es scheint, Brachstein kommt."

Der Bauer verdeckte sein Gesicht mit den Händen und bebte.

„Willst du dir nicht das Haar ein wenig glätten?" gab der Lehrer zu bedenken. „Ich glaube, es sind Leute am Bahnhof. Wenn mich nicht alles trügt, auch gute Bekannte."

Er sah zum Fenster hinaus. Der Zug ging langsam. Der Kranzhofer guckte unsicher über der Achsel des Bruders hinaus. Dieselbe Waldgegend mit den grünen Almkuppen, dasselbe weiße Kirchdorf mit dem schlanken Turme und derselbe stille Sonnenschein darüber! Und hier derselbe Bahnhof mit der zierlichen Verschalung. Da kreischte er auf. Er hatte sie gesehen. — Auf dem Perron standen sie, sein jugendliches Weib, sein Knabe und sein Mädchen. Der Knabe, als er den Oheim mit dem Vater sah, schwenkte lustig sein weißes Strohhütchen. Die Frau ging ruhig den Aussteigenden entgegen: „Gottwillkommen, Anton! Du bist gesund. Und was derweil bei uns geschehen — mach dir nichts draus, Mann. Ich hab's auch verwunden. Die Arbeiter räumen schon den Platz für den Neubau. So gieb mir doch meinen Kuß, Alter!"

Jetzt erst ist das laute Weinen in ihm ausgebrochen — ein Weinen der Freude.

So glücklich als heute ist er noch nie ausgestiegen in Brachstein, dachte sich der Lehrer, und war zufrieden mit dem, wie er's angestellt hatte.

Der Mann mit den sechs Händen.

Im Brückthal, ganz hinten oben, steht ein Bauernhaus, das man für Geld anschauen lassen könnte. Dort sitzt der Mann mit den sechs Händen. Sitzt? Der sitzt? Wo er zu gleicher Zeit im Stall ist und auf der Wiese, und auf dem Felde, und in der Scheune! Der hat mehr Füße als ein Krebs, nur daß er damit nicht rückwärts geht. Und so einer soll sitzen? Aber er sitzt doch in der Stube und hat ein Kind auf dem Arm, und läßt eins auf dem Knie reiten, und schaukelt das dritte in der Wiege. Und just vorher ist er noch bei der Kornfuhr gesehen worden, auf dem Acker und bei den Melkkühen im Stall. Es liegen ja noch die Halme in seinem Haar, es klebt ja noch ein bißchen Kuhmist an seinen klobigen Schuhen, die mit Weidenbändern geraidelt sind, damit sie nicht auseinandergehen. Für den Werktag thut's alles und das Linnengewand dieses Bauers hat mehr Flicker, als das Dorfkirchdach Ziegeln hat. Im Kasten hängt schon was Besseres für den Sonntag.

Das ist der richtige Bauernzogel aus alter Zeit. Hat sich aber in der weiten Welt schon umgesehen. In einer großen Bierfabrik ist er Brauknecht gewesen und

in einem Eisenwerk Schmied so manches Jahr. Das Stilett hat er auch ein paar Jährchen an der Seite getragen, dann noch ein halbes Jahr Dienstmann in der Stadt. Dann wird er denn draufgekommen sein, was an der weiten, rauschenden Welt dahinter ist, denn es gelüstete ihn wieder zurück ins stille Gebirg zu den Bauern, deren einer er von Haus aus war. Die Tauben hätten's nicht besser zusammentragen können, den Erhard und die junge Witwe, die auf einem verschuldeten Bauernhofe hauste, im Brückelthal, ganz hinten oben. Die Witwe zog ihn an, die Schulden schreckten ihn nicht ab. Da gab's einmal ordentlich zu thun, ein beständiges Arbeiten, bei dem man wußte, für wen und für was. Die meisten Leute glauben, essen, trinken und schlafen wäre das notwendigste für den Menschen; nach dem Erhard im Br[illegible]thof mußte man glauben, die Thätigkeit sei noch viel [illegible]chtiger, ersetze essen, trinken und schlafen. Letzteres verschmähte er ja auch nicht ganz, soviel just Zeit dazu übrig blieb; blieb keine, war's auch gut. Aber es blieb allerweil noch eine. Trotzdem er selber Großknecht, Weidbub und Stallmagd sein mußte, saß er doch fast immer auch zu rechter Zeit bei Tisch, kniete zum Gebet und stieg früher ins Bett als die Nachbarsleute, die im Dorfkrug saßen oder an Weiberfenstern umherklöpfelten. Er hatte für alles Zeit, behäbig, aber weitschrittig ging er umher, bedachtsam, sachte faßte er an, und nie umsonst. Jeder Schritt, jeder Griff hatte seinen Erfolg.

Anfangs hatte er es natürlich mit den Dienstboten versucht, denn die siebzig Joch Grund und die zwanzig

Stück Vieh verlangten seit jeher mindestens ein halb Dutzend Leute. Dienstboten hatte der neue Bauer sehr leicht bekommen, denn sie waren begierig, wie es bei einem Manne, der weit in der Welt herumgekommen und sogar bei den Sozialdemokraten gewesen, zu leben wäre. Bald aber erzählten sie einander, daß es keinen größeren „Leutschinder" gebe, als den Erhard auf dem Brenthof. Nicht, daß er zur Arbeit greinend angetrieben hätte, dieweilen er sich selber wohl geschehen ließ, nein, es war schlimmer: ohne viel zu meistern, arbeitete er ihnen selber vor, von früh bis abend. Und da konnten sie schon schandenhalber nicht allzuweit zurückbleiben, umsoweniger, als der Hausvater auch das Essen mit seinem Gesinde teilte und nicht einen Bissen zu sich nahm, den nicht auch seine Dienstboten haben konnten. Außer dem Sonntagskaffee, den er seinem Weibe zuliebe eingeführt hatte und nur mit ihr teilte, im Küchenwinkel, bescheidentlich und schüchtern, als müsse er sich bei Magd und Knecht entschuldigen, daß er einmal etwas aus dem Extratöpfel löffele. Daß er in der Arbeit nicht mächtig viel von ihnen verlangen konnte, wußte er freilich, strenger war er, wenn sie Luderleben treiben wollten. Die Leute waren nicht gerade unwillig, aber vor der Zeit, und gewöhnlich bei genötiger Arbeit, trödelten sie zum Erhardt heran und sagten, sie wollten gehen. Mancher verzichtete sogar freiwillig auf den fälligen Lohn, es sei ihm nicht des Geldes wegen, er habe auch sonst keine Klage der Behandlung halber, am Ende wäre ihm weder die Arbeit zu stark, noch die Kost zu schlecht — aber so viel lang-

weilig thäte ihm halt werden in der Einschicht und er wolle doch auch in eine Fabrik gehen. Der Erhard hatte gefunden, daß die Wirtschaft durch die Dienstboten eher gehemmt, als gefördert worden war, er hatte gefunden, daß allzuviel Rücksicht auf Knecht und Magd genommen werden mußte, daß eigentlich sie die Herren im Hause waren und er der Knecht — so ließ er sie ruhig ziehen. Gab es zeitweilig im Übermaß zu thun, so nahm er irgend einen halbverhungerten Häusler auf, der an gutem Willen zusetzte, was ihm an Kraft gebrach, so daß es recht ward. In gewöhnlichen Zeiten schlichtete der Erhard alles, was früher die Knechte und Mägde gethan hatten, es wurde nicht überall angefangen, aber es wurde gründlicher durchgeführt und gut vollendet. Den Feldbau setzte er zurück, die Viehzucht that er voran, das gab geringere Arbeit, doch mußte sie sorgfältiger verrichtet werden. Eine Kuh ist wehleidiger gegen schlechte Behandlung als ein Kornfeld, woran das meiste der Himmel thut. Der Erhard liebte die Tiere aus zweifachem Grunde: erstens wegen ihrer Nützlichkeit, zweitens weil sie lebendige Hausgenossen waren, die ihn gutmütig anglotzten und zuthunlich Hände und Kleider beleckten. Sie hatten ihn gerne, und dies that ihm wohl, obschon er auf das Gernhaben der Rinder, Schafe und Schweine nicht anstand. Sein Weib hatte ihm allmählich acht Kinder geschenkt. Diese hüpften, wenn auch barfuß, so doch in gut geflickten Höslein, Kittlein und reinen Hemden, stets wohl gewaschen und gekämmt, lustig umher. Die älteren waren außer der Schulzeit schon beim Vieh

zu brauchen, zu Botengängen und anderem. Die jüngsten trug die Mutter auf dem Arme umher, wenn sie in Haus und Garten nach dem Rechten sah. Sie säugte das Kind, sie schaukelte das zweite, sie schürte am Herde das Feuer, sie unterwies das ältere Mädel. Das alles that sie auf einmal, und noch mehr, wenn es sein mußte. Manchmal schalt sie die Kinder, brummte ein wenig mit dem Mann, war sonst aber frohlaunig, summte gern ein Liedel und — was die Hauptsache war — fütterte die Ihren stets mit einem nahrhaften Essen. Stillsitzen konnte sie nicht fünf Minuten, wenn sie eine Arbeit sah, und war des Abends schon alles gethan, so scheuerte sie noch einen Zuber, der ohnehin blank war oder flickte ein Höslein, bevor noch das Loch ganz durchgewetzt worden. Wenn sie dann auch wieder anhub, neue Windeln zu nähen, da schlugen die Nachbarinnen ihre Hände über dem Kopf zusammen darüber, daß dieser Brenthof denn wahrhaftig ein reines Kaninchennest sei und wie der Erhard wohl glaube, die davongelaufenen Dienstboten mit Eigenbau zu ersetzen. Zu bedauern sei das Weib, das vor lauter Kindern alleweil schon ein reines Kramperl werde. — Wenn der Brenthoferin so etwas zu Gehör kam, da verwunderte sie sich baß, was sie denn wollten? Sie sei froh des Kindersegens und wenn sie zwei Dutzend hätte, so möchte sie täglich den lieben Gott bitten, ihr ja keines wieder wegzunehmen. Der Erhard sagte überlaut, schon deswegen, daß die Kinder einmal brave Arbeitsleute abgeben würden, seien sie nicht zu verachten; denn er schämte sich zu gestehen, daß es die

Herzensfreude, die Vatersfreude war. Bauersleute sagen es nicht, daß man die Kinder liebt, weil sie ja doch eigen Fleisch und Blut sind. Hätschelt man denn eigen Hand und Fuß? Nein, das gestehen sie nicht zu, das wäre gar zu kindisch, wenn sie ihre liebe Brut so vor allen Gaffern und Neidern enthüllen wollten. Da muß denn die Brauchbarkeit herhalten, der Arbeit wegen muß man Kinder haben und erziehen. Der Bauer schämt sich jeder Liebe, und die bäuerliche Schämigkeit deckt oft tiefere Gemütswerte, als so ein gebildet sein wollender Windhund mit allem sentimentalen Wortschwall zu zeigen bestrebt ist.

Und wie ich — der mit dem Brenthofer gut bekannt ist — eines Tages das viele Kinderwerk dort ansehe und bemerke, wie schon wieder ein neues unterwegs ist, sage ich: „Aber Erhard, wie kannst du so unbesinnt sein? Hast du denn noch nicht genug Kummer und Sorgen auf deinem Hof? Wie wirst sie denn aufbringen, alle?" — Da hat er mich nur so angeschaut, völlig verständnislos, was ich denn meine? — Die Kinder schienen in der Wirtschaft nur so neben mitzulaufen, und sie liefen wie junge Rehlein, so frisch und munter, und wenn sie Erdäpfel ausgruben, Krautblätter sammelten, Ziegen fütterten, Hühnereier suchten, so war das den Kindern ein Spiel, in Wirklichkeit aber doch schon eine kleine Arbeit, zu der sie Erhard gütig und wie selbst mitspielend, anleitete. Herb sein mit den Kindern und greinen, das trug sich nicht zu, erziehen that er sie gar nicht, er war bloß selber so, wie er die Kinder haben wollte und sie thaten ihm's unwill-

kürlich nach. Einmal nur, als der ältere Bub mit einer Vogelstelle beschäftigt war, ließ der Kleine es darauf ankommen und den Vater ihn drei- oder viermal rufen. Darauf sagte dieser nur ganz gelassen: „Ich will dir's zeigen! Für ein anderesmal!“ und hieb ihm den pfeifenden Geiselriemen um die Barfüße, daß das Büblein jämmerlich zappelte und dann willig auf den Acker lief, um die kleinen Steine zu sammeln und auf den Steinhaufen zu tragen.

Die Nachbarn wunderten sich, daß der Erhard mit seinen Arbeiten immer auch so früh oder noch früher fertig wurde, als sie bei ihrem Schock-Dienstboten. Und es war nicht gehudelt, es war mit Fleiß und Schick bestellt. Manch einer wollte es ihm abgucken, wie man's denn mache, aber er sah nichts, als daß der Erhard ruhig, ohne Säumnis und ohne Hast arbeitete und daß im Brenthofe alles ununterbrochen thätig war, wie auf einem Ameishaufen, wo alles läuft und trägt und schiebt und zieht, zu den Löchern heraus, zu den Löchern hinein, und man kommt doch nicht dahinter, was wird. Beim Erhard sah man's freilich, wo er angriff, da that sich's. Fast selber schien es sich zu thun, und brach einmal ein Haustiel entzwei, so that's der Stumpf, und brach ein Rad, so band sich's mit der „Wieden“ leicht wieder fest und die Arbeit ging voran. Er war bei tagläufigen Schäden sein eigener Wagner und Schmied, und als einmal der Schneider die Ster verlog, sagte er: „Das wird auch noch keine Hexerei sein!“ und machte sich die Hosen selber. „Es ist rein, als ob der Mensch sechs Händ' hätt'!“ sagten

die Leute. Dazu fand der Erhard noch Zeit, bisweilen tagelang im Viehhandel umzugehen. Er wollte nicht bloß das „zuchtigste" Vieh haben, es mußte auch das schönste sein. Nicht bloß, daß die Schnauze feucht sein sollte und die Haut nicht festkleben durfte an den Rippen es mußten die Vorderfüße kurz sein, der Rücken gerade wie ein Lineal, das Hinterteil gehoben und der Schwanz an der Wurzel in einem schwunghaften Bogen getragen. Wenn es in der Bauernschaft von einem heißt: Der hat das schönste Vieh! so ist das mehr als anderer Ruf, denn schönes Vieh bedingt Klugheit, Fleiß und Geschmack. 's ist ein idealer, uneigennütziger Hang, denn für Milch, Pflug und Fleischer wären häßliche Tiere gerade so gut. Es kann aber sein, daß auch bei dem Vieh die Schönheit ein Erfolg der Gesundheit ist. Ein krankes Kalb konnte den Erhard weit mehr aus dem Häusel bringen, als ein krankes Kind. Das letztere steht in Gottes Willen, ums Kalb kümmert sich der Herr weniger, das hat der Bauer auf dem Gewissen.

Am Sonntage versäumte der Erhard selten einen Kirchgang, wobei er sein Weib oder eines seiner Kinder mitnahm. Nachher gab's im Wirtshaus ein Krügel Wein, bei dem er nach den Tischen hin aushorchte, was es Neues gebe und sich auch selber ins Gespräch that. Es waren zumeist gut abgelegene Nachrichten aus der weiten Welt, an denen er dann Jahre lang festhielt, nicht ahnend, daß sich draußen in einem Jahre mehr verändert, als bei den Bauern in zehn. So hatte er vor zwanzig Jahren vom Türkenkrieg in Bosnien gehört, daher sagte er zu seinen Leuten: „Gott geb's, daß ihr

nicht einmal müſſet Soldat werden, 's iſt halt Türkenkrieg." — Lieber als im Wirtshauſe trank er aber ſein Tröpfel Wein daheim, wenn ihn die Kinder umſummten und ſich kletternd an ſeine Beine und Arme hingen. Fliegen verſcheucht man mit dem Tabakrauch, Kinder wollen ſogar probieren, ob ſie's auch könnten, wenn ihnen der Vater den Stummel probeweiſe in den Mund ſtecken ließe. Der Vater aber ſagte ernſthaft: „Pfui, das Tabakrauchen iſt abſcheulich!" und nebelte dabei, was das Zeug hielt. Das war auch der einzige Fall, wo er ſeine Kinder mit Worten erziehen wollte und nicht mit dem Vorbild. Dafür feixten ihn die Fratzen auch aus hinter ſeinem Rücken und duſchelten einander zu: „Der Vater thut ja ſelber rauchen!" Und weil es gar ſo abſcheulich war und er es trotzdem that, wurden ſie danach leckerig. Die Mutter aber ſagte zu den Buben: „Unterſteht's euch nur! Wenn ich bei einem den Tabaktiegel ſehe, ſo ſchmeiß' ich ihn mitſamt dem Buben hinaus auf den Miſthaufen!" Dazu nun ſchmunzelte der Erhard, das war auch für ihn geſprochen und er verſteckte ſein Rauchzeug ſorgfältig von einem Sonntag zum andern.

Alſo führte Erhard manchmal ein rechtes Genußleben, bei dem er ſich aber im Grunde lange nicht ſo wohl befand, als bei der Arbeit. Er gehörte ja zu jenen Glücklichen, denen Pflichterfüllung zugleich das beſte Genießen iſt. Die Schulden, die er mit dem Hofe übernommen, waren längſt getilgt. Die Steuern zahlte er ſo regelmäßig, daß die Herren ihm ſchon größere Abgaben vorſchreiben wollten. Denn dieſe Leute können

die Ordnung nicht vertragen und wenn einer ordentlich zahlt, so glauben sie schon, er habe das Geld buttenweise im Keller stehen. Und zahlt er verspätet und unregelmäßig, so giebts Verzugszinsen und endlich eine Verwirrung, bei der sich der Bauer und der „Herr" nicht mehr auskennt. So weit ließ es Erhard nicht kommen und er lugte dem Steueramte scharf auf die Finger. Als die Steuer sich aber trotzdem erhöhte, war's richtig. Die Scholle hatte sich unter den fleißigen Händen Erhards so sehr verbessert, daß sie fast das zweifache trug gegen ehemals. Fruchtbarkeit überall, vom Gewipfel der Waldbäume an bis in die krautsamste Kammer.

Als er mir den gesegneten Zustand seines Weibes zum elften Kinde mitteilte, habe ich wohl müssen keifen. „Ich hatte doch gemeint, mit dem Dezimalsystem würdest du's gut sein lassen und nun scheinst es aufs Dutzend anzulegen."

Sagte er: „Mich freut's, daß mir Gott so viele anvertraut."

Na, dachte ich, der hat besseren Mut als unsere noblen Herrschaften, denen nach dem zweiten Kind schon das Herz in die Hosen fällt. Man braucht sich also nicht zu fürchten, daß die feine Gattung das Übergewicht bekommen wird auf der Welt. Und so lange ein Land solchen Bauernschlag hat, ist noch nicht aller Tage Abend.

Nun — und heute hat der Mann „mit den sechs Händen" richtig zwölf Kinder. Das dreizehnte war ihnen gestorben, bald nach der Geburt. War das eine Trauer! Gejammert haben sie nicht, aber ein Leid haben sie ge-

habt, wie es nicht größer sein kann bei dem dreijährigen Leichlein eines Herzensliebligs. Das kleine Hanserl war schon so lieb gewesen, so gescheit, so alle Vorzüge hatte es schon gehabt auf seinem achtundvierzigstündigen Lebenslaufe. Die Mutter hatte es schon mit dem Schulsack laufen sehen und der Vater es als Kuhbub mit der Geisel lustig knatternd geschaut. Alle süßen Sorgen und hellen Freuden, die sie bei den bereits erwachsenen gehabt, sahen sie schon sich an dem Jüngsten wiederholen — und auf einmal langten die unsichtbaren Arme Gottes herab: Nein, den nehm' ich mir wieder!

Nach wenigen Wochen war auch das verwunden, denn wo Arbeit ist, besonders körperliche, da gedeiht kein chronisches Herzleid. Und die jungen Racker geraten dem Vater nach, sie werden gar nicht müde. Wenn sie die ganze Woche gearbeitet haben, gehen sie am Samstagabend noch zu Nachbarsfenstern, hinter welchen was Warmes atmet. Ob die Jungen auch sechs Arme haben, wie der Vater? Hoffentlich. Zum „Halsen" einstweilen braucht man nur zwei.

Die Kreuzhütten-Buben.

In einem Thal bei armen Hirten. Das Thal ist so eng, daß ein Bach und ein schmaler Wiesenstreifen es ausfüllt, der Weg muß sich schon an dem steinigen Berghange weiterhelfen, nie eben dahin, immer auf und ab. Die Berge sind sehr steil, teils mit Wald bewachsen, teils mit grauen Felswändlein bestanden, hoch oben sind grüne Almkuppen. Dort jauchzen die Hirten. Sie jauchzen hell, denn es sind die kurzhosigen Stadtherren und die rotkitteligen Stadtfräulein noch nicht erschienen, bei deren Anblick anderswo den Hirten der Juchezer im Halse stecken bleibt.

Im Engthale, dort wo es zu Rande geht und in zwei wilden Gräben aufsteigt ins Gebirge, steht die Kreuzhütte. Ein hölzernes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dache und einem Söller unter demselben, daneben das Wirtschaftsgebäude. Das ist von altersher noch eingerichtet für Getreidegarben, während an den Äckern lange schon die jungen Lärchen grünen und Erlsträucher wuchern. Drei Äcker hatte er gehabt, der Kreuzhütter. Weil sie aber schwer zu bearbeiten waren und kein Dienstbote zu kriegen in den ödweiligen Graben herein, so hatte er sich drei frische Buben angefriemt

bei seinem jungen Weibe. Aber als diese Buben erschienen — Jahr für Jahr einer — waren sie so kleinwinzige Kerlchen, daß sie durchaus keine Haue und keine Sichel führen konnten, im Gegenteil, noch für sich selbst die unglaublichsten Dienstleistungen beanspruchten. Auch, wollten sie nicht Brot essen, immer nur Milch trinken. Da hat der Kreuzhütter die Pflüge verkauft, dafür Kühe angeschafft und die Felder zu Weiden werden lassen. Die drei Buben wuchsen leidlich in die Höhe, der alte Kreuzhütter jedoch ging von Jahr zu Jahr gebeugter einher und mußte keuchen, wenn er den Berghang hinanstieg um einen Korb Futter. Eines Tages setzte er sich vor dem Hause auf die Bank und sagte ganz laut — der eine Bub hat's gehört —: „Leutl, behüt euch Gott beieinand. Feierabend ist's." Und sank seitlings hin auf die Bank. Aus war's.

Der Schreck der drei erst halberwachsenen Brüder war so, daß sie starr wie Holzbalken dastanden vor dem toten Vater. Allmählich hub der ältere, der Oswald, an zu sprechen: „Mir scheint, er ist gestorben."

„Es wird um Gotteswillen der Schlaf sein," sagte der andere, welcher Toni hieß.

„Beim Schlaf macht der Mensch ja die Augen zu," meinte der Jakob. „Er hat sie offen und sie sind ganz gestockt."

Dann schwiegen sie wieder und starrten hin.

Plötzlich machte der Älteste einen Sprung, packte den Vater und rüttelte ihn mit aller Macht. Der erwachte nicht, sondern fiel wie eine schwammige Masse auf die Erde hinab.

Die Brüder waren blaß bis über die Lippen, aber sie erhoben kein Jammergeschrei. Gleichzeitig stießen sie das Wort hervor: „Die Mutter!“ — Die Mutter that oben auf der Grabenwiese Futter mähen. — Wie soll denn das sein? Wie kann man denn hingehen und sagen: Mutter, thu' die Sense weg, der Vater ist gestorben. — So kann's ja nicht sein, das ist nicht auszudenken.

Jetzt beratschlagten sie, wie man es der Mutter beibringen sollte. Sie hatten einmal gehört, daß auch der Schreck einen Menschen töten könne. Dann erklärten alle drei, sie wollten ihr's gar nicht sagen.

Aber wenn sie heimkomt und es selber sieht? — Das schlägt sie ja nieder wie ein Donnerkeil.

Sie gingen langsam hinauf, den schmalen Bergsteig hinter einander. An der Lärche, wo man schon die Wiese sah, blieben sie stehen. Jetzt thut sie noch ruhig mähen. Jetzt stützt sie den Stiel auf den Boden, fährt mit einem Grasschippel über die Sense hin und schärft sie mit dem Wetzstein. Sie weiß noch nichts davon, daß im nächsten Augenblick die ganze Welt einbricht.

„Ich mag ihr's nit sagen!“ flüsterte der Oswald.

„Warten wir, bis sie aufhört zu mähen.“

Und die jungen Burschen standen da. Und standen so lange unter der alten, spießästigen Lärche, bis sie von der Mutter bemerkt wurden.

„Was macht ihr denn dort, Buben?“ rief sie herüber. Also schritten sie langsam über die Wiese und traten achtlos das gemähte Futter in den sumpfigen Boden ein. Die Mutter hub an zu zittern. Jetzt ist

was geschehen. Umsonst gehen die Buben nicht so daher. Als sie ihr nahe waren, stürzten sie hin, bargen ihre drei Blondköpfe an ihren Schultern, an ihrer Brust und stöhnten laut.

„Was habt ihr denn?“ rief sie schrill aus, „jetzt hat's was!“

„Liebestes Mutterl! Liebestes Mutterl!“ riefen sie, legten ihr die Arme um den Hals, daß sie fast zu Boden gedrückt ward. „Wir werden schon recht brav sein und schauen auf dich und fleißig arbeiten...“

„Jetzt hat's mit dem Vater was!“ schrie die Häuslerin auf.

So haben sie ihr's beigebracht und brauchten nichts weiter zu sagen.

Als die Burschen dann erwachsen waren, hatten sie gute Lust zum Arbeiten und gute Freude zum Essen, aber siehe, da gab es auf dem kleinen Gütel zu wenig von beiden für drei starke Mannsleute. Die Mutter herzten sie täglich, und alle Mühe wollten sie ihr aus der Hand arbeiten, so daß sie bisweilen ganz brummig wurde und wofür sie denn eigentlich vorhanden sei, wenn sie nichts mehr zu thun hätte als Hemden nähen und Strümpfe stopfen, was gerade für die langen Abende ein rechter Zeitvertreib wäre, aber nicht für den lieben Tag, wo der Herrgott die Sonne brennen läßt, damit die Leute was ausrichten sollen. So haben die drei Buben anderwärts Arbeit gefunden und das Verdiente der Mutter heimgebracht in die Kreuzhütte, wo sie auf dem Dachboden nebeneinander ihre Betten hatten und alle Abende gesund schnarchten, bevor die Mutter in

ihre Kammer ging, und alle Morgen noch kräftig schnarchten, wenn die Mutter schon wieder beim Herdfeuer stand und den Milchbrei kochte. Aber zu ihrer Arbeit kamen sie noch allemal früh genug in den Holzschlag, wo der Gutsbesitzer roden ließ. Der Jakob blieb Holzknecht Jahr für Jahr; der Toni eignete sich später zum Kohlenbrenner, und der Oswald arbeitete mit den Zimmerleuten im Lande umher, wo es zu bauen gab. Da kamen die letzteren zwei wohl seltener heim in die Kreuzhütte. Wenn sie aber kamen, war der Toni kohlrußig und der Oswald gut gestrählt am Blondkopf und glatt rasiert bis auf den zarten Schnurrbart. Das war ein hübscher Bursche geworden, nur seine Plattfüße hatten ihn vor dem Soldatenrock bewahrt. Die beiden andern, den Jakob und den Toni, hatte das eifrige Beten der Mutter davor gerettet. Sie betete jeden Abend einen Psalter, daß man ihr doch diese lieben Buben nicht zum Menschenschlachten davonführen möchte, und vor lauter Beten hat sie's erzwungen. Allerdings hatte der Toni einen starken Höcker, weil er als Kind einmal schwer gefallen war, und der Jakob war kurz- und säbelbeinig, weil ihn Gott so erschaffen hatte. Der eine hatte — wie die Spötter läuteten — den Tornister schon auf dem Rücken, der andere war zum Reiten wie geschaffen, aber die Mutter hatte so viel zum Beten geschaut! So kamen sie an Samstagabenden doch wieder zusammen in der Hütte und jeder brachte allemal was mit für die Mutter, sei es ein blauer Kittelstoff, oder ein rotes Seidentuch, oder ein Kopfkissen mit Roßhaar, oder ein Stück Lebkuchen, oder eine Flasche Unter-

steirerwein, oder gar ein Silberkettlein, wie es andere Burschen der Herzliebsten schenken. Sie schlug allemal die Hände zusammen: „Aber ihr seid mir doch rechte Lappen! Wo thu' ich's denn hin? Hab' schon so viel schöne Sachen, daß gar kein Platz mehr ist! Thut doch auch auf euch selber denken. Das sind aber doch Narren, liebe, daß sie alles mir heimbringen!" Der Holzknecht nahm das Mütterlein um den Hals und koſete so viel, daß sie über und über vor Harz klebte, und der Kohlenbrenner machte sie vor lauter Schäkern und Kosen ganz rußig und wenn sie sich dann mit beiden Flachhänden im Gesichte wusch, kicherte sie in den Brunnentrog hinein voller Herzensfreud über die „lieben Narren". An Sonntagen, wo andere der Lustbarkeit nachgehen, hockten die Buben daheim im versteckten Engthal bei Muttern und unterhielten sich mit Plaudern und Schäkern. Dieweilen sie den Burschen die Kleider ausbesserte, flocht ihr der Bengel von Holzknecht das grauende Haar in Zöpflein und der Kohlenbrenner war schier unzufrieden, wenn er zu „seiner Alten" mußte, sehen und schaffen, daß sie nicht Schaden that. Diese Alte war der schwarze Kohlenmeiler in der nahen Brennstatt. Die Mutter war's zufrieden, spähte aber bisweilen ein wenig aus, ob neben der „Alten" nicht am Ende irgendwo auch eine „Junge" seiner wartete. Allein, den Buben war für ihre kindliche Liebherzigkeit alleweil noch „das Mutterl" genug.

Am seltensten kam der Oswald heim. Der war als Zimmermann weit im Lande herum und hatte auch an Sonntagen dort und da zu thun. Wenn er aber in

ſeiner bockledernen Kniehoſe heimkam und das rote Halstuch wie ein Roſenknöſplein zwiſchen den Flügeln des weißen Hemdkragens hervorguckte, da hatte er allemal ein friſches, ſcheibenrundes Geſicht und lachte wie Sonnenſchein in die dämmernde Hütte herein und brachte Sachen mit für Mutter und Brüder. Das Laſter des Tabakrauchens hatten ſie ſich angewöhnt, die jungen Waldteufel alle drei, und wenn ſie recht nebelten, hüſtelte und ſchmollte die Mutter, und wenn ſie darauf ausgehen ließen, holte ſie vom Herd glühende Kohlen, um die Pfeifen wieder anzuzünden. Der Zimmermann brachte vom Markt Birnen mit heim, oder Zuckerwerk, oder ſüßen Schnaps, und hätte es gern gehabt, daß „Mutterl" ins Naſchen gekommen wäre; ſie that, als ſtecke ſie die Sachen brocken- und ſchoppenweiſe in den Mund und ſchenke den Buben nur Reſtchen zum Koſten, dieſe Reſtchen waren aber ſtets das meiſte, und die Burſchen nahmen es nicht wahr, daß ſie von all' dem Guten, das ſie ihr geſchenkt, den allergrößten Teil ſelber verzehrten.

Der falbe Schnurrbart des Oswald war immer ſtattlicher geworden und ließ ſich bereits in ſpitze Hörnlein drehen. Und einmal, wie er ſo drehte, fing ihm der Jakob die Hand ab und ſagte: „Du halt, wo greifſt denn du lauter herum, daß dir ſolche Sachen hängen bleiben an den Fingern?" Sofort machte der Oswald mit den gekrümmten Fingern eine Bewegung, als wollte er dem Bruder über das Geſicht kratzen, that's aber nicht, ſondern lachte: „Daß doch ſo ein Holzknecht alles gleich begucken muß!" Hatte nämlich der Zimmer-

mann am Mittelfinger ein güldenes Ringlein. Und jetzt mußte er eingestehen. — Die Wegscheidwirtin in der Blachau. Wo sie in den letzten Wochen den Stadl gebaut hatten. Ein tüchtiges Weibsbild her. Nicht über die Dreißig. Ihr Mann erst im vorigen Frühjahr gestorben. Ein schöner Platz! Stattlich Haus und Hof und hundert Joch Grund dabei. Er hätte auch das Herumzigeunern mit den Zimmerleuten satt, wenn man sich's besser machen könne! Nu, so hätten sie's am vorigen Samstag ausgeredet, miteinand allzwei....

Der Holzknecht und der Kohlenbrenner hatten während solchen Bekenntnisses allerhand Gesichter geschnitten. Die Mutter hatte gar aufmerksam zugehört; und jetzt, da er nicht mehr weitersprach, sondern mit der Spitze des Taschenmessers seine Fingernägel auskratzte, sagte sie: „Du bist mir aber doch ein Lotter! Die Wegscheidwirtin in der Blachau willst du heiraten?"

Da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, schrie ihr lustig ins Gesicht: „Freilich wohl, Mutterl!" und gab ihr einen schmatzenden Kuß auf den Mund.

Bei der nächsten Zusammenkunft huben der Jakob und der Toni an, den Bruder zu necken wegen des „schönen Platzes", des tüchtigen Weibsbildes und ob der Wegscheide. Er antwortete, daß er recht gut wisse, welchen Weg er zu gehen hätte. — Fast etwas gereizt hat er, und wenn sie schon wissen wollten, so möchten sie halt einmal in die Blachau hinausgehen, ein Wirtshaus stünde jedem offen. Der Jakob meinte unmaßgeblich: „Wenn sie Bekanntschaft machen will, die Frau Wirtin, so hat sie nicht weiter in den Graben herein,

als wir hinaus." — Die Mutter merkte eine gewisse Verstimmung zwischen den Buben, die sie nicht gewohnt war, sie schlichtete mit dem Wunsche, nächstens einmal eine Wallfahrt nach Straßkirchen zu machen, bei dieser Gelegenheit könnten sie im Wegscheidwirtshaus einkehren und sich die Dinge unauffällig anschauen. Das wäre schon recht, meinte der Zimmermann, und als er am folgenden Samstage wieder heimkam, brachte er ein Stück Laugenseife mit, falls die Brüder sich zur Wallfahrt das Pech und den Ruß losfegen wollten. Da lachten sie wieder. „Er fürchtet schon, daß sie an mir könnte picken bleiben!" rief der Holzknecht. „Und wenn ich der Frau Schwägerin ein Küssel wollt' geben, thät sie einen schwarzen Fleck kriegen!" setzte der Kohlenbrenner bei.

Die Mutter hörte solche Reden nicht gern, erstens könnten sie dem Oswald ärgerlich sein, zweitens hielt sie auf ernsthafte Anständigkeit, besonders bei so heiklichen Sachen. Als der Wallfahrtstag herankam, war es das erste Mal, daß sie den zwei Buben die frischgewaschenen Hemden bügelte, denn die jungen Waldlöwen pflegen in Hemdärmeln zu gehen. Sie selber zog ihr gutes Sonntagsgewand an, aber nicht das beste mit der schwarzen Taffentschürze und dem rotseidenen Busentuch. Ihr silberiges Haar glatt gescheitelt, mit den feinen Runzelchen im weißen Gesicht und den munteren blauen Augen drein — so sah sie gar anmutig aus. Und der Kohlenbrenner, sauber gescheuert, beugte sich nieder, klatschte mit den Händen auf die Oberschenkel und rief: „Mutterl, du bist aber schön!" Seinen Arm durfte er ihr

heute nicht um den Nacken legen, des Verknitterns halber.

So gingen sie auf die Wallfahrt. Bauschige rote Regenschirme hatten sie bei sich und der Jakob trug am Rücken ein Bündel, in welchem Brot, Käse und sogar ein Eierkuchen waren, zur Wegzehrung. Die Mutter hatte eine Rosenkranzschnur um ihre braune knochige Hand gewunden. Auf steinigen, durch Unwetter arg verwaschenen Wegen wurde sie stets am Arme geführt von dem einen und von dem andern, und der voraus ging, hatte immer aufmerksam zu machen: „Auf diesen Stein steigen, Mutterl! so den Fuß setzen! da ist's rutschig. Da ist eine Wasserkehr, mußt hupfen — hopsa!“ Und sie: „Ja, bin ich denn blind, ihr Narren! Schaut doch, daß ihr selber nicht in den Patsch steiget!“

Als sie in der Blachau dem Wirtshaus nahe kamen, wurden alle Schuhe sauber mit Gras gereinigt. Dann setzten sie sich ein wenig auf einen Steinhaufen und betrachteten das weitläufige Gehöfte, das zwischen flachen Feldern, Wiesen und Gärten vor ihnen dalag und dessen Schindeldächer in der Sonne so hell funkelten, daß die Kreuzhütterin ihre flache Hand vor die Augen halten mußte.

Der Oswald betrachtete mit Stolz den Hof, dann Mutter und Brüder, die unter Kopfnicken drauf hinschauten. Auch die Gegend war so breit und frei, und die Berge waren ganz blau vor lauter Ferne.

„Ja, schön ist's da schon!“ sagte endlich die Mutter und rieb sich mit dem Sacktuch die Schweißtropfen vom Gesicht. Und der Oswald dachte, wie es dem

Mutterl gut sein werde in diesem Heim. Ein warmes lichtes Stüblein gegen den Garten hinaus, rote Blumen, den Lederkissenstuhl daneben, ihren Kaffe jeden Tag — alles, was sie halt gern hat, und wenn etwan gar kleine Saggra kommen, die werden ihr die Zeit schon vertreiben. Nachher der Jakob Oberknecht, der Toni Weidknecht, und mitten in allem er selber, der Großbauer und Schenkwirt mit der seinen Frau Wirtin....

„Ich denk', wir gehen nicht hinein," sagte der Toni.

Der Oswald lachte überlaut. „Wegen dem, daß wir hineingehen, sind wir ja hergegangen."

„Ich möcht' auch vorher noch gern mit unserer lieben Frau von Straßkirchen reden," sprach die Mutter nur so halblaut hin. Der Oswald aber brannte vor Begierde, seine Leutchen der Wegscheidwirtin vorzustellen. Sie soll einmal sehen, was er für ein herziges Mutterl hat und für prächtige Brüder.

Nun, so standen sie bald auf dem breiten Antrittstein des Eingangs. Dort konnten sie freilich nicht mehr lange säumen und überlegen, denn das alte Rundbogenthor war weit offen. Im Vorhause schon standen ein paar Tische, stülpte ein Faß, und es war, als steige aus den dicken Mauern ein kühler Weinduft. In der geräumigen Gaststube standen mindestens sechs große Tische, die zu dieser Stunde unbesetzt waren. Am vorderen saß die Frau Wirtin. Den einen der vollen nackten Arme hielt sie in die Seite gestemmt, den anderen hatte sie weit über den Tisch hin liegen. Eine stattliche Figur, und am dicken Hals eine siebenfache Silberkette.

Das Gesicht bestand hauptsächlich aus zwei hervorquellenden Wangen, zwischen denen eine etwas verkümmerte Nase saß. Am Munde tautschte sich die fleischige Unterlippe über die Oberlippe hinauf, die Mundwinkel gingen sachte nieder an beiden Seiten des hervorstehenden Kinnes. Das eine Äuglein schaute unter buschigen Brauen frisch und unternehmend aus, das andere hatte ein Blümel. Die schwarzen Haarsträhne waren locker ums Haupt gewunden, so daß sie an der Seite niederzuhängen Anlaß nahmen. Als der Oswald mit dem Buckeligen, dem Säbelbeinigen und dem alten Weiblein bescheiden eintrat, sagte sie leise: „Nau, Oswald, was bringst mir denn heut' für Leut' daher?"

Als sie vorgestellt waren, wurde sie liebenswürdig, reichte jedem die Hand, um diese nachher unauffällig an ihrer Schürze abzuwischen. Dann ließ sie Wein hertragen, Semmeln einen großen Korb, und Käse, blieb aber sitzen an ihrem Tisch, legte den Arm weit über die Platte hin und ließ ihr Auge umherzucken, ob auch in jedem Winkel alles zurecht wäre. Der Oswald hatte sich nicht hingesetzt, sondern ging mancherlei anfassend und prüfend in der Stube herum, im Vorhaus, im Wirtschaftshof, auf den man durchs Fenster sehen konnte, und spielte schon so ein wenig den Hausherrn. Die andern saßen da. Zuerst hatten sie mit der Wirtin vom Wetter geredet und vom schlechten Weg, dann stockte es. Später hatte die Frau zum Essen und Trinken angeeifert, denn sie würden wohl noch einen guten Marsch vor sich haben, dann stockte es wieder. Ferner fragte sie,

ob die Brüder auch Zimmerleute wären? Nicht. Sei auch recht, jeder könne nicht Zimmermann sein. Wie alt denn wohl die Mutter schon sei? — Endlich, als sie zum Fortgehen rüsteten gen Straßkirchen, stand die Wirtin doch mählich auf, wobei sie ihre Faust an den Tisch stemmte, lehnte die angebotene Zechzahlung ab und machte artig die Einladung, auf dem Rückwege wieder zuzusprechen. Je näher die Kreuzhüttenleute in ihren schwerfälligen und eckigen Wendungen der Stubenthür kamen, desto freundlicher ward die Wirtin. Dann trat der Oswald noch zu ihr: „Behüt dich, Seferl!"

„Mit gehst wallfahrten?" lachte sie grell auf, „na, so thu' halt fleißig bußwirken, wird dir nit schaden!" Dabei gab sie ihm mit dem nackten Ellbogen schäkernd einen leichten Stoß.

Als die vier Wallfahrer wieder auf der heißen Straße waren, strich der Oswald ganz nahe an den Seinen hin und wartete auf irgend einen Ausdruck von Zufriedenheit. Endlich sagte er selbst: „Nicht wahr, lieb ist sie!" — Doch es war keine rechte Antwort zu erreichen.

Weil sie vorher an der mit allerhand Fahrnissen gefüllten Wagenhütte vorübergekommen waren, so sagte nun der Toni: „So ein Steirerwagerl, wenn sie uns hätt' einspannen lassen!"

„Gott sei für!" rief die alte Mutter und humpelte, um zu zeigen, daß sie auf derlei nicht anstehe, hastig neben ihren Söhnen einher.

Auf dem ganzen Wege redeten sie weiter kein Wort

über das Wegscheidwirtshaus. Die Wallfahrt wurde fleißig verrichtet. Am Beichtstuhle standen voran die Mutter, und hinter ihr die drei Söhne. So auch knieten sie nebeneinander vor dem Kommuniontisch und dann nahmen sie in der Herberge ein gutes Mittagsessen, wobei sie bedacht waren, die besten Bissen der Mutter auf den Teller zu legen. Auch Zucker thaten sie in den Wein, sonst war er ihr zu „stark"; und dann nippte sie und bekam rote Wänglein und es war ein einträchtiges und fröhliches Gottloben auf der Wallfahrt. Den Rückweg wollten sie über den Mitterberg nehmen, sie werde ihn schon dermachen, meinte die Mutter; der Oswald stimmte sehr für die Rückkehr durch die Blachau, er habe notwendig im Wegscheidwirtshaus zu thun, und sie würden sehen, wie lieb sie mit ihnen sein werde, wenn sie wieder zusprächen; sie sei schon so, erst nach und nach werde sie warm, dann halte es aber auch, wie ein Kachelofen im Winter. Zudem habe die Wirtin sie ja eingeladen, zuzusprechen und würde gewiß allerhand herrichten; ein absichtliches Ausweichen hätte sie nicht verdient, wo sie mit ihm doch gar so lieb und gut sei. Na, dem Bruder zu Gefallen haben die beiden andern der Mutter so lange zugeredet, bis sie beim roten Kreuz links in die Blachau einbogen.

Es war Regenwetter gekommen. Die drei roten Schirme und der braune des Zimmermanns deckten unsere Gesellschaft gegen oben, die Straße aber war so grundlos, daß der Toni wieder an das Steirerwäglein dachte, das die Wirtin ihnen leicht hätte entgegenschicken können. Der Oswald mußte diesen Gedanken

erraten, denn plötzlich sagte er: „Die Pferde, wenn sie nicht beim Holzschleifen wären! Wie die Grafen könnten wir fahren!“

In der Vorlauben des Wirtshauses schlenderten sie sorgfältig die Schirme aus, säuberten die Kleider von dem angespritzten Kot und traten dann — der Oswald tapfer voraus — ins Gastzimmer. Da gab es einen tischvoll Herren, die tranken, rauchten und heiter waren. An der Tischecke saß die Wirtin, legte den nackten Arm auf die Platte, redete gar manierlich mit den Gästen und gab die Scherze des Chirurgen und des Bürgermeisters aus Standelbach schlagfertig zurück. Als die Kreuzhüttenfamilie eintrat, winkte sie stumm und lebhaft nach der Küchenthür. In die Küche sollten sie, wahrscheinlich, weil sie sich dort am Herdfeuer trocknen könnten. Naß waren sie zwar ohnehin nicht; jetzt, in der Küche wechselten die Kreuzhüttenleute miteinander einen kurzen Blick und dann gingen sie durch die andere Thür wieder in die Vorlaube. Dort sagte die Mutter leise zu den Söhnen: „Mir scheint, sie fängt sich schon an zu schämen mit uns!“ Dann nahmen sie ihre Regenschirme und gingen davon. Sie redeten darauf unterwegs nur wenig miteinander, der Zimmermann aber sagte gar nichts — nicht ein Wort. Er schritt vornedrein oder hinterher. In Neudorf blieb er vor der offenen Werkstatttthür eines Korbflechters stehen und rief hinein: „Hättest du mir heut' nicht für einen Botengang Zeit, Steffel? Es müßt' aber freilich gleich sein. Mit einem Trinkgeld bin ich dir nicht zu sparsam, wenn du deinen Schubkarren nimmst und mir vom Wegscheidwirtshaus

meinen Kleiderkoffer holst und ins Kreuzhäusel hinaufschaffest. Aber fein gleich müßt' es sein."

„Das will ich dir schon thun," antwortete der Korbflechter und ein paar Stunden, nachdem sie von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt waren, zog in die Kreuzhütte wieder der hölzerne Kasten ein, der schon hatte anfangen wollen, seinen Inhalt in die großen Truhen des Wirtshauses zu entladen. Da nahm er seine Mutter her, herzte und küßte sie und sagte nichts als das eine Wort: „Mutterl, ich bleib' bei dir."

Die Zimmermannsart war bei diesem Zwischenspiel aber nicht leichter geworden. Er war im Gedanken schon so schön behäbig in der Gaststube bei seinen Gästen gesessen, eine lange Pfeife im Munde oder zur Vormittagsjause seine Lieblingsspeise, Kalbsohr mit saurem Kren essend, oder war in den Wirtschaftsgebäuden umhergegangen, dem Gesinde befehlend, mit seiner Frau scherzend, mit seiner Mutter plaudernd. Er hatte bei diesem eingebildeten Wohlleben beinahe schon ein Bäuchlein bekommen — und jetzt wieder nichts als ein armer Zimmermann, der seinen Erwerb mühsam suchen muß überall, wo sich Feuer, Wasser oder ein anderes Unglück zugetragen hatte. Es war daher recht an der Zeit, als ihm Aufklärung ward, welche Art von Glück er verscherzt hatte. Der Gendarm sagte es ihm zuerst auf der Straße, am Feierabend, als der Zimmermann von einem Bau heimkehrte. Dieser Gendarm kehrte im Weggscheidwirtshause zu, um die Wirtin abzuholen. Sie war angeklagt, ihren viel älteren verstorbenen Mann durch Brantwein vergiftet zu haben. Sie soll den blödsinnigen

Alten soweit hergerichtet haben, daß er täglich einen Liter Fusel soff, bis er eines Tages, als sie ihm die Pfeife anzündete, beim Munde Feuer fing und elendlich umkam. Wegen dieser Sache hatte ihr zwar nichts geschehen können, denn das Branntweintrinken und das Pfeifenanzünden ist nicht verboten. Hingegen war bei dem Prozesse ein Ehevertrag zutage gekommen, des Sinnes, daß sie nicht rechtmäßige Besitzerin des Hofes gewesen. Der fiel den Verwandten des alten Wegscheidwirtes zu. Sie konnte fortgehen, wußte aber nicht wohin.

„Ja, ja, Oswald, da hättest du schon die Richtige derwischt!" sagte nun einmal der Kohlenbrenner. Dem verwies es aber die Mutter: „Laß es gut sein, Tonni, das weiß er jetzt schon selber."

So lebten sie wieder beisammen in heiterer Eintracht, die drei Buben in der Kreuzhütte. Als im Laufe der Jahre die Kräfte der Mutter schwanden und sie nicht mehr die kleine Milchwirtschaft besorgen konnte, gab der Toni das Kohlenbrennen auf, fütterte und molk Kuh und Ziege, kochte das Essen und pflegte die Mutter. Dabei sang und jauchzte er so lustig um die Hütte herum und rief der hinfälligen Mutter so schalkhafte Koseworte zu, daß man von außen meinen konnte, es lebe in der Kreuzhütte ein junges, glückseliges Menschenpaar. Wenn er aber an Samstagfeierabenden mit seinen Brüdern allein hinten in der Futterkammer saß, da gab es sorgenvolle Unterredungen und einer oder der andere beugte sich kopfüber und schluchzte in seinen Ellbogen hinein. Die Mutter wußte nicht, wie krank sie war. Sie fuhr in ihrer gewohnten Weise fort, mit den Buben

gutmütig zu schmollen, wenn diese sie mit kleinen Geschenken und Liebkosungen ersticken wollten. Sie konnte in ihrem blassen Gesichtlein den wilden Bartwisch des Holzknechtes nicht leiden und die kratzenden Stoppeln des Kohlenbrenners nicht, und dem Zimmermann sein borstiges Haar an den Wangen nicht. Aber schmunzeln that sie doch dabei, wenn die drei waldbaumwilden Kerle Mutterminné trieben wie kleine Knaben. Vielleicht dachte sie auch bisweilen, daß die Söhne in der alten Berghütte ihr Leben versäumen könnten und sie riet einem und dem andern, doch nicht immer im Berggraben stecken zu bleiben, sondern sich einmal auch die weite Welt anzuschauen. Und als der Jakob that, als wolle er den Rat ausführen, da zitterte und weinte sie halbe Nächte lang, und als sie ihr den Entschluß mitteilten, die Welt Welt sein zu lassen und daheim zu bleiben, da gab sie dem Nächststehenden ein Tätschchen auf den Backen: „Aber Narren seid ihr!“ und war wieder herzensglücklich.

Dann kam jenes Kirchweihfest. „Bi[illegible]ch doch begierig, der welche mich zum Tanz führt!“ sagte die Mutter scherzend. Daraus wurde ernst, und alle drei führten das fast hinfällige Mütt[illegible]chen im roten Busentuch dem Feste zu.

In ihrem schönsten Gewand herausgestiefelt, so gingen sie über die grünen Fluren hin; im reifen Korn leuchteten die roten Mohnblumen und die Lerchen sangen hoch in der Himmelsbläue. Die Mutter war ganz rührig heute.

„Machet doch nicht so stad, Buben!“ drängte sie,

denn die Söhne gingen ihr zu langsam und im Dorfe läuteten schon die Glocken. Nach dem Gottesdienst gingen sie in die Taferne. Am „Herrentisch", so wollte es der Zimmermann, nahmen sie Platz. Zuerst ein warmes Süpplein, dann resch gebratene Schweinsbrust mit Salat. Und nachher einen Liter Muskateller. Wollte er den Leuten zeigen, daß es auch ohne Wegscheidwirtin geht? Nein, nicht zu Trutz, nur zu Lieb! Der Mutter wollten sie einen Ehrentag anthun. So saßen sie da, die drei Buben, in gemütlicher Ehrerbietung, und unterhielten die alte Frau.

An Nebentischen saßen andere Burschen mit ihren Dirnlein, sagten solchen allerhand Artigkeiten, ließen ihnen allerhand Leckereien auftragen, aber herziger konnten sie's nicht treiben, wie die Kreuzhüttenbuben mit ihrer Mutter. Natürlich fehlte es an lustigem Spotte nicht, wie die drei starken Buben sich wohl vertragen thäten um einen Schatz, ob's nicht ein Raufen geben würde? Die Buben lachten gutmütig dazu. Der Zimmermann legte einen Silbergulden auf den Spielleuttisch für einen Altsteirischen, dann nahm er das Mütterlein gelassen um die Mitte und reigte mit ihr langsam ein paarmal um die Runde. Dabei strampfte er mit den Füßen und stieß zwei- oder dreimal ein helles Jauchzen aus; sie schlug ihre Augen zu Boden, fast träumerisch. Einst, ja, vor fünfzig Jahren, war es auch einmal so gewesen. Könnten sie nicht gerade jetzt die goldene Hochzeit haben, wenn er noch lebte? — Nachher wollte auch der Jakob und der Toni mit ihr noch eins tanzen, aber das ging nicht mehr, sie war schon schwindelig ge-

worden, und an ihren Tischplatz taumelnd schmollte sie: „Seid aber doch rechte Narren!“ Und kicherte.

Sie hätten bald die Zeit übersehen. Es war der Abend da. Der Zimmermann dingte vom Tafernwirt einen geschlossenen Wagen mit zwei Pferden zur Heimfahrt. Einmal in ihrem Leben soll sie doch wie eine Gräfin fahren können, die arme Häuslerin. Es war finster, über den Gebirgen blitzte ein aufsteigendes Gewitter. Die vier Menschen saßen eng zusammengedrängt im Lederkobel. Der Mutter war ums Schlafen. Des Gewitterwindes wegen schlossen sie das Fenster, da wollten die Buben ihre Pfeifen ausgehen lassen, aber noch im Einschlummern lallte die Mutter: „Kindisch! Mir macht's ja nichts, das Rauchen.“ Sie schwiegen, rührten sich nicht und sahen durch die Scheibe hinaus, wie die Blitze zuckten und die Bäume mit dem Sturme rangen.

Endlich waren sie nach zwei Stunden in ihr Hochthal gekommen. Nun mußten sie die Mutter doch wecken. Als der Jakob ausstieg, sank sie, die sich an ihn gelehnt hatte, vom Sitz. Da sagte er „Mutter!“ Da schrie er: „Mutter!“ Sie rissen das Weiblein empor, es sank wieder hin, und die Hände waren eiskalt.

So starr und stumm, wie einst vor dem Vater, standen sie jetzt vor der Mutter....

Dann haben sie sie aus dem Wagen gehoben und ins Haus getragen. Haben zwei Tage lang bei ihr gewacht, schweigend, ohne zu essen und zu schlafen. Manchmal fuhr einer mit der rauhen Hand über ihr graues Haar, und da war es wie ein leises Erdbeben

in der Kreuzhütte. Das Schluchzen hörte man nicht, aber die Erschütterung zitterte in der Holzwand nach. — Als sie begraben war, standen die Buben zusammen alle drei und sagten: „Was machen wir jetzt?“

Die Kreuzhütte haben sie dem Waldherrn verkauft und der Jakob hat als Holzknechtmeister noch eine Weile in ihr gewohnt, bis sie allmählich verfiel, so daß die Moose und die Pilze wuchsen auf den morschen Balken. Der Toni war in ein großes Eisenwerk gegangen. Der Oswald war Zimmermann geblieben, und hatte sich noch manches Jahr stattlos im Lande herumgearbeitet.

Der Erzähler hat sie in seiner Jugend noch gekannt, sie waren äußerlich arg verwildert, wichen den herlebigen Leuten aus, nur mit Greisen oder Greisinnen plauderten sie, und mit Kindern spielten sie. Geheiratet hat keiner.

Die Familie Nagerl auf der Bergpartie.

Anfangs war die Bergpartie überaus heiter angegangen. Die Kinder pflückten Blumen, die Frauen suchten lustig plaudernd nach Pilzen, die sie in freier Hand auf dem kleinen Umweg über das Gebirge nach Hause tragen wollten. Die Herren kletterten auf Gefälle und losgerissenen Baumwurzeln herum und bewarfen sich mit dürren Fichtennadeln eines entvölkerten Ameisenhaufens. Solange der glatte, sachte ansteigende Waldweg dauerte, währte auch der Schabernack; als es steiler wurde, verscholl der übermütige Lärm, und als es noch steiler wurde, begannen etliche zu schnaufen und zu brummen, und als es ganz steil in einer Holzriese emporging, blieben sie stehen und sagten untereinander, sie wollen nicht der Narr sein und da hinauf krallen, ohne eigentlich zu wissen warum. Da thäten sie die Berge lieber von unten ansehen, vom Jochwirtshaus, in welchem sie sich den Tag über häuslich niederlassen möchten. Des waren sie einig und das wollten sie thun.

Nur der Oberbuchhalter Nagerl, seine niedliche Frau und seine schlanken Töchter waren Bergferen ge-

nug, um dem ebenen Mattenweg bis zum Jochwirtshause die steile Holzriese vorzuziehen, und so haben sie sich von der Gesellschaft unter guten Zurufen getrennt. Die Weibsleute des Herrn Nazerl hatten ihre Pilze unter einen Tannling gelegt, in der Absicht, auf der Rückkehr die vortrefflichen Gewächse wieder mitzunehmen, und hatten dafür aus Geäst derbe Bergstöcke gebrochen und derb in die Hand gefaßt. Der Oberbuchhalter gab den Befehl aus, daß beim Bergwärtsgehen kein Wort gesprochen werden dürfe und erläuterte unterwegs so lange die Schädlichkeit des Sprechens beim Bergsteigen, bis er atemlos war und in solchem Zustande noch etwas gereizt die Frage herausstieß, was ihnen denn über die Leber gelaufen sei, daß sie so verschlossen und verdrossen hinter ihm einhersumpften?

Die Holzriese hatte sich endlich in drei Arme verzweigt und im Gefälle und Erlgebüsche verloren. Der Mann fand zwar, daß ein Weg auf die Bergspitze etwas ganz Überflüssiges wäre, weil diese ohnehin nicht zu verfehlen sei, wenn der Mensch immer redlich aufwärts stiege. Die Frauen waren wohl auch dieser Meinung, doch wurden sie am Aufwärtssteigen immer wieder verhindert durch Spieße und Haken, mit denen das Gestrüpp sich an ihre Kleider festklettete. Besonders das Brombeergesträuch war zuthunlich und legte der tugendhaften Mutter nicht minder, als den heranblühenden Töchtern geradezu Fallstricke! Sie hatten sich wohl vorgenommen, auf Bergtouren unter keiner Bedingung den Humor zu verlieren. Sie verloren ihn auch nicht, aber ihr kleines Nähzeug verlor die eine der Töchter,

und ihren Taschenkamm die andere, und ihren Mann die Frau Mutter. Denn der Oberbuchhalter war voraus auf eine Höhung geeilt, um sich zurechtzuschauen. Da sah er, daß die Berge, Schluchten und Wege eigensinnig waren und sich den Angaben der Landkarte nur sehr unvollkommen fügen wollten. Die Hohe Biere, deren Gipfel ihr heutiges Ziel sein sollte, lag bashafterweise noch sehr weit drüben, verschanzt hinter ganz unrechtmäßig dastehenden Vorbergen.

Als die Frauen schnaufend nachkamen, fand es der Herr Vater an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Die Frau Mutter dachte auch ungefähr so, als sie jedoch ihr Handkörbchen durchsuchte, war das Paketlein mit Brot und Schinken — ebenfalls verloren. Darob wollte er seinen häuslichen Zorn hervorbrüllen, die Weibsleute aber lachten und meinten, wenn der Hunger denn schon einmal da sei, so solle man ihn nicht durch Ärger verscheuchen, sondern fleißig Blaubeeren und Erdbeeren suchen, die Gott für den Fall erschaffen habe, wenn unachtsame Frauenzimmer unterwegs das Brotpakel verthäten. Da mußte der Herr Vater doch beigeben und sie begannen nach altbekanntem Bibelbrauch im Schweiße ihres Angesichtes —

Die jüngere Tochter hatte ihn zuerst bemerkt, den rotbärtigen Halter mit den schmierigen Seitenzegger.

Was er drin habe in seinem Sack?

„Etwas, das auswendig nit hängen bleibt."

Ob es was zu essen wäre?

„Das ist gewiß. Viehmehl."

Ob daherum nicht irgend ein Holzerhaus wäre, oder eine Almhütte, oder so was?

„Der Teuxel!“ schalt der wüste Rotbart, „das sind ihrer wieder solche! So herrische Zodeln, die nix zu thun haben und alleweil nur so herumsteigen und die Thör' offen lassen, daß sich's Vieh verlauft! Die Sakra! Just gestern ist so ein Rudel dageweſt, alle Zäun aufreißen, alle Löcher offen lassen. Jetzt such' ich sie schon den ganzen Tag, meine zwei Kalben, die sich gewiß verlaufen haben bis in den Riffelgraben. Die Sakra, die! Überall, wo sie hinschmecken, thun's Schaden. Vorig Wochen ist's geweſt, haben ihrer drei Herrische drunten auf dem Speierschlag Feuer g'macht, daß bald der ganz' Wald wär' brennend worden, wenn nit der heilige Florian einen Wolkenbruch hätt' niedergelassen. Sakra sein's! Letzt' Jahr her hat auf der Speikalm so einer die Küh ausdudelt — und kein' Schwaigerin geht sicher. Die Höllsakra, die Herrischen!“

Während dieser eindringlichen Rede hatte er mit dem schwammigen Filzhut ein- ums anderemal auf den Oberschenkel geschlagen, daß es nur so klatschte. Unserer Oberbuchhalters-Familie ward' ganz lausig zu Mute, daß sie jetzt den für alle bösartigen Touristen aufgespeicherten Halterzorn so ganz allein über sich ergehen lassen mußten, und sie waren doch gar nicht bösartig, sie waren nur hungrig.

Darum that der Herr Vater, als hätte er die schneidige Rede gar nicht verstanden und fragte nochmals überaus geschmeidig, ob da herum nicht irgendwo eine Leuthütte wäre?

„Hütten ist keine da," antwortete der Halter. „Aber das Scheidsteinhaus steht da drenten hinter dem Wald. Gehts nur überi, die werden's euch schon auch sagen. Sakra!"

Sprach's, pfottete thalwärts und rief mit klingender Stimme die Namen seiner Kalben, die sich verlaufen hatten.

Der Oberbuchhalter sagte zu den Seinen: „Über uns soll keine Klage sein, wir werden niemandem Schaden thun, wir werden zeigen, daß es auch unter den Herrischen noch anständige Leute giebt." — Als hernach unsere vierspannige Gesellschaft durch den Schachen war, sah sie hoch an der Lehne ein Gehöft. Unterwegs steilan fragte der Vater seine Ehegesponsin, wie viel Schinkenbrot sie eigentlich mitgehabt und verloren habe? Wie viel Uhr es etwa sein möchte? Warum sie an so einem Tag ihre Taschenuhr zu Hause gelassen? Ob der Kanarienvogel daheim in seinem Bauer wohl versorgt wäre mit Futter und Wasser? Als die Frau derlei Fragen schnaufend beantwortet, rief er ihr ebenso schnaufend zu: „daß die Weibsbilder aber den Mund schon einmal gar nicht halten können! Schwatzen sollst nicht, beim Bergsteigen, sage ich!"

Endlich waren sie am Gehöft. Das lag breit und behäbig da, und weil sie weder sprechen durften noch konnten, so dachten sie sich ihr Gottlob und daß sie doch endlich was würden zu essen bekommen. Die Thore der Stallungen und Scheunen standen offen, und auch die Hausthür, zu sehen aber war kein lebendiges Federlein. Sie gingen in das lustige Vorgelaß, in die große

dumpfige Stube, dort ſetzten ſie ſich auf die Bank und hörten, daß es totenſtill war, und ſahen, daß niemand zu ſehen war. Der Herr Vater ging zuerſt im Hauſe herum, ging in den Ställen und Stadeln herum und ſuchte Leut'. Er fand niemand. Dann ging die Frau Mutter in die Küche, machte einen großen Kaſten auf und fand Milch, Brot, Butter und Honig. Allſogleich wollten ſie Hand anlegen, beſonders die ſchlanken Töchter, da ſprach aber — und ſehr zur Unzeit — beim Herrn Vater das Gewiſſen drein.

Sie hatten ſich geſagt, daß ſie niemand Schaden thun wollten, und jetzt ſollten ſie da einen Raub ausführen? Sollten ſich Sachen aneignen, ohne ein Recht darauf zu haben? Das darf platterdings nicht ſein. — Die ältere Tochter aber tauchte ihren Zeigefinger in den Rahmtopf und leckte ihn ab. Die Frau Mutter verwies heftig, daß ſich ſo was nicht ſchickt — ohne Löffel in die Töpfe zu greifen. Sie fand in der Tiſchlad' Eßzeug, und gerade als ob ſie daheim wäre am eigenen Herd, deckte ſie den Tiſch und trug die lockenden Sachen ordentlich auf. Der Herr Vater erging ſich ſo lange in ſchönen Moralbetrachtungen über Mein und Dein, bis er mit einer großen Schnitte Butterbrot ſeinen Mund zuſtopfte.

„Wir werden ja Geld da laſſen! Einen ganzen Gulden!" Mit dieſem Vorſatz beſchwichtigten ſie ihre grübelnden Gemüter. Doch als der erſte Heißhunger geſtillt war, fand der Herr Vater, daß ein halber Gulden auch genug wäre.

„Reichlich genug!" rief die Frau Mutter, „auf

der Alm wachsen solche Sachen ja soviel als umsonst. Wär' nicht schlecht, so ein Töpfel Milch und ein Laibel Brot um einen halben Gulden zu zahlen!" Mit großer Tapferkeit griffen sie zu, alle vier, und ausdauernd nährten sie sich.

„Es wird's thatsächlich auch ein Viertelgulden thun," meinte der Herr Vater und strich sich Honig auf ein zweites Stück Brot.

Die ältere Tochter fand, als sie gesättigt ihre roten Lippen mit einem Sacktüchlein abwischte: Wenn die Bäuerin bei ihrer Rückkehr einen Silberzwanziger vorfände auf dem Tisch, so würde sie höchlich überrascht und zufrieden sein.

Man dürfe diese Naturmenschen mit Geld nicht verderben, gab die Frau Mutter weise dazu, übrigens sei die Milch schon sauer, die Butter ranzig und das Brot schimmelig. Der Honigtopf könnte auch sauberer gehalten sein. Da vergehe einem schon der ganze Appetit — denn sie war ebenfalls bereits satt geworden.

Die jüngere Tochter warf das Bedenken auf: Wie, wenn jetzt plötzlich der Bauer käme! Der rohe Bauer mit dem großen Stock, und die fremde Sippe sähe, die sich mir nichts dir nichts häuslich eingerichtet und über den Vorrat hergemacht hatte! Wenn man in dieser schönen Gegend den Herrischen überhaupt nicht grün ist, so kann's wohl sein, daß sich da etwas Absonderliches zuträgt. Die Stube hatte so dunkle Winkel und Nägel an der Wand. Der große Ofen konnte einen Scheiterstoß und eine ganze Familie fassen. — Der jüngeren Tochter fielen allerlei unheimliche Geschichten ein.

In Erwägung von Möglichkeiten that der Herr Vater doch einen halben Gulden aus seinem Ledertäschlein und legte ihn aufs Fensterbrett, damit im Falle einer plötzlichen Überraschung die Absicht redlicher Abstattung offen daliege. Durch das Fensterchen blickten die Töchter und sahen nichts Erquickliches. Vom Lärchenwald heran kamen zwei Männer. Der rotbärtige Halter und ein schwarzer Riesenkerl, der auf der Achsel ein Schock Heustangen trug. Sie sprachen sehr eifrig miteinander und schienen es eilig zu haben, das „herrische Gesindel" in den Bergen auszurotten. Unsere Familie wollte versuchen, ob durch die Hinterthür noch zu entkommen wäre, da trat ein stämmiges Weib ein. Das hatte Rechen und Futtergabeln bei sich und einen großen Handkorb mit leerem Eßgeschirr. Die Bäuerin selber war's, man merkte es an der überlegsamen Gelassenheit, als sie die fremde Einsiedlung sah. Die Frau Oberbuchhalterin trat vor und sagte ganz anmutig: „Wenn das die Hausmutter ist, so wird sie sich was Schönes denken! Wie wir uns da eingenistet haben, als ob wir daheim wären!"

„So!" sagte die Bäuerin, dieweilen sie ihre Sachen ablegte, „das ist ja recht. Werdet wohl Platz haben in der Stuben."

„— Und uns gleich was zu essen genommen haben. Wir waren hungrig zum Umfallen. Müsset schon verzeihen, daß wir's derweil gleich selber genommen haben."

„Seids doch so gescheit gewesen!" rief die Bäuerin heiter aus. „Wenn eins Hunger hat und kein Mensch

im Haus ist, da muß man's freilich selber nehmen. Wir haben auf der Wiese geheut, wird bald's Wetter umschlagen."

„Einerseits seid auch Ihr schuld, liebe Frau," sprang nun auch der Oberbuchhalter mit gemütlicher Betonung ein, „daß Ihr alles so offen laßt, wenn Ihr ins Heuen geht."

„Narren!" lachte sie, „das ist wohl gut gewesen, wenn ihr etwas zu essen habt haben wollen. Den Kasten zusperren, das wär' schon gar zum lachen! Dafür ist's ja da, daß es gegessen wird."

„Wir haben allerdings dafür Geld hergelegt."

„Was nit noch!" rief die Bäuerin und stemmte ihre dicken Arme in die Seiten, so daß sie — wie die jüngere Tochter später darthat — aussah, wie ein großer Plutzer mit zwei Henkeln. „Zahlen wollt's das bissel Milch!"

„Wir haben auch Brot, Butter und Honig genommen."

„Recht habts gehabt, 's ist ja da. Dafür ist's ja da. Geh', nehmen thu' ich nix dafür. Ein Vergeltsgott, wenn 's mir geben wollt's, den hat der Bauersmensch alleweil zu brauchen, daß ein anderes Jahr wieder was wachst. Thut's doch weiter essen, wenn's schmeckt, ich füll' noch nach. Die jungen Menscherln möchten gewiß noch ein' Honig! Aber freilich, daß er ist er ja da!"

Nun trat aber der Riesenkerl in die Stube. Er mußte sich in der Mitte fast einschnappen wie ein Taschenmesser, daß er durch die niedere Thür konnte. Auf dem klobigen Kopf hockte ein ganz schmächtiges Hütel, aus dem zu allen Seiten wild und üppig die

schwarzen Haarwuchten hervorquollen. Das braune viereckige Gesicht war rasiert, denn es war zwei Tage vorher erst Samstag gewesen. Die Augen und der breite Mund waren eingekniffen und zeigten ein böses Vorhaben.

„Du Vaterl," redete ihn die Bäuerin an, „hungrige Leutln hab'n mir kriegt, derweil mir auf der Wiesen g'wesen sein!"

Stand der Riesenkerl da und blickte finster auf die Gäst'. Dann schnob er zwei- dreimal durch die Nase und sprach mit zarter Fistelstimme: „'s Essen soll ihna vergunnt sein. Aber nachher solln's schaun, daß 's weiterkummen und sollen die Thör zumachen, daß sich 's Vieh nit wieder verlauft!" —

Das war alles.

Als unsere Touristenfamilie später draußen im Lärchenwald stand am gabelnden Weg, um zu beraten, ob man den Berg vollends besteigen oder umkehren solle, meinte die Frau Mutter: „Mir wär's schon bald lieber, wieder thalwärts. Es ist nicht gemütlich heute."

„Mutter," sagte darauf die jüngere Tochter, ganz leise sagte sie es: „Trachten wir, von diesem Bauernhause wegzukommen, 's ist gar nicht zu sagen, wie sehr ich mich schäme."

„Du, ich auch!" gab die andere Tochter bei. Hätt's nimmer geglaubt, daß einen diese ungebildeten Leute so demütigen könnten."

Sagte die Frau zu ihrem Mann: „Du hättest doch einen ganzen Gulden aufs Fensterbrett soilen legen.

„Einen Dukaten, wenn ich mitgehabt hätte," rief

der Oberbuchhalter begeistert aus, „das sind goldene Leute! Ich bitte euch, Kinder, macht allemal die Thorschranken zu auf dem Land, laßt euch's gesagt sein. Man ist auf fremdem Eigentum. Wir Stadtleut sollten einmal bedenken, ob es uns angenehm wäre, wenn unberufene Leute in unseren Gärten so herumspazieren thäten. Man sollte sich immer vor Augen halten, daß auch anderer Rechte respektiert werden müssen. Lasset es euch gesagt sein, Kinder! Alles was recht ist!"

Dieweilen der Herr Vater in würdiger Weise solche Moral entwickelte und die drei Weibsleute munter einer Amsel zuhörten, die im Walde sang, gingen sie durch eine Thorschranke und — ließen sie offen.

Maigewitter.

Wütend war sie. Man hatte sie nie noch so gesehen, die gutmütige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, um so besser, so wird sie's leichter verwinden.

„Jetzt geh' ich!" rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängetuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst du doch?" fragte sie der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm."

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? — Marianna, das thäte ich nicht an deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen."

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, das hab' ich Gott sei Dank nicht vonnöten."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl, bekommst zehn für einen."

„Ich mag keinen! Gar keinen. Lauter schlechte, falsche Kanaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so roten Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiß, daß es knackte. Aber das Auge! Zu diesen

großen, runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muß!"

„Gezüchtigt ist er ja schon."

„Aber von mir nicht! — Wart', Bübel, die anderen haben dir ihre Meinung schon beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren —" Sie riß etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundspeitsche, Marianna?!"

Sie war schon zur Thür hinaus.

Der Pfarrer ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. — Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So haßerfüllt, so rachgierig! Und das heißt man Liebe. — Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Manne, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Daß man solchen Gesellen die Hölle heiß macht, um dann doch wieder zu löschen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, wenn der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt. Bigamisten, wie die Hunde! Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riß den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie steht's?"

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen.“

„Aber nein doch! Das ist ja schrecklich! Der hat's einmal hart gebüßt.“

„Gebe uns Gott allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!“ sagte der greise Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!“

„Er hat Feierabend gemacht.“

„Ich meinte aber doch den Adjunkten.“

„Aah, den Lehendorfer. Na, mit dem steht's allerdings schlimmer.“

„Ich höre — ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand.“

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!“

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu thun, der Lotter! Der Spitzbub, der — sackerment, jetzt hätt' ich bald geflucht.“

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei,“ berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißt's — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er seine Fetten halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. — Mahlzeit, Herr Pfarrer!“

Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, du gehst ihn ja karabatschen. Dünkt mich also doch, daß du ihn noch behalten willst .... So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Turm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne daß die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer, und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibsleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen totstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen! Just nicht! Mehr wert ist sie, wie die anderen alle. Stolz macht das Unglück. — Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Gänsen. So heiß war in ihr der Zorn, daß sie kein Herzweh spürte. — Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunkt erwartete eine Beförderung, dann wär's zum Heiraten gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! — Aber jetzt soll er's sehen! Sie wird ihn wegwerfen. Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auflesen — diese Schlange! Diese Giftschlange! Gott, wenn sie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die diesem Best gebühren! Sie hat ihn verführt, anders ist's nicht! —

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, mußte sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hofseitigen Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog dieses

den Mund auseinander, daß man alle drei Spitzzähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht notwendig!“ rief das Mädel. Die Alte blieb aber doch heraußen. Die Thür ist ja ganz dünn.

Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf. Aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, daß die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare fetzenweise von den gebrühten Häuten schabten, kam ein widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Tücher eingewunden waren, wie die Riesenfatschenkinder. Soweit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirn klebten ein paar braune Locken. Ein mäßiges Schnurrbärtchen war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Munde hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmütigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißärmelige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Thür stehen geblieben, verblüfft. „Ah, das ist gut!“ sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, daß er gar nicht bös ist auf mich!“ Der ganze Hohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schleuderte sie das braune Tuch von sich, und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschieht dir! Alles hätten sie dir zerschlagen sollen! Die Händ' und den Schädel!“

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo das hinaus

wollte. Abzuleiten ſuchte er und verlangte heiſer nach der alten Wärterin, daß ſie ihm Waſſer reiche.

„Ja, ich bitt' dich gar ſchön!“ ſagte die Marianna. „Iſt denn deine Herzliebſte nicht da? Daß ſie dich pflegen könnt'. Weil du ſo viel für ſie leiden mußt!“ — Daß dieſe Worte in ihrer eigenen Bruſt wie Meſſer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!“ ſprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber ſoweit nicht, wie du meinſt. Soweit hätt' ich mich nicht vergeſſen, nie und nimmer...“

„Lüg' nicht!“ rief ſie grell aus. „Umſonſt ſchlägt man einen aus Eiferſucht nicht zum Krüppel! Der du jetzt biſt!“

Nach einigem Schweigen ſagte er trotzig: „Wer hat's denn zu leiden, als ich ſelber! Wenn du mir ſo kommſt! Wen geht's denn noch was an?“

„Wen's was angeht, fragſt du,“ ſprach ſie ganz ſänftiglich. „Wem haſt du dich denn verſprochen, Hans? Am Oſtermontag. Weißt du noch? Wirſt mir wohl treu ſein? habe ich dich gefragt. Und du: Was denkſt du von mir? Ein Mann, der ſein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu' verſprechen, haſt du geſagt, iſt ſo gut ein Ehrenwort, wie jedes andere. Ein Schurke, wer's bricht! — Und heute nach ſechs Wochen? Ich brauch' dich nicht zu nennen, wer du biſt, du haſt es ſchon ſelber gethan.“

Er richtete ſich raſch mit dem Ellbogen auf und ſagte ſcharf: „Kannſt du mir was Schlechtes vorwerfen? Haſt du's geſehen?“

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump du! Weil es ich nicht gesehen hab', willst du mir's abstreiten. Das möchte eine saubere Ehe werden, wo du denkst: Wenn sie's nur nicht sieht! Wenn sie's nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirate ich denn, als daß ich einen treuen Menschen hab'! Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot' aller Lebtag', als eine Ratsfrau sein — wenn du's mit deiner Treu' und Gewissenhaftigkeit soweit bringst — und alle Tag' betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub, du!"

„Marianna!"

„Mir graust vor dir! Ich kann's nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzodei, schlechter!"

„So laß mich doch reden!"

„Kannst sagen, was du willst, das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein, wie du willst — wenn du's zusammenbringst. — Mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen: Er kann betrügen, er kann's! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am größten ist, hat er dich betrogen. Ist zwar halbtot geprügelt worden, und das ganze Dorf hat's erfahren. So wird er ein anderes Mal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muß, wenn man schon die Kisten und Kästen offen läßt!"

„Du Marianna!" Er wäre am liebsten aus dem

Bett gesprungen, da krachten die Beine. Die Zähne biß er ineinander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepreßter Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin — so verlassen..."

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor schrecklicher Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. — Und wie sie unten im Winkel stand, vom Bette fast fern, da wendete sie sich hin und sprach ruhig: „Also, wenn du unschuldig bist, wie ist's denn zugegangen?"

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig, und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster."

„Daß du aber das Fenster so genau gewußt hast!"

„Weil ich früher etlichemal mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmaier hat sie gehabt, und wie es die jungen Leute schon treiben. Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ist's mir halt eingefallen, wie ich in derselbigen Nacht am Fenster vorbeigeh'."

„Und sonst nichts? Aber — diese Unschuld! Zu rührend! Nur necken hast wollen am Fenster? Nur das? — Hans! Wenn ich dich jetzt bei deinem heiligen Ehren-

wort frag'! Du hältst ja so viel aufs Ehrenwort! Wenn ich dich frag', ob's wahr ist! — Schau mich an!"

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht, auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er wie hilfesuchend umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!" Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie ging wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujagen. Der starke Geruch aus der Häutekammer drang herein, sie schloß wieder. Sie that, als wollte sie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. — Dieser schlechte Mensch, wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muß dahin liegen, und hat niemanden mehr...

Jetzt trat sie sachte, ganz sachte wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, daß die Achseln heftig auf und nieder stießen. — Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. — Ganz jäh beugte sie sich über ihn nieder, riß seinen Kopf an ihre Brust, küßte seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund so heftig, daß es ihr den Atem fast verschlug. Er ließ es bloß geschehen, dann, als sie müde geworden war, stöhnte er: „Ich bin deiner nicht wert..."

„In Gottes Namen!“ ſtieß ſie hervor. Ihre Stimme war heiſer, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da ſie ſich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kann's nicht bleiben, da. Du mußt eine ordentliche Wartung haben. Was ſagt der Arzt?“

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei ſind ab.“

„Ich will dir doch einen Beinbrucharzt kommen laſſen.“

„Unſerer hat gute Hoffnung. Aber Geduld — ſagt er.“

„Iſt dir die alte Wärterin recht? Sonſt beſtelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und iſt lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paarmal heraufſchauen, ob dir was fehlt. Und bring' dir das Eſſen mit, wenn's dir recht iſt. Aber ſchau, liegen wirſt ſchlecht. Wart', ich ſchiebe dir die Kiſſen beſſer. Du kannſt dich nicht bewegen?“

Er nickte nur ſo ein wenig.

„Thut's dir arg weh?“ fragte ſie voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr.“

„Schau, du biſt ja mein guter Hans!“ Mit beiden Händen ſtreichelte ſie ſein Geſicht. Feuchte Augen. Und ſo ſelig, ſo ſelig! — Das Mitleid war ſchier noch ſüßer, als die Liebe. Oder — war das erſt die rechte Liebe? Seitdem ſie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erſt hatte ſie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erſt konnte ſie ſehen und zeigen, wie gut ſie ihm iſt. Und erſt jetzt wußte ſie es auch für ſich, daß kein Zerſtören des Bundes

mehr möglich ist, daß ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muß.

„Was hast du denn? Aber was hast du denn, Hans?“ fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt so zu rücken, daß er sie anblicken mußte. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht. Dann murmelte er ein einziges Mal: „So viel schämen!“

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunkt plötzlich die Hand in die Luft und schnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn das?“ fragte sie lachend.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!“ —

Gegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Thür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte fleißig und hatte ein hochgerötetes, munteres Gesicht.

Treues Bruderherz, freilich wird's dir schmecken!

Die Männerwahl.

Fräulein Kibitz von Kibitzheim war schon zwanzig Jahre alt gewesen — früher einmal. So gottlos lang konnte das ja nicht her sein, ihre Schönheit stand noch in voller Blüte, nur von Zeit zu Zeit, daß der Maiwind ein rosiges Blättchen davonwehte. Viel zu früh war's aber doch nicht mehr, nach einem Manne auszuschauen.

Sie schaute auch tapfer aus und war stolz genug, einzugestehen, daß sie sich nicht wählen lasse, vielmehr, daß sie selber wählen werde. Nun war der hübschen Kibitzin die Wahl aber schwer, nicht deswegen, weil zu viele begehrenswerte Männer vorhanden, nein, sondern weil sie gar keinen Mann sah — nicht einen einzigen. Männchen genug, alle Kirchenbänke zur linken Hand waren voll davon, alle Wirtshäuser waren voll, alle Kegelbahnen, alle Schießstände, alle Reitplätze, alle Jagdreviere — voll von Männchen. Aber kein Mann darunter.

Auch dort, wo die Arbeit war, suchte sie, im Waldschlag, auf den Holzflößen, auf den Eisenbahnen, in den Landhöfen und in den Werkstätten — lauter Männchen. Manches that erschreckend männlich, es griff

derb an, es polterte und fluchte, es stritt und schlug und stach — aber schließlich, es war kein Mann. Die Jungen wollten sich zu erkennen geben mit Tabakrauchen; wenn der Schlot dampft wird doch Feuer in der Esse sein. Andere wollten sich zu erkennen geben mit stattlichen Schnurrbärten; wenn ein Wisch ausgesteckt ist, wirds wohl ein Wirtshaus sein. Wieder andere wollten sich zu erkennen geben, indem sie ohne weiteres die Frauenzimmer mit beiden Händen am Kopf nahmen und sie unbändig auf die Lippen küßten. Auch bei der Kibitzin hatte mancher so sein Bekenntnis schon ablegen wollen — na, da war er an die Richtige gekommen!

Die Herrschernatur, die trotzige, starke, die alles bezwang: die Arbeit, die Leute, das Weib, sich selbst — das war ihr der Mann.

Sie geriet nachgerade in Wut, wenn sie sich vorstellte, es wäre einer der andern Gattung ihr Mann. Den wollte sie zerfleischen! Ein weibisch eitler, weichmütiger, nachgiebiger Mann! Ihre Zähne kraxten, wenn sie nur daran dachte, ihre Fingernägel gruben sich in das Fleisch der geballten Faust. — Aber sie denkt ja gar nicht ans Heiraten. Denn Herren, wie sie sie meinte, giebt es nicht mehr. Eine ausgestorbene Rasse. Wie nur gerade die Starken aussterben müssen! —

Der Maiwind riß immer mehr Blüten von ihrer Schönheit, und sie fand keinen, das heißt, sie wollte keinen. — Und urplötzlich hatte sie einen.

Auf ihrem Hofe war Rindviehschule gewesen. Hinter der Wegplanke auf dem Feld hatten sie die Lehranstalt eingerichtet. Zwei Knechte hatten ihre Jacken weg-

geworfen, ihre Hemdärmlinge aufgestreift und gebärdeten sich wie Tierbändiger. Es handelte sich darum, den Rindern das Pflügen zu lehren. Wie sie an dem Pflug gespannt in der Furche gleichschrittig hintrotten sollen, beim „Hi!" anziehen, beim „Hott!" stehen bleiben, beim „Hittoh!" rechterhand, beim „Ehah!" linkerhand rückkehren müssen. Zuerst war eine Kuh drangekommen, die war so weit gelehrig und folgsam, nur das Rechterhand und Linkerhand wollte sie nicht begreifen, bis einer der Knechte draufkam, daß die Kuh ja gar keine Hand hatte, also unpädagogische Begriffe angewandt worden waren. Dann kam ein junger Ochs dran, der war zwar begriffsstutzig, besonders sah er nicht ein, weshalb man just in der schmalen Erdfurche dahintrotten müsse, während daneben der schöne Grasacker lag; aber endlich, als der Knecht bei den Hörnern anfaßte, fiel ihm wohl die alte Weisheitsregel ein, daß der Gescheitere nachgebe, ließ sich ruhig führen und zog den furchenden Pflug hinter sich her.

Anders aber der schwarze Stier, der nun dran kam. Der schnob gerade einmal, als ihm der Knecht das Joch auf den Nacken band. Er wendete den großen Kopf nach dem Pflug, schüttelte die schlottrige Fahne an seinem Hals und schnob wieder. — Was soll denn hier werden? Soll ich mich dazu hergeben, unsere Nahrung, das grüne Gras, einzuackern, damit die da, die Tyrannen, ihre Nahrung anbauen können? — Ich glaube nicht, daß der Stier diese wirtschaftliche Frage erwog, aber etwas anderes, sein Mannesstolz lehnte sich dagegen auf, hier in der Knechtschaft von Kreaturen zu sein, die

ſich mit ihm bei weitem nicht meſſen konnten. Als der Knecht dem an den Pflug geſpannten Stier das erſte, ſchneidige „Hi, Schwarzer!“ zurief, rührte er ſich nicht. Als der Knecht ihm einen Peitſchenhieb verſetzte, machte er einen ſo heftigen Sprung, daß der Pflug aus der Furche geſchnellt wurde, und dann ſtand er wieder ſtill und ſchnob, daß der Rauch aus den Nüſtern ſtäubte. Der zweite Knecht packte ihn bei den Hörnern, na, das hatte der Stier gerade einmal abgewartet, mit einem Sprung ſchleuderte er den Knecht von ſich, daß dieſer über die Schollen purzelte. Der hintere Teil des Pfluges ſtak feſt in der Erde, der vordere Teil mit den Rädern hüpfte wie toll hinter dem Tiere her, das in wilden Sprüngen über des Feld lief.

An der Wegplanke hatten ſich Leute angeſammelt, die „hei!“ und „hau!“ und „oh!“ riefen, und allerhand Ratſchläge erteilten, wie das Tier zu bändigen ſei. Dann zog man aus dem Schoppen einen andern Pflug und räumte die Trümmer des zerriſſenen weg. Hernach verſuchten die Knechte den Wildling einzufangen, der mit den Pflugrädern an der Axe immer noch über das Feld raſte von einer Planke zur andern, von dem Hüpfen und Anprallen der Räder an den Hinterbeinen immer neu erſchreckt und aufgeregt.

„Ihr bringt ihn nicht!“ rief ein Mann an der Wegplanke. „Das will ich doch einmal ſehen!“ Er riß eine Stäcke aus dem Zaun, ſprang damit über die Planke und hin gegen die feindlichen Parteien. Es war ein jugendlicher, ſtattlicher Mann mit glühendem Auge und aufgeſtrammtem ſchwarzen Schnurrbart. Es war Meiſter

Absang, der Schmied im Dorfe. Der nahte sich nun langsam dem Stiere. Dieser stand still und glotzte den neuen Gegner forschend an. Der Meister schnitt die Stränge ab und legte den Strick sachte um die kurzen dicken Hörner. Der Stier wühlte mit den Klauen des Vorderfusses die Erde auf, daß sie weithin stäubte, ein dumpfes Brüllen ließ er hören. „Lieber Freund!" sagte der Schmied, „wir wollen uns schon noch verständigen," that ganz gelassen um, bis mit Hilfe der beiden Knechte das Tier an den Baum gebunden war.

Die Kibitzin hatte diesen Vorgang mit großer Hingabe beobachtet. Jetzt wollte sie einmal sehen, wer der Stärkere sein wird. Der Schmied prüfte seine Zaunstäcke, sie war zähe, auf sein Umbiegen schnellte sie scharf zurück. Er that einen Hieb durch die Luft, das pfiff.

„Nicht schlagen!" schrie ein dünnes Stimmlein vom Wege her, „schlagen nicht!"

Da lachten die Leute. „Hau, der gradnasete Florl!" der kleine Uhrmacher! Ein Mensch, wohl schon an die Dreißig, ein zartes Bürschchen mit fast bartlosem Gesicht und großen Kinderaugen. Auffallend in seinem Antlitz war nur die Nase, die von der Stirn herab eine völlig gerade Linie bildete, weshalb er den Spitznamen „der gradnasete Florl" trug.

Der Rat „nicht zu schlagen" wurde also belacht.

„Vielleicht soll man der Bestie gar das Goderl kratzen!" spottete einer. Die Antwort des Schmiedes war, daß er den Stock schwang und dem Tiere einen wuchtigen Hieb in die Weichen versetzte. Der Stier schlug

mit dem Hinterleib in die Höhe, auf dem Baum zitterte das Laub, aber der Strick hielt feſt.

„Tanzen und ſpringen!“ knirſchte der Schmied, „wart, Kerl, ich will dir tanzen und ſpringen lernen! Du ſollſt mir noch die Hand küſſen!“ Damit begann er nun auf das Tier dreinzuhauen; dieſes brüllte laut, ſchlug mit den Beinen aus, riß wütend am Strick, weißer Schaum tropfte ihm vom Maul, bis es ſein Raſen aufgab, faſt bewegungslos daſtand und die Schläge über ſich ergehen ließ.

„So mein Lieber!“ ſagte der Schmied endlich ſchnaufend und ſenkte den Stock, „weißt du's jetzt, wer von uns der Stärkere iſt?“

Die Kibitzin hatte dieſe Sache mit gemiſchten Gefühlen beſehen, jetzt rieſelte ihr ein ſeltſamer Schauer durch den Leib. — Das iſt ein Mann! — Zwar ein brutaler Geſelle, aber ſieghaft! ſieghaft!

Das Tier war ſchier zahm geworden. Der Bändiger ſtand daneben und drehte mit zwei Fingern ſeinen Schnurrbart auf.

„So, Junge, nachdem wir uns gegenſeitig vorgeſtellt haben, wollen wir mitſammen an die Arbeit gehen.“ Mit dieſen Worten löſte Meiſter Abſang den Stier vom Baum und ihn mit beiden Händen feſt an den Hörnern haltend, führte er ihn zum Pfluge und ſpannte ihn ein.

„Hi, Schwarzer!“

Der Stier ſtand und rührte ſich nicht.

Der Schmied riß dem Knecht die Peitſche aus der Hand und ließ ſie niederpfeifen auf den Rücken des

Tieres. Das machte einen Sprung aus der Furche, ſtand ſtill und ſchnob.

„Mir ſcheint, du willſt noch einmal tanzen!“ knurrte der Schmied, zornrot im Geſicht. Und neuerdings ließ er die Peitſche dreinſauſen über das Tier. Mit ſchmetterndem Gebrüll riß dieſes aus, die Strangwage erfaßte den Mann und ſchleifte ihn eine Strecke lang auf dem Boden hin, bis er in einer Furche liegen blieb, während der Stier mit gehobenem Schwanz, wild wie ein angeſchoſſener Büffel davonraſte.

Die erſte, die über den Wegbalken ſprang, daß alle Röcke flogen, war Fräulein Kibitz von Kibitzheim. Sie fand den tapferen Meiſter Abſang noch am Leben. Er krabbelte aus der Furche hervor, ſchlenkerte ſich mit den Armen die Erde vom Rücken, von den Schenkeln, von den Ellbogen, von der Naſe, und ſchlichtete ſeinen Schnurrbart. Auf ihre Frage, ob ihm doch nichts geſchehen ſei, antwortete er trotzig: „Nein!“ und ſchritt ſtolz aufrecht fürpaß. Am Hofthore blieb er noch ſtehen, hob nach der Richtung, die der Stier geflohen war, die Fauſt: „Rabenvieh! Wir ſehen uns wieder!“

Als die Gaffer auseinandergingen, ſagte der kleine Uhrmacher zu einem Nachbar: „Müßte doch erlogen ſein, daß dieſes Tier nicht zu zähmen wäre!“

„Willſt das nicht du unternehmen?“ ſagte der andere. Es war in einem Ton geſprochen, der einen Wehleidigen zu Tode verletzt hätte; der kleine Uhrmacher merkte es gar nicht. Er antwortete: „Probieren könnt' man's ja.“

An demſelben Abend wurde der Kibitzin berichtet,

eingefangen wäre der Stier, aber Rache ſchnauben thät er noch. Seinen Schwanz hielt er wie eine Kriegsfahne in die Lüfte und mit den Vorderbeinen ſcharre er die Erde auf, gleichſam um ſeinen Todfeinden ein Grab zu graben. Die Kibitzin hatte in derſelben Nacht Geſellſchaft. Der ſtramme derbe Schmied war bei ihr, allerdings nur in Gedanken und im Traume. Durch die ganze Nacht bändigte er den Stier, das glühende Eiſen und die Weiber. Er war der Einzige, der mit Mut angriff. Die anderen hatten kaum ſo viel vermocht, um das Tier in Wut zu bringen. Heldenhaft haben beide gerungen, der Abſang und der Schwarze. Mit dieſem Gedanken war ſie eingeſchlafen und der Traum unternahm es, den Schmied und den Schwarzen zu einer einzigen Perſönlichkeit zu vereinigen, an der ſie großes Vergnügen hatte.

Am nächſten Tage gab es zu lachen. Der kleine Uhrmacher habe ſich bereit erklärt, den Stier zu zähmen. Die Kibitzin blieb auf ihrem Gang in die Gärten vor der Schmiede ſtehen und ging endlich zum Thor hinein in den von der ſprühenden Eſſe roſig beleuchteten Raum. Mit klobiger Wucht arbeitete der Schmied am Amboß. Die muskelſtrammen Arme nackt, den Schnurrbart aufgewirbelt. Er war ganz Hammer. Nicht Amboß, ſondern Hammer! Die Kibitzin legte ihre Hand vor die Augen, weil die brüllende Flamme der Eſſe ſie blendete, mit der andern Hand hob ſie ein wenig das Kleid, daß es nicht auf den Boden ſtreifen konnte. So ſchaute ſie vorgeneigten Kopfes dem Recken zu und fragte endlich, ob er geſtern wirklich nicht Schaden gelitten hätte.

„Nein!“ antwortete er und hieb mit dem Hammer auf ein glühendes Stück Eisen, daß die Kibitzin zurückzuckte vor den Funken, die ihr ans Gesicht stoben.

„Was wird denn das?“ fragte sie.

„Was denn! Ein Kettenglied.“

Unwirsch war er, aber das gefiel ihr.

„Ein Kettenglied. So, so. — Das kann schon stark werden, wenn du's so fest klopfest.“

Er schwieg und hämmerte.

Da hob sie an, mit dem Köpfchen zu wiegen und drillerte:

„Ma kauft um a Ketten,
Die stark is und schwar is,
Die doppelt und dreifach
Verflenkt is und starr is;
Jetzt, Schmied, schmied' uns z'sammen
Mei Büabel und mich.“

Er fuhr sich mit dem Ärmling über die tropfige Stirn und warf mit einem Finger die Schnurrbartspitze in die Höhe, die während der Arbeit über den Mundwinkel herabgesunken war.

Diesen kleinen Stillstand benutzte sie um zu sagen: „Absang, was ist's denn mit uns zweien? Sollten wir nicht zusammen heiraten?“

Da sank ihm der Arm mit dem Hammer und er stand da. Stand da und schaute sie an — die vielumworbene Gutsbesitzerin — —

„Wenn's ernst wär', Nachbarin —?“

„Was solls denn sonst sein? Aus Spaß heiraten —

das wäre auch mein letztes! Schmied, mit dir möcht' ichs wagen."

Sein Geſicht war breit geworden und ſeine Stimme weich wie Butter, als er ſagte: „Wenn ich dich beim Wort nehm', Kibitzin?!"

„So nimm mich!"

Alſo hatte ſie geworben um ihren gewaltigen Herrn. Die Stolze, daß ſie ſich demütigen konnte vor dieſem Manne! Ein Zeichen, daß es der Rechte war, der ſtarke, gewaltige Herr, dem ſie bisher nur im Traume begegnet, ſonſt nirgends.

Schon am nächſten Morgen erhielt ſie einen Brief. Seidenpapier, am Rande mit Roſen bemalt. Die Buchſtaben hingegen waren klobig und ſpießig wie Eiſenhaken. Verſe waren es, Verſe! und ſie lauteten:

„Es grüßt Dich herzhaft Joſef, Dein Geliebter!
Denn wiſſe nur, ich liebe Dich ſo ſehr.
Ich bin betrübt und werde noch betrübter,
Da ich von Dir ſeit geſtern nichts mehr hör'.
Des Morgens, wenn ich wache auf vom Schlummer,
Da denke ich, wo wird die Süße ſein!
Den ganzen Tag erfüllt mich banger Kummer,
Ob die Geliebte wohl gedenket mein.
Und abends, wenn ich geh in meine Kammer,
Da denk' ich immer, immer nur an Dich,
Einſam und allein bin ich, o Jammer!
Ich liebe Dich, ich liebe Dich ganz inniglich!"

In ſolcher Herrlichkeit ging es fort vier Seiten lang. Die Kibitzin war ſtarr! — Dieſes Liebesgewoiſel! — Nein, gefoppt war ſie worden, das konnte nicht vom Schmied kommen. Die Schrift

verglich sie mit der Schmiederechnung über beschlagene Räder, die sie erst kürzlich erhalten hatte. Sie war's doch! — Aus Liebe winseln, das darf kein Mann. Aber auch nicht ihrer spotten! Eins von beiden hat der Absang gethan. Sie wird ihm den Kopf waschen, dieses blöden Spaßes halber. Als sie ihn bald darauf durch die Gasse schreiten sah — ein Bündel Eisenstangen trug er auf der Achsel, vorn und hinten federten sie auf und nieder — blieb er schlank aufrecht und die Beine schienen so elastisch, als berührten sie den Boden kaum. 's ist halt doch ein Mann!

An demselben Tag hatte der schwarze Stier wieder Unterrichtsstunde. Ruhig ließ er sich in die Furche führen und an den Pflug spannen, aber beim ersten Hieb mit der Peitsche schoß er wild voran und bohrte den Kopf in die Erde. Nun trat aus den Zuschauern, die wieder an der Wegplanke standen, der kleine Uhrmacher hervor. Schmal und flink in seinem grauen Zwirngewande sah er beinahe aus wie ein Knabe.

„Jetzt gehet just einmal weg," sagte er zu den Knechten, „ganz weg und laßt mich machen."

Sie lachten und gaben ihm die Peitsche in die Hand.

„Die brauch' ich nicht." Er trat gelassen ans Tier und faßte mit der rechten Hand sein Horn und blickte ihm ins große Auge. Man hätte das zarte Gesicht mit der geraden Nase in dem pechschwarzglänzenden Rindsauge sich gut spiegeln sehen können. Und als er das Tier lange so angeschaut und mit der Hand gestreichelt hatte, gestreichelt am Halse, gekraut zwischen den Hörnern, hinter den Ohren, da begann er, mit seiner weichen

Stimme leichthin: „Hi! Hi!“ ſagend, Schritt für Schritt der Furche entlang zu gehen — und der Stier trottete behäbig mit. So führte er ihn ein paarmal über das Feld hin und her und dann ſtellte er ſich rückwärts an den Pflug. „Hi!“ ſagte er ruhig, „hi!“ — Der Stier ſchritt allein in der Furche voran, der kleine Uhrmacher leitete an den Hebeln den Pflug, der den Raſen ſchnitt und umlegte.

Die Kibitzin hatte von ihrem Fenſter aus durch den Feldſtecher den Vorgang beobachtet. Anfangs hatte ſie ſchon hinausrufen wollen, man ſolle den Kleinen doch nicht zum wilden Vieh laſſen. Dann war ihr ſein gelaſſenes Weſen aufgefallen und wie dabei auch der Schwarze ruhig ward. Und wie der Burſche das Rind ſo treuherzig anblickte, da fand ſie, daß er mit ſeiner ſtarken Naſe, die von der Stirn herab eine ſchnurgerade Linie bildete, ein ſchöner Menſch ſei. — Und nun ackerte er allein mit dem Stier, den die kräftigen Knechte und der gewaltige Schmied nicht hatten bändigen können.

„Aber Florl!“ rief ſie ihm am Abende zu, als er den Schwarzen vom umgebrochenen Acker in den Stall führte, „wie haſt du denn das angeſtellt?“

„Er hat halt müſſen,“ antwortete der Uhrmacher.

Und nun ſtellte ſich der Schmied auf: das ſei freilich keine Kunſt geweſen jetzt, da das Tier ſchon von ihm gebändigt worden wäre. „Na, Schwarzer, kennſt du mich noch?“

Wohl, er kannte ihn noch, denn als der Schmied den Schwarzen derb bei den Hörnern faſſen wollte, lag er auch ſchon auf dem Streuhaufen. Unter dröhnendem Gebrüll

hatte das Tier einen Sprung gethan, mit dem Hinterbein ausgeschlagen, da krümmte der Schmied sich auf dem Reisig und glaubte es, daß er den Stier nicht gebändigt hatte.

Am nächsten Tage machte die Kibitzin einen Besuch beim Schmied, um sich nach dem Verlaufe seiner Verletzung zu erkundigen. Er lag im Bette und rauchte die Pfeife. Ein verrenktes Bein, weiter nichts. Sie fand in der Stube Unordnung und räumte ein wenig auf. Sie untersuchte die Kleider, da fehlten Knöpfe; das fand sie erklärlich; wie sollte dem Recken zugemutet werden, sich die Knöpfe selbst einzuheften! Dann aber erst die Wäsche! Gott, wie nötig dieser Mensch ein Weib braucht! — „Was ist denn d a s?" Im Nachtkästchen hatte sie ein kleines zartes Ding gefunden — aus Gaze und mit Bändchen. „Was ist denn d a s, Absang?"

„Ah, nichts weiter. Nur zufällig so. Liegt schon lang so herum, weiß gar nicht woher."

„Aber es muß zu was sein. Ich will es wissen."

Na, da hat er ihrs gesagt. Eine Schnurrbartbinde war es.

„Eine Schnurrbartbinde?! Bei der Nacht umbinden? Daß er bergan wächst? Daß er sich aufrichtet? Daß er nicht hängend wird? Ah, das gefällt mir!" Einen grellen Lacher that sie.

Es war beinahe das letzte Wort gewesen, das sie zu ihm gesprochen. Rasch hatte sie ihr Tuch über die Achseln gelegt, den Sammethut aufgesetzt und ums Kinn gebunden. Hastig, fast schreckig that sie es, als ob's im Haus brennte. — Eine Schnurrbartbinde hat der!

— da hat sie gerade genug. Heiliger Valentin, wie man sich an den Männern täuschen kann. Glaubt man ihrem Aussehen nach, es wären Männer. Und sind Gecken. Schlagen und woiseln kann er. Und den Bart muß er künstlich auffrischen! Nein. Das glaub ich, daß der Schwarze vor so einem keinen Respekt hat. Ich hätte auch keinen. Keinen Respekt vor dem baumstarken Laffen, und dem kleinen Uhrmacher ist er willig gefolgt. „Weil er hat müssen!“ — Dem wollte ich auch müssen. —

Und jetzt war's der Uhrmacher, der ihr im Kopf umging, so ungeniert, als ob er drin daheim wäre, mit seiner geraden Nase. In ihrem Schlafzimmer hatte sie eine Schwarzwälderin. Sie nahm den eisernen Gewichtsknollen von der Schnur, da schlug das Bendel noch einigemal lautlos hin und her und blieb stehen. Schickte die Kibitzin zum Uhrmacher; sie ließe bitten, es hätte ihre Uhr einen Fehler bekommen.

„Natürlich,“ sagte er, „weil das Gewicht fehlt!“

„Aber merkwürdig, daß ich das nicht gesehen habe! Ja, bist schon fertig? Hast's so eilig? — Du, was ich sagen wollte, Florian, sollten wir zwei beide nicht zusammenheiraten?“

Er schob noch ein wenig an der Uhr, daß sie richtig hing und sagte nebenbei: „Zusammenheiraten? Ich glaube nicht. Es dürfte ein Ehehindernis geben.“

„Mensch! Bist du einer andern in Pflichten?“

„Einer in Pflichten? Gott sei Dank, nein.“

„Oder stünden wir in Verwandtschaft miteinander?“

„Von Vaters und Mutters Seite. Von Adam und Eva her.“

Ob ſeiner Schalkheit zupfte ſie ihn am Ohr.

„Du Spitzbub! Was denn für ein Ehehindernis?“

„Mein Willen.“

„Dein Willen? Den ſollſt ja haben.“

„Eben darum heirate ich nicht.“

„Aber Liebſter, mir gefällt ja der Mann, der einen Willen hat.“

„Mir auch. Deswegen bleib' ich ledig.“

Nach ſolchem Zweigeſpräch fragte ſie ihn, was er bekomme für den Gang?

„Zwanzig Heller.“

Kurz und gut, die Stolze — dann blieb ſie ohne ſeiner. Aber nicht, weil ſie hat wollen, ſondern „weil ſie hat müſſen!“

Sie hatte ſich das Müſſen anders gedacht.

Null-Anmerls Hofstaat.

Das waren zwei Spitzbuben! In gewöhnlicher Zeit nannten sie sich Studenten, in den Ferien Touristen, manchmal auch Künstler. In Wahrheit waren sie, wie gesagt, zwei heillose Spitzbuben.

Heute hockten sie als Touristen auf dem Herde einer Almhütte, aber in einer ungeschickten, verfehlten Weise. Sie waren mit einiger Zuversicht heraufgekommen und als sie im Abenddunkel die „Kasa" fanden, priesen sie das holde Glück. Erst als sie auf den Steinen des niederen Herdes saßen und ein bärtiger Kerl im zerflickten Zwilchgewande dürres Knieholz hinwarf und pfauchend Feuer anblies, merkten die Jungen, daß es nicht eine „weibliche Sennhütte", sondern ein „männlicher" Halterstall war, in die sie geraten.

Der Halter war nicht wenig stolz auf die vornehmen Gäste, die ihrem frommen und gescheiten Aussehen nach wahrscheinlich einmal Bischof oder Minister oder gar Tierarzt werden und sich heute so bescheiden und artig unter sein lückenhaftes Schindeldach begeben hatten. Seine Ochsen, die den ganzen Tag nichts als kurzes, süßes Gras gefressen hatten auf der Alm, und bisweilen einander scherzeshalber mit den Hörnern begaukelt oder freundschaftswegen mit der Zunge beleckt hatten, sie saßen draußen im Stall, widmeten sich behaglich dem

Wiederkauen und legten endlich ihre großen Schädel hin, um zu schlafen.

Einer der Studenten behauptete, er hätte noch nie einen schlafenden Ochsen gesehen, denn er hätte mögen den Stall durchspähen, ob außer dieser ruppigen Mann-Kreatur nicht auch andere menschliche Wesen in der Anstalt wären.

„Ist eh, ist eh," sagte der Halter. „Wunderselten, daß man einen derwischt beim schlafen. Weil man's halt nit derkennen thut, sie thun sitzender schlafen." Und fuhr fort zu plaudern, daß die „Vieher" auch träumen und selbst im Traum seufzen und reden thäten.

„Reden? Was sie nicht einmal wachend können?" lachte einer der jungen Herren auf.

„Wer sagt denn das? Na, das wär sauber, wenn's Vieh nit reden kunnt! Der Fehler wird wohl an uns sein, wenn wir nix verstehen. Aber keine Kunst ist's nit. Maah! sagen sie und heißen thut's: Hilf mir aus, bin eingesperrt, bin angejocht. — Muh! sagen sie und heißen thut's: Hast a Schneid? Magst raufen? — Meeh sagen sie, und heißen thut's: Der dumme Knecht frißt und vergißt, daß wir unser Futter noch nit haben, wo wir den ganzen Tag am Pflug sind gewesen. — Liääh, Liääh! sagen sie, und bedeuten thut's ein Juchezen: Lustig ist's auf der Alm! — Wohl, wohl, meine jungen Herrn Erzbischöfe, wenn man alleweil Latein lernt, kann man freilich die Ochsensprache nit verstehen."

Der eine Student zwickte den andern am Schenkel, aus Freude darüber, hier einen jener Weltweisen gefunden zu haben, die man in der Landessprache auch

„Halbpelzer" nennt, weil sie zuhalb Mensch und zuhalb — was anderes sind. Dann machte ihnen auch seine Mundart Spaß; der eine trieb Studien darin, die er in volkstümlichen Rollen zu verwerten suchte, denn er verlegte sich zeitweise auf die Schauspielkunst. Sie hatten sich eine freie Fahrkarte zu verschaffen gewußt, um auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege billig im „Volke unterzutauchen". So waren sie hier und gefielen sich in dieser Hütte. Ganz entschieden hatten die jungen Herren mehr Interesse für Ochsensprache, als für die des Cicero oder des Homer, die lediglich nur vorhanden wären, leblustigen Jünglingen die Jugend zu verpatzen. Komm her, Kamerad oder Kameradin! Hunger hab ich! Trinken möcht ich! Raufen will ich! Lustig ist's auf der Welt! — Das ist alles, was man nötigerweise zu sagen hat. Wozu das viele Geplemper in allen denkbaren Sprachen?

„Mensch ist Ochs!" In solchen drei Wörtern faßte der eine alle Weisheit zusammen. Der rotbärtige Halter nickte ernsthaft mit dem Haupte. Über dieses Haupt war eine schwarz-rot-gelb gestreifte Zipfelmütze gezogen und die Quaste baumelte an der Achsel herum. Wenn dieser Mensch nicht den sehr regellos gekräuselten Bartwust gehabt hätte, so wäre er anzuschauen gewesen, wie der deutsche Michel, der rasiert ist, so gutmütig, so ein wenig schalkhaft und ein wenig dämlich dabei — sich willig foppen lassend und dabei selber foppend.

„Na, die draußen, die wären abgefüttert," sagte er und legte seine Arme über die breite Brust. „Wie werd ich aber die herinnen abfüttern? Wollts eine Milch?"

„Bravo!"

„Ja, bravo heißt's, und ich hab' gar keine. Mittags hab' ich's Neigel abigossen. Wollts ein Wildbret?"

„Aber noch besser. Her damit!"

„Ja, her damit! Wenn ich keins hab'. Wo soll denn unsereins ein Wildbret nehmen? Der Blasel von der Hinteralm hat im vorigen Sommer einem Fremden Wildbret aufgewartet. Der ißt's und wie er satt ist, sagt er: So, Blasel, jetzt pack zusammen und geh mit mir, ich laß dich einsperren. Ich bin der Jagdherr. — Wenn aber die jungen Herren Mehlnocken haben wollen —"

„Wir mögen alles, wir haben Hunger —"

„— so dürfen's nur gleich bis morgen Mittag warten. Es muß erst 's Mehl kommen, vom Bauern herauf. Die Dirnen bringen's, morgen. — Was? Weinend werden? Aber Kinderln, wir haben ja Brot. Fünf Laibe, pfundschwere Stritzel. Die schieben wir vor's Thürl, wenn die halbverhungerte Seel' ausfahren will."

Nachher also Brot und Wasser.

„Wenn's die Erzräuber im Kotter dabei aushalten, so wird's uns auch nit umbringen," tröstete der Halter, derweilen er mit krummem Schnitzger vom hartgetrockneten Laibe handbreite Brotschnitten lostrennte. Und der deutsche Michel plauderte lustig darauf los. Als noch weiter vom Brotessen die Rede war, sagte er: „Desweg' ist der Pfarrer in Hüttmoos so kamodt. Für die armen Leut. Die gehen gern bei ihm zur Kommunion. Dem seine Hostien sind so groß wie die Pflugräder. Das kleckt..."

Da wußten die Studenten nicht, woran sie waren,

ob ſie vielleicht gar Almoſenbrot vom Pfarrer in Hüttmoos aßen.

„Ja, ja," ſagte der Halter, „wenn die Herren einmal Fürſtbiſchöfe ſind, ſollten ſie das allgemein einführen. Wenn's große Brotſtritzel giebt dabei, nachher werden ſie ſchon wieder zum Glauben kommen, die Leut'. — Alſo, nachher merkts euch das." Mit dem Finger ſchnalzend, drällerte er:

„Nur recht broteſſen, Buabn!
Hot mei Voder gern g'ſogt.
Ihrer neun hot er g'hoot,
Weil er brotgeſſen hot."

Das wollte ſich einer aufſchreiben, aber der Michel: „Nix da! Liedel thut man ſingen und nit kratzen. — Und jetzt — luget her, Prinzen, und paßt auf."

Vom Holzgeſtell nahm er eine Sauerbrunnflaſche herab und ſchüttelte ſie, daß es drinnen nur ſo ſchwuppen that.

„Schnaps?"

Er ſpreitzte die grauen Äuglein auf, zog das Geſicht in die Länge und den Mund ſo, daß er auf und ab war —

Schnaps!

Jetzt huben gute Zeiten an. Nachdem der Michel das „Stamperl" halb vollgeſchenkt hatte, hielt er inne und ſprach: „Mit, oder ohne?" Dabei einen Blick auf den Waſſerkrug.

„Ohne!" riefen die Studenten.

Da füllte er das Gläschen mit Schnaps voll. Doch ſchon der erſte Schluck verkutzte den einen ſo arg, daß er

den Wasserkrug an sich riß und aus demselben in die Gurgel goß, um den stickenden Brand zu löschen.

„Fensterschwitz ist's keiner, gelt?" Der ganze Branntweinstolz des Almers lag in dieser Frage.

Mit Vorsicht und Beständigkeit tranken sie nun Schnaps. Und der machte in dem einen Studenten sachte die Künstlerseele sprossen. Er war ja Mime, obschon er's nicht nötig hatte. Wer Geld hat, der braucht nicht Komödie zu spielen. Mit besonderer Hingabe betrachtete er den Almer. Er hatte vor, in der nächsten Saison bei einem Liebhabertheater den Null-Anerl zu spielen und dafür stach ihm jetzt das zerflickte Gewand des Halters in die Augen.

„Was kostet so ein Anzug?" fragte er und zupfte am Jackenärmling einen Flicken los.

„Der kostet 's flicken und 's zerreißen — und wieder 's flicken," lautete der Bescheid.

„Wollt ihr mir ihn verkaufen?"

„Wer? Ich? Ich meine Hosen verkaufen?"

„Ich thäte so was brauchen."

„Und ich thät so was brauchen," sagte der Halter, den braunen Tuchrock des Studenten so derb anfassend, daß der d'rin Steckende ins Wackeln kam. „Willst tauschen, junger Minister?"

„Das nicht!" lachte der Student, „aber — wenn sie um Geld zu haben ist, euere äußere Haut?"

„Um Geld ist alles zu haben," gab der deutsche Michel mit aller Ruhe zur Antwort.

„Was wollt ihr dafür haben?"

„Für's Müftl da, für's luftige? Kein paar Ochsen

wird's nit koſten. Habts 'leicht einen Krautgarten? Weil ihr einen Haſenſchrecker brauchts. Gehts, gehts, foppen thut's mich!"

„Spaß und Ernſt, was koſtet dieſes Gewand?" Der Student konnte ſein Auge kaum wenden von den kümmerlich zuſammengenadelten Zwilchfetzen; die Säume waren ausgefaſert, die Flicken ſchienen ſtellenweiſe zwei- und dreifach zu ſein, ſo wulſtig fühlten ſie ſich an. Ein zerſchliſſenes Korbband diente als Gürtel, um die Herrlichkeit am Leibe feſtzuhalten. Die Taſchen waren aufgebaucht: Ein unbeſchreibliches Schnupftuch, ein Beutel mit Kautabak, ein Packel mit Viehſalz, eine Roſenkranzſchnur, ein Taſchenveitel, ein Lederbeutelchen mit etlichen Nickelmünzen.

„Das iſt alles mein!" ſagte der Halter mit gutgeſpieltem Stolz.

„Und ſonſt habt ihr nichts?"

„Was ſoll ich denn noch haben?"

„Kein anderes Kleid?"

„Zu was denn? Iſt eh das noch gut. — Aber meine Herren Prälaten, ich denk', wir gehen in's Bett."

„Betten habt ihr?" fragten die Studenten begierig.

„Allerhand. Im Stall gleich neben meiner iſt die Moosſtreu. Hinter den Ochſen iſt Stroh. Unterm Dach iſt Heu." Und er drällerte wieder:

„Auf'm Heu is 's gyat liegn,
Wer recht müad is und mot,
Und wer nit müad war und mot,
Der giftad ſih z' todt."

Sie wählten das Heu im Dachraum; giften wollten sie sich heimlich, der Halter schien es doch zu ahnen, denn er schlug an: „Bitter, bitter! — In die unrecht' Hütt'n!" und begann gröhlend zu singen:

„Habns die Herrn holt bitter troffn,
Sein in d' unrecht Hüttn geschloffn.
Gstott der Dirn an olter Krocha.
Ha, do muaß ih locha!"

Derlei Bosheiten waren nicht geeignet, die flatterigen Studentenseelen zur Ruhe kommen zu lassen. Scheinbar lagen sie im Heu und schliefen sofort ein. Aber durch die Fugen des Bretterbodens gucken sie hinab in den Stall, wo der Halter bei einem Kerzenstümchen das Gewand auszog und sorgfältig daneben auf den Streuhaufen legte. Nur mit einem groben Rupfenhemd angethan, ließ er sich unter einem Seufzer auf sein Lager nieder und strampelte mit Armen und Beinen das Moos auf, daß es in Fetzen flog und als Bettdecke niederfiel. Damit war er zweifach zugedeckt: „So! Gute Nacht, Ochserln. Schlafen!"

Denen oben im Heu war nicht um's Schlafen. Die Sommernacht war so lind. Durch die Dachspalten. — „Du," flüsterte der eine zum andern, „mach den Mund auf. Da fließt die Milch des Mondes herein."

„So, so, deine Amme ist da!" spottete der andere und ließen sich beide den Mond in das Gesicht scheinen. Von draußen her vernahmen sie das leise Rieseln des Grillengezirpes. Da fiel es ihnen ein, sie wollten hinausgehen in die schöne Nacht. Und über die Almen hin. Vielleicht fänden sich andere Hütten, bessere Betten.

Ach, wenn ein junger Menſch nicht ſchlafen kann, da wird's allemal bedenklich.

„Feodor," liſpelte der eine. „Biſt du aufgelegt, daß wir heute was anſtellen?"

„Soeben wollte ich mir dieſelbe Frage erlauben. Höchſtens eine halbe Stunde, weiter können ſie nicht entfernt ſein, die Schallerhütten."

„Wiſſe, Feodor, die Schallerhütten fechten mich gar nicht an. Null-Anerls Hofſtaat liegt mir im Sinn. Komm, ich kaufe dem Halter die Kleider ab. Während er ſchläft. Um's Geld iſt alles feil, er ſagt es ja ſelber. Fünf Gulden — meinſt du, daß es genug iſt?"

„Für fünf Gulden kauft man ſich heutzutage keinen Anzug, mein Lieber. Nicht einmal einen neuen, geſchweige einen ſo komplizierten."

„Komm!"

Vorſichtig kletterten ſie die Leiter hinab. Die himmliſche Amme goß auch unten ſtellenweiſe ſo viel Milch, daß der Anzug auf dem Streuhaufen leicht zu finden war. Haſtig raffte der eine ihn zuſammen, raidelte ihn mit dem Korbband zu einem Bündel, ſteckte zwei Geldſcheine an den Deckel der Stalllaterne, die an der Wand hing, dann huſchte er mit ſeiner Beute aus dem Stalle, deſſen Thor halb offen ſtand. Draußen ſuchten ſie ihre Stecken, die ſie geſtern an die Hüttenwand gelehnt hatten. Der eine den ſeinen durch 's Korbband und das Bündel auf den Rücken. Und eilig davon.

Herzlich vergnügt über den Schelmenſtreich ſtrichen ſie auf den mondbeſchienenen Almen dahin, von Kuppe zu Kuppe erwarteten ſie, eine Sennhütte zu finden. Dort

in der Mulde leuchtete es, wie ein schimmerndes Bretterdach, aber als sie nahe kamen, war's eine Steinplatte. Frohlaunig letzten sie sich an der Vorstellung, was der Halter meinen wird, wenn er des Morgens aufsteht und an der Laterne die zwei Fünfguldenscheine findet. — Na, woher denn? Wie kommt denn diese Million Geld daher? Gar von dem jungen Minister? Nobel! — Und wie er sich überziehen will, ist's Gewand nicht da! Der Donner noch einmal! Wohin hab' ich denn meine Hosen verwirtschaftet, gestern auf dem Abend? Und das Jöppel! Und — aber Saububen! Die Studentenbuben stecken dahinter. — Er schaut zum Dachboden hinauf. Nichts. Er steigt hinauf. Nichts, als die leeren Gruben im Heu. — Und haben es sich die jungen Herren auf ihrer nächtlichen Wander weiter ausgemalt, wie er seine blaue Bettdecke, aus der schon um und um das Werg herausschaut, über sich schlägt und rings um die Hütte läuft. Die Sonne ist da, dort über die Matten steigen Weibsbilder herauf mit Mehl und Schmalz und Speck. Wo sind die Hosen, die verdammten Hosen! — Aber Lapperl, ums Geld ist ja alles feil! So kaufe dir doch ein neues Müstel.

Großartig kamen sie sich vor, die jungen Herren, daß sie diesem geldsüchtigen Naturmenschen so philosophisch zu verstehen gaben, wie der Millionär in der Wüste verhungern und erfrieren muß. Ja, ja, ums Geld ist alles feil. Jetzt kannst du dir deine Fünfguldenscheine umbinden, einen vorn und einen hinten! —

„Sei so liebenswürdig, Feodor, und nimm mir einmal das Bündel ab. Mir thut die Achsel weh."

„Und mir thun die Beine weh. Meiner Seel, wenn auf dieser dummen Alm nicht bald eine Hütte dasteht, so falle ich um und bleibe liegen, wie ein — ich weiß nicht was.“ Denn er konnte gar nichts mehr denken.

Es mußte keine Sennhütte mehr sein, es thats auch eine andere. Wenn's überhaupt nur ein Dach wäre, oder wenigstens ein trockener Boden zum Schlafen. Denn das Gras war so naß, daß es schon feucht durch die Stiefletten ging. Na, da war's hohe Zeit, daß sie zum Heuschoppen kamen, der an eine Schirmfichte hingesunken war. Heu war keins drinnen, sie stellten sich zufrieden mit dem schiefeckigen Bretterdach, das auf Pfeilern gestützt über ihnen schwebte. Zwischen zwei Baumwurzeln legten sie sich in die Höhlung und lehnten ihre Kreuzköpfeln aneinander, so arm wie Zwillinge im Mutterleib. Der Feodor meinte, man könne doch das Kleiderbündel als Kopfkissen verwenden. Der Milan schlotterte mit den Zähnen und sagte, er wolle lieber das Haltergewand über sein eigenes anziehen. — Gethan hat er's und war jetzt ein wirklicher Null-Anerl bei seiner Hilflosigkeit mitten im Gebirge. Je näher es dem Morgen ging, je kälter wurde die Luft. Die beiden Jungen schmiegten sich geradezu heftig aneinander, einmal lachten sie, dann fluchten sie und gedachten des guten Heulagers in der Halterhütte. Die schönste Mondnacht wird mit der Zeit langweilig.

Als der Feodor doch ein bischen einschlummern wollte, gab der andere keine Ruhe. Er wetzte sich hin und her, er rieb sich an der Baumwurzel.

„Was hast dich nur alleweil zu winden, du altes Krokodil!“ rief der Feodor unmutig aus.

„Ich weiß nicht," sagte der Milan kleinlaut. „Beißen thut's!"

So früh waren die jungen Herren noch selten aufgestanden, als an dem selbigen Morgen. Aber den Null-Anerl-Hofstaat auszuziehen konnte der beflissene Mime sich doch erst entschließen, als die große, liebe Sonne aufgegangen war. In der übernächtigen, fröstelnden Stimmung entschlossen sie sich, ins Thal hinabzugehen zur Eisenbahnstation Birsing, und nach Hause zu fahren mit ihren guten Certifikaten. Aber im Thale mußte der Feodor erst zum Dorfkrämer gehen und zwei Meter Segeltuch kaufen, um den Null-Anerl einzuschlagen, damit sie anständigerweise mit ihm reisen konnten. Man sollte auf Gebirgstouren doch immer einen recht großen Rucksack mitnehmen. Bei einem guten Mittagessen, das nach einer so erfolgreichen Alpentour der Milan bestritt, war der arme entblößte Halter Gegenstand des Scherzes. — Der wird gescholten haben! Wie ein Waldbruder mit der Kutte wird er Umhersteigen in seiner Bettdecke, unter den Almerinnen. Und wenn ihm eine vom Krämer um's gute Geld einen nagelneuen Anzug bringt, da wird er lachen über die lieben, lustigen zwei Spitzbuben! Gott, was wäre das Studentenleben, wenn man keine Streiche machen wollte!

Auf dem Bahnhofe wartete der Feodor bei dem Bündel, während der Milan sich zur Kassa drängte, um die Fahrscheine abstempeln zu lassen. Unverrichteter Sache kam dieser vom Schalter zurück: „Feodor, hast du die Certifikate?"

Nein, die hätte er nicht.

„Na, dann habe ich sie verwurstelt."

„Erschrecke mich nicht, Milan!"

„Auf Ehre, ich habe die Certifikate nicht!"

„Mach keine faulen Witze."

„Wenn ich sag': Auf Ehre!"

„Na, Servas, dann können wir uns per Schub transportieren lassen."

„Darauf kommt's nicht an. Ich habe noch Geld gefunden und werde also die Fahrt bezahlen."

Wenige Minuten später stiegen sie ins Coupee, der Milan warf sein Bündel mit dem Segeltuchüberzug unter die Bank, ließ sich selbst in die Kissen hineinsinken und hauchte in unsagbarer Behaglichkeit: „Aaah!" Wie das wohlthut nach langer Fußwanderung! Es ist ja recht schön in der lieben Natur draußen, aber im Coupee zweiter Klasse ist es noch besser. Warum fährt der Zug nicht ab? — Der Schaffner kommt die Karten zu zwicken und erhält vom Milan ein kleines Trinkgeld: „Nicht wahr, Sie lassen uns allein, wenn's möglich ist!" Ein leichtes Kopfnicken des Schaffners sichert ihnen eine behagliche Fahrt. Der Zugsführer stößt ins Horn, Abfahrt! Da schlägt ein aus dem Bahnhof eilender Beamter mit dem Arm ein Rad. Aushalten!

Drei Männer, wovon einer ein gelbbesäumtes Schilderkäppchen auf dem Kopf und einen Säbel an der Seite hat, wechseln ein paar Worte mit dem Schaffner und werden zum Coupee unserer jungen Touristen geführte. „Verdammt, wir bekommen Gesellschaft!" brummt der Feodor. Die Thür fliegt auf, der mit dem

Säbel grüßt flüchtig. „Entschuldigen, meine Herren, ich bitte um Ihre Namen!"

„Unsere Namen?" begehrt der Milan auf. „Mein Herr, die gehen Sie nichts an."

„Sie heißen wohl Feodor Stratisch und Milan Rix?" sagte der Besäbelte und las die Namen von zwei grauen Papierstückchen ab, die er in der Hand hielt.

„Ah!" riefen die Studenten zugleich aus, „Sie haben unsere Certificate gefunden! Na, das ist schön. Wohl noch Zeit, zur Kassa zu laufen, sie abstempeln zu lassen und das Geld zurückzuerhalten?"

„Was haben Sie dort unter der Bank für ein Paket?" fragte jener scharf. „Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet! Beide."

Sie sprangen auf: „Verhaftet? Wir? Wieso? Warum?"

„Das werden Sie schon wissen. Sie sind wohl jene sauberen Touristen, die auf der Pöckelalm dem Ochsenhirten die Kleider entwendet haben?"

„Ah, ja so!" lachte der Milan, „die sind wir schon. Aber nicht entwendet, mein Lieber! Er hat es ja gesagt, daß die Kleider für Geld feil wären und ich habe ihm dafür zwei Fünfguldenscheine an die Laterne gesteckt. Er hat sie doch gefunden?"

„Davon wird später die Rede sein," sagte der Gerichtsdiener. „Kommen Sie jetzt nur ruhig mit und vermeiden Sie im eigenen Interesse alles Aufsehen."

Aus allen Coupeefenstern reckten die Leute ihre Köpfe, als es hieß: Eine Verhaftung! Die armen Jungen wurden aus ihrem Gelasse gezerrt und der Milan mußte

das Bündel schleppen, in welchem sein redlich erworbenes Null-Anerl-Kostüm war.

Wie redlich dieses erworben worden, das zeigte sich bald in der Gemeindestube zu Biesing. Der Almhalter hatte bei seinem Aufwachen die Kleider vermißt, an der Laterne aber durchaus keine Fünfguldenscheine gefunden, sondern zwei beschriebene Papierzetteln. Ein Nachbarshalter, der sich auf sein lautes Rufen und Blasen mit der Schwögelpfeife eingefunden, hatte sofort das Nötige veranlaßt. Und bei dem Gemeinderichter hatte es sich herausgestellt, daß die hinterlassenen Papierzetteln zwei Eisenbahn-Certifikate waren, lautend auf die Namen Feodor Stratisch und Milan Rix.

Na, so saßen die jungen Herren nun als wohlbestallte Diebe im Kotter, bis der Dorfvorsteher, der auf dem Felde war, seinen Hafer in Schöbern hatte. Da konnten sie einmal nachdenken über den verhängnisvollen Mißgriff, den der Käufer in der Berghütte gemacht. Dann, als der Vorsteher Zeit hatte, begann das Gericht. Ein Ausgleich kam zustande, nach welchem der Milan mit Vergnügen seine zwei echten Noten leistete. Mit dem Nachtzuge fuhren sie in ihre Stadt, wo der Mime sich für die nächste Dilettanten-Aufführung des „Nullerl" rüstete. Er hofft mit dem naturalistischen Hofstaat des Null-Anerl einen großen Erfolg zu erringen.

Was bei Erwerbung dieses Hofstaates passiert ist, das brauchen die Zuschauer nicht zu wissen.

Die Komödie des Todes.

I.

Der Ferge Meinhardt kauerte am Ufer des Flusses und lehnte sich an den Block, an welchen der Kahn gebunden war. Er stützte den Ellbogen aufs Knie und den Kopf auf die Hand. Sein gebräuntes noch jugendliches Gesicht hatte einen Zug finsteren Grames. Er schaute hinaus in die abendliche Gegend. Vor ihm der breite Fluß, auf welchem die grauen Wässer des Hochgebirges rasch und lautlos dahinwogten. Diesseits grünes Hügelgelände mit Landhäusern und Obstgärten; jenseits die steilen, schluchtigen Berghänge mit den dunklen Fichtenwäldern. Hinter den Bergen war die Sonne vergangen und hatte einen brennenden Goldgrundhimmel zurückgelassen. Wozu? — Die schöne Natur ist nichts, wenn der Mensch ein banges Herz hat. Der Ferge sah nicht die liebliche Landschaft, er sah nur sein inneres Elend. Unglückliche Liebe — zu seiner Frau! Seit drei Jahren mit der drallen, schneidigen Frau Josefa verheiratet, hatte sie in Zank und Streit alles verwüstet, was einst so taufrisch und heilig aufgewachsen war in ihren Herzen. Die süße, die innige Neigung zu einander war dahin, die Eifersucht war

geblieben. Frau Joſefa hielt ihm vor, daß er, wenn ein junges Weib auf dem Kahne ſei, langſamere Fahrt mache über den Fluß als ſonſt, was ja gar nicht möglich war, weil das Fahrzeug, das vermittelſt Tau und Rädchen an dem querübergeſpannten Strange lief, vom Waſſer ſelbſt getrieben wurde. Da kann der Ferge mit dem Ruder nicht viel dazuthun. Aber ſie mußte wohl eine Entſchuldigung brauchen für ihre eigene Aufführung! Der Zottel! Dieſer Stadtzottel! Der ſchwarze Kohlenſchreiber vom Eiſenwerk! — Dort oben...

Meinhardt lauerte durch das Buſchwerk. — Dort auf dem Fußſteig ſchleicht er ja wieder. Jetzt deckt ihn das lange Korn, ſo daß nur der Hut ſichtbar iſt — wie ein Rabe über den Ähren. Meinhardt hatte ſein Weib heute wieder zur Rede geſtellt, was ſie ſo viel mit dem Kohlenſchreiber zu ſchwatzen habe? Warum ſie aus dem Hauſe trete, ſo oft er vorüberging? Das hatte er ſie gefragt. Und ſie gab lachend zur Antwort: „Damit er nicht ins Haus zu treten braucht.“ Sie wolle es ſich aber nicht vorſchreiben laſſen, mit wem ſie plaudern dürfe und mit wem nicht! — Es käme darauf an, was geplaudert würde! Darauf ſeine Gegenrede. Und ſie: „Na, ſtreiten thun wir nicht, der Schreiber und ich, das kannſt glauben.“ So lockte ein böſes Wort das andere hervor, anfangs hämiſch, dann zornig, endlich wütend, bis er ihr die wildeſten Schimpfworte, die ſchwerſten Flüche ins Geſicht ſchleuderte und wie raſend davonlief. Da ſaß er nun in friedlicher Abendſtunde am wogenden Waſſer und überdachte alles wieder. Tief ſchmerzten ihn die biſſigen Bemerkungen, die ſie ihm

zugeworfen, noch tiefer aber die kieſelharten Worte, die er ihr an den Kopf geſchleudert hatte. Als nun der Kohlenſchreiber dort oben vorbeigehuſcht war, wohl die Richtung her, wo am Raine das Haus des Meinhardt ſtand, da kam der Ferge neuerdings in Aufruhr. Der Kohlenſchreiber Franz Graſſing war noch nicht lange in der Gegend, hatte aber ſchon ſeinen Ruf. Einen doppelten. Die wunderlichen Kleider waren zuerſt aufgefallen, in denen der aus der Stadt zugereiſte Beamte umherging. Er trug ſich immer ſchwarz, hatte an den Sonntagen ſogar den hohen Seidenhut auf dem Kopf, und wenn er ihn bei höflichem Gruße abzog, ſah man, wie fein ſein dunkles Haar geölt, wie reizend es gekräuſelt war. Sein ebenſo ſorgfältig gewundenes Schnurrbärtchen ſoll ſehr zart und weich geweſen ſein, wußte mehr als ein Weibsbild zu ſagen. Übrigens kannte man ſich an dem Kohlenſchreiber nicht recht aus. Wenn er nüchtern war, that er überaus ernſt und redete mit Männern unheimlich wenig; wenn er Wein getrunken hatte, ſchwatzte er manchmal arg viel und krauſes Zeug. Da legte er gerne aus, wie verliebt er ſei und wie unmöglich die Weiber ihm widerſtehen könnten. Dann geſchah es auch, daß er betrübt und klagend wurde, weil er die eine, die er meine, immer noch nicht herum hätte, und plötzlich wurde er zornig und ſchrie gewaltig in die Wirtsſtube hinein, daß noch ein Unglück geſchehen werde! — Die Leute machten ſich über den eitlen, überſpannten Menſchen luſtig, aber nicht alle. — Eben heute mittags hatten der Meinhardt und ſein Weib des Kohlenſchreibers wegen ge-

ſtritten. Von einem ſolchen Zorn im Wirtshaus war die Rede geweſen, da hatte die Joſefa geſagt: „Wenn er ein heißes Herz hat! Gut für den, der eins hat. Der, wenn er die Rechte findet, iſt noch auf gleich zu bringen. Die Dummheiten müßte man ihm freilich abgewöhnen!“

„Na, Reſpekt!“ hatte hierauf ihr Mann bemerkt, „du kannſt den Leuten die Dummheit abgewöhnen!“

„Verkehr' die Red' nicht!“ hatte ſie ſcharf zurückgerufen, „ich hab' nicht geſagt, die Dummheit, ich hab' geſagt, die Dummheiten. Die Dummheit kann man niemand abgewöhnen. Die Dummheiten hat ſchon oft einer ſein laſſen, wenn das rechte Weib dazugekommen iſt!“

„Wollteſt es nicht du probieren?“ hatte er giftig entgegnet.

„Wenn ich nicht mehr Glück hätte als bei dir!“ darauf ſie.

So hatten ſie ſich wieder einmal hineingerebet in allen wüſten Herzensgrimm. Des Kohlenſchreibers wegen!

Und dieſem Menſchen eilte Frau Joſefa aus dem Hauſe entgegen, wenn er vorüberging! Beim Brunnen ſtanden ſie gerne und plauderten, er ſehr artig, ſie ſehr ſchneidig, aber doch ſo voller Munterkeit und Gütigkeit, wie ſie zu ihm — dem Ehemann — faſt nie mehr war. An den Gauch verſchwendete ſie all ihre Liebenswürdigkeit, ſo daß für ihn, den Meinhardt, wenn er

von seinem harten Tagwerke heimkam, nichts übrig blieb als Zank und Hader.

Von Marienthal her klang das Glöcklein zum Ave Maria. Der Ferge zog nicht den Hut vom Haupt, er war zu verbittert, um jetzt beten zu können. Das Gebet wollte er sich nicht vergiften. Aber heimgehen wollte er jetzt und ihr einmal gehörig den Standpunkt klar machen, der ihr dem Gatten, dem Ernährer und Beschützer, dem Wahrer der Ehre des Hauses gegenüber gebührte. Und wenn es Trümmer giebt, heute ist ihm alles eins!

Noch untersuchte er das Seil, ob der Kahn wohl gesichert wäre, da schrillte vom jenseitigen Ufer herüber ein Pfiff. Dort stand ein Mann in fahlfarbiger Kleidung, die sich vom Erdboden kaum abhob. Er legte seine hohlen Hände an den Mund und rief wie durch ein Sprachrohr: „Hol' über!"

Der Ferge legte die hohle Faust ans Auge, die war sein Fernrohr, durch das er den Blick zu schärfen pflegte. Er erkannte sofort den Mann und schrie hinüber: „Heut' wird nicht mehr gefahren. Es hat acht geschlagen!"

„Was es geschlagen hat, wirst du später hören. Hol' nur über!" So der andere.

„Bleib' drüben, alter Lump!" rief der Ferge.

Und der andere: „Aber schau, Brudersmensch, Lumpen können unmöglich herüben bleiben, da im Wald giebt's kein Wirtshaus!"

„Kannst so wieder den Fahrgroschen nicht zahlen!"

„Hol' über!" rief der andere.

Da dachte der Meinhardt: Was soll der arme Teufel denn machen drüben im Walde! Hakte den Kahn los, der glitt über die Wellen hinaus und das Rädchen rasselte am Eisenstrange dahin.

Und drüben stand er, in seinem zerschlissenen Anzug, auf dem Kopfe eine alte Zipfelmütze, die einmal bunt gewesen war. Auf schlankem, strickaderigem Halse ein eingetrocknetes Gesicht, ein bartloses und ein zeitloses, denn man wußte nicht, ob es jung oder alt war. Zwischen den sehr engestehenden listigen Äuglein ragte eine scharfe, geierschnabelähnliche Nase. So stand er da mit verschränkten Armen und gackerte. Denn so war sein Lachen, als er das Fahrzeug mit dem Fährmann herangleiten sah. Bevor dieser noch gelandet, sprang er vom Ufer flink hinein, dem Meinhardt um den Hals fallend, so daß beide wankten und dem Sturze nahe waren.

„Wie?" lachte er dann dem Fergen ins Gesicht. „Bist du denn nicht glückselig, daß du deinen Klacherl wieder hast, den alten Busenfreund, für den du immer betest, daß ihn der Teufel holen soll? Mußt ein großer Sünder sein, weil dein Gebet noch nicht erhört worden ist!"

„Willst hinüber? Dann laß das Frozeln."

Der Klacherl ließ es aber nicht. Als sie mitten auf dem reißenden Flusse waren und bei jedem Wellenstoß das Tau wie eine Saite dröhnte, sagte er dem Meinhardt gar süßlich unters Gesicht hinein: „Wenn der Strick reißt, holt er — derjenige! — uns allzwei

beide miteinand? Und für dich iſt er am Ende gar nicht einmal angegangen worden!"

„Mir wär's ſchon bald einerlei," brummte der Ferge und ſtieß das Ruder ſo heftig ins Waſſer, daß der Kahn einen Ruck that und der Klacherl ſich noch mit Mühe am Bord feſthalten konnte, um nicht überzukippen.

„Man ſoll ihn nicht an die Wand malen!" lachte er gizend.

Als ſie am andern Ufer waren, blieb der Klacherl hocken auf ſeinem Brett.

„Na, wird's?" ſagte der Ferge und bedeutete ſeinem Paſſagier, auszuſteigen.

Der andere blieb noch immer ſitzen, fuhr mit den dürren Händen in ſeinen Taſchen umher — er hatte ſie nicht an Stellen, wo andere ſie haben — und fing an, leiſe zu ſingen: „Kleingeld hab' ich keins im Sack..."

„Das weiß ich. Schau, daß du weiterkommſt!"

„Wenn du mir wechſeln wollteſt?" ſagte der Klacherl und zog aus dem Lappen eine Banknote hervor.

Der Meinhardt erſchrak faſt. Ein Fünfziggulden-ſchein war's. Dann fragte er — und die Stimme gab keinen Klang: „Woher haſt du den?"

Nun rückte der Klacherl ſich auf dem Brette zurecht, als hätte er die Abſicht, noch lange in dieſem Nachen ſitzen zu bleiben; dann hielt er mit beiden Händen das Papier auf, als ſei es ein Bild, das man betrachten müſſe.

„Woher haſt du es?“ fragte der Ferge ſchärfer.

„Das da? Den da? Denke dir, ſchöner Waſſermann, dieſen kaiſer-königlichen Reiſepaß — weißt du, den hab' ich von — von —. Na, alter Freund, ich will dich doch lieber anlügen!“

„Das kann ich mir denken, mit der Wahrheit biſt du nie verheiratet geweſen!“

„Das ſchon. Einmal ſchon. Hab' mich aber ſcheiden laſſen. 's iſt halt ſo, die Wahrheit glaubt man unſereinem nicht — alsdann greift man nach und nach zu 'was anderm. — Den da? Wo ich ihn her hab'? Lachen muß ich. Probieren wir's einmal. Jetzt ſchau, Meinhardt, heut' haſt du mich herübergeholt. Dieſen Fünfziger aber hat mir einer geſchickt, dafür, daß ich dich hinüberholen ſoll.“

„Geſchwätz, dummes!“ knurrte der Ferge.

„Alſo, das glaubſt du mir nicht. Na, ſo wird mir das Trumm Geld halt wer geſchenkt haben!“

„Wahrſcheinlich!“ lachte der Meinhardt auf.

„Oder ich hab's gefunden?“

„Sicherlich! Bevor es einer verloren hat!“

„Alſo auch das nicht. Nachher weiß ich nicht, was wir machen. Kann's denn nicht auch einmal etwas ganz Unglaubliches geben? Kann ich mir das Geld nicht verdient haben?“

Der Ferge ſprang von ſeinem Sitze auf vor Entrüſtung, daß der Vagabund ihm eine ſolche Mär zu glauben zumutete. Der Klacherl zog ihn wieder aufs Brett. „Mein lieber Freund,“ ſagte er, „der Spaß hat immer einmal eine Kehrsumſeite, ſo wie die kleine

Klumserkathel, du kennſt ſie eh, die ſchaut von hinten aus wie ein junges Dirndl und von vorne wie ein altes Weib. Du wirſt hölliſch große Augen machen, Kamerad, vor dem alten Weib, das bei meinem Spaß auf der Kehrsumſeite dran iſt. Es wird zwar ſchon finſter, aber mir zwei müſſen heut' noch lang' miteinander reden. Haſt Zeit? Verſäumſt zu Haus?"

„Oh nein," antwortete der Ferge zerſtreut. Es that faſt wohl, daß der Schwätzer ihm die bitteren Empfindungen einlullte.

„Alſo Meinhardt," fuhr der Klacherl fort, „ich hab' dich angelogen und du haſt nichts geglaubt. Das iſt ganz in Ordnung. Fürs erſte: ich hab' mein Lebtag viel probiert, aber verdient hab' ich mir noch wenig. Beim Wegſchuttführen bin ich krank worden, beim Bauarbeiten bin ich durchgegangen, beim Erzgraben hat mich der Aufſeher verjagt. Das war mein Glück, ſonſt hätt' ich mich noch weiß Gott wie lang' ſchinden müſſen bei der dummen Arbeit. — Fürs zweite: ich bettle alle Leut' an; immer einmal giebt's einen Kreuzer, immer einmal ein Stückel Brot, immer einmal eine Auszeichnung mit dem Stiefelabſatz, aber ſo ein Pflaſter, wie das da, hat mir noch keiner geſchenkt. — Fürs dritte: ſuchen thu' ich immerfort, hab' mein Glück ſchon überall geſucht. Die Straßen ſind mit Schotter und Dreck gepflaſtert, aber nicht mit Banknoten. So ein Plaſter, ſagt der Wegmacher, thäten die Handwerksburſchen aufreißen, wie anno achtundvierzig zu Wien!"

Der Kahn war am Pflock befeſtigt worden und

ſchaukelte leicht die beiden Männer, die drin ſaßen. Der Meinhardt ſtarrte in die Wellen, an denen das Abendrot in allerlei Geſtalten zuckte, in Schlangen, in Blitzen und Zacken, in lodernden Herzen und Blutlachen . . .

Da zog der Klacherl ſeine Mütze über die Ohren nieder und klapperte mit den ausgedörrten Stiefeln auf den Dielen des Kahnes. Dann that er einen tiefen Atemzug und ſagte: „Ja, mein lieber Kapitän, ſo geht's! — Daß du mich heut' herübergeholt haſt, iſt doch gut geweſen. Sonſt könnten wir jetzt nicht ſo gemütlich beiſammenſitzen. Du magſt mich zwar nicht, obſchon wir auf der Schulbank gut Freund geweſen ſind. Da könnt' der Köſten-Klacherl freilich lang laufen, bis er einen einholen thät, der ihn mag! — Aber ſchau, Meinhardt, ich wollte dir ja was ſagen. Du haſt mir die Lügen nicht geglaubt, jetzt die Wahrheit wirſt du mir noch viel weniger glauben wollen. Wie ich zum Geld gekommen bin? Soll ich dir was erzählen? Verſäumſt zu Haus?"

Dieſe Frage zum zweitenmal ſchien dem Fergen nicht ganz unabſichtlich zu ſein. Nun dachte er: Jetzt iſt ſie ſicherlich allein im Hauſe. Sie ſoll nur warten auf mich. Vielleicht fällt's ihr ein, daß einem Überführer beim Waſſer auch einmal was geſchehen könnte. Ein biſſel Angſt mag ihr nicht ſchaden.

„Na, alſo Admiral, ſoll ich?"

Da fuhr er ihn an: „Weißt was, ſo red' nicht lang' um und ſag's!"

Sie blieben ſitzen im ſchaukelnden Kahn. Am Him-

mel blinkten schon Sterne und der Fluß, der am Tage so still dahinzuwogen schien, rauschte jetzt. Aber ganz dumpf, so daß man den Klacherl wohl verstehen konnte, so leise er auch sprach.

„Du weißt, wo ich jetzt logier'," so hub er an. „Unter der Moosbachwand im Rehhüttel. Gewiß auch noch, wo der Jäger im Winter das Heu hat zum Rehfüttern. Jetzt im Sommer ist die Wohnung frei, so bin ich eingezogen. Daß ich einen Platz hab' für meinen Buckelkorb; alleweil kann ihn der Mensch nicht auf dem Buckel tragen, sonst möcht' er am End' anwachsen. Und denk' dir, gestern abends, wie ich heimkomm' vom Tagwerk — auf der Schwaigeralm bin ich gewesen betteln, weil dort die Weiberleut' noch Religion und Buttermilch haben — wie ich also heimkomm', find ich was in meinem Korb. So ein kleines Pakel, in ein rotes Schnupftüchel gewickelt. Deuxel, denk' ich mir anfangs, wer schenkt denn mir eine Tabakspfeife! Es ist aber was anderes gewesen. Rate einmal, Schiffskapitän, was es gewesen ist! Willst nicht? Nachher sag' ich dir's auch so. Ein Revolverl ist's gewesen, ein sechsläufiges! Bumfest geladen alle sechs, und extra noch ein Dutzend Patronen in der Schachtel. Hau, denk' ich, soll das eine Anspielung sein? — Wenn du nicht glaubst, Ferge, so greif'! Da drinnen hab' ich das Instrumentel!" — Er schlug die Jacke auseinander, so daß durch das zerissene Unterfutter der lose niederhängende Sack hervortrat, in welchem ein schweres Ding pendelte.

„Jetzt, mein lieber Meinhardt, sitzen wir noch ganz gemütlich beisammen," fuhr der Vagabund in zärtlich

ſingendem Tone fort, „wenn's nur anhält! Du biſt als gebildeter Menſch ſicherlich nervös. Nachher wird's bald ein Wetter geben!"

„Geh, geh, Klacherl, thu' dich nicht ſo auseinander!" ſagte der Ferge lachend. „Daß man ſich etwa fürchten ſoll vor dir! Deine Kuraſch' kenne ich von der Schulzeit her!"

„Du, wer weiß!" ſpitzte der andere auf. „Von hinten! Und wenn einer dafür gezahlt wird! — Du mußt mich ausreden laſſen. Wie ich die Patronenſchachtel unterſuch', ob nicht doch etwan auch was Brauchbares drinnen wär', iſt ein Briefel vorhanden, ein gut zuſammengelegtes, und iſt die Banknote da! — Erſchrocken bin ich dir nicht ſchlecht. Im Eiſenwerk beim Zahlmeiſter hab' ich einmal ſo einen geſehen, danach hab' ich ihn erkannt, den gnädigen Herrn Fünfziger. Und jetzt die Schenkungsurkunde. Bin neugierig geweſen, was auf dem Briefel ſteht. Biſt du's nicht auch? Nicht? Sollſt aber doch. Steht auch von dir was drin. Schau, ich bin ein ordentlicher Menſch und hab's bei mir!"

Er ſuchte eine Weile in ſeinen Taſchen, und ſchon glaubte er, ſein Eigenlob zurücknehmen zu müſſen, da hatte er's. — „Licht, wenn du hätteſt. Ein Ferge ſoll immer die Latern' mithaben, weil man nie wiſſen kann, ob nicht bei der Nacht ein wichtiger Brief zu leſen iſt."

Halb willenlos, faſt im Banne des Schwätzers, hatte der Meinhardt ſein Streichholzbüchslein hervorgethan. Bald ſtaken im roten Licht die beiden Köpfe beiſammen und laſen den Brief. Der war ganz ſchlecht

und ſpießig mit Bleiſtift geſchrieben, und ſo ſtand's zu leſen:

„Lieber Johann Klacherl!

Ich kenne Dich, Du mich nicht, und wirſt Dich wundern über den Glücksfall. Da haſt fünfzig Gulden, dieſe gehören Dein, wenn Du binnen acht Tagen den Fergen Sebaſtian Meinhardt —" Das Streichhölzchen brannte dem Genannten an den Fingern, er mußte es wegwerfen und ein neues anzünden. Dann laſen ſie weiter: „— den Fergen Sebaſtian Meinhardt totmacheſt, ſo bekommſt Du auf demſelben Wege das Doppelte. Ich weiß, wir können uns aufeinander verlaſſen.

Ein ſchwer leidender Freund."

Und das ſtand auf dieſem Papier!

Der Meinhardt war nicht aufgeſprungen, er ſaß gelaſſen da und ſagte: „Mir ſcheint, man ſpielt mit mir eine Komödie!"

„Glaubſt du, daß es eine Foppere ist?" fragte der andere. „Freund, ich laß mich foppen!" Den Geldſchein hob er in die Lüfte: „Dieſen Auffitzer laß ich mir gefallen, allemal!"

Nachdenklich ſagte der Meinhardt: „Johann! Ein Haderlump biſt du, das weiß jeder in ganz Marienthal. Aber daß du ſchlecht ſein ſollteſt! So ſchlecht, daß dir jemand im Ernſt ſo etwas zutrauen ſollte können!"

Der Kacherl langte ſo ein wenig in die Gegend des Sackes, in dem er den Revolver hatte, und ſagte in ſeiner ſingenden Weiſe: „Scharf geladen — alle ſechs.

Das Doppelte, ſchreibt er! — Meiner Seel', Schiffskapitän, heut' wär' ein Abend zum Geldverdienen!"

Der Meinhardt lachte. „Das macht mir keine Sorge!" Nach dieſen Worten war der Klacherl ganz ſtill, ganz bewegungslos. Dann taſtete er tölpiſch nach der Hand des Fergen und holperte die Worte hervor: „Dank' dir's Gott, Schulkamerad!"

Der Meinhardt verſtand ihn wohl, dieſen Dank des Verkommenen, Verachteten, den Dank dafür, daß es noch einen Menſchen gab, der ihm das Schlimmſte nicht zumutete.

„Aber was anderes, mein Lieber!" ſetzte ſich der Meinhardt fort. „Sei ſo gut und zeig' ihn her noch einmal."

Bei dem Brande eines weiteren Streichholzes betrachtete er den Brief. Die Schrift war abſichtlich entſtellt, das mußte jeder ſehen. Eine Frauenſchrift konnte es nicht ſein, nein, nein. Zwar heißt es, daß eine Schrift, die mit dem Daumen und dem kleinen Finger der linken Hand geſchrieben wird, nicht zu erkennen ſei. Und die Weiber ſind findig. Falſch ſind ſie alle. Beſonders, wenn das Plangen nach einem ſchlechten Mannsbild dazukommt. — Aber das iſt ja abſcheulich, wie ich von meinem Weibe denke! ſo weckte er ſich ſelbſt auf. — Doch er — der andere!

„Haſt du ein Lichtl, wer dir die Sachen zugeſchickt hat?" fragte er den Klacherl.

Dieſer zuckte die Achſeln und antwortete: „Ganz finſter."

„Haſt du nichts gehört, daß wer eine Feindſchaft gegen mich hätte?“

Wieder ein Achſelzucken. Dann: „Wer hätte denn keinen Feind? In ſolchem Beſitz iſt ſogar der arme Klacherl, der ſein Lebtag niemand was Gutes gethan hat!“

„Du meinſt, niemand was Böſes?“

„Freund, merk' dir das: die meiſten Feinde ſchafft man ſich durch Gutheit!“

Auf den Kopf gefallen iſt er nicht, der Klacherl. Und ganz ſchlecht? Halt auch ein Menſch, wie die meiſten anderen.

Dem Meinhardt war nun aber das wehe Herz überquellend geworden. „Johann,“ ſagte er, „ich hab' einen Verdacht. — Kennſt du den Kohlenſchreiber Graſſing?“

„Den Halbteppen?“

„Du, paß' auf, ob der nicht abgefeimter iſt, als wir allmiteinander! Kennſt du ihn?“

„Natürlich, den Herrn Graſſing! Hat mir erſt am vorigen Sonntag beim Faſſelwirt vorgeweint wie ein kleines Kind!“

„Geweint hat er? Warum denn lauter?“

„Das hat er wahrſcheinlich ſelber nicht gewußt. Wegen der Lieb', hat er geſagt. Dummheiten! Einen Rauſch hat er gehabt. Ein Unglück thät geſchehen, hat er geſchrien und mit der Fauſt auf den Tiſch geſchlagen, daß alle gelacht haben.“

„Johann,“ ſagte der Ferge, „der Graſſing hat dir den Revolver geſchickt!“ Der Vagabund klatſchte die Hände zuſammen. „Das wär' noch ſchöner!“

„Der will mich totmachen laſſen, damit er mein Weib haben kann.“

„Dein Weib möcht' er haben? Und da ſoll ich ein biſſel kuppeln? Mit dem Revolverl da? Schau, du? — Aber zahlen könnt' er. Brauchet mich mit dem Doppelten auch nicht zufrieden zu geben. Müßt' nachher ſchwitzen, ſo viel ich verlanget. Und wenn er dein Weiberl ſchon einmal gar ſo gern hat, da muß man doch Mittel machen, mein Menſch! — Und meinſt, daß auch ſie gern eine Veränderung hätt'?“

„Weiß nicht, ob ſie nicht dahinterſteckt!“

„So!“ ſagte der Klacherl. „Verdacht haſt. So, ſo!“

„Das will ich nicht ſagen!“ rief der Meinhardt und ſprang ans Ufer. „Aber wiſſen möcht' ich's! Das möcht' ich doch wiſſen, wer mich umbringen laſſen will!“

„Natürlich, das weiß der Menſch allemal gern,“ ſagte der Klacherl, ſtieg ihm nach, faßte mit beiden Händen ſeinen Arm und ziſchelte ihm zu: „Du, hörſt, jetzt iſt dem ſchlechten Haderlumpen was eingefallen. Wenn du dir raten läßt von deinem alten Kameraden, ſo ſei morgen früh tot. Mauſetot, gewiß auch noch! Es iſt das Allerbeſte!“

Der Ferge riß ſich los.

„Du haſt mich nicht verſtanden, Kapitän!“ ſetzte der Vagabund bei. „Haſt denn gar nicht ein biſſel Geiſt? Siehſt du, und mit dem erſcheinſt du ihnen nachher, wie ſie beiſammen ſind. Dann kannſt ſie beim Schopf faſſen. He!“

Abſonderlich, wie es jetzt aufblitzte im Kopfe des Fergen. Der Gram war nur ſo hingepurzelt, und die

übermütige Abenteuerluſt reckte keck ihr Haupt auf. War er denn nicht auch einmal ein verfluchter Kerl geweſen? Wie tolllustig in den Knabenjahren, wenn er auf Baumwipfeln von einem zum andern ſprang wie eine Wildkatze, oder wenn er im Wetterſturm auf halbgeborſtenem Kahn über den See fuhr! Vor Jahren war's geweſen, als der Erzherzog über Land reiſte, daß die Marienthaler ihm zu Ehren das Ritterſchauſpiel von der Pfalzgräfin Genovefa veranſtaltet hatten. Da erkrankte am vorletzten Tage der Mann, der die Rolle des Siegfried geben ſollte. Der junge Meinhardt wagte es, ſprang ein und ſpielte den Siegfried mit glänzendem Erfolg. So verwegen wie damals kam er ſich auch jetzt vor. Es war ihm, als ob er kühn und trotzig ſeine Seele ins Spiel werfen ſollte, um ſie zu gewinnen oder zu verlieren. Aber bevor er das, was plötzlich in ihm wirbelte, zum Ausdrucke bringen konnte, ſtreckte der Klacherl ſeinen Arm in die Luft — ein Doppelblitz und ein Doppelknall — der hier blendend und ſchmetternd an die Sinne und dort drüben an die finſteren Berge ſchlug.

„So, mein lieber Meinhardt, jetzt biſt du hin!“ ſagte der Vagabund, und der Ferge verſtand ihn. Die Entſchloſſenheit der Willensſchwachen kam über Meinhardt, er war entſchloſſen, mit ſich thun zu laſſen, was der andere wollte. Dann ſtanden ſie beiſammen bei den Erlbüſchen und redeten leiſe miteinander. Nur einmal rief der Meinhardt lebhafter: „Du biſt doch ein durchtriebenes Band!“

„Auf mich verlaß dich! Gieb nur acht, daß du dich nicht vergackelſt!“

„Aber ein Frevel iſt's! Ein abſcheulicher Frevel!"

„Wieſo denn? Wir thun doch nichts. Sie machen ja alles ſelber, wirſt es ſehen," ſagte der Klacherl. „Jetzt wollen wir halt übers Waſſer fahren allzwei, denn da herüben auf der Marienthalerſeite iſt für Tote kein geſundener Aufenthalt. Du ſollſt derweil mein Gaſt ſein im Rehhüttel oben. Mach' die Nußſchale flott, ich bin bald wieder da!" Und dann huſchte der Schelm durch das Gebüſch hinauf und die Straße dahin bis zum Wirtshaus, um Brot und Rauchfleiſch zu kaufen. Sie wunderten ſich, daß er Geld hatte; er antwortete, es wäre ein Glücksfall eingetreten. Endlich kam er wieder zurück zur Furt. Schweigend und eilig ſetzten ſie ſich in den Kahn und fuhren ans andere Ufer. Der Strang ſchrillte unheimlich laut. Das ſoll er ja nicht! Den Fergen ſchauerte. Als ſie drüben ausgeſtiegen waren, ſtieß der Klacherl mit einem Fußtritt den Kahn los, dieſer glitt hinaus bis in die Mitte des Fluſſes, dort blieb er hängen und ſchaukelte hin und her auf dem wogenden Waſſer. Über den Hügeln der Marienthaler Seite alles dunkel. Nur in einem einzigen Fenſterlein glomm eine trübrote Glut....

II.

Am nächſten Tage war die ganze Gegend in Aufruhr. Hundert Beine liefen, um die Neuigkeit zu verbreiten, und weil die Leute nicht glauben konnten, ſo eilten ſie herbei, um zu ſehen. Der Ferge Meinhardt war erſchoſſen worden. Der Kahn ſchaukelte, am Strange hängend, mitten im Fluſſe. Soviel man von den Ufern

aus sah, war er leer. Man konnte lange nicht zu ihm, es wurde ein Notfloß gezimmert, doch bei dem hohen Wassergang wagte sich niemand dran. Endlich war der Wehrhauptmann von Ottenstein da, der konnte schwimmen und brachte den Kahn ans Land. Ein blaues Sacktuch lag unter dem Sitzbrett und mehrere angebrannte Streichhölzer. Der Ferge mußte spät abends noch eine nötige Überfahrt gehabt haben. Dann war er getroffen ins Wasser gestürzt und davon getragen worden. Mehrere Leute wollten abends zuvor vom Flusse her einen Schuß gehört haben.

Meinhardts Weib, Frau Josefa, eilte ganz verstört am Ufer auf und ab, durch Stauden und Gestrüpp dahin. Manchmal blieb sie stehen und rief den Namen ihres Mannes. Dumpf und fremd klang ihre Stimme — unheimlich. Man wollte sie anhalten und zu beruhigen suchen, sie riß sich los, lief dahin und schrie nach ihrem Manne. Die ganze vorhergehende Nacht hatte sie kein Auge geschlossen. In der ersten Hälfte, wie sie angab, aus Zorn, daß er so lange ausbleibe, in der zweiten aus Angst, daß ihm etwas geschehen sein könnte. Als der Morgenstern kam, sei sie zum Fluß hinab gegangen, und wie sie mitten auf dem Wasser den Kahn gesehen, habe sie's gleich geahnt. — Die den Schuß gehört, mußten immer wieder davon erzählen, man wollte wissen, es seien zwei oder drei Schüsse gewesen, knapp nacheinander, sie hätten auch den Feuerschein gesehen. Es wäre wahrscheinlich so gewesen: der Meinhardt hätte verspätete Holzleute hinüberzuführen gehabt. Auf der Rückfahrt habe er aus irgend einem Grund Licht ge-

macht, und bei dieſem Scheine ſei vom Ufer aus auf ihn angelegt worden. Die wilde, heiße Frage aller war: Wer hat's gethan? — Frau Joſefa wurde endlich von ihren einſamen Streifungen durch die Au zurückgeholt und befragt, ob ſie irgend eine Ahnung, einen Verdacht habe. — „Mein Gott, nein! Er hat ja keinen Feind gehabt!" Aber als ſie das letzte Wort ſprach, war's, als zuckte ſie leicht zuſammen. — Sollte es ein Raubmord geweſen ſein? Da trat der Straßenwirt vor. Mit den Ellbogen grub er ſich eine Gaſſe durch den Menſchenknäuel, bis mitten hinein. Und als er drinnen war, ſchwenkte er den Hut und rief: „Aufgepaßt! Ich weiß was! Der Vagabund hat's gethan, der Klacherl! Der iſt geſtern ſpät abends in meinem Haus geweſen. Ganz aufgeregt, eilig hat er's gehabt. Nichts getrunken, ein Stück Brot, ein Trumm Fleiſch und fort damit. Auch Geld hat er gehabt, viel Geld. Der Klacherl hat ihn umgebracht."

Zur ſelben Zeit, als in Marienthal dieſes Wort fiel, war es auch drüben im Eiſenwerk lebendig geworden, und bald durchflog es kreuz und krumm die Gegend, vom Flußufer an bis hinauf zu den Bergſpitzen. Landwächter ſtrichen umher und ſpähten nach den Spuren des Mörders, während im unteren Gelände an den Flußufern nach der Leiche gefahndet wurde.

Hinten im Gebirgsgraben, an der Moosbachwand, war ſchon am frühen Morgen ein Mann laufend geworden, den es in Rehhüttel nicht länger bleiben ließ. Der Klacherl jedoch lag auf ſeinem Moosheu bis lange in den Tag hinein. Dann ſtand er etwas ſchwerfällig

auf, rieb ſich mit thaufeuchten Kräutern, die unter der ſchattigen Wand wucherten, Geſicht und Hände, weil Waſſer nicht vorhanden war. Er fand, daß dieſes Waſchen mit wohlriechenden Gewächſen ganz köſtlich ſei und daß er überhaupt ein beneidenswertes Leben führe. In dieſer Wohlſtimmung verzehrte er den Reſt des geſtrigen Abendmahles, dann ging er in die Schlucht hinauf und aß Sauerklee. Der iſt gegen den Durſt. Und hernach begann er auf den Höhen ſo herumzuſtreichen und darüber nachzudenken, ob ſein guter Revolver ſich nicht auch für Jagdzwecke eignen ſollte. Als er nachher über den Schlag ging, wo Holzknechte arbeiteten, hörte er plötzlich rufen: „Da iſt er! Feſthalten, den Galgenſtrick!“

Da auch das Wort Mörder fiel, ahnte der Klacherl, was das bedeutete, und hub an zu laufen. Über Stock und Strupp hin, über gefällte Bäume, dort und da mit ſeinem zerfetzten Rock hängend, ſich losreißend, weiter, weiter. Wo er fiel, da nahm er ſich nicht Zeit zum Aufſtehen, kugelte auf dem Boden weiter, bis er doch wieder an Blöcke ſtieß, über die gehüpft werden mußte. Hinter ihm drein die Holzknechte, auch nicht ungeſchickt im Laufen; immer näher kamen ihm ihre krachenden Sprünge. — Wenn ſie dich erwiſchen, Klacherl, eh' der andere von den Toten auferſteht, ſo erſchlagen ſie dich. Das konnte er ſich noch vorhalten, dann — mitten im abgeſchlagenen Aſtwerk — ſtürzte er wieder zu Boden, tief ins Reiſig. Dort blieb er liegen, ganz unbeweglich, und die Verfolger, die ihn aus den Augen verloren hatten, über ihn hin und davon. Erſt

nach längerer Zeit wagte es der Klacherl, vorsichtig zuerst sein Haupt, allmählich den ganzen Kerl zu erheben. Und als er merkte, die Luft sei rein, huschte er nach der andern Seite in den finsterbewaldeten Graben hinab. — Es ist ein rechtes Hochgefühl, einen Menschen gerettet zu haben, besonders, wenn man dieser Mensch selber ist.

Nach Verabredung galt es, erst am zweitnächsten Tag ins Thal hinaus zu gehen. So mußte er sich jetzt in der Wildnis die Zeit vertreiben. Da gab es jählings eine ganz unerwartete Unterhaltung. Als der Klacherl über den Fußsteig eilen wollte, dessen knorriges Baumwurzelgeflecht treppenartig den Berg anstieg und der in die hinteren Waldeinsamkeiten leitete, nur von Wurzelgräbern, Ameisbeutern und Jägern begangen, sah er zuerst im Heidekraut die „schwarze Butten" liegen, den Seidenhut. Gleich daneben kauerte über einer Wurzel, wie hingestolpert, der Kohlenschreiber aus dem Eisenwerk. Der Klacherl erkannte ihn sofort und dachte: Wenn es so ist, wie der Ferge meint, so brauch' ich mich vor diesem Herrn nicht zu fürchten. Der Kohlenschreiber jedoch schien in Nöten zu sein. Er war fast betäubt, wollte sich aufrichten, aber sein Oberkörper fand das Gleichgewicht nicht und sein Haupt baumelte auf die Brust nieder. Sein Gesicht war bleich wie Lehm, an der Stirn hingen Tropfen. In diesen Dingen hatte der Klacherl einen guten Scharfblick: das waren die Nachwehen des Wirtshauses. — Der hat sein Gewissen ersäufen wollen, dachte er, will just einmal versuchen, ob's schon hin ist.

Der Vagabund setzte sich auf die braunen Baumwurzeln, ganz nahe zum Kohlenschreiber, hing seinen Arm in dessen Ellbogen und sagte sehr teilnehmend: „Ist Ihnen übel, Herr Grassing?“

Zuerst zuckte er ein, der Schreiber, und wollte aufspringen, als er sich in der engsten Nachbarschaft dieses Gesellen sah. Dagegen aber wirkten zwei Gründe, erstens der Schwindel in seinem Kopf, zweitens der Arm im Ellbogen.

„Hol' dich der —“. Das war alles, was der Schreiber sagte.

„Ich kann Ihnen den Weg ersparen, Herr Grassing,“ sagte der Klacherl freundlich, denn freundlich war der immer. „Sie wollten gewiß zu mir hinauf in die Rehhütte. Das ist ein verdammter Berg; ohne Umstände, Sie können mich gleich jetzt entlohnen. Es ist alles nach Wunsch geschehen.“

Da fuhr der andere wild auf: „Wer sagt das? Wer weiß mir was Schlechtes?“

Aha, dachte der Vagabund, wir sind schon beim Richtigen. Er wollte gleich schärfer anpacken, da bekam der Kohlenschreiber einen Krampfanfall. Er stand ihm bei, trocknete ihm mit zerfasertem Ärmling die Stirn, und als es vorüber war, sagte er: „Ich kenn's, ich kenn's, das ist ein Giftmischer, dieser Fasselwirt. Den sollt' man aufhenken. Richtig, weil wir schon davon reden, was ich sagen wollt: das Doppelte bekomme ich. Sie wissen schon.“

„Weiß von nichts!“ stöhnte der andere, „nichts, hab' Ihnen nichts geschickt, nichts, nichts!“

„Na, weil Sie sich nur daran erinnern," versetzte der Klacherl gemütlich, „ich hab's ja gewußt, daß man sich verlassen kann auf den Herrn Grassing."

„Los laß mich, Teufel!" knirschte der Schreiber und wollte sich entwinden. Der Vagabund hielt ihn krampfig fest, und mit einer ganz andern Stimme als vorhin, flüsterte er: „Es nützt dir nichts, mein Lieber! Ich weiß, wo du den Revolver her hast, wo du die Patronen gekauft hast, und deine Schrift kennt man an jedem Strich. Mach' was du willst, mir kommst nimmer aus. Das Gescheiteste ist, du lohnst mich ab und nachher soll von mir aus kein Mensch was erfahren, mein Ehrenwort drauf!"

„Sein Ehrenwort!" stöhnte der Schreiber unter einem grellen Auflachen. Dann fuhr er mit unsicherer Hand in seinen Rocksack, zog eine Brieftasche hervor: „Es ist alles, was ich hab'! Es ist gebüßt genug, und jetzt laß mich in Frieden!"

Der Vagabund erfaßte die Brieftasche, riß sich los und lief eiligst davon. Er lief in das Dunkel des Waldes hinein, und dort, wo es am dunkelsten war, im Dickicht, das mit seinem Gezweige ihm die Fetzen noch lockerer riß und das Gesicht zerkratzte, blieb er stehen, öffnete das Ledertäschchen und fand fünfunddreißig Gulden Geld drin.

Es ist alles, was er hat! —

Für den einen der Buße zu wenig, für den andern des Lohnes zu viel — wie? War das dem Klacherl eingefallen?

Nun war's aber Zeit fürs Mittagsmahl. Die

Sonne war schon auf ihr nachmittägiges Feld gerückt, wo sie sich jetzt in eine bleigraue Dunstschicht vergrub. Hohe Herren mahlzeiten spät, und der Klacherl ist jetzt einer. Morgen, wenn der Ferge herfürgegangen ist, kann er im Wirtshaus sitzen, im Extrastübel. Der Meinhardt könnte wohl heut' schon auferstehen, denn der Zweck ist erreicht. Der Mordanstifter ist entdeckt und über das Ehrenwort wird auch noch hinwegzukommen sein. Nun, jetzt einmal zur Tafel! Dort drüben am baumlosen Bergabhang gab es Heidelbeeren und zum Nachtisch Erdbeeren. Als der Klacherl sich also geatzt hatte, ging er hinab zum Pfränger, wo ein Heuschober stand. Er hob ein Brett aus, kroch hinein und legte sich aufs Heu. „Aah!" sagte er und streckte sich behaglich aus, „'s ist doch eine prächtige Welt, wenn der Mensch ein gutes Gewissen und einen Sack voll Geld hat!"

Die süße Ruhe wurde unliebsam gestört. Zwei Landwächter mit Büchsen und Säbel waren da, packten den Vagabunden bei den Beinen und zerrten ihn durchs Bretterloch hinaus ins Freie. Der Klacherl versicherte seine Unschuld, da fanden sie bei ihm die Geldtasche und den Revolver. Er beteuerte, den Fergen nicht erschossen zu haben, und wollte zum Beweise dessen ihn lebendig und gesund zum Vorschein bringen, sie sollten ihm nur ein bissel Zeit lassen. Aber die Landwächter waren hart wie Kieselsteine, sie banden ihm die Hände kreuzweis, sie führten ihn zu Thal und dem Wasser entlang bis zur Brücke, die ein paar Kilometer unterhalb der Kahnfahrt hinüberleitete nach dem Dorfe

Marienthal. Auf der Brücke begegneten ihnen Leute, die lustig ausriefen: „Habt ihr ihn? Gut. Wir haben ihn auch, den Meinhardt. Wir können nur noch nicht dazu, unten bei der Rieselwehr ist er angeschwemmt, mitten im Wasser eingeklemmt zwischen Weidenwurzeln.“

Jetzt wurde dem Klacherl aber wirklich übel! — Wenn der mir das angethan hätt', der Lump, daß er ins Wasser 'gangen wär'! Weiß der Narr nicht, daß ich dann gehenkt werde?.... Mehr konnte der Klacherl nicht denken, er purzelte schon zusammen. Als die Ohnmacht vorüber war, fand er sich auf dem Stroh im Kotter.

III.

Es ist schon gesagt worden, daß in der Morgenfrühe desselben Tages der Ferge Meinhardt die Rehhütte unter der Felswand verlassen hatte. Dann irrte er im Gebirge umher und wußte nicht, was er thun sollte. Die gestrige Absicht, sein Weib glauben zu machen, daß er verunglückt oder ermordet worden wäre, kam ihm jetzt unbegreiflich dumm vor. Wo soll's denn jetzt hinaus? Wie sollte er sich denn rechtfertigen, über die Nacht ausgeblieben zu sein? Da hatte er auf jeden Fall gerade das Unsinnigste erreicht. Wenn sie ihn liebte, dann litt sie über sein Ausbleiben, wenn sie ihm untreu war, dann freute sie sich desselben.

Als er durch die Schlucht thalwärts ging auf dem ausgetrockneten steinigen Bachbett, das um diese Zeit als Fußweg benutzt wurde, begegnete ihm ein Knabe, der in einem Rückenkorb Mehl und Salz zu den Almhütten

hinaustrug. Der rief ihm statt des Grußes zu: „Wißt Ihr's schon? Den Fergen Meinhardt haben sie erschossen."

Also doch! Es hatte doch gezündet. Aber die Nachricht hatte ihn selbst so erschreckt, daß seine Knie zu zittern begannen. Sein Weib! Wie wird ihr sein! Kann einer seinem Weib mit Bedacht diesen Schrecken, diesen Schmerz anthun? Kann ein Mensch so schlecht sein? Und der Hund verlangt, daß sie ihn lieben soll? — Eilends nach Hause und vor ihr auf die Knie! —

Als er hinaus ins Thal kam und schon den Fluß sah, mußte er sich hinter einer Fichte verbergen. Der Kahn war freilich jetzt auf dieser Seite herüben, aber Leute standen dabei, beschauten die Stelle, besprachen den Mord und ergingen sich in allerhand Mutmaßungen. Wie konnte der Meinhardt da vortreten? Was konnte er sagen? Seine Erfindungsgabe hatte ihn ganz und gar verlassen, nicht die geringste Ausrede oder Beschönigung fiel ihm ein — er hätte rundweg gestehen müssen: Ihr Leute, es war eine erbärmliche Komödie!

Er zog sich zurück in den Wald und stieg auf eine kleine Felswand, die wie eine Schloßruine über den Bäumen aufragte. Hier ward er nicht gesehen und konnte in die Gegend hinausblicken, die mit dem schönen Flusse, mit ihren Hügeln und Höfen so freundlich dalag. Dort drüben am langen Rain, der sich auf halber Höhe eines Hügels mit Obstbäumen und einzelnen Höfen bestanden hinzog — in Luftlinie kaum zwei Kilometer vom Beschauer entfernt — stand ein kleines Haus. So

heimlich und friedsam stand es unter dem Lindenbaum, daß man meinte, es könne nichts drin wohnen als Liebe und Glück. Er strengte sein Auge an, ob er niemand sehe.

Linkerhand in der Niederung lag das Dorf mit dem schlanken Kirchturm. Und auf einmal begann es von diesem Kirchtum her zu klingen. Zarte, getragene Töne, wie ein Saitenspiel in der Luft. Es läuteten alle Glocken, und nun hat es der Ferge erfahren, wie das ist, wenn man sein eigenes Totengeläute hört. — Mein Weib, mein Weib! fortwährend schrie es so in ihm und er hatte mit ihr ein so großes Mitleid, als ob ihr einziger lieber Mensch auf der Welt wirklich gestorben wäre.

Allmählich wurde es Abend. Der Himmel hatte sich matt umzogen, die Luft war schwül zum Ersticken. Als die Dunkelheit eingetreten war, stieg er hinab zum Flusse, band den Kahn los und fuhr hinüber. Zwischen den Erlen stand er eine Weile und lauerte, ob oben auf der Straße niemand ging. Er konnte keinem Menschen begegnen. Was sollte er jetzt bei seinem Hause? Es war doch ganz undenkbar, daß er so in der Nacht plötzlich eintreten konnte. Er wollte nur in ihrer Nähe sein, vielleicht im Kuhstall, oder auf dem Strohboden die Nacht zubringen. Morgen dann —. Nein, er wußte noch nicht, was morgen sein werde.

Am Wiesenrande schlich er hinan. Es war so finster, daß er an die Zaunpfähle stieß. Manchmal glomm ein mattes Wetterleuchten. Und bei einem solchen war's, als huschte dort am Rain der Kohlenschreiber. Augenblick-

lich weckte dieſes Geſicht — ſo verſchwommen es auch geweſen — in dem Jergen die böſe Seele. Er haſtete ſeinem Hauſe zu, dort wollte er lauern. In der Stube iſt Lichtſchein. Sie ſchläft nicht. Auf wen wartet ſie, wenn der Gatte tot iſt? Außen an der hinteren Wand ſtand eine Obſtpreſſe. Auf dieſe ſprang er behendig, lautlos wie eine Katze. Jetzt kauerte er beim offenen Fenſter, deſſen roter Vorhang nur zum Teile zugezogen war, und lugte hinein. — Auf dem Schubſchranke ſtand das kleine meſſingene Kruzifix, welches ſonſt nur zu den heiligen Tagen aus dem Kaſten genommen wurde. Daneben brannte ein roter Wachsſtock, der ſchon früher einmal beim Tode ihrer Mutter angezündet worden war. Und davor ſaß die Frau Joſefa, ſtützte das Haupt auf die Hand und war unbeweglich. Vor ihr auf dem Schranke lag ein Bildchen. An ihrem Hochzeitstage hatten ſie ſich photographieren laſſen. Sie klammerte die Finger der beiden Hände aneinander, legte ihre Stirn daran und ſchüttelte den Kopf, als wollte ſie ſagen: Es iſt nicht möglich, es iſt nicht möglich! — In dieſer Stellung blieb ſie lange und er ſah ihr zu. Endlich hub ſie an leiſe zu weinen. Im Vorhauſe knarrte die Thür, Joſefa ſprang auf und ſagte zweimal laut aber ruhig: „Er iſt es!“ Bald darauf trat die alte Magd in die Stube, in ihrer mit der Schürze bedeckten Hand ein Papier haltend. Sie berichtete, daß noch ſo ſpät der Gemeindediener dageweſen ſei und den Steuerbogen gebracht habe. Dann hätte der Bote auch geſagt, daß er aufgefunden worden wäre.

„Wer iſt aufgefunden worden?“ fragte Frau Joſefa.

„Nun halt — hat er gesagt, der Diener, unten bei der Rieselwehr — unserer — der Herr —"

So stotterte die Magd, aber Frau Josefa unterbrach sie: „Das ist nicht wahr!"

„Und läßt der Gemeindevorstand fragen — wann das Begräbnis sein soll?"

„Laßt mich in Frieden, es ist ja nicht wahr, es kann doch nicht wahr sein, mein Gott!" Damit brach sie wieder in Weinen aus. Die Magd zog sich zurück in die Küche, das Weib ging mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab und schluchzte und schluchzte.

Der Meinhardt auf dem Preßschragen konnte es kaum mehr aushalten. Er sann nur nach, wie es anzufangen sei, daß der plötzliche Schreck ob seiner Erscheinung ihr nicht schade. Da wurde im Vorhause wieder etwas gehört. Ganz sachte ging die Thür auf und — der Kohlenschreiber war da. Er blieb an der Thür stehen und sah aus wie ein Gespenst, so totenblaß, so unheimlich verstört. „Ihr seid," flüsterte er, „an diesem Tag allein!"

„Und will es bleiben," gab sie derb zurück.

„Ich komme nur," stotterte er, „weil ich mir nimmer zu helfen weiß, nimmer anders. Hab's ja schon gesagt, Frau Josefa, wie ergeben ich Euch bin...."

„Und ich hab' Ihm gesagt, daß Er mich in Ruh' lassen soll!"

„Gewiß, ich hab's respektiert. So lang' er lebt, habt Ihr gesagt, keinen andern. Und das ist die Ursache gewesen...."

„Sali!“ diesen grellen Schrei stieß das Weib nach der Magd aus.

Die herbeieilende Magd hielt gerade den Besen, mit dem sie zum Abend die Küche zu scheuern pflegte. Diesen riß ihr Frau Josefa aus der Hand und hieb ihn dem Schreiber um den Kopf. Der Geschlagene lief nicht davon, sondern fiel zu Boden. Mit beiden Händen umklammerte er ihren Fuß, wimmerte und stöhnte: „Ihr versteht mich nicht, Frau! Habt doch nur einen Augenblick lang Barmherzigkeit mit dem Elenden! Ich will ja nichts, als daß Ihr ein langes Messer nehmt und mir's in den Hals steckt! Wißt Ihr's denn nicht, daß ich schuld bin? Wahnsinnig um Eure Lieb'! I... Rausch einen Brief geschrieben — einen Mörder gedungen! Ich! Ja, ich! Diese Bestie da! Diese da?“ Gleich einem getretenen Hund winselte er schrill heraus, und wie er vorher ihren Fuß umklammert hatte, so umklammerte er jetzt seinen Hals, um sich zu erwürgen.

In diesem Augenblick schon waren einige Leute da vom Nachbarshaus, die in Verwirrung umherrannten und nicht begriffen, was vorging. Vor der Hausthür stand die Magd und zeterte immer noch mehr Leute zusammen; mehrere kamen von den Häusern im Nachtgewand daher und alle drängten zur niedrigen Stubenthür hinein, wo Frau Josefa ratlos dastand und der Kohlenschreiber sich in wilden Krämpfen auf dem Platz wälzte.

Der rief jetzt flehend aus: „Betet für mich, ihr guten Leut'! Der Teufel ist schon da um mich!“

Sie schauten sich gegenseitig an und sagten unter-

einander: „Verrückt war er immer, endlich iſt der volle Wahnſinn ausgebrochen!“ Der Schreiber aber rief in einem fort, er habe den Ferge umbringen laſſen, und plötzlich hub er ein dumpfes Lachen an, ſtöhnte mit einer Stimme, die der Schreck gebrochen hatte: „Hab' mir's ja gedacht! Hab' mir's gedacht, daß er ſich anmelden wird. Er will mich ja fragen, warum? Alle guten Geiſter, Meinhardt, frag' mich doch! Iſt's dann gut, wenn man gehenkt iſt? Sag' mir's, Meinhardt, iſt's gebüßt?“

Als er ſo ſchrie und wimmerte, wies er gegen die offene Thür, und als die Leute mit den Augen unwillkürlich dieſer Richtung folgten, ſtöhnten ſie auf vor Schreck. Denn was der Wahnſinnige ſah, das ſahen auch ſie. In der halbdunklen Thür ſtand der Ferge Meinhardt. — Ein klingender Schrei und die Frau Joſefa ſprang an die Geſtalt, die nicht wankte und nicht verſchwand.

Am nächſten Morgen war unten bei der Rieſelwehr ein großes Halloh! Einen alten Hut hatten ſie aus dem Waſſer gezogen und ein verknorpeltes Baumgewurzel, das wohl aus den oberen Waldgegenden herabgeſchwemmt worden ſein mochte. Und das war der tote Ferge geweſen. Der Totengräber beklagte ſich ſehr, daß er in der vergangenen Nacht ein hartes Tagewerk gethan habe und wer ihn dafür bezahlen würde?

Der Klacherl vergütete es. Der war nach dem Bekanntwerden der Rückkehr Meinhardts ſofort freigelaſſen worden. Er nahm den Totengräber unter den Arm und wollte das Ereignis im Wirtshauſe feiern. Da

kam ein Landwächter und nahm ihn neuerdings mit ſich. Das Gericht, ſagte der, hätte mit ihm, dem Klacherl, noch eine kleine Angelegenheit zu ordnen. Während der Vagabund unter ſicherer Begleitung ſeinen Weg in die Kreisſtadt zu Fuß machte, eine recht verdrießliche Wanderung! fuhr die Straße entlang auch ein Wagen. Darin ſaßen zwei handfeſte Männer, die zwiſchen ſich den Kohlenſchreiber hatten. Was Liebestollheit und Wein an dem angerichtet, das ſollte nun das Irrenhaus ſchlichten....

Der Ferge Meinhardt hat ſchon in der Nacht ſeiner Frau Joſefa ein umfaſſendes Bekenntnis abgelegt, worauf ſie ihm in heftigem Zorn ſeine Dummheit und Erbärmlichkeit vorhielt. — Wie wohl that ihm jetzt die Herbheit ſeiner Frau, ſie entzückte ihn. Ihre Untugenden trägt er fürder mit Geduld, denn er weiß, was jeder Ehemann wiſſen muß, um im Gleichgewichte zu bleiben.

Der Waldbauer, dieser Dodel!

Schau, schau, das ist wieder schön! Ums Roß kommst du betteln. Habt ihr leicht das letzte Paar Ochsen auch schon verhaust?"

„Verhaust nicht," antwortete der kleine Bub bescheidentlich, „aber die Kläseuch' (Klauenseuche) haben die Ochsen und können halt jetzt nicht ziehen."

„So wiedet's die Kuh ins Joch!"

„Die Kuh hat jetzt ein Kalb."

„So spannt's deinen Vater ein, der ist nix zu gut dazu; der wird eh schmöckend vor lauter Faulheit!"

„Faul ist er nicht, der Vater, Blut husten thut er."

„Ja freilich! Das könnt' ein anderer auch sagen, wenn er nicht arbeiten will. Und herumliegen in der Sonn', bis er Maden ansetzt über und über. Was Vorstand! Bei der Schüssel ist er Vorstand. Und verdienen sollen ihm die Brocken andere Leut'! Der Dodel (Tropf)! Den werd' ich mir noch einmal vergunnen, deinen Vater, wenn er uns in die Einleg' kommt mit dem Bettelsack! Der Taderling, dem will ich das Bluthusten schon ausziehen, darauf könnt's euch verlassen! — Soll halt die Mutter an den Pflug!"

„Hat's eh schon versucht," sagte das Bübel, „aber sie kann ihn nicht derziehen."

„Versteht sich! Das zernichte Zeugl nicht derziehen können! So ein Trum Weibsbild her! Soll sich halt das Kinderwerk abthun. Alle Jahr' kindern, das kann sie, aber die Arbeit sollen ihnen andere Leut' richten. Greif' du was an, Fratz! Gescheiter, wie alleweil in die Bücheln gucken, wo eh lauter Spitzbübereien drinnen stehen. Taugenichts, verdächtiger! Mein solltst du sein! Alle Tag' siebenmal unters Knie und karabatschen. Ausstampern einmal das ganze Kluppeneggernest, nachher werden's schon ziehen können. G'lump, faules!"

Das hat sich vor etwa achtundvierzig Jahren der kleine Waldbauernbub sagen lassen müssen von der Großbergerin, zu der er geschickt worden war, auf daß er bitte um ein Pferd. An anderen Berghängen grünten die Felder schon, beim Waldbauern lag der Acker noch ungebrochen, der Pflug stand bereits am Rain und hatte seine Scharre in den Rasen gewühlt, ihn weiter zu ziehen war das Weib nicht im stande gewesen. Krankheiten bei Menschen und Vieh und anderes Ungemach hatten den Winter über gehaust bei diesen Leuten und sie in allem zurückgeworfen, so daß sie jetzt Nachbarshilfe ansprechen mußten.

Als der Knabe nun so schneidig abgefertigt war, watschelte er in seinem unten arg zerfaserten grauen Leinwandhöslein wegshin. Er war soweit ganz gleichmütig geblieben. Derlei Vorhaltungen war er schon gewohnt. Anfangs, als sie über den Vater oder gar über

die Mutter so herfielen — das hat weh gethan. Jetzt erschien es ihm fast selbstverständlich. Wurden doch auch die anderen armen Leute so verschimpft, wenn sie bitten kamen. Die Kohlenbrenner-Waberl wurde die Fraß-Waberl genannt, weil sie von dem, was ihr zum Almosen vorgesetzt wurde, nie auch nur den geringsten Rest in der Schüssel ließ. Der alte Schwamm-Nantel wurde verspottet und gemieden, weil er „Unfrutt" im Gewand hatte; denn niemand kümmerte sich um die Reinlichkeit des siechen Alten. Und erst die Holzknechtin Mariandel! Als die plötzlich mit einem kleinen Kind dahergekommen, waren alle tugendsamen Weiber der Gegend so grenzenlos empört, daß man ihr das schwarze Haar „schippelweis" ausreißen wollte, weil es diese Schlange geheim hielt — von wem. Sie mußte heilig schwören, nie mehr mit einem kleinen Kinde zu erscheinen, und hielt den Schwur. Im nächsten Jahre kam sie nicht mit einem, sondern mit Drillingen. Da lachte sie sich vorweg den Hals voll über die schönen Namen, die sie bekommen würde. Die bekam sie auch, und dazu Windeln und Milch von den entsetzten Nachbarinnen.

Es geht überall so. Die Armen können sich nicht verteidigen, weil ihre Stimmen heiserer sind, als die der Wohlhabenden und Festgesessenen. Und wo doch einmal so ein schriller Laut hervorgellt, da kann's Prügel setzen, und diese Beweisgründe haben noch zu aller Zeit jeden Einwand niedergeschlagen. Auf solche Weise werden die vergewaltigten Leute ungut und ungeschickt, sie gewöhnen sich das überstürzte Reden an,

denn auf eine geduldige Zuhörerschaft haben sie nicht zu rechnen. Sie müssen mit kurzen Worten viel zu sagen trachten und reden sich bei der Aufregung manchmal in eine große Dummheit hinein. Entweder sie sind eingeschüchtert, sagen gar nichts und geben also scheinbar eine Schuld zu, die sie gar nicht haben, oder sie schreien eine schauderhafte Beleidigung heraus, die dem Gegner erst recht das Heft in die Hand giebt. So nehmen sich die armen Leute wirklich zumeist ganz dumm aus und glauben es am Ende selbst, daß sie's sind und glauben — verzagt geworden — noch mehr. Sie finden es in Ordnung, daß man roh und rücksichtslos auf ihnen herumtritt, kommen nur selten zum Nachdenken über das ihnen widerfahrene Unrecht, verstumpfen und versumpfen.

Im Waldbauernbübel war von der wüsten Rede der dicken Großbergerin nichts haften geblieben, als der Sinn: Das Roß ist nicht zu haben! — Er watschelte also mit hängendem Kopf durch den Krautgarten hinaus. Da schrie sie ihm plötzlich nach: „Saubub! Ob du nicht warten kannst, bis es ausgeredet ist. Kunnt dein Vater auch einen gescheiteren Boten schicken, heißt das, wenn das ganze Kluppeneggerhaus nicht voller Dodeln wär'. Stehn bleib', hab' ich gesagt. Heut' hat's Roß nit Zeit. Morgen wird's der Knecht hinüberführen und euch den Dreck anbauen."

Die gute Großbergerin! Das Bübel war voller Rührung. „Ein bissel scharf ist sie gewesen," berichtet er nachher daheim, „aber das Roß kommt morgen mitsamt dem Knecht."

Der Großberger Pferdeknecht war ein zugereister Kroat und seine grobe Rede holperte, als ob sie über lauter Steinhaufen gehen müßte. Er war ein unsauberer Gesell und hatte auch schon Anstände bei dem Richter gehabt. Na, dieser Knecht behandelte den Waldbauern großartig. Der Waldbauer war zwar seit zwei Jahren gewählter Gemeindevorstand, aber das respektierte der Knecht nicht, wie es eigentlich niemand respektierte im ganzen Gau. Gleichwohl kamen sie zu ihm, wenn irgend etwas außer der Regel war. Dieser Gemeindevorstand hatte bei den Amtshandlungen verhältnismäßig nur wenige Thorheiten gesprochen, er redete ganz anständige Klugheiten, aber zu leise sagte er sie. Und eine leise gesprochene Klugheit nimmt sich dümmer aus, als eine mit mächtigem Brustton hervorgebrachte Thorheit. Zwar nicht allemal. — Wir wollen jetzt den Pferdeknecht voran lassen. Der hatte gehört, wie seine Großbergerin von den Waldbauernleuten sprach, er behandelte diese also teils mit zerschmetternder Derbheit, teils mit sprachloser Verachtung. Den kränklichen Waldbauern, der unsicher, blaß und demütig den Pflug an den Hörnern führte, nannte er abwechselnd Lalli, Dalgerd, Motzer, Locherl, Britsch und Dodel. — Die Waldbäuerin versuchte es, einen besseren Humor aufzupäppeln und schickte den Zwillingstopf aufs Feld; in dem einen Teil war feister Sterz, in dem anderen Rahmmilch. Der Bub trug das doppelte Ding am Henkel; fast feierlich trottete er damit einher, in dem Glauben, er trüge eine große Versöhnung mit sich.

„Das schickt die Mutter dem Fuhrmann für Vor-

mittag!“ Mit solcher Anrede überreichte er den Zwillingstopf.

Der Knecht packte ihn heftig an und rief: „Nau, was wird denn das wieder für ein Fressen sein!“ Dann roch er und stellte das Essen vors Pferd hin: „Vielleicht weißt du was damit anzufangen, Brauner. Ich nicht.“

Das Pferd schnupperte dran und stieß mit der Schnauze das Geschirr um, Sterz und Milch lagen im Grase.

Der Waldbauer war ob solcher Ablehnung nicht ermutigt, aber er schwieg. Er bedurfte ja des Fuhrwerks, und ein einziges Wort hätte ihn drum bringen können. Langsam und schwerfällig leitete er den Pflug; er war erschöpft. Es that ihm leid um das verschüttete Essen.

Der Knecht fuhr ihn an: „Wieviel Knödeln hast denn heut' wieder im Bauch, Dodel, daß du dich nicht rühren kannst?“

Als der Waldbauer friedfertig antwortete, daß er des Morgens nur ein paar Löffel voll Topfensuppe gegessen hätte, gröhlte der Knecht auf und rief: „Recht geschieht dir, alter Dürrmagler, wenn du hin wirst. Wer sich von anderen Leuten das Brot anbauen lassen muß, um den ist's kein Schaden. Verdammtes G'lump übereinander!“ Dem Pferde gab er mit dem Peitschenstecken einen Schlag, daß es erschreckt voransprang und der Waldbauer bei dem plötzlichen Ruck stolpernd fast auf das Gesicht gefallen wäre. Der Knecht war ärgerlich. Ihm that's jetzt leid um Sterz und Milch. Und den Zorn darüber, daß er das Essen verschüttet, wollte er an anderen auslassen. Als hernach die Raststunde

kam, sagte er zum Waldbauern: „Gieb aufs Roß achting, alter Locherl!“ und ging in die Schlucht hinab. Der Waldbauer wischte sich mit dem Ärmling den Schweiß von der Stirn und sagte für sich: „Eine traurige Sach', wenn der Mensch arm ist.“ Der Knabe, der da war, um die schlechtgebrochenen Furchen mit einer Haue zu zerhacken, hörte es, und da hub sein Vater an so sehr ihn zu erbarmen, daß er in einem grellen Schrei aufweinte.

Als der Knecht von der Schlucht zurückkam, hatte er etwas bei sich, das in ein blaues Sacktuch gewickelt war.

„Dein Furchenzerhacken ist für die Katz!“ fuhr er den Knaben an, „geh, Nixnutz, trag' Stauden zusammen und mach' Feuer. Eure Mehlpampfen zu Mittag werden ja doch wieder nicht zum Fressen sein. Zu diesen laufigen Leuten muß man selber sein Essen mitbringen, will man nicht verhungern. Eine schundige Wirtschaft, meiner Seel'!“

Als am Rain das Feuer knisterte, torkte der Knecht hin, häufte Glut und warf ein großes Stück Rohfleisch hinein. Wie prächtig es gebraten wurde, weiß man nicht; raucheln that es, der Knecht aber nahm das Stück in die Faust und biß drein. Während des Kauens fluchte und schimpfte er unaufhörlich darüber, daß einer bei diesem „G'fröttbauern“ schon einmal gar nichts Ordentliches zu essen bekäme. „So, da hast auch was!“ mit diesem Worte warf er dem Waldbauern die Knochen vor.

Vom Waldhause her schrillte ein Pfiff. Die

Bäuerin rief herab, der Vater sollt' heimkommen, es wär' jemand da, der was Notwendiges zu reden habe mit dem Vorstand.

So war der Bub nun ganz dem schrecklichen Knecht überantwortet. Er mußte den Pflug führen und wurde von dem holpernden Ungetüm so mächtig hin und her geschleudert, daß der Fuhrmann auflachte: „Richtige Kochschneck, schau, daß du weiter kommst!" Er packte den Kleinen an den Armen und warf ihn auf die dampfenden Furchen hin.

Vom Hause her wurde das zweite Mal gepfiffen. Der Knecht solle ausspannen und hinaufkommen.

„Eßt ihr eure Talken selber!" gab der Knecht zur Antwort.

Nein, nicht zur Mahlzeit wäre es. Er solle nur hinaufkommen.

Das verblüffte den Knecht ein wenig und er that, als wolle er das Pferd ausspannen und gegen seinen Großbauernhof treiben. Nun kamen sie aber schon herab, der Nachbar Grieslacher und sein Bruder, der Jokel, und zwei andere Männer und der Waldbauer. Dieser Waldbauer war aber jetzt nicht mehr der Talkerd, auch nicht der Locherl, und schon gar nicht der Dodel, sondern der Gemeindevorstand. Er war so sanftmütig wie vorher und sagte zum Knecht: „Stephan, jetzt wirst du müssen Feierabend machen."

Dann setzte er sich auf den Pfluggründel, die anderen standen ringsherum, der Grieslacher und sein Bruder hatten den Knecht zwischen sich.

Der Waldbauer ſtreifte ſich die Erdkrumen von den Schuhen, er war verlegen.

„So heb' an, Vorſtand!" drängte der Nachbar.

Der Waldbauer wendete ſich gegen den Knecht und ſagte: „Du, ich muß dich um was fragen, Stephan. Gelt, du giebſt mir gottesaufrichtig Antwort?"

Der Knecht wurde jetzt ungleich. Das war eine höchſt befremdliche Feierlichkeit. Er that, als wollte er anfangen zu ſchimpfen, denn ſeine Schweigſamkeit kam ihm ſelber verdächtig vor.

„Sag' uns, Stephan: In der Philipp- und Jakobinacht biſt du wohl daheim geweſen in deinem Bett?"

„Warum ſoll ich nicht daheim geweſen ſein?"

„Ich hab' nur gefragt."

„Wo ſoll ich denn geweſen ſein bei der Nacht, als daheim!"

„Weißt du es gewiß?" fragte der Waldbauer. „Denke nach. In der Philipp- und Jakobinacht. Das iſt die Nacht geweſen am vorigen Samstag bis auf den Sonntag."

„Sakra, was hat's denn? Daheim bin ich geweſen und geſchlafen hab' ich die ganze Nacht."

„Die ganze Nacht? Sag' es noch einmal, aber bedenk's vorher. Ich laß dir Zeit dazu."

„Brauch' deine Zeit nicht. Geſchlafen hab' ich die ganze Nacht."

„Sie ſagen aber, du wärſt in derſelbigen Nacht auf der Puchebene beim Maibaumſetzen geſehen worden!"

„Wen geht's was an!“ fuhr der Knecht jetzt derb drein, „das Maibaumsetzen ist nichts Schlechtes.“

„Das meine ich wohl auch,“ drauf der Waldbauer, „und deswegen möcht' ich nur wissen, warum du so fest gesagt hast, daheim wärst du in derselbigen Nacht gewesen und geschlafen hättest du die ganze Nacht.“

Der Knecht hub an, aus sich herauszugehen. „Was habt's denn mit mir? Ich laß mich nicht ausfragen wie einen Spitzbuben, von dir nicht, alter Dodel!“

„Oho!“ riefen die Männer. „Vergiß nicht, vor wem du stehst.“

„Was ist denn Schlechtes geschehen beim Maibaumsetzen, he?“

„Gewiß nicht, Stephan, vom Maibaumsetzen weiß kein Mensch nichts Schlechtes,“ sagte der Waldbauer immer in gutmütiger Weise. „Aber wenn du uns schon die Philipp- und Jakobinacht verleugnet hast, wo nichts geschehen ist, so wirst uns die Nacht vom Montag auf den Erchtag noch gewisser verleugnen, wo was geschehen ist.“

Der kleine Waldbauernbub betrachtete den Knecht und könnte heute noch den Ruck beschreiben, der jetzt auf einmal den ganzen Kerl erschüttert hat. Aber nur einen Augenblick hatte ihn die unverhoffte Wendung so gestoßen, dann stand er wieder starr wie ein Holzstrunk zwischen den zwei Männern.

„Da ist der Grieslacher zu mir gekommen,“ fuhr der Waldbauer fort, „und hat erzählt, daß ihm in der Montagsnacht seine beste Sau aus dem Stall gestohlen worden ist.“

Der Knecht hub an zu erstaunen, wer denn so sumpflackenschlecht sein könne und dem Grieslacher eine Sau stehlen! Daß es doch gar so schlechte Leut' geben könne auf der Welt!

Sagte der Grieslacher: „Du Stephan, möchtest nicht so gut sein und uns dein Taschenmesser ein bissel anschauen lassen? Das mit der Hirschhornschale, weißt eh."

„Mein Messer, warum denn nicht?" Der Knecht griff in die Taschen, fand es aber nicht gleich. „Ist ja wohl nichts dran, ist ein alter Scherben."

„Schau, der Vorstand möcht' just einmal so ein hirschhornschalenes Messer sehen, 's hat sonst keiner eins."

Der Knecht suchte sehr angelegen das Messer. „Wo es nur steckt! Sollt' ich den Scherben daheim vergessen haben? Ist eh ein rechter Scherben. Wenn ich ihn gar verloren hätt'? Liegt auch nichts dran."

„Sollt's vielleicht das sein?" fragte der Grieslacher und hielt in der flachen Hand ein Taschenmesser mit Hirschhornschale hin.

„Kümmere mich nicht drum," rief der Knecht und hieb mit seiner Hand in die leere Luft hinein.

„Nicht so, Stephan, was dein ist, bleibt dein, und um seine Sach' muß sich der Mensch rühren. Hab's ja gleich gesagt, das ist dem Großberger Knecht sein Messer, wie ich's gefunden hab' im Schachen, wo die gestohlene Sau geschlachtet worden ist. Siehst eh noch das Blut dran. Abwaschen thun wir's derweil nicht."

„Das dumme Messer da hat mein Lebtag nie mein gehört," versicherte der Knecht.

Hierauf ging ein schnelles Hin- und Widerreden an, sogar der langsame Waldbauer entfachte ein Kreuzfeuer.

„Knecht Stephan," sagte er, „du hast dir dort — die Glut glost eh noch — vorhin ein Schweinernes gebraten."

Der Knecht: „Vergunnst mir's etwan nicht, das bissel Kälberne?"

Der Gemeindevorstand: „Gunnen, wohl, wohl, hast mich ja mithalten lassen wollen. Schau, da liegt noch so ein Knöchel. Aber Kalbsbein ist das keins."

Der Knecht: „Was weiß ich! Bei so einem Hungerbauern frißt man, was man zu schenken kriegt."

Der Vorstand: „Zu schenken, sagst?"

Der Knecht: „Von einem Bettelmann."

Der Vorstand: „Stephan, du hast dem Grieslacher die beste Sau mitsamt den drei Ferkeln gestohlen."

Der Knecht: „Das ist derlogen! Ferkeln nicht!"

Der Vorstand: „Also nur die Sau. — Nachher wären wir so weit."

Der Knecht setzte zu einem Sprunge an, da hielten sie ihn schon fest.

„Thut's ihn halt zum Bezirksgericht treiben," sagte der Vorstand.

„Treiben!" schnob der Knecht wütend auf, „treiben wie ein Vieh! Waldbauer, mir scheint, du weißt es nicht, daß man auch einen Angeklagten nicht schimpfen darf, sonst kannst kurios eingehen, mein Lieber!"

„Also nicht treiben, nur führen. Mußt schon ver-

zeihen, ich kenn' mich bei den Spitzbubenbräuchen nicht so aus."

Wie der Knecht vorhin ihn selbst mit den niedrigsten Schimpfwörtern überhäuft hatte, an das erinnerte er gar nicht. War auch was anderes, Bauer. Das Kriminalgesetz sagt für diesen Fall nur, daß der Delinquent nicht geschimpft werden darf. Ein armer Notbauer ist doch kein Delinquent!

Also, der Großberger Knecht ist fortgeführt worden. Und war es wieder ein Beispiel, wie der Waldbauer überall Malheur gehabt hat. Lange hatte er in seiner Bedrängung keinen Knecht bekommen können zum Anbauen in diesem Notjahr, und als er endlich doch einen gefunden, mußte er ihn vom Acker weg einsperren lassen.

Was die schneidige Großbergerin über eine solche Undankbarkeit gesagt, das dürfte sich der Leser reimen können. Als das Richteramt vorüber, war der Vorstand wieder der notige Waldbauer, der alles einstecken mußte, wie es sich für arme Leute geziemt. „Meinetwegen," sagte er gerne, „das macht mich nicht besser und nicht schlechter. Ein solches Krepierl, das das Schimpfen nimmer aushalten kann, bin ich halt doch nicht."

Schneiderliebe.

Wir trabten mehr in der Luft als auf dem Erdboden. Jener wunderliche Heilige soll Flügel an den Fersen gehabt haben; wir hatten die Federn an den Zehen, so schnellten sie uns dahin auf der Waldstraße, trotz dem gewichtigen Bügeleisen. Der ungarische Schneider war überflügelt. Der ungarische Schneider, der Jahre lang die Ster gehabt hatte beim Werksverweser, er war ausgestochen von unseren fleißigeren Nadeln; oder — treu gesagt — wir wußten es selbst nicht, weshalb wir auf einmal geladen worden beim Werksverweser in Brückelbach.

In der großen Stube mit den weißen Fenstervorhängen und den braunpolierten Kästen, einem feinen Herrenzimmer, durften wir unsere Werkstatt aufschlagen. Doch gedachten wir, uns zu behaupten. Zu behaupten durch gediegene Arbeit und solides Benehmen. Wir wollten in diesem fürnehmen Hause auch einmal rechtschaffen gebildet sein, statt „Jo" Ja sagen, zu Beginn der Mahlzeit stets „Guten Appetit"

wünſchen und mit der linken Hand die Gabel führen. Auch mit du wollen wir Keinen anreden, wie ſonſt in der Bauernſchaft, ſondern den Herrn Verweſer mit „Er“ und die Frau Verweſerin mit „Sie“ und die Mädels mit „Fräuln“. Beim Anmeſſen aber ſagte mein Meiſter: „Was kriegen wir?“

Das Tuch lag ſchon auf dem Tiſch, grobes und feines, ſchwarzes, graues und Unterzeug, — in Stückeln und Reſteln weich und glatt. Alſo der Werksverweſer, ein ſtattlicher Herr mit viereckigen Achſeln und dreieckigem Kopf, der kriegt einen lodenen Gebirgsrock, ein Beinkleid und eine Hoſe. Sein Kopf war dreieckig, weil er oben mit einem breiten Schädel anhub und unten in einem grauen Spitzbart auslief. Was jedoch zwiſchen Beinkleid und Hoſe für ein Unterſchied ſein ſollte: Das fragte ich den Meiſter und er mich. Es war einfach: die Hoſe für Feiertags heißt Beinkleid und das Beinkleid für Werktags heißt Hoſe. Die Frau Werksverweſerin „kriegt nichts.“ Sie konnte vielleicht darum kein Gewand bekommen, weil ſie eigentlich keinen rechten Leib hatte. Es war hinter ihrem dunkelbraunen Hausrock wohl Etwas da, aber mehr ein Geſtell als ein Leib, eigentlich nur ſo ein Apparat, der immer bewegſam in allen Teilen des Hauſes umherwirtſchaftete, mit ſcharfem Stimmlein Befehle gab und alles im Gang hielt. Sie war das Schemen, der Geiſt, und bedurfte nur eines dunkelblauen, ſchlaff niederhängenden Rockes und einer weißen Haube, die über die Ohren herabgebunden war, um geſehen zu werden. Alſo die Frau kriegt nichts.

Das „Fräuln“. Aber nein: es war ja das Stubenmädel, das wir einen halben Tag lang als „Fräuln“ verehrten, ein blasses Rundgesichtel, das immer lachte und trällerte und mich, den Schneiderlehrling mit neunzehn Frühlingen, lustig einen „Haspel“ hieß. Sie hatte freilich Recht. Während der Meister mit quietzender Schere einen Rock zuschnitt, hockte ich auf niederem Schemel, spitzte die Knie auseinander, über die ein schwarzer Zwirnsträhn gespannt war, und wickelte mit emsiger Hand den unendlichen Faden aufs Knäuel. Ob solcher Thätigkeit hätte mich jeder Holzhaspel wegen Gewerbsstörung verklagen können. Das rundgesichtige „Fräuln“ hatte also völlig Recht. Unrecht hatten eben wir mit unserer Menschenkenntnis; und die Augen gingen uns erst auf, als gegen Mittag das wirkliche Fräuln zur Thür hereinrauschte. Der Meister wollte vor Ehrerbietung sofort aufstehen, merkte aber noch rechtzeitig, daß er ohnehin stand. Wir glaubten, die kleine, runde Person komme von der Kirche, so schön war sie angezogen. Auf und auf weiß und mit roten Seidenmaschen an unterschiedlichen Stellen. Beim Kaufmann in Märzzuschlag war im selben Jahr zu Weihnachten eine Puppe ausgestellt gewesen; diese Werksverwesterstochter sah ihr ähnlich, so rot waren die Wangen und so schwarz die Augenbrauen und Wimpern. Zart und hold wie ein gemalter Engel war sie anzusehen; als sie jedoch den Mund aufthat, schauten wir rings herum, ob nicht ein Drescherweib eingetreten sei, das da in breiter, quatschiger Weise ausrief: „Hau! Die Schneider san kiemen! Das isch gscheid!“

„Unſere Tochter!“ ſo hatte die Mutter dieſen Engel vorgeſtellt. „Kriegt ein Mantill!“

Iſt nicht ſo leicht, bei den hohen Herrſchaften zu arbeiten. Jetzt weiß man wieder einmal nicht, was Das iſt: ein Mantill. Ich riet auf einen Wettermantel und erſt mit vorſichtigem Näherfragen kam der Meiſter darauf, daß es ſich um ein kurzes Oberjäckchen handelte, zu dem die Frau ſchwarzen Sammetſtoff und rotſeidenes Unterfutter gebracht hatte. Die Tochter — wir nannten ſie nur mehr Tochter, weil das Fräuln ſchon an dem Stubenmädel abgebraucht war — ließ ſich ruhig mit dem Faden meſſen. Nicht einmal unter den Achſeln war ſie kitzlig, was eine Seltenheit iſt, wie der Meiſter verſicherte. Lehrlinge dürfen noch nicht meſſen, — und ſo muß man den Meiſtern glauben. Das „Mantill“ ſollte an den Rändern verſchnürt und mit Taffetbändern doppelt „paspoliert“ werden. Der Schnitt mußte „neuwieneriſch“ ſein. Zu allem Glück hatte der Meiſter das Blatt ſchon dem ſchweizeriſchen Geſellen nachgeſchnitten, der ſeine Muſterſammlung unvorſichtigerweiſe zurückgelaſſen hatte, als er fremd ward. „Sonſt wären wir jetzt petſchiert!“ flüſterte mir der Meiſter zu.

„I hans gern recht neumoderiſch,“ geſtand die Tochter, „wie's die Baroniſchen ham im Gſchloß ent.“ Das „Gſchloß“ ſtand drüben im Fröſchnitzthal und der weiße Engel ſollte der erſte ſein in Brückelbach, der ein neuwieneriſches Mantill bekam. „Da wern ſie ſich giften, die Schulmeiſterin und die Kramerluiſl!“ Mich hatte die Tochter ſchon während des Anmeſſens auf dem Korn

und plötzlich rief sie fast schreiend: „Is Dos der Schneiderbua, der a so Gedichter dichten thuat?“

Da gehörte rasch ein Riegel vor. „Jetzt heißts nähen und nicht dichten!“ sagte der Meister. Ich setzte mich zur Arbeit. Am Rock des Verwesers konnte schon die Rückennaht gemacht werden.

Aus der weiteren Bewohnerschaft dieses Hauses erzähle ich noch von einer Art Hauswaschel, einem Mann für alles, was es so in dem Alltag der Wirtschaft an Kleinigkeiten zu thun gab. Ein Bursche mit kurzen Beinen, breitem Hinterteil und einem hübschen Kopf, der immer freundlich drein schaute, wenig sprach und zu allem „Ja“ nickte.

„Der Siedel kriegt nichts,“ erklärte die Hausfrau. Denn er hatte eigentlich schon alles. Er hatte Militär und Zivil, alte und neue Mode an sich geknöpft: eine blaue Soldatenhose, einen grün ausgeschlagenen Jägerrock, einen schwarzen Strohhut, der sehr fein geflochten war, aber schon Fransen hatte. Und trug um den dicken Hals die Reste eines Seidentuches geschlungen, dessen bunte Farben noch loderten wie Feuer. Der Siedel trug alle Ableger der Familie und ihrer Verwandtschaft; und so oft andere was Neues kriegten, kriegte er was Altes. Und an manchem Stück besserte er oder das Stubenmädel so lange herum, bis es wieder wie neu war. Der Siedel stand am Kehrichthaufen oft frischer gewaschen, geflickt und gebügelt als andere in der schönen Stube.

Endlich muß ich den grauen Pintscher noch vorstellen, an dem viel Wolle, aber wenig Hund war. Wenn er auf unserem Tische saß und mit dem Zwirnknäuel

ſpielte, ſo ſchien er ein faſt mächtiges Ungetüm zu ſein, und wenn man ihn anpackte, war eine Handvoll Miſtvieh da, — alles andere Pelz. Dieſer Hund war der Liebling des Hauſes. Jedes gab ihm einen anderen Koſenamen oder einen anderen Fußtritt, ſo daß wir nicht herausbekamen, wie der Köter eigentlich hieß oder welche Schuhſpitze ihm die liebſte war. Er ließ ſich alles gefallen; nur wenn man „Prrr!“ ſagte, that er einen Schnapper nach der Naſe. Denn das ſchien er für eine Fliege zu halten.

Das waren nun die weſentlichſten Hausgenoſſen beim Werksverweſer. Noch wäre die Kochfrau zu erwähnen, deren verborgenes und wohlthätiges Wirken wir täglich dreimal merkten. Jeder Tag war Chriſttag, vom rahmigen Morgenkaffee über den wohlgeſchmorten Mittagsbraten bis zu den Schmalzkrapfen am Abend. Dazu noch der Wein am Vor- und Nachmittag, in den Gläſern funkelnd wie ein Goldring, im Gaumen prickelnd wie ſüßes Feuer und in der Seele alle Geiſter rund herumjagend, daß ſie manchmal purzelten und ſich vor Lachen kugelten.

War der Werksverweſer da, ſo trank er mit und erzählte luſtige Sachen. Seine Stimme klang, als würde in einen Topf geſprochen. Einen hohen Rockkragen trug er und den Bart ſo, daß von ſeinen fünf Kröpfen ſelten mehr als einer zu ſehen war. Obwohl er ſeit Jahren Eigentümer des Eiſenwerkes war, ließ er ſich beſcheiden immer nur den Verweſer nennen. Beim Wein geſtand er treuherzig, daß er ſo den Arbeitern leichter die Löhne ſchmälern könne, ohne mit ſeiner Perſon dafür einſtehen

zu müſſen. Er beſchäftigte in ſeinem Senſenhammer ein Dutzend Schmiede, die er bei guter Laune „Kampel“, bei ſchlechter „Lumpen“ nannte. Neben der Erzeugung von Senſen war ſeine Lebensaufgabe das Kegeln. In der gedeckten Kegelbahn war eine eiſerne Tafel aufgeſtellt, auf der mit eherner Schrift verzeichnet ſtand, wann und wie oft ſchon Herr Erasmus Holtenſteiner, Werksverweſer allhier, alle Neune geſchoben hatte. Die Tochter, wenn ſie dem Vater eine beſondere Freude machen wollte, bekränzte dieſes Denkmal der Gefallenen mit „Eichenlaub“, das ſie von den Ahornbäumen riß.

„Schneider! Willſt mir helfen auf ein Bot?“ Mit ſolchen Worten lud der Werksverweſer meinen Meiſter manchmal zur Kegelpartie.

„Iſt mir nit zuwider,“ antwortete ſtets der Meiſter; denn fürs Erſte that er auch mit Leidenſchaft kegelſchieben, fürs Zweite gewann er dabei dem Gegner meiſt das Geld ab und fürs Dritte wurde er noch extra dafür bezahlt, denn die Ster iſt nach dem Tagewerk gerechnet worden.

In ſolchen Stunden, wenn die Beiden draußen kegelten, wurde drinnen die dunkelblaue Stange mit der weißen Haube noch ſchlanker und ſie gab mirs zu verſtehen, daß man die Handwerker nicht eigentlich ins Haus lüde, damit ſie dem Hausherrn das Geld aus dem Säckel ſpielten, als vielmehr, daß ſie gute Arbeit machen ſollten. Nun, das geſchah ja, dieweilen ich des Tages vierzehn bis ſechzehn Stunden nadelte und bügelte. Der Fleiß des Lehrlings ließ ſich nicht leugnen; doch war bisweilen unter Variation das Bibelwort anwendbar:

Was der Lehrling zuſammengefügt, das muß der Meiſter trennen. Denn während dieſes Lehrlings magere Finger unbeaufſichtigt ſo die Nadel führten, brannte ſein Lichtlein vor fremden Altären. Er dichtete einen Roman, der im Monde ſpielte und in dem er das Leben des Waldbauernbuben ſo beſchrieb, wie er es ſich für die Erde vergeblich wünſchte. Dort war er König, der ſehr gerecht regierte, eine gelbſeidene Hoſe trug und eine junge Frau hatte, die — nebenbei geſagt — dem Stubenmädel beim Werksverweſer auf Erden ähnlich ſah. Zwar ſtand die weiße Tochter mit den roten Seidenmaſchen und den bemalten Wangen einmal ſtramm vor dem Schneidertiſch und ſagte: „Iſchts wohr, Schneiderbub, daß du Gedichter dichten thuaſt? Geh: dicht eins her auf mich! Bitt dich gor ſchön, dicht mich a biſſel on! Aſt ſchenk ich dir wos!“

Senkte ich mein Geſicht auf die Nadelarbeit nieder und antwortete gedrückt: „Mag nicht dichten.“ Und ſtach ſcharf in den Loden.

Am ſelbigen Abend zur Lichtfeier ſtand ich draußen hinter dem Flieder und ſchrieb in mein Büchel:

„Bin dem Verweſer ſein' Tochter.
Heiliger Sankt Kulian,
Bitt Dich auf allen vier Knien:
Sei ſo gut, gieb mir ein' Mann!
Blind ſind die Burſchen, ach leider,
Nicht einmal windige Schneider
Gucken mich an.“

Während ich dieſe ſinnreichen Verſe ſchrieb, wurden ſie auch ſchon geleſen, und zwar von Augen, die mir

über die Achſel lugten und dem Hauswaſchel gehörten. Ich merkte es erſt, als der Menſch ein Gelächter anſchlug und rief: „Nicht einmal windige Schneider!“

„Was haſt mit'm Schneider?“ quatſchte der weiße Engel vom Kammerfenſter her.

„'s Fenſter zumachen!“ ſpottete der Waſchel, „daß ihn dir der Wind nit einitragt!“

Für dieſen Spott hatte ich am nächſten Tag ſchon eine Genugthuung. Als das Stubenmädel mit dem blaſſen Rundgeſicht in unſerem Zimmer von Möbeln den Staub abfächelte, machte ſich der Pintſcher den Scherz, auf den Kaſten zu ſpringen und nach ihrem Wedel zu ſchnappen. Da packte ſie das Hündlein her, und dieweilen ſie lachend auf mich ſchaute, rieb ſie ſich das Pelztier in ihre Wange und ſagte: „Was willſt denn? Was willſt denn von mir? Mund ableckeln, wie? Na, da haſt eins. Schmeckts? Da haſt noch eins, Kerl, du lieber!“

Während das feine Mädel den Pintſcher alſo koſete, ſchaute es auf mich her; da muß es doch der Dümmſte merken. Wenn andere ihre Liebeserklärungen „durch die Blume“ machen: das Stubenmädel machte ſie mir durch den Hund... Sonſt, wie ich mich in jenen glücklichen Zeiten des Abends ins Bett warf, ſo und juſt ſo lag ich noch am Morgen, wenn mir der Meiſter mit der Hand die Achſel rüttelte. In dieſer ſelbigen Nacht aber habe ich mich arg hin- und hergewälzt. Herzkrank war ich geworden. Lag ich auf der rechten oder auf der linken Seite: es ſtieß wie ein Böcklein an den Bruſtkorb, und zwar wie ein ungeſtümes Böcklein.

„Schlecht ausschaust heut!“ sagte morgens der Meister mit Besorgnis.

„Weil ich Herzklopfen han!“

„Das machts Wohlleben in diesem Haus.“

Wenn ich vom Küchenherd das Bügeleisen holte, so huschte das Auge unterwegs manchmal durch die halb offene Thür in eine Kammer hinein, in der das Stubenmädel mit der Wäsche umthat. Sie flickte, sie glättete, sie schichtete und sang dabei Vierzeiler von der Liebe, die gewiß wieder nicht an den Pintscher, sondern an einen anderen gerichtet waren. Und einmal — das Bügeleisen war ohnehin viel zu heiß, es eilte nicht — trat ich auf den Stiefelspitzen rasch und leise in die Kammer. Aber das Mädel war nicht da. Über der Lehne des Rohrstuhls, auf den sie sonst zu sitzen pflegte, lag zusammengelegt ein schneeweißes Wäschestück. Ich nahm den Augenblick beim Schopf, den Stift aus der Tasche und schrieb auf das Linnen: „Ich liebe Dich!“ ... Nachher trat der Spitzbub mit dem heißen Eisen harmlos in die große Stube und bügelte den befeuchteten Loden, daß die Dämpfe nur so aufstiegen und den Kopf noch mehr benebelten. Als die Joppennaht glatt und der grüne Kragen dran flach gebügelt war, kamen die Knöpfe an die Reihe. Groschengroße Messingknöpfe funkelten wie die Kriegsmedaille, die der Feldwebel Donnersberger ein paar Jahre vorher aus Italien mitgebracht hatte. Auf jedem der Knöpfe war ein Husar, das Roß mit sträubender Mähne, der Reiter mit sträubendem Schnurrbart, der fast so lange wie der Säbel, den er schwang. Diese Knöpfe nun sollten an die Lodenjoppe des

Verweſers kommen, auf beiden Seiten ihrer ſechs in Reihe und Glied. Da wurde der Meiſter auf die Kegelbahn gerufen. Es waren aus der Nachbarſchaft Hammerherren gekommen, die eine große Partie thun wollten. Er hatte das „Mantill“ auf dem Knie gehabt, an dem nur noch Weniges zu vollenden war.

„Mach es fertig,“ ſagte er; „da ſind die Sachen.“ Und ſchob mir alles zu über den Tiſch her. Und trippelte munter hinaus zur Kegelbahn, um den Hammerherrn das Geld abzugewinnen. Ich legte die Lodenjoppe bei Seite, begann, am Mantill der Tochter zu arbeiten und dabei wieder an das weiße Rundgeſichtel zu denken. Und während die Nadel mit dem ſchwarzen Seidenfaden am Sammetmantill die Knopflöcher einrandete, ſingen im Köpfel gewiſſe Gedanken im Takt zu tanzen an.

Die Liab is a Vögerl,
Im Mai fliagts daher.
Thuas fangen! Schau: ſpäter,
Da kommts nimmermehr.

Der Knopflöcher waren mit der Kreide acht oder neun angemerkt; ſie mußten mit dem Stemmeiſlein zuerſt durchgeſtemmt und dann „paspoliert“ werden.

Die Liab is a Flammerl,
Entzündt ſich gar gern,
Und wer damit ſpielt,
Kann ein Abbrandler wern.

Klipp und klapp den Knopflöchern gegenüber nun die Knöpfe. Acht geben, daß das rote Seidenfutter inwendig nicht mit geheftet wird, ſonſt faltets.

Die Liab is a Bleamerl,
Wohl guat muß es pflegn,
Die Liab braucht a Buſſerl,
Wia 's Bleamerl ein Regn.

„Was thuſt denn da?“ fragte der Meiſter, der plötzlich an der Tiſchecke ſtand. Seine Stimme war heiſer. Seine Augenſterne waren kleiner als ſonſt und zuckten im Weißen hin und her, wie Irrlichter; die Naſe war blaß und ſpitzig geworden wie bei einem Toten, aber auf dem glatt raſierten Geſicht zitterten alle Fältchen. Verſpielt hatte er beim Kegelſchieben, den ganzen Wochenlohn verſpielt. Das ſind Kerle, dieſe Hammerherren! Aber nicht deshalb that er die verwunderliche Frage „Was thuſt denn da?“ Er zog mir das Mantill vom Knie weg. Und jetzt hab ichs geſehen, was da angeſtellt worden war während meiner Verſunkenheit... Fürs erſte ſchloß ich die Augen und mein Denken und Wünſchen war kein anderes als: Erde, thu ein tiefes Loch auf und verbirg mich! Was geſchehen war? Statt der niedlichen Glasknötelein, die auf dem Tiſch in der Papiertüte lagen, hatte ich ans Sammetmantill die Huſaren genäht, das ganze Bataillon, und hatte die entſprechenden Knopflöcher dazu gemacht. Mit grenzenloſer Ratloſigkeit ſtarrt der Meiſter auf dieſe That; dann warf er mir das Zeug an den Kopf: „Jetzt ſchau, wie Dus recht machſt!“

Schau, wie dus recht machſt! Das war leicht geſagt. Aber unmöglich zu thun. Die groſchengroßen Meſſingſcheiben konnten losgetrennt werden; aber die Knopflöcher! Wie fletſchende Schnauzen lechzten ſie nach

meiner armen Seele, dieſe ungeheuren Öffnungen, ihrer neun in der Reihe, mit nichts auszufüllen als mit den ſchrecklichen Huſarenſcheiben. In einem ſolchen Abgrund hatte mich der Meiſter noch nie geſehen... Aber man konnte doch fragen: War das Mantill für den Meiſter gemacht? Nein, es war für die Haustochter. Vielleicht iſts ihr gerade ſo recht. Meiern wir ein biſſel an. Wir ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo man die größte Dummheit machen kann. Es iſt nichts mehr zu verlieren. Wem mein Lied vom Vögerl urſprünglich zugeeignet war? Das iſt leicht zu erraten. Und nun, im Drange grauſer Not, geſchah der Hochverrat. Schon am nächſten Tage war der weiße Engel verankert. Er hatte draußen am Kirſchbaum, unter dem ſeine Bank war, ganz zufällig das Liedel gefunden, das ich ganz zufällig dort an die Baumrinde geſteckt hatte. „Die Liab is a Vögerl," alſo gehört ſie auf den Baum.

„Iſch dos auf mich?" fragte ſie unter dem Hausthor, während ſie das Papier mit zwei Fingern in der Luft mir entgegen hielt. „Hoſt dus gemocht?"

„Ich will Ihnen mit noch was Mehreres überraſchen!" war meine Antwort. Wenn der weiße Engel ſo ſchön bäueriſch ſprach, ſo konnte der Schneiderbub ja wohl einmal herriſch reden. Und alſo erklärte ich ihr in kühnſtem Hochdeutſch: das Neuwieneriſche ſei längſt veraltet. Für ſolche Kuhmenſchertracht wäre die Fräulein Tochter viel zu ſchön! Für die Fräulein Tochter müßt' wohl was Neues ſein, was ſich könnte ſehen laſſen. Und ſo wäre geſorgt worden, daß ihr Mantill nach der pariſer Mode ausſiele, wie wir ſie erſt kriegt hätten,

mit Doppelpaspolatur und vergoldeten Kaiserknöpfen „vörn awer". Da würden die Leute einmal ihre Augen aufreißen! Und der Neid von den Menschern!

Nach solchen Vorbereitungen hielt ichs denn an der Zeit, mit dem Äußersten hervorzurücken. Wie ein dressierter Bär, halb Zärtlichkeit und halb Blutdurst, ist sie mir an den Hals gesprungen, als sie die großen Scheiben sah mit den Husaren. Gewonnen wars. Schon an dem selben Nachmittage hatte die Tochter im Kirchdorf zu thun und sie ist mit dem Husarenbataillon davon gestolzt.

Das blasse Rundgesicht ging und that im Hause so gelassen umher, als ob seit der Erschaffung der Welt kein Mensch auf weißes Linnen geschrieben hätte: Ich liebe dich! Ich aber wartete auf eine Rückwirkung.

Und sie kam.

Nach regnerischer Zeit war ein wunderschöner Heutag. Der Verweser hatte eine Wiese voll gebleichten Heues. So bot er seinen ganzen Heerbann auf, die Hausleute, die Schmiede und die Schneider, daß sie mit langen Gabeln, Hacken und Rechen auszogen. Froh, der dunklen Stuben entkommen zu sein, hüpfte ich lind hin über den kurzgemähten Rasen, barfuß und in Hemdärmeln, wie alle anderen, in deren Reihe ich ans knisternde Heu ging. Da flogen die Mahden; und ein rußiger Schmied sprach laut die Mahnung aus, auf die Schneider acht zu geben. Wenn sie unters Heu kämen, wären sie nicht mehr zu finden und das Kalb, das sie dann etwa erwischte, könne daran ersticken. Weil der rußige Schmied ein

ſtarker Bengel war, ſo lachten wir zum Spaß; wäre er ein ſchwächlicher geweſen, ſo hätten wir den Schimpf gerächt. Ich hatte ſchon gemeint, mit meinem Rechen an die grüne Seite des blaſſen Rundgeſichtels geraten zu ſein, da ſchob ſich Siedel, der Hauswaſchel, mit ſeiner Gabel dazwiſchen. Dieſer Menſch war heute weiß wie eine Schneeſäule; nur daß er in der Sonnenhitze nicht abſchmolz, dieſer Hitze wegen ſich vielmehr auf Hemd und Unterhoſe beſchränkt hatte. Schweigend gabelte er neben dem Stubenmädel dahin, daß die Heuwogen nur ſo kräuſelten, und er hatte bei dieſer fleißigen Arbeit häufig eine Stellung, in der mir ſein breitrundlicher Hinterteil zugekehrt war. Mich ließ dieſe Erſcheinung natürlich gleichgiltig, bis ich urplötzlich auf der weißen Rundung geſchriebene Worte ſah. Da ſtand: „Ich liebe dich!“

Das weitere Ausſpinnen dieſer Begebenheiten iſt überflüſſig. Kein Jüngling hat ſeine Liebeserklärung je an ſo unpaſſender Stelle geſchrieben.

Nach ſolchen Erfahrungen war uns die Ster beim Werksverweſer verleidet. Mir nahm es der Meiſter noch lange übel, daß ich das Mantill mit den Huſaren aus der Hand gegeben hatte. Eine ſolche Arbeit könne er mit ſeinem Namen nicht decken. Sein Erſtaunen iſt deshalb durchaus nicht gering geweſen, als er ſah, wie das Fräulein Haustochter mit dem Jäcklein Staat machte und wie die pariſer Mode überall bewundert wurde. Jede, die auf feines Gewand was hielt, wollte ein Sammetmantill mit großen Meſſingknöpfen haben und ein Jahr ſpäter mußten wir überall pariſer Mantills

machen. Der Schneiderlehrling hat sich für die Erfindung weiter kein Privilegium genommen; wers machen will: ein Sammetjöppel mit doppelter Paspolatur, fletschenden Knopflöchern und neun Mann Husaren auf Messingknöpfen. Inwendig rotes Seidenfutter . . . und ein dummes Weibsbild.

Der ſingende Schabelwirt.

Der dicke Schabelwirt in Ruſterholz hatte zwei Stimmen, eine im Gemeinderat und die andere auf dem Kirchenchor. Die erſtere war ſo gewichtig, daß ſie mit Leichtigkeit ein halb Dutzend Häuslerſtimmen in die Luft ſchnellte; die zweite war ſo mächtig, daß in der Kirche die Leute ſich umwendeten, um dieſe Stimme nicht bloß zu hören, ſondern auch zu ſehen. Sie mußte wie ein Strick von Bärenhaar aus dem viereckig aufgeſpreizten Munde des Schabelwirtes hervorgewirbelt kommen. Die Stimme dieſes Chorſängers weckte gar viele Skalen in der Menſchenbruſt; wer ſie das erſte Mal hörte, dem war zum Lachen, wer ſie oft hörte, dem war zum Weinen.

Selbſt dem Chormeiſter war zum Weinen. Allein ohne Schabelwirtsgeſang in der Kirche gab's keinen Kaffee zum Frühſtück. Mehrmals hatte er es verſucht und nur ſolche Meſſen auf die Pulte gelegt, die ohne Männerſtimme gegeben werden konnten. Alſogleich jammerte der Wirt ſeinen Gäſten vor über den Niedergang der Muſik und daß der Chormeiſter Sägeſpäne im Kopf haben müſſe! Ob die menſchliche Stimme nicht der Höhe-

punkt aller Musik wäre — besonders eine schöne kräftige Männerstimme! Wenn dieser Herr thöricht werde, so müßte man ihm die Zitzen höher halten! — Und dem Chormeister blieb die Milch aus. Des Wirtes Kuhmädel kam des Morgens nicht mehr mit der Zinnkanne, wie sonst, und da fand der Chormeister endlich doch allemal wieder, daß zur würdigen Kirchenmusik auch eine kräftige Männerstimme gehöre. Der Schabelwirt „mußte" wieder singen, und das Mädel erschien mit der Zinnkanne.

Kamen Fremde nach Rusterholz, so eiferte sie der Wirt an, doch auch die Kirche zu besuchen, womöglich beim Gottesdienst, es wäre sehr feierlich, besonders mit der Musik wären sie gut bestellt. Der Chormeister hingegen, der sonst auch nicht unchristlich dachte, riet den Fremden lieber einen Ausflug auf den Schirmberg, oder auf den Rotkosel an, als den Gottesdienst in Rusterholz. Die einheimischen Kirchenbesucher opferten ihre Ohrenpein für die armen Seelen im Fegefeuer auf und so oblag der Schabelwirt ungestört seinem Gesang. Ein halbberauschter Zecher wagte eines Tages den Zweifel laut werden zu lassen, ob der Wirt wohl auch alle Noten kenne! Der kam an! Prügel bekam er nach Noten! Da hatte er's blau auf weiß! Aber ungarische Schweinetreiber, die eines Tages während der Messe ihre Herde vorbeiführten, machten doch Halt vor der Kirche und der eine lugte zum Thore hinein, ob nicht Hilfe not thäte. Er schien sich nicht sicher, ob es Gesang oder Notschrei wäre. — Sollten sich nur beruhigen, die Herren Sauhändler — es ist Gesang!

Auch in dem Jungen steckte es, in Schabelwirts

Sohn, dem Damian. Stimme hatte der keine zum Singen, sie gixte. Eine Weile meinte der Chormeister, sie mutiere; bis erst die Mannbarkeit eingetreten, würde die Stimme des Burschen alle anderen Sänger der Erde gründlich ausstechen. Nun war der Junge richtig mannbar geworden, allein die Stimme gixte noch immer, der Chormeister hatte Todesangst. Wenn ihm der auch noch auf den Chor kommt! Er wagte es nicht auszudenken.

„Dem Damian seine Stimme muß geschont werden," sagte er vorbeugend, „wenn sie jetzt einige Jahre lang auf das Sorgfältigste geschont wird, dann können wir einmal etwas Phänomenales erleben!" Einstweilen schlug er dem Burschen vor, geigen zu lernen. Das Geigen aber gefiel dem Alten nicht. „Die Geige ist ein Konkurrent der menschlichen Stimme, aber ein ganz unfähiger! Trompetenblasen, das ist das richtige. Blech, das giebt Musik, Blech, Blech!"

Indessen — ein großes Dorfwirtshaus hat noch andere Aufgaben, als Singen und Trompetenblasen. Man weiß ja doch nicht, wann er einmal dazukommt, der Gottesblitz, und das neuerrichtete Thörlwirtshaus da drüben in den Boden zündet! „Der Thörlwirt ist ein hautfalsches Luder! Sein Süßthun mit den Gästen — alles nur ums Geld! das kennt man. An Süßthun bist ihm nicht gewachsen, Damian!" So der Schabelwirt, und dann kamen Lehren und Ratschläge.

„Es ist möglich, mein Sohn, daß ich mich einmal vom Geschäfte zurückziehe, um ganz der Musik zu leben. Da mußt du wissen, wie man es mit den Gästen macht,

daß ſie ſitzen bleiben. Unſer Herrgott, mußt bedenken, ſchickt einem Gaſtwirt allerhand Koſtgänger ins Haus. Wie viel Geld ſie dalaſſen, das iſt deine Sache. Daß du die Tanzpfeifen hernimmſt, wenn junge Leut' kommen, ſo geſcheit wirſt wohl ſelber ſein. Daß du ſie wegſchmeißt, wenn Viehhändler und Hauſierer vom Geſchäfte reden wollen, na, das wirſt auch noch einſehen. Selber mußt dich ausſpielen, mein Lieber! Thut einer bei ſeinem Glas Trübſal blaſen, ſo mußt dich zu ihm hinſetzen und ihm allerhand vorreden, bis du draufkommſt, was ihm iſt. Nachher, wenn er mit ſeinem Anliegen ausrückt, hör' ihm aufmerkſam zu, nicke bisweilen mit dem Kopf und ſchlag mit der Hand immer einmal vor Überraſchung oder Entrüſtung, oder woran es halt iſt, auf den Tiſch, damit er ſieht, daß du Anteil nimmſt und er ſein Glas nachfüllen läßt. Überhaupt, bei Gäſten, die gern ſchwatzen, die mußt ſchwatzen laſſen und dich aufs Zuhören verlegen — denken kannſt dabei, was der will. Merk' dir nur das: haſt ein gutes Benehmen, ſo brauchſt keinen guten Wein. Unterhalten ſie ſich mit dir, iſt auch das wohlfeile Geſüff gut. Wird manchmal ein beſoffener Patron ungut, ſo mußt du ihn der andern wegen hinauswerfen, aber ja nicht ſo, daß er's merkt. Ich hab zu ſo einem halt allemal geſagt: Geh, ſei geſcheit, Michel, laß die dummen Leut' dort ſitzen, die verſtehen keinen Spaß. Geh einmal biſſel in die friſche Luft hinaus. Halt, ich führ' dich, daß du nicht ſtolperſt! — und derweil hab ich ihn hinausgeſchoben. So einer hält dich für ſeinen beſten Freund und kommt dir allemal wieder, wenn er Geld hat. Giebt dir aber auch Bockige. Der

Riffel-Toni, das ist noch der harbste! Wenn der anhebt zu schimpfen, so muß man alle Stallthüren zusperren, sonst laufen die Vieher davon. Am besten ist's, man schimpft mit. Wenn man ihm hilft, da wird er ehzeit fertig, wenn man ihn löschen will, da zündet er sich erst rechtschaffen an und schlagt drein. Und so wie du beim Riffel-Toni mitschimpfen mußt, so mußt beim Krautruben-Barthel mitröhren! Weißt eh, daß der Alte allemal zum flennen anhebt, wenn er einen Rausch hat. Lachst ihn aus, so vertreibst ihn. Wär' ein Unsinn! Der Krautruben-Barthel zahlt allemal fleißig die Zech! So Leut' muß man estimieren! Ist eh ein Kreuz. Wer heut' im Dusel nicht zahlt, zahlt morgen beim Kopfweh noch weniger. Daß man die Tafel mit den Angekreideten an die Wand hängt, wo sie jeder vor der Nase hat, brauch' ich dir wohl nicht zu sagen. Überhaupt wirst du mit der Zeit selber drauf kommen, wie die Leut' behandelt, gefoppt, gerupft sein wollen. — Ich hab' in den ersten Jahren mit dem Singen die Leut' vertrieben. Und das hab' ich dumm gemacht. Wer ein so Mords-Ochs war und über den Gesang geschimpft hat, den hab' ich hinausgeschmissen, aber anders, als ich es g'rad vorher auseinandergesetzt hab'. Den hab' ich das letzte Mal gesehen gehabt. Den anderen, den mehr Gebildeten, die eine Musikfreud' gehabt und mir zugehört haben, ist immer einmal ein Maß vom Bessern aufgetischt worden, geschenkterweis. Wie ich aber seh', daß trotzdem einer um den andern bei der Thür hinausschlupft, hab' ich mir gedacht: Die Pölli verstehen nix. Was sollst deine Perlen den Säuen vorschmeißen! und

hab' im Wirtshaus das Singen sein lassen. Jawohl, mein Sohn, ein Wirt muß sich aufopfern können für seine Gäst' — wenn er ein Geschäft machen will." —

Man wird nun wohl überzeugt sein von der Großmut des Schabelwirts. In der Kirche, allerdings, wollte er seine Perlen nicht zurückbehalten; er sei sein Talent dem Herrgott schuldig! war sein Bescheid, wenn er manchmal teilnehmend befragt wurde, warum er sich auf dem Chor so abmühe für nichts und wieder nichts, und hätte doch nur Undank dafür. „Undank ist Künstlerlos!" Diesen Spruch hatte er sich aus einem alten Volkskalender herausgeschrieben, zitierte ihn aber nicht oft, weil er überzeugt war, daß seine Stimme wohl von allen Verständigen gewürdigt werde. Nun, und die Unverständigen? Auf die pfeift die Katz, damit sie auch was Musikalisches haben.

Beim Schabelwirt hielt sich zeitweise ein hinkender Mann auf, der hatte ebenfalls was Musikalisches. Nämlich einen redenden und singenden Kasten. Hielt man sich daran zwei Schläuche an die Ohren, so hörten sich die Stimmen berühmter Redner und Sängerinnen und ganze Musikchöre heraus, wie sie einst in großen Städten und anderswo hineingesprochen, gesungen und gepfiffen worden waren. Diesen Kasten verehrte der Wirt als den größten Künstler der Neuzeit, der — wie er liebenswürdig scherzend sagte — deshalb auch in den Grafenstand erhoben worden sei. Denn es war der Phonograf. Für das Horchen zog der Hinkende Geld ein, nur der Wirt zahlte nichts, leistete dafür jedoch dem Eigentümer freie Kost und Verpflegung, nur das Ge-

tränk mußte bezahlt werden. Als der Mann den Schabelwirt einlud, einmal mit seiner phänomenalen Stimme etwas in den Kasten hineinzusingen, gab der Wirt das Lied „In diesen heiligen Hallen" ab. Der Hinkende jedoch that geheimnisvoll und ließ ihn das gesungene Produkt nicht zurückhören, den er fürchtete für seinen lieben Kasten....

Eines Tages kehrten zwei Herren aus Murstadt beim Schabelwirt ein. Er war sehr artig, ließ vom „Besseren" auftragen, in der Absicht, ihnen nachher etwas vorzusingen. Denn das waren offenbar gebildete Leute. Die Fremden hinwiederum luden ihn ein, mitzutrinken, in der Absicht, ihm dann eine Angelegenheit vorzutragen. Und als sie beiderseits lustig waren, meinte einer der Fremden, so ein wackerer Gastgeber, wie der Schabelwirt in Rusterholz, verdiene, daß er ein Geschäft mache. Sie wollten an einem der nächsten Sonntage seinen großen Tanzboden mit Gästen anfüllen. Sie möchten bei ihm nämlich eine Volksversammlung veranstalten und Reden über den Fortschritt und über die Freiheit halten.

„Ah, meine Herren, seid ihr die Aufklärung?" fragte der Wirt, „hab' schon gehört davon. Thut einer eine Red' reden? Schön, brav! Thu' meinen Tanzboden schon hergeben dazu. Nachher zum Schluß können wir auch was singen — daß es recht lustig wird."

So wurde ein Freidenkertag beschlossen. Waren die Rusterholzer auch nicht gerade fortschrittlich gesinnt, so waren sie doch neugierig. Und waren durstig. Je mehr ihrer zusammenkamen in die warme Stube, desto

durstiger waren sie allemal. Das sollte sich wieder einmal machen.

Nun sandte der Schabelwirt seinen Laufburschen aus: „Geh' im ganzen Gai um, von Haus zu Haus, und die Leute sollen nächst' Sonntag zum Schabelwirt und Gemeinderat kommen, nachmittags nach dem Segen wäre dort Freidenkerversammlung!"

Der Knabe lief mit dieser Freudenbotschaft, so schnell er konnte und überall schrie er es gleich zur Thür hinein: „Nächst' Sonntag nach dem Segen ist beim Schabelwirt Freitrinkerversammlung. Alle sollt's kommen!"

„Donnerwetter noch einmal, der dicke Wirt! Will er bei der nächsten Wahl wieder in die Gemeinde? Die Klügeren rieten: Anfingen wird er uns wieder einmal wollen, und da giebt er halt einen Labetrunk. — Nun, sie wollten dabei sein bei dieser Freitrinkergesellschaft. „Müssen ihn in der Kirche umsonst anhören; dasmal kriegen wir dafür was zu trinken. Brav von ihm, daß er was lohnt."

Der Pfarrer von Rusterholz jedoch hatte ein feineres Ohr, oder eine bessere Nase. Kam er kurz nachher ganz langsam ins Wirtshaus getreten, ging aber nicht in das Extrastübel, wo der Tisch mit einem rot und weiß quadrierten Tuch bedeckt war, sondern stand in der großen Stube ein wenig so herum, lehnte endlich seinen Stock an den Uhrkasten, den Hut behielt er heute auf und so setzte er sich zum Leuttisch. Als auch diesen der geschäftige Schabelwirt rasch mit einem roten Tuch überziehen wollte, that der Pfarrer mit der Hand einen Deuter: „Lassen Sie's, lassen Sie's. Es ist auch so gut."

Aber feierlich war heute der alte Herr und es wollte keine Ansprache recht verfangen. Von dem Achtel Wein, das er sich bestellt, hatte er kaum erst genippt.

„Es wird ein anderes Wetter kommen," meinte der Wirt.

„Ich muß Sie doch fragen," sagte nun der Pfarrer, „sollte es wahr sein, daß Sie in Ihrem Hause eine Freidenkerversammlung abhalten wollen?"

„Ah na, ich nicht," antwortete der Wirt. „Ein paar Herren aus Murstadt sind dagewesen und haben sich angefragt. Wenn sie wollen, hab' ich gesagt. Muß eh froh sein, wenn man wieder einmal was hört. Über das elektrische Licht, oder so was, werden sie sprechen."

„Das sehe ich wohl nicht gern, lieber Nachbar. Schauen Sie, unsere Leut' sind alle gut christlich. Die verstehen solche Sachen ja gar nicht und wozu sie beunruhigen?"

„Bei unserer Wasserkraft, sagen sie, könnten wir so viel Elektrizität haben, daß die Mühlen und Dreschmaschinen davon gehen könnten und extra noch für Licht genug übrig bliebe."

Unterbrach der Pfarrer den Wirt: „Gehn's, gehn's! Für die Elektrizität wird man Freidenkerversammlungen machen! Da ist was anderes dahinter. Sie lesen doch von der Übertrittsbewegung. Die Lutheraner kommen, und weil Sie ein alter Liberaler sind, so will man Sie mit der Freidenkerei fangen. Ist übrigens ein's wie 's andere. Thun Sie mir den Gefallen, Nachbar, und sagen Sie ab."

Der Wirt hatte eine dicke Zigarre angeraucht, es war eine mit der Bauchbinde.

„Will mir's noch überlegen," ſagte er dann.

Das Überlegen fiel aber zu Ungunſten des Pfarrers aus. — Wesweg ſoll juſt in Ruſterholz keine Verſammlung abgehalten werden? Von überall hört man. Wenn der Wirt einmal ein volles Haus haben will, wen geht's was an? Und eine Unterhaltung. Iſt ohnehin ſo ſelten Gelegenheit zum Singen. Weil ſie von Muſik nichts verſtehen, dieſe Bauerngogel. Und wenn ſich einmal ein Schüberl gebildete Leut anſagen — gleich das Geſchrei: Die Lutheriſchen! Freidenker, was ſchadet's denn? Wird eh jeder denken, was er will. Und wer anders ſpricht als er denkt, iſt eh ein Lump! Abhalten thun wir die Freidenkerverſammlung!

Und am Vortage derſelben ſchrieb der Pfarrer an den Schabelwirt ſolchen Brief:

„Euer Wohlgeboren!

Indem Sie ſich trotz wohlmeinender Abratung doch für eine Freidenkerverſammlung beſtimmt gefunden haben und hiemit offenbar gegen die Abſichten der Kirche verſtoßen, ſo muß ich zu meinem Bedauern für die Zukunft Ihre muſikaliſche Mitwirkung auf unſerem Kirchenchore ablehnen, denn Gott kann unmöglich Gefallen finden an dem Geſange eines Freidenkers, der die chriſtliche Gemeinde in Gefahr bringt.

Mit gebührender Achtung N. N., Pfarrer."

So! — — So! — —

Der Schabelwirt war empört. Hat der Mann das

Recht, mir den Kirchenchor zu verbieten? — Aber an demſelben Tage bedeutete ihm auch der Chormeiſter, daß er mitſamt allen Muſikern leider unter Botmäßigkeit des Pfarramtes ſtehe. Es thue ihm aufrichtig leid! — Um was es ihm leid that, hat er weiter nicht dargethan. Aber bitter iſt es ſchon, anſtatt des gewohnten Frühſtückkaffees ſich mit Einbrennſuppe abfinden zu müſſen.

Gut. — Auch Kaiſer Heinrich iſt nach Canoſſa gegangen, was liegt dran. Das will der brave Schabelwirt dem Herrgott nicht anthun, daß er an Sonntagen ſeines Geſanges entbehren müſſe. Auch die Mehrzahl der Andächtigen wird ſich eine ungeſungene Meſſe nicht gefallen laſſen wollen. Und dann trägt auch der Geſang zur Herzensbildung bei. Vielleicht mehr, als ein Freidenkertag. Den zwei Freidenkern aus Murſtadt wird ſchleunig und heimlich abgewinkt. Den Leuten braucht man nichts kund zu thun, ſie ſollen nur zuſammenkommen. Statt ſo einer geſpreizten Freidenkerrede wird geſungen, da unterhalten ſie ſich weit beſſer und iſt nach keiner Seite hin ein Verdruß.

Alſo am folgenden Sonntag nach dem Segen kamen ſie zuſammen, die Bauern und Häusler und Handwerker von Ruſterholz beim Schabelwirt zum — Freitrinken. Der Tanzboden wurde viel zu eng, die Gaſtſtube und das Extrazimmer waren ſo geſteckt voll, wie bei einem Viehmarkt. Mehr als vier Bierkrügeln in jeder Hand kann die Kellnerin auf einmal nicht befördern. Der Sohn Damian ſchoß auch herum, goß aber den größten Teil ſeiner Bierkrüge über die Achſeln der Gäſte aus, weil das nicht geht, Getränk auftragen und dabei mit

jungen Weibsleuten ſchäkern. Der Wirt ſelber machte es ſich mit dem Wein leichter, er ſchleppte Thonplutzer aus dem Keller und ließ daraus ununterbrochen in die Gläſer rinnen. So nagelt man ſie feſt auf ihren Bänken und dann wird geſungen.

Als ſie nun aber merkten, daß der Wirt mit dem blauen Sacktuch ſeine Augengläſer putzte — denn ohne Augengläſer konnte er nicht ſingen — da ſchlichen ſich etliche ſachte ins Vorhaus und von dort ins Freie. Auch der Steinbrecher Einſel wollte es ſo machen, den hielt jedoch der Wirt an und fragte, ob er in der Stube nichts vergeſſen habe? Der Einſel taſtete nach dem Haupte — der Kopf war da, der Hut ſaß auch drauf; den roten Regenſchirm hatte er in der Hand. Nein, vergeſſen hätte er nichts. — Ob er doch wohl das Geldtaſchel in den Sack geſteckt habe, als er die Zeche beglich?

Bei dieſer Erinnerung machte der Einſel große Augen.

„Zech'? Zech' ſagſt, Wirt? Wer wird denn heut' Zech' zahlen, wenn Freitrinkertag iſt!" — Dem Schabelwirt gab's einen argen Stoß in der Bruſt. Wenn es ein Mißverſtändnis wäre? Er hatte ſich ohnehin gewundert, daß die Ruſterholzer ſo plötzlich bildungsdurſtig geworden und ſo zahlreich erſchienen waren! Wenn's ein verhängnisvoller Irrtum wäre? — Sogleich ſtieg er auf eine Bank und machte laut, daß heute bei ihm nicht eine Freitrinker-, ſondern eine Freidenkerverſammlung hätte ſtattfinden ſollen, daß aber die Herren aus Murſtadt nicht gekommen ſeien.

Himmel Hagelstern, wurden jetzt die Gesichter unschön! Die einen krebsrot, die anderen käseblaß — in die Länge zogen sich alle.

„Du Wirt!“ begehrte ein alter Pechbrenner auf, „wenn du wieder einmal einen Boten schickst, so schau erst, ob er auch reden kann. Alle ehrenwerten Manner, die da sind, werden meine Zeugen sein, daß dein Schickbub Freitrinkerversammlung hat gesagt!“

Des stimmten ihm alle bei. Der Wirt zuckte die Achseln. Das sei ihm wohl höchst unlieb. Darum, das undeutliche Reden hätt' er eh auf dem Zug! Da käme gewiß allemal ein Balawatsch heraus. Übrigens werde es ja kein Unglück sein, am Sonntag nach dem Segen einmal ins Wirtshaus zu gehen, besonders, wenn gesungen würde. Er wolle sie für die ausgebliebenen Freidenker entschädigen und ihnen jetzt eins vorsingen.

„Für die Freidenker brauchen wir keine Entschädigung,“ sagte der Pechbrenner, „aber zahlen thun wir heut' nix!“

Sie stimmten alle bei, schrecklich stimmten sie bei. Ein Gelächter war entstanden. Allein der Bauer kann „Krowaten zerreißen und lachen dabei,“ ein Sprichwort, das dem Wirt nicht unbekannt war.

„Alles was recht ist,“ sagte er und stellte sich mit großer Geistesgegenwart auf einen Dreifuß. In der Hand hielt er ein Notenblatt, aber — wie ein Nebenstehender wissen wollte — verkehrt. Wie sein Singen zu hören war, das soll ein anderer sagen, ich kann bloß beschreiben, wie es zu sehen gewesen ist. Mit ausgespreizten Beinen, über deren eines noch die weiße

Schürze niederhing, ſtand er da, den Bauch weit hervorgewölbt, den Oberkörper nach rückwärts gebogen. Das Doppelkinn quoll vorne und der wulſtige Nacken hinten über den Rockkragen hinaus. Das rote Geſicht breit gepolſtert, den Mund aufgeſperrt und ausgeböſcht, daß er ſchier viereckig wurde — ſo kam es nun hervor aus dem mächtigen Bruſtkorb und das Blatt wurde von einem zarten Sprühregen befeuchtet.

Nach dem erſten Liede „Im tiefen Keller" — erſchollen einige Rufe. Das „Bravo" iſt in Ruſterholz nicht der Brauch, aber nach Vergeltung riefen ſie und friſch Bier und Wein wollten ſie haben. Auf der Ofenbank, in den Wolken des Tabakqualms verſchleiert, ſtand ein Menſch und der rief, ſie ſollten einmal auf ihn hören, er wiſſe auch was. Das war der Riffel Toni.

„So red', Toni!" ſagte der Wirt. Es war zwar der harbe Kampel, doch man kann vorbauen. „Willſt noch ein Glas Wein haben?" Denn er dachte, der Menſch wolle ihm vielleicht doch eine Geſundheit ausbringen.

„Wein iſt mir allemal recht," hub der Riffel Toni knurrig an. „Erſt will ich dich aber einmal fragen, Schabelwirt, was wir heut' ſind, da in der Stuben — Freitrinker oder Freidenker?"

„Freidenker, ſchon gewiß auch!" beſchied der Wirt.

„Das glaub' ich auch," rief der Toni. „Und dazu brauchen wir nicht einmal die feinen Herren aus Murſtadt. Und derohalben wollen wir reden, was wir uns denken."

Dann riß er mit den Fingerſpitzen der beiden Hände den wüſten Bart auseinander, daß die freie Rede auch

freien Ausweg habe durch den Mund, aus dem ein paar scharfe Oberzähne hervorstanden, wie bei einem Eber.

„Schabelwirt!“ begann er, „willst du wissen wie du singst? Sollst es hören. — Wenn ein kropfeter Hahn in einen alten Kochhäfen hineinkräht, wenn der Altweibersommer-Wind ein rostiges Stadlthor auf und zu wirft und dem Elmbauern sein Moidel mit dem Russensack reizelt, so meinen die Rusterholzer allmiteinand, es singt unser Schabelwirt.“

„Hau!“ lachten die Bauern, „hau saxen, das sei schon auch!“

„Du bist ein Lästermaul!“ rief der Wirt, doch sein Gelächter, das er dazu ausstieß, ging ihm nicht vom Herzen. Allein, wenn er nicht gute Miene macht, so gehen sie mit der Zeche durch und zum Thörlwirt hinüber.

Der Riffel Toni hielt einen alten Hut hin, als wolle er Geld sammeln. „Zusammenschießen, Leut', daß uns der Maurer und der Schmied-Franzl in der Kirchen die Heiligen festmacht, die wackelig sind worden an der Wand vom Schabelwirt seinem Singen! Und wegen was soll der Krämer-Bastel just mit der Baumwoll ein so gutes Geschäft machen? Stecken wir uns Lärchenzapfen in die Ohrwaschel, die thun's auch und halten besser. Den Engeln über dem Altarl binden wir mit den blauen Fastentüchern die Köpfe ein — nachher soll er halt wieder singen, der Schabelwirt.“

Stürmisches Gelächter und etliche warfen Kreuzer in den Hut, um gegen den bedrohlichen Gesang Vorkehrungen treffen zu können.

„Wie du das nur anstellst, Schabelwirt," setzte der schreckliche Mensch auf der Ofenbank seine Auslassungen fort, „daß du selber nichts hörst von deinem Singen. Sonst wär' es weiger nicht möglich, daß du so gesund und wohlgenährt könntest ausschau'n. Oder nimmst Gegengift ein?"

Der Wirt rief heiser nach dem Hausknecht. Die Versammelten jedoch erinnerten ihn an den Freidenkertag, wo man wohl frei denken und reden werde können. Und riefen weiter durcheinander: „Laß' das Singen sein, wir lassen das Frozeln sein und thun dich nächstmal wieder in den Rat, daß du deine Stimm' besser kannst brauchen. — Erkennst es denn nicht selber, daß du ganz schandmäßig singst? Narr, daß du's nicht besser kannst, ist kein Gespött, aber daß du's nicht sein laßt, ist dumm. Wir lachen dich ja all aus, ha, ha, ha, ha, ha!"

Der Wirt hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und schoß von einem Winkel zum andern. — Wenn ich sie jetzt hinausschmeißen lasse, dachte er, so ist die Zeche verloren und sie laufen zum Luderskerl hinüber. Ach, Künstlertum, Künstlertum! In der Stadt sind es die Zeitungsschreiber, hier sind es die Bauernmäuler. — Aber ich werde singen, justament, und sie werden ihr Trinken bezahlen. Das möcht ich schon sehen, ob mar kein Recht mehr hat, in seinem eigenen Haus!

Dieweilen war jener hinkende Mann zur Thür hereingetorkelt, der Besitzer des in den Grafenstand erhobenen „großen Künstlers der Neuzeit". Heute fand er sich gedeckt und so lud er den wütenden Schabelwirt wohlwollend ein, die Schimpfer schimpfen zu lassen und

in das hehre Bereich der Kunst zu flüchten. Er habe im Kasten einen großartigen Sänger.

Der Wirt beruhigte sich gutmütig, ging in die Vorlauben, wo das Zeug stand, steckte die Gummischläuche in die Ohren und horchte, während der Hinkende das Werk spielen ließ.

„Abscheulich!“ schrie der Wirt zurückfahrend, „das kräht ja wie ein altes Kameel!“

Drinnen schnarrte und pfauchte und röchelte und gixte das Lied: „In diesen heiligen Hallen, da herrscht die Rache nicht!“

Der Wirt rannte umher nach einer Axt, um den Kasten zu zertrümmern. Der Hinkende jedoch sagte besänftigend: „Herr Vater, der Phonograf kann nichts dafür. Der singt halt heraus, wie hinein gesungen worden ist. —“

„Ja Teufel, welches Ungeheuer hat denn hineingeplärrt?“

Der Hinkende grinste niederträchtig und verneigte sich vor dem Wirt. — —

Dieser befahl seinem Sohn, seiner Kellnerin und seinem Hausknecht, strenge acht zu geben, daß niemand ungebüßt entkomme. Er selber zog sich zurück in seinen tiefsten Keller.

Von solcher Zeit an hatte der Schabelwirt zu Rusterholz keinen Freidenkertag mehr veranstaltet und keinen Sang mehr gethan. Seine Wirtschaft gedieh, seine Person gewann an Vertrauen — denn man fühlte sich endlich in seiner Nähe sicher.

Das reiche Waldschulmeisterlein.

Über den schwarzen Waldbergen lag schon der Goldgrundhimmel des Abends, als im Wiesenthale ein Dörfchen dalag vor dem müden Gebirgswanderer. Eine verwitterte Wegtafel hatte gerade noch so viele leserliche Buchstaben, um dem hinkenden Fremden zu sagen, das Dorf heiße „In der Krumpa."

Auf meine Frage an einen heimwärts treibenden Ziegenhirten, welches in der Krumpa wohl das beste Wirtshaus sei, blickte mich der Junge verblüfft an — Wirtshaus? Das giebt es nicht!

„Aber mein Gott! Mindestens ein halbes Dutzend Häuser, und kein Wirtshaus darunter! Und das will ein deutsches Dorf sein?"

Zu essen bekäme man manchmal im Forsthause etwas — das große steinere Haus, dort bei der Linde.

Ein Forsthaus, umso besser. Das läßt sich romantisch, besonders wenn, so Gott will, auch noch eine hübsche Försterstochter dazukommt. Also ins Forsthaus.

In der großen Stube gab es wohl Hirschgeweihe und Tabakrauch, aber keine Försterstochter. Ein kleiner, hagerer, spießiger Alter, die Kniee nackt, hingegen das

Gesicht verdeckt von einem wildwuchernden Schnauzbart. — Das war der Förster und Jagdheger. Er brachte in einem Kruge Wein, sagte mir Nachtquartier zu, setzte sich dann mit seinem Dampfstiegel zu mir an den Tisch und fragte gleich, ob ich unterwegs nichts gesehen hätte. Ich zählte Berge auf, Felswände, Wasserfälle, hohe Brücken, Wegkreuze und Martertafeln, wie sie im Laufe des Tages dem Wanderer vorgekommen waren. Darüber that der Alte verwundert und murmelte etwas. Endlich merkte ich doch, was er wissen wollte, nämlich, ob mir Wildspuren, Rehe, Hirsche, Waldhühner und dergleichen aufgestoßen wären.

Meine Antwort, darauf hätte ich gar nicht geachtet, derlei läge mir ferne, und ich verstünde nichts davon. Es mochte wohl etwas geringschätzig gesagt sein. Der Alte blies ein paar starke Rauchwolken von sich, stand auf und ging hinaus. Er verachtete mich.

Nach einer Weile, als es schon finster und in der Stube kein Licht angezündet worden war, fragte ich nach meinem Abendbrot. Da kreischte der Alte aus der Küche her: „Wenn man das Wild nicht will, wird wohl auch der Hirschbraten nicht genehm sein!“

Jetzt schlich ich im Dunkeln zu ihm hin und sagte schon ein wenig gereizt: „Mir scheint, da ist jemand beleidigt, weil ich von der Jägerei nichts verstehe. Allerdings, ich halte auch nicht viel darauf. Ein guter Bekannter von mir sitzt im Kotter, weil er einen Hirschen schoß, der ihm den Kohl gefressen hat.“

Der Forstjäger reckte sein Köpflein vor, der Schnauzer borstete sich auf: „Aha, von der Gattung ist er

einer! Oder gar — oder gar —!" Mit einem Streichholz fuhr er sich über den Hinterteil der Lederhose, leuchtete mir ins Gesicht: — „Groß werd' ich mich nicht irren. Der Teufel hol's, er ist es! Der Jagerfresser, ah, da schaut's her, der Jagerfresser! Na, korrschamerdiener! Und will im Jagerhaus essen und trinken und schlafen. Aus ist's!"

Ein arglofer Mensch würde diese Rufe für das gewohnheitsmäßige Poltern alter Leute genommen haben, mein böses Gewissen erkannte es sofort als das, was es war — als einen Abschied par force. Der Mann hatte den Verfasser „Jakob des letzten" erkannt. Eines Buches, das jeder Jäger naturgemäß tödlich hassen muß.

Nun stand ich in dunkler Nacht auf der Gasse und sann, was zu machen war. „Ins Schulhaus gehe!" flüsterte mir der Schutzengel zu. Denn die zwei beleuchteten Fenster dort waren just wie zwei freundliche Augen, die mir winkten. Der Lehrer, ein noch jugendlicher Mann mit schwarzem Vollbart, war nicht abgeneigt, einen obdachlosen Wanderer aufzunehmen. Er hieß mich ins Zimmer und zum Tische treten, wo von einem munteren, blonden Frauchen just Rauchfleisch mit Sauerkraut aufgetragen wurde. Er wollte mich dazu einladen, da blieb ihm das Wort im Munde stecken.

„Ich glaube, den Herrn sogar zu kennen," sagte er, mir starr ins Gesicht blickend. „Es möchte mich aber doch wundernehmen, daß der Herr Dichter bei einem linkischen Dorfschulmeister zuspricht, oder wohl gar bei einem athletischen Lehrer, der seine ganze geistige Kraft in den Armen hat!"

Jeſſas! denke ich, der ſpielt an auf Bemerkungen in meinen Büchern. Im „Ewigen Licht“ iſt der athletiſche Lehrer mit den geiſtreichen Fäuſten, im „Erdſegen“ geht ein linkiſcher Dorfſchulmeiſter umher. Ich wußte ſchon, daß einige Lehrer an den beſagten Bemerkungen mehr herausfanden, als ich hineingelegt hatte, nämlich eine Beleidigung ihres Standes; es war mir daher klar, was ich hier zu thun hatte, nämlich Hut und Stock wieder in die Hand zu nehmen und allſeitig eine ruhſame Nacht zu wünſchen. Mit tragiſchem Ernſte begleitete der Schwarzbart mich zur Thür, die er ſofort auch dienſtbereit öffnete.

Wieder im Freien hatte ich Muße, die Sternbilder des Himmels zu betrachten, es mangelte mir für dieſe Erhabenheit aber einigermaßen die Stimmung. Eine Magd, die vom Brunnen Waſſer geholt hatte, trat ich höflich an, wo man doch in dieſem Orte ein Obdach haben könne über die Nacht? Sie blieb ſtehen und beratſchlagte mit mir. Das Förſterhaus war auch ihr eingefallen, ich bekannte, dem Forſtjäger zu wenig wildes Tier geweſen zu ſein. So verfiel ſie auf ihren Dienſtgeber, das ſei ein herzensguter Herr und hätte in der Apotheke ein feines Fremdenbett.

Nun klopfte ich beim Arzt an. Eine alte runzelige Frau kam hervor, mit langem, ſchmalem Schleppkleid. Die erklärte barſch, jetzt wäre keine Ordinationsſtunde.

„Ich bin auch kein Kranker!“ meine Verſicherung.

„Ah ſo, dann iſt's was anderes. — Jonathan! Ein Herr will bei dir die Aufwartung machen.“

Der Herr Doktor Jonathan kam nun ſelbſt an die

Thür, forschend, ob endlich vielleicht einmal ein richtiger Tarockspieler da wäre für die langen Herbstabende. Seine Augengläser rückte er von der Stirn herab und besichtigte mich. Und murmelte was und besichtigte mich eingehender und kraute seinen Weißkopf.

„Nun, Herr Doktor!" rief ich lustig, „wo fehlt's bei mir?"

Er ging drauf ein, tippte mit dem Finger an meine Stirn und sagte bedächtig: „Bei Ihnen fehlt's da!"

„Was tausend! Mir fehlt's ja nur an einem Nachtquartier!"

Er blieb mit dem Kerzenlicht in der Hand an der Thür stehen und fuhr fort, mit behaglicher Langsamkeit zu sprechen: „Ich habe von Wien aus das Vergnügen, den Herrn Volksdichter zu kennen. Von einer steirischen Vorlesung her; und aus den Büchern, wo er sich so infam über uns Ärzte lustig macht. Als würden wir nur gerufen, um den Leuten schneller sterben zu helfen, oder so was. Und hätten für alle Krankheiten nur ein Mittel, das Hasenöl, das aber nichts anderes, als ein verdorbenes Schweinefett wäre. So ein alter Dorfbader hat ein gutes Gedächtnis, nicht wahr?"

Mittlerweile hatte er sich in den Zorn geredet und nun kam's: „Jawohl, solche Thorheiten oder Bosheiten merkt man sich. Wo im Volke ohnehin schon bald alles Vertrauen beim Teufel ist! Ja, mein lieber Herr, wenn man sich so in Dinge mischt, die man nicht versteht, da kann dies nur mit Dummheit entschuldigt werden. Beim Esel im Stall, wenn Sie schlafen wollen!"

Und klapps, schlug die Thür ins Schloß.

Noch kam die alte Frau, entschuldigte ihren Mann, der halt über seinen Beruf keinen Spott kommen lasse und schon oft gesagt habe: Wenn er ihn einmal derwischen thäte, denselbigen — gut ginge es ihm nicht! Übrigens, er sei so arg nervös, aber fressen thäte er keinen, und sie wolle mich heimlich auf den Oberboden führen, auf einen Strohschaub aus Barmherzigkeit. Verderben dürfe der Mensch ja doch auch seinen Feind nicht lassen.

Offen gesagt, diese Alte mit ihrem barmherzigen Strohschaub war mir noch zuwiderer wie der wütende Doktor, dessen Beruf halt schon so ernst ist, daß er keinen Spaß verträgt. Ich ging wieder einmal hinaus unter Gottes freien Himmel und hatte Zeit, mich über die große Popularität zu freuen. Nur hatte ich sie mir teilweise anders gedacht, diese Popularität.

Da stand er, der Missethäter, der ausgestoßene. Da hatte er immer gemeint, die guten armen Menschen erheitern und erheben zu wollen, während er sie der Reihe nach tödlich beleidigte. Mitten im „treuen Alpenvolke" stand er nun einsam in eitler Nacht, fremd und fröstelnd, erschöpft von weiter Wanderschaft. Hinter mir bellte ein Hund, dem gesellten sich mehrere, groß und klein — die Hundeschaft des ganzen Dorfes — und brachten mir ein vielstimmiges Ständchen.

Es schnitt die Bergluft. Der Thau des Grases gedachte kalter Reif zu werden über Nacht.

Dort auf dem Hügel stand ein fahles Gemäuer. Es war die Kirche, deren Turmuhr die neunte Stunde schlug. Wie lang ist eine solche Septembernacht! —

Aber neben der Kirche pflegt ein Pfarrhof zu ſtehen, und im Pfarrhofe ein chriſtlicher Mann zu wohnen. Man hatte mir ſo oft geſchmeichelt, in meinen Schriften ſtecke doch ein bischen Religion. Nun, dann könnte ein Verſuch im Pfarrhof nicht fehl gehen.

Dort an der Thür mußte ich aber lange ziehen am Glockendraht.

Endlich klirrte hoch an der Wand ein Fenſter auf, und eine kräftige Männerſtimme fragte herab, was es gebe?

„Ein obdachloſer Reiſender! er bäte um Unterſtand über Nacht, ſei es im Stalle, ſei es in der Scheune, wo immer!“

„Es giebt wohl doch noch andere Häuſer in der Krumpa.“

„Ich habe keine Geneigtheit gefunden!“

„Dann wird man ſchon der Richtige ſein. Wer ſind Sie denn?“

„Feuergefährliches, oder ſo was, habe ich nicht bei mir!“

„Wer Sie ſind, will ich wiſſen?“

Auf dieſe unentwegte Frage nannte ich meinen Namen.

Da beugte ſich der Pfarrer aus dem Fenſter weiter hervor, fragte noch einmal und ſagte dann: „Ich verſtehe immer: Roſegger!“

„Es iſt richtig, Herr Pfarrer!“

„Wohl doch nicht der Poet?“

„Er iſt es, Herr Pfarrer. Aber zur Zeit ohne Poeſie, nur ſtark ſchläfrig!“

Der Herr oben begann zu lachen.

„Sie verzeihen schon, Herr Rosegger," entschuldigte er sich, „ich lachte über den Zahltag. Daß Sie heute um Unterkunft bitten müssen an der Pforte jenes Standes, den Sie so oft dem Hohne der Menge preisgegeben haben. Erinnern Sie sich an den Stiefelknecht? An des Pfarrers Fiederl? Schaun's wie es geht. Wenn man die Kirche einreißt, dann sitzt man schutzlos auf der Welt. Übrigens sind wir Priester besser, als der Ruf, den Sie mit verbreiten halfen. Die Haushälterin wird bald aufschließen."

Die Haushälterin hatte mich nicht mehr an der Thür gefunden. Doch vor dem Erfrieren war keine Gefahr mehr, erstens, weil mir dieser Leute Gastfreundschaft heiß gemacht hatte in der Brust, zweitens, weil ich einen Heustadl fand. Der stand auf der Wiese neben dem rauschenden Bach. Ich vergrub mich ins warme, duftende Heu. Nur schade, dachte ich mir zu, daß nicht eine Kaserne, oder eine Fabrik, oder ein Grafenschloß dasteht, man würde dich auch an solchen Thoren abweisen. Hernach die Gelehrten, die Studenten und derlei Kasten mehr. Oder die Parteien: die Antisemiten, die Juden! Allen hast du gelegentlich eine Schelle angehängt. Und wenn du bei dir selber anklopfest, keinen bayrischen Pfennig wette ich, du schreist dir zu: Kerl, auch über mich hast du dich schon lustig gemacht, marsch! — In Gottesnamen, bist halt ein Bösewicht. — Damit legte ich mich aufs andere Ohr.

Aber gerade, als es zum süßen Einschlafen kommen wollte, war draußen eine rufende Stimme zu ver-

nehmen. Sie kam näher, sie entfernte sich, sie kam wieder näher, und endlich war es deutlich, man rief meinen Namen.

Ich hob den Kopf: „Was Teufel ist denn los?“

„Hau!“ rief es draußen, „in der Heuschupfen ist er!“ Dann kam der Rufer auch schon an die Wand und sagte: „Wenn er drinnen ist, so muß er heraus. Das wollen wir Schullehrer uns nicht ankreiden lassen, daß unser Waldschulmeister-Dichter in der Heuschupfen schlafen soll! Ich bin ja auch so ein Waldschulmeister, aber nicht der in der Krumpa. Wir gehen zusammen jetzt nach Sankt Marten hinauf, ein Stündel. Dort giebt's ein gutes Bett!“

Als er das gesagt hatte, war meine wohlgesetzte Antwort: „Ich danke Euch, Waldschulmeister von Sankt Marten. Aber aufstehen thu' ich jetzt nicht. Wie ich just lieg', so gut liegt der Kaiser von China nicht auf seinen chinesischen Seidenkissen. Sollte ich aber morgen an Sankt Marten vorüberkommen, dann melde ich mich bei Euch, und itzo seid so gut und laßt mich in Frieden.“ —

Am nächsten Morgen stieg ein göttlicher Sonntag auf. Ich ging aus meinem Heugrabe wie neugeboren hervor, und das Dörfchen Krumpa lag im feuchten Walddufte so lieblich da, als wären alle Rächer meiner litterarischen Missethaten ausgezogen über Nacht. Die Wiese hatte einen silberweißen Reif, die Ahorne waren schon rot, und die Lärchen gelb, und hoch auf den Berggipfeln lag goldgrünlicher Sonnenschein, so daß es im blumigen Mai nicht farbenleuchtender sein kann, als an

diesem stillen Herbstmorgen. Und vor meinem Heustadl stand ein altes Herrchen. Es stand durchaus nicht ruhig, es zappelte mit den Füßen, es schlenkerte die Arme hin und her, einmal über die Brust, einmal über den Rücken, der einen weiblichen Höcker hatte. Nach dem Gewandschnitte hätte es wohl ein notiges Bäuerlein sein mögen, allein der Hut, der rabenschwarze hochgebaute Filzhut mit der funkelnden Bandschnalle zeigte einen vornehmen Herrn an. Solche Hütte trugen die Gerichtsverweser und Doktoris vor achtzig Jahren. Und diesen letzten, nur wenig entarteten seines Geschlechtes, trägt mein Waldschulmeisterlein von Sankt Marten.

Das war in aller Herrgottsfrühe herabgekommen, hatte vor der Heuscheune auf meine Urständ gewartet und sich dabei fast Zehen und Finger verfroren. An der weichen, breiten Stimme erkannte ich den nächtlichen Schreier.

Und er im ersten Schreck: „Jessus, der ist es ja nicht!"

„Wer soll es denn sein?" fragte ich und streifte mir die Halme von den Kleidern.

Er zog ein Bildchen aus der kleinen Ledertasche, betrachtete es, verglich es: „Der da — auf dem Bildel — hat den Bart unter dem Kinn, und der vor mir steht, hat ihn unter der Nase!"

„Wenn der Mensch alt wird, so muß er sich jung machen," meinte ich. „Ihr habt Euch ja noch jünger gemacht und den Bart ganz weggeschabt, daß Ihr wohl kaum mehr davon habet, als Eure ABC-Schützen!"

„Wahr ist's!" rief er lustig aus. „Und wenn Ihr's seid, so grüß Euch Gott!"

Dann gingen wir miteinander. Ich wollte an demſelben Tage ja über das Martenjoch, da hatten wir durch den Sulzergraben den gleichen Weg. Und er erzählte mir den Schick. War nämlich der alte Lehrer von Sankt Marten geſtern ſpät abends bei ſeinem jüngern Amtsbruder in der Krumpa geweſen und hatte von dieſem gehört, daß eben vorhin der „Lehrerſpöttler" von ihm abgeſchafft worden wäre. Zuerſt hatte der von Sankt Marten nicht gewußt, wer da gemeint ſei, dann näher unterrichtet, habe er geſagt: „Kollege, haſt du die Schriften des Waldſchulmeiſters geleſen?"

Nein, für derlei habe er keine Zeit.

„Du biſt halt erſt aus der Stadt gekommen und noch zu wenig lang im Walde, um für derlei Sinn zu haben. Ich aber gehe ihn jetzt ſuchen, falls er noch keine Herberge hätte."

So war der Alte an die Heuſcheune gekommen, um das „Verſehen ſeines Amtsbruders" gutzumachen. Und auf ſolche Weiſe habe ich dieſes rührende Waldſchulmeiſterlein kennen gelernt.

Durch den langen Graben holte uns ein laufendes Weib ein, eine Holzknechtin. Sie war ſchon in der Krumpa geweſen beim Arzt.

„Iſt das Kindel noch nicht beſſer?" fragte ſie mein Waldſchulmeiſter.

„Weiger nein, es wird alleweil ſchlechter!" gab ſie weinerlich zur Antwort, „der Bader ſagt gar, die Dipſterie!"

„Die Dipſterie ſagt er! ſo ſchlimm wird's wohl nicht ſein. Eine ſtarke Halsentzündung, wie ſie vor

kurzem die Kohlnatzel-Kinder gehabt haben. Für arme Leute iſt die auch gut genug, brauchts keine herriſche Diphtheritis zu ſein. Mein Weib wird dir Rotholleröl ſchicken. Den Hals recht ſchmieren damit und ein paar Tropfen eingeben!“

„Kommt mir eh ganz herab, das Bübel,“ klagte das Weib, „nichts als Haut und Knochen.“

„Wenn du Geld brauchſt, ſo komm halt noch einmal zu mir.“

„Bitt' hundertmal!“ ſagte ſie und eilte voran, der Waldwildnis und ihrem kranken Kinde zu.

„Es geht Euch wohl gut auf Eurem Poſten?“ fragte ich nun den Alten, der, ſo klein er war, mit weiten Schritten gar würdig neben meiner einherſtapfte.

„Beſſer ſchon, wie dem in der Krumpa,“ antwortete er. „Aber Gehalt hat mein Kollege da draußen einen höheren, und Naturalien hat er auch mehr. Die Sache iſt die, er iſt ganz und gar nicht zufrieden in der Krumpa, er ſchaut alleweil aufwärts, anſtatt abwärts, und das iſt gefehlt!“

„Hohe Ideale muß ſich freilich auch ein Schullehrer ſtellen.“

„So meine ich's nicht. Der Lehrer in der Krumpa ſchaut alleweil hinauf zum Oberlehrer in Schwarzbach, einen ſo großen Gehalt möchte er haben. Der zu Schwarzbach denkt ſich wieder: Ei, was hat's der Schuldirektor in Elmſtadt gut! Und der Schuldirektor in Elmſtadt kann nicht begreifen, weshalb er nicht ſchon Landesſchulinſpektor iſt. Na, na, wenn der Menſch alleweil ins Licht blickt, wird er blind. Da muß man die

Holzerliesel anschauen, die uns vorhin wegfür gegangen ist, eine Stube voll kränklicher Kinder und einen schnapssaufenden Mann dazu. Oder unsere Kohlenbrennerleute, die sich zeitweise rein von der guten Luft und dem bischen Wildobst nähren müssen, oder immer ein Bäuerlein, das mehr Schulden, als Schuhnägel hat, weil ihm das Weib heimlich Mehl und Butter austrägt und an ihre Lotter verthut. Freilich wohl, mein lieber Herr, mit solchen Leuten verglichen, ist unsereiner ein reicher Mann. So war das vom Abwärtsschauen gemeint."

Am Ende der Schlucht war eine Holzbrücke, diesseits derselben standen ein paar Hütten, und jenseits an der Felswand war die Kapelle mit einem hölzernen Dachreitertürmchen.

„So," sagte mein Begleiter, „das wäre der Dom zu Sankt Marten. Und hier beim Bach die Universität."

Ein hölzernes Schulhaus mit geräumigem Unterrichtszimmer und der niedlichen Lehrerswohnung.

„Ich habe ihn schon!" lachte mein Lehrer einer kleinen, weißlockigen Frau zu, die im Sonntagsstaat, aber mit einer breiten Küchenschürze um die Mitte, vor mir den Knix machte:

„Wenn man ein so frugales Nachtmahl gehabt hat und in der frischen Gottesfrühe schon eine Stunde marschiert ist, da wird ein Tröpfel Kaffee wohl schmecken. Ich bitt' schön!"

Im sonnigen Stübchen, auf schneeweißgedecktem Tische gab es dampfenden Kaffe, Weißbrot, Butter, Honig und einen Strauß frischer Blumen, wie sie im Herbst auf den Feldern wachsen. Alles in feinen Por-

zellantaſſen und daneben in einer Stahlſchale zwei Cigarren. An der blankgeſcheuerten Wand Hausgeräte, Heiligenbilder und eine auffallend große Photographie in kunſtvoll durchbrochener Metallrahme. Das Bild ſtimmte ſo eigentlich gar nicht zur Umgebung, und es war das Porträt des berühmten Chirurgen Profeſſor Doktor Rottacher in Wien.

„Seid Ihr mit dieſem Herrn bekannt?"

„Na, ich glaub's, daß wir mit ihm bekannt ſind!" ſagte das weißlockige Frauchen und legte die Hände über der Bruſt zuſammen.

Dann kamen ſchon die Sonntagsleute, die ſo eine Weile vor den Hütten umherſtanden.

Es war heimlich im Schulhauſe, und ich blieb den ganzen Tag dort. Vormittags verſammelten ſich im Kirchlein an dreißig Menſchen, der Lehrer ſetzte ſich in eine Bank und las laut und langſam das Sonntagsevangelium und ein Kapitel aus Thomas von Kempis' „Nachfolge Chriſti". Seit einigen Jahren haben die zu Sankt Marten keinen Pfarrer, und ſo thut's halt der Schulmeiſter. Dann ſetzte er ſich ans Harmonium und ſpielte ein Kirchenlied, bei dem einige Weiber mitſangen. Hernach ſagten ſie gemeinſam „Vergelt's Gott," und der Gottesdienſt war aus.

Jetzt ging's aber beim Schulhauſe an. Ein Häuslersweib kam und bat die Frau Lehrerin, daß ſie im Obſtgarten das Gras abmähen dürfe für die Ziege, der Jäger wolle das Tier auf freier Weide nicht mehr dulden. Die Lehrerin geſtattete es. Das Gras wird auch ſo zertreten, ſagte ſie dann zu ihrem Mann. Ein anderes

armes Weib fragte demütig an, ob sie die von den Bäumen gefallenen Äpfel zusammenklauben dürfe, um sie zu dörren für die Kinder. Die Lehrerin gestattete es und begründete ihrem Manne: die Äpfel wären ohnehin wurmstichig. An der Hausecke lehnte ein besonders ärmlich gekleideter Mann und hielt sich den Hut vors Gesicht, als schäme er sich. Der Lehrer ging zu ihm: „Deine Kinder haben wohl schon wieder einmal Magenweh, Sebastian!"

„Freilich, freilich, Herr Lehrer, schon seit gestern mittags!"

„Hast du die Flasche bei dir?"

„Wohl, wohl, Herr Lehrer!"

„Geh' nur in die Kammer zur Frau!"

Und die Frau Lehrerin füllte ihm die Flasche mit Milch und gab noch ein Stück Brot dazu.

Später kam ein altes, hinkendes Weiblein daher gehumpelt und fragte an, ob die Frau Schulmeisterin denn gar nichts für sie zu stricken hätte.

Die Frau bestellte zwei Paar Socken, die Alte blieb aber noch stehen und sie hätte halt frei keinen Kreuzer Geld.

So ging das fort, dem Lehrerpaare schien alles ganz in Ordnung zu sein. Sie gaben und gestatteten, und wo das nicht ging, vertrösteten sie leutselig auf später.

„Zu wem sollen diese armen Leute sonst nur gehen!" meinte der Lehrer, „sie haben halt auch ihre Anliegen, und den Weg zum Schulhaus finden sie seit kindesher."

Beim Mittagsmahl saßen wir unser drei beisammen, ich zwischen den alten Leuten, wie eine Art von Sohn.

Da gab es gekochte Milchsahne, blaugesottene Forellen, Eiersalat und Zwetschkenklöße. Die Fürsten können solches nicht besser haben und es kostet, wie die Frau versicherte, fast gar nichts. „Die Sahne ist von unserer Kuh, die Eier sind von unseren Hühnern, die Zwetschken wachsen auf unseren Bäumen, und die Forellen angelt mein Mann von seinem Fenster aus dem Bache."

Der Förster, der auch das Fischwasser hütet, habe des letzteren wegen zwar einmal Umstände gemacht, doch der Bezirksrichter habe entschieden, das wäre schon seit altersher so, daß mit der Hand gefangene und aus der eigenen Wohnung geangelte Fische Freigut sind.

Sie hätten es seit jeher so gehalten, wären ja schon zweiundvierzig Jahre in diesem Bergwinkel. Die ersten Jahre hätte es wohl geplagt. Acht Tage nach dem Herzug habe die junge Frau weinend bei den Waldhäuslerinnen um Brot und Kartoffeln betteln müssen. Dazu eine verfallene Hütte als Schulhaus, das wäre dann aber vom Waldherrn neu gebaut worden. Später sei der Gehalt erhöht worden und die Frau hätte eine Erbschaft gemacht, so daß sie jährlich schier über sechshundert Gulden aufzubrauchen hätten. „Wir sind aber auch schier die einzigen Steuerzahler in Sankt Marten!" —

Das wurde mir mit Stolz erzählt, obschon der Alte gleich beisetzte: „Man soll sich freilich nicht prahlen, sondern Gott danken. Und das thut man alleweil am besten zu armen Leuten. Fünfhundert Gulden Gehalt, hundertzehn Gulden Renten! Zu Tod müßt' sich einer schämen mit so einem Vermögen, wenn man damit nicht ein bisserl gütige Vorsehung spielen wollte."

„Und erst, seit uns der Julius so viel Sachen schickt!“ rief die Frau drein, „aber der meinige will ja nichts nehmen!“

„Der Julius, wer ist denn das?“

„Das ist der da!“ sagte der Lehrer und tippte mit dem Finger auf die Photographie an der Wand.

„Professor Rottacher! Ein guter Freund von Euch?“

„Aber ich bitt' Euch, das ist ja unser Julius!“ rief die Lehrersfrau, „unser Herr Sohn!“

„Unser Bub'!“ verbesserte der Alte.

Da habe ich erst einmal aufgehorcht.

„Ist halt ein bisserl auf Abwege geraten, unser Sohn,“ fuhr der Lehrer gesprächig fort — wir saßen ja bei einem Kruge Apfelwein — „hätt' auch Lehrer werden sollen nach meinem Wunsch, weil wir derer ohnehin nicht allzuviel taugliche haben. Aber der gute Julius war halt auch kein tauglicher, und so hat er ein Handwerk lernen müssen.“

„Ihr meint doch den Chirurgen Julius Rottacher!“

„Chirurge ist mehr Handwerk als Wissenschaft, lieber Herr Volksdichter. Hat auch einen goldenen Boden. Aber tauschen thäten wir nicht mit ihm, gelt Mutter! Sind einmal bei ihm in Wien gewesen —“

„Das prächtig schöne Haus, das er hat!“ rief die Frau dazwischen, „wie ein Graf. Und Diener mit Silberknöpfen!“

„Ein Holzarbeiter da drinn im hinteren Martenwald, hat's besser,“ darauf wieder der Alte, „der hat wenigstens bei der Nacht eine Ruh'. Beim Doktor, wenn's nicht klingelt, so gräbt die Sorge, wie es mit den Kranken

ſteht, ob die Operation geglückt iſt. Heut' iſt er noch im Ungewiſſen, morgen nicht mehr. Der Operierte iſt ſchon fort. Nein, da danke ich für den ſilberknöpfigen Lakaien und alles miteinander. Nie, Julius, hab' ich ihm geſagt, nie wieder komme ich zu dir, müßte krank werden vor lauter Angſt um deine Patienten. Dem Schullehrer ſchlägt bei ſeinen Kindern ja auch nicht alles zum Guten an, aber da giebt's nicht leicht den Vorwurf, daß man die Krankheit mißkannt, daß man ſich im Mittel vergriffen hat, man behandelt die Kinder mit Liebe und heilſamer Strenge, alles andere muß man Gott überlaſſen."

„Und ſo wird's der Julius auch mit ſeinen Kranken machen," ſagte die Frau, „Fritz, du willſt mir halt immer die Freud' verderben an ihm."

„Ärgern thu ich mich!" rief der Alte hitzig, „weil er mir erbarmt, der arme Menſch, mitten in ſeinen Ehren und Reichtümern. Keine Ruhe und keine Sammlung und kein Beſinnen auf ſich ſelber. Nein, das iſt kein Leben. Und was hat er aufzuweiſen? Recht ſelten eine Arbeit, wo nichts zurückbleibt, ſo gut er's auch meint. So ein Metzgern da! Seit zehn Jahren, denkt Euch, war er einmal bei uns in Sankt Marten, ein einzigesmal auf drei Tage. Glaubt Ihr, er hätt' was Luſtiges mitgemacht oder wäre friedſam im Wald umhergegangen? Nichts, als immer ſtudiert, ſpintiſiert, an Haſen und Hühnern herumprobiert, daß es oft ſchon gar nicht mehr ſchön war, hernach Briefe geſchrieben und Zeitung geleſen, bis er — haſt es nicht geſehen — wieder fort iſt."

„Dafür verdient er sich zehnmal leichter den Himmel, als unsereins im sorglosen Leben!“ das sagte das Frauchen, schüttelte den weißbelockten Kopf und forschte nach dem Eindruck, den ihr Ausspruch bei uns gemacht.

Dieser Eindruck war nicht bedeutend.

„Nicht einmal zum Heiraten hat er Zeit!“ rief der alte Lehrer. „Und da möchte ich wissen, wie man ohne Hauskreuz soll in den Himmel kommen können!“

Sofort hatte er für die heitere Bosheit seinen kleinen Klapps auf der Wange, der Ernst des Gespräches war abgebrochen.

Auf Einladung der Leutchen bin ich über die nächste Nacht im Schulhause geblieben. In dem wohlverschalten Dachgelaß wurde mir ein Bett angewiesen; grobe, weißgebleichte Bauernleinwand und mitten über das mit Haferrispenspreu gefüllte Kopfkissen ein gestickter hellroter Streifen. Der Lehrer war noch eine Weile an meinem Bette gesessen, um zu plaudern. Endlich war's ihm darum zu sagen, ich möchte in diesem Bette besser schlafen als sein Julius geschlafen habe, der die ganze Nacht Patienten klingeln hörte. „Und ich,“ schloß mein Gastgeber schalkhaft, „muß jetzt noch ins Schulzimmer, um meine Schriften des Waldschulmeisters zu schreiben!“

Am nächsten Morgen vor dem Antritte meiner Wanderung habe ich Einsicht genommen in diese Schriften des Waldschulmeisters: Auf der schwarzen Schultafel mit Kreide geschrieben standen Buchstaben des ABC für die Anfänger. — Und damit leistete er sicherlich mehr, als unsereiner mit den Fabeleien.

Auf der Waldwiese.

Es war wieder einmal alles zurückgeblieben, das zuerst so lebhaft Gesuchte und dann so Lästige. An den drei Mühlen war ich vorübergegangen, an der Bretterfäge, langen Rainwiesen dahin bis zur vierten Mühle. Dann an der Köhlerei, dem hüpfenden Bächlein entgegen durch Kernwald hinan, über den Schlag mit den Erlsträuchern und weißen Steinen, hernach durch Jungwald — und hier war die blaurote Markierung nicht mehr. Auf gut ausgefahrenem Wege war sie stets neben meiner gewesen, an jedem fünften Baumstamm, an jeder Mühlecke, an jedem Thörlblock, so als ob sonst Gefahr wäre, daß der Fremde plötzlich den steilen struppigen Hang emporklettern, oder über den Rain in den Bach springen könnte. Und hier im Jungwald, wo mehrere Steige auseinander zweigen, war der blaurote Farbenklex nirgends zu sehen.

Das sollte mir aber nicht bange machen. Auf zwecklosen Bergwanderungen ist der Weg, den man am liebsten geht, immer der rechte. Vor mir begann junger Lärchenwald. Wenn ich sage, daß über diesem Lärchen-

wald grünes Gold war, so weiß der Leser damit nichts anzufangen, außer er hätte schon selber junge Lärchen im Vormittagssonnenschein gesehen. Und das hat er auch. Der Tannen-, Fichten- und Kiefernwald ist fast schwarz dagegen und der Laubwald hat sein bläuliches Grün; das grüne Gold gehört dem Lärchenwald allein. Wandelt man aber unter demselben dahin, so ist ein brauner Schatten, und die dürren Ästlein hacken an die Kleider, kratzen ins Gesicht. Auf keinem einzigen Stamm war der blaurote Klex, also ging ich in eine unermeßliche Irre hinein. Als der Lärchenwachs zu Rande war, gingen die Erlstauden an. Das ist ein abscheuliches Gezücht. Das schmale Steiglein, das anfangs noch hineinführt, wird bald erstickt von den Strüppen, die Beine verstricken sich und werden unsicher, weil es immer ist, als ob man auf eine Natter getreten wäre; kann auch eine Wurzel gewesen sein, es glitt nur so verdächtig glatt dahin und irgendwo da im langen Gras, pfiff etwas. Auf einmal patschte neben mir ein Fladen zu Boden, es war aber keiner, es war eine breite Kröte, die sich so sehr über die Häßlichkeit des Menschen entsetzte, daß sie gleich unters Gras eilte.

Die Erlstrauchwildnis ist endlich durchbrochen, ein Stangenzaun mahnt artig, nicht auf die Wiese hinauszutreten. Ich thue es doch, und der kleine Schaden, den das Beinkleid gelitten, wird reichlich wettgemacht von dieser weltabgeschlossenen, stillen Hochwiese. Ringsum Wald und Strauch, dort ein Steinhaufen und daran ein Wildkirschbaum. Tief unten ein steiler Graben, der sich weit hinauszieht gegen das Thal, von dem man zwischen

den Hängen nur so eine Art Dreieck im Sonnenäther sieht. Gegenüber steiler, dunkler Wald. Unter dem Kirschbaume mache ich mir einen Stein zurecht zum Sitzen; wie ich ihn aus seiner Erde hebe, enthüllt sich eine Welt von Käfern, Würmern und Asseln, und kleine rote Ameisen machen sich bald an den Gliedern bemerkbar durch ein scharfes Prickeln und Brennen. Da wäre man also gut aufgehoben.

Hast du je einmal eine blühende Bergwiese gesehen im Frühsommersonnenschein? Nicht wahr, so etwas ist nicht zu sagen! Man kann's nicht vergleichen mit dem herrlichsten Strauß, nicht mit dem kostbarsten Teppich, auch nicht mit dem üppigsten Kunstgarten. Man kann die blühende Wildwiese mit nichts und gar nichts vergleichen, als mit der — blühenden Wildwiese. Gelbe Schlüsselblumen, weiße Schafgarben, roter Wildklee, blaue Glockenblumen, Vergißmeinnichte, Löwenzahnstämme, hohe Germenrispen, vielarmige Hahnenfüße, Muttergottesschleier — nein, man soll nicht anfangen aufzuzählen, an dem Einzelnen liegt es ja auch nicht, das Ganze ist es. Doppelt und dreifach sind die Blütenschleier, die hochstengeligen Blumen, die in der Luft wiegenden, dann die niedrigstengeligen Blüten, und endlich die in ihren grünen Nestern gleichsam eingebetteten Blümlein — alle, alle haben ihre Kelche und Mäulchen offen, daß der hohe Himmel seinen belebenden Sonnenschein hineingieße.

Die hochstehenden Rispen und das unendliche Halm- und Blättergespinne, Gras genannt, als grüner Untergrund zu der wilden, mächtigen Farbensymphonie, die

da ins staunende, berauschte Menschenauge klingt. Man meint, kein von Gott erschaffenes Wesen sei stumpfsinnig genug, diese unbeschreibliche Herrlichkeit zu vertilgen. Morgen kommt der Mähder, fährt mit der Sense drein, und seine Spur ist eine fahle Schichte von Blumenleichen. Die Sonne, die diese Blumen entfaltet, soll nun Heu daraus machen, sie thut eins so gleichgiltig wie die andere, aber der Kuh ist das Heu lieber als die Blumen, und dem Menschen ist Milch und Butter lieber, als Heu und Blumen. Außer er sitzt am Steinhaufen unter dem Wildkirschbaum und hat ein erkleckliches Frühstück im Magen. In diesem Falle schwärmt er für die Blumen. Die Wiese hat aber außer dem dreifachen Blumenschleier noch einen vierten, lebendigen, wirbelnden, kreisenden, summenden. Die Legion von Hummeln, Bienen, Fliegen, Mücken und Faltern, die nimmer und nimmer müde in einer ätherischen Flut über der blühenden Matte schweben.

In dieser Wildnis war ein solches Behagen über mich gekommen, daß ich mich sachte hinlegte auf den kühlduftigen Rasen. Rings um mich wiegten auf hohen Stengeln die weißblätterigen Margariten, und gerade über meinem Angesicht schwebte das scharlachrote Häubchen einer Mohnblume. Würziger Blumenhonigduft wehte gelinde heran, und manch fleißiges Bienlein läutete über meinem Haupte hin und her, umkreiste die sonnengebräunte Nase, um endlich aber doch eine nahe Wildkleeblüte zur Ernte zu wählen. Vom Walde her klang manchmal das Stimmlein eines Finken, und vom Bergforste nieder meldete sich ein Kuckuck. Je höher die

Sonne stieg, je stiller wurde es in der Runde. Alle Wipfel standen bewegungslos in den hohen blauen Himmel hinein, auch über der Waldwiese war die milde Ruh', aber die Rispen und Blüten wiegten sich lautlos fort und fort. Manchmal kam aus den Schluchten herauf ein leichter kühler Hauch und brachte ein Wasserrauschen mit — aber nur für den Augenblick, dann wieder Stille.

Nur die Fliegen und Mücken stellen ihr dünnes Summen nimmer ein. Die schwarzen Fliegen sind die redlichsten, sie sitzen ohne weiteres auf die Hand und thun nicht viel. Oder sie tanzen und kreuzen um Kopf und Hände und sitzen gar nicht auf, lassen sich's genügen an dem Dunsthauche, der vom Menschen ausgeht. Hingegen jene mistgrauen ungefügen Dinger — eine leise Berührung macht sie tot, aber man hat das Gift schon im Fleische. Am schlimmsten noch sind jene Gelsen mit den dünnen langen Beinen und den kaum sichtbaren Flügeln; unvermerkt sitzen sie überall an, saugen das Blut aus, legen ihr Serum hinein, und die Geschwülste mit den wachsweißen Scheibchen wuchern und zucken noch, wenn das Tier schon längst aus Altersschwäche oder durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt hat. Da wird der Rockkragen zusammengezogen, um die Hand das Sacktuch gewunden, und auch diese Feinde sind ohnmächtig und ergötzen nur noch durch ihr zartes Singen und Schwirren.

In solcher Stunde fühlt man sich eins mit aller Kreatur. Das Bienlein hatte auch so gemeint und meine Nase für eine üppige Wildkleeblüte gehalten. An ihr plötzlich ein heftiger Schmerz. Über den Stich bin ich

aufgesprungen und sah nun, daß die Feindin kein rundliches Bienlein war, sondern eine Wespe mit schrecklich dünngeschnürtem Leibe, und daß es viele Wespen waren, die mit ihrem surrenden und schnellenden Zickzackfluge mich umgaukelten, und daß ich auf einem Wespenkruge gelegen war, der mit seiner grauen schuppigen Schale sich tief im Grase angebaut fand.

Es schien an der Zeit, weiterzugehen. Man sagt, daß das Thier mit dem Stachel sein Leben lassen müsse. Das hinderte aber nicht, daß seine That fortwirkte noch weit über seinen Tod hinaus. Es hatte nicht umsonst gelebt, war nicht für nichts gestorben — mitten in meinem Gesichte stand stattlich das Denkmal. Wasser suchend, um kalte Umschläge zu machen, strich ich hin durch den hohen, blühenden Graswuchs. Da war unter meinen Füßen plötzlich ein winziges Menschlein. Es war so klein, daß die Halme und Blumen um das Blondköpfel zusammenschlugen, es war ein Mädchen in ein ärmliches blaues Röcklein gehüllt, nicht älter, als etwa vier Jahre. Es war darauf aus, alle Blumen der weiten Wiese in sein kleines Fäustlein zu sammeln, und als es den Strauß nicht mehr umspannen konnte, warf es ihn weg, um neuerdings mit dem Pflücken zu beginnen. Wie dieses Kind, sammelt der Mensch so lange er lebt. Er pflückt die blühenden Wiesen ab und wähnt, die tote Blume in seiner Hand sei schöner, als die lebendige auf der Matte. Er pflückt die Früchte der Wälder und Gärten, mit krampfhaften Fingern umklammert er die Güter, sie sind ihm unbequem, sie belasten ihn, aber er kann sich nicht entschließen, sich ihrer zu entledigen, und

erleichtert ihn ein Zufall, so beginnt er neuerdings zu ſammeln. Es iſt ihm nicht genug, daß die Dinge ſind, ihm ſollen ſie gehören. Nicht an gemeinſamer Schönheit will er ſein Auge weiden, nicht an gemeinſamem Tiſche zehren — nein, für ſich beſonders will er's haben, und mehr als er faſſen kann. Das iſt ja ein wahres Ungeheuer im Vergleiche zu den Mücken und Weſpen, die nicht mehr nehmen, als was ſie für den Augenblick brauchen.

Mit dem kleinen Menſchenweſen hub ich ein Geſpräch an, das etwas ſchiefkantig ausfiel.

„Kind, wem gehörſt du zu?"

Die zwei Rundäuglein leuchteten ruhig zu mir auf und die Antwort war: „Blümel brocken thu' ich."

„Wie kommſt du allein auf dieſen Berg her?"

„Ich thu' mich nit fürchten. Klein' Mädeln thut der Mann-Mann nix, hat die Zadel g'ſagt."

„Wer iſt die Zadel?"

„Ein weißes Zickerl haben wir kriagt, heut bei der Nacht."

„Wem gehörſt du zu?"

„Ich hab' ſchöne Schucherln," zirpte das Kind mit ſeinem dünnen Stimmlein, dabei hob es ein wenig den Fuß, und wahrnehmend, daß es barfuß war, erſchrak es, und huſchte im langen Graſe davon.

Noch ein Weilchen ſah ich darüber die Halme ſchaukeln, dann nichts mehr. Wie ein Geſpenſtlein war es gekommen und vergangen. Ich habe im Weiterſchreiten meine Beine unſicher und befangen auf den Boden geſetzt, in der Angſt, unter der wuchernden,

blühenden Wildnis auf eine Schlange oder eine Kröte, oder ein Menschenkindlein zu treten.

Über dem Waldrande nieder schimmerten weiße Felswände, ich stieg zwischen dem finsteren Gestämm bergwärts, aber die Wände waren höher oben, als sie sich gezeigt, es war immer noch Wald.

Auf dem kahlen Boden, zwischen Baumwurzeln und grauen Schwämmchen, die wie Wachs glänzten, war ein braun und gelb gefleckter Molch. Mit seinen fleischigen Armen und Beinen holte er langsam aber weit aus, manchmal hob er seinen dreieckigen Kopf und schaute mit hervorquellenden Augen nach dem Ziele aus, dem er so mühsam zustrebte. Wenn ich wüßte, mein liebes Waldkrokodil, wohin du willst, mir wäre es ein leichtes, dich ein paar hundert Schritte zu tragen. Einen alten Teichgräber kenne ich, der ist der Meinung, daß man alle Salamander totschlagen soll, denn wer sie angreift, der bekommt Warzen an den Fingern, und wen sie anglotzen, dessen Kinder bekommen einen schielenden Blick. Was denkst du darüber, du schöner scheckiger Waldwurm? — Ich habe es nicht erfahren, habe das schweigsame Tier nicht angefaßt und auch nicht totgeschlagen. Wer weiß, ob's ihm recht gewesen wäre.

Allmählich wurden die Bäume schütterer und sie wurden verknorrter und verkrüppelter, und dazwischen standen bleiche Baumgerippe. Über eine Schuttlehne noch hinan, und als die Felswand erreicht war, ging es da nicht weiter. An den Steinen klebten graue Schneckenhäuschen, an deren Rande hie und da etwas vom Hausherrn hervorstand. Als ich eines berührte, zogen sich die

weichen Läppchen ſchnell in die zierliche Kalkhütte zurück. — Ich kletterte am Hange dahin und kam in eine Mulde. Ein modernder Brunnentrog war in den Moorboden gewachſen, das Waſſer ſickerte daneben planlos dahin, und in den Tümpelchen zappelten erbſenrunde Tierchen mit langen Schweifen. Zwiſchen den ruppigen Steinbergen, die ſtellenweiſe mit bläulich-grünem Knieholz bewachſen waren, that ſich ein Thal auf, ſchwarze zerriſſene Erde mit kurzem Grasfilz und langen Binſenſchöpfen, und wenn man auftrat, ſank der Fuß tief in den Sumpf. Aber es lagen Steine da, die eigens hergelegt ſchienen, um von einem zum andern ſpringen zu können. Daraus ſchloß ich, daß hier der Weg war. Ich befand mich in der verrufenen Gegend, genannt das „Naſſe Gſchwend.“ Es war das Thor in die Felswüſten hinauf. Aber querüber lagen fahle Baumſtämme, die der Sturm geſtürzt hatte, und es lagen Steinblöcke, die von den Wänden niedergeſtürzt waren. Und es lagen Gerippe von Rehen und Hirſchen und anderen Tieren da, die im ſtrengen Winter umgekommen ſein mochten. Und es tauchte hinter Schuttwällen ein ſchwarzes Menſchenweſen auf, das ſich überaus mühſam auf dem unwirtlichen Grund vorwärts arbeitete, bis es endlich in meiner Nähe war. Ein Weib, deſſen Gewand auf dieſer Wanderſchaft Schaden genommen hatte, das erſchöpft und vergrämt war, vor mir ſtehen blieb, ſich auf ſeinen Aſtſtummel ſtützte, den es als Stock trug, und mich fragte, wohin ich denn wolle?

„Wohin ich will, fragt ihr? Wohin ich komme.“

„Aber da kommt ihr ja in die Steinkare hinauf.

Da hat wohl niemand was zu ſuchen!“ ſagte ſie herb, verbittert.

„Wie kommt aber ihr herauf?“

„Ich hab' freilich was zu ſuchen,“ antwortete ſie. „Habt ihr denn kein Unband geſehen unterwegs?“

„Was iſt das, ein Unband?“

„Der Fratz iſt mir davon. Seit aller Morgenhuid lauf ich umeinand. Iſt gar nit mein. Meiner Schweſter Fratz. Zum Aufheben hat ſie mir ihr Kind gebracht, dieweil ſie auf Arbeitſuchen aus iſt. Wie ſoll ich's denn aufheben, wenn's davonlauft, das Ungeziefer! Wenn's mein wär', dem wollt' ich's ſchon austreiben, das trutzige Davonlaufen! Ein helles Kreuz mit den Kindern! Weiß Gott, wo's der Teufel hingetragen hat!“

Dieweilen ſie alſo greinen that, wackelte ſie mit dem Kopf, um welchen die ſchwarzen üppigen Haare nachläſſig gewunden waren. Schon arg mußte ſie hängen geblieben ſein an Strauch und Stein mit dieſen Haaren, ſo waren ſie zerfetzt. In ihren großen runden Augen zuckten Zorn und Angſt.

„Frau,“ ſage ich. „Wenn ihr das Kind nicht ſtrafet fürs Davonlaufen, ſo will ich ſagen, wo es iſt. Unten auf der wilden Wieſe thut es Blumen brocken.“

Sie warf auf ſolchen Beſcheid vor Überraſchung die Arme auseinander und ſchlug die Hände zuſammen. „Auf der wilden Wieſen? Blumen brocken? Wenns Kind Blumen brocken thut, ſo iſt's nit aus Trutz davon.“

„Will lieber mitgehen und ſuchen helfen,“ hab' ich geſagt. Und bin mit dem Weibe thalwärts geſtiegen. Eines Kohlenbrenners Weib war ſie, und hatte ſich's

ſchon ausgedacht, was geſchehen würde, wenn das Kind verloren, zugrunde gegangen ſein ſollte. „Dann geht ſie durch. Ganz durch, daß ſie kein Menſch mehr findet. Denn die Schweſter, wenn ſie ſo um ihr Kind kommt, geht ins Waſſer.“

„Einſtweilen;“ ſagte ich, „gehen wir in die Blumen.“

Als wir durch den ſteilen Wald endlich hinabkamen auf die Wildwieſe, war es hoher Mittag, und manches der unzähligen Blumenhäupter ſenkte ſich müde und welk erdwärts. Selbſt das Gezücht der Inſekten war müde geworden. Kein Halm regte ſich über die weite Wieſe hin und kein verlaufenes Kind war zu ſehen. Da ging ich an jene Stelle, wo es am Vormittag geweſen war und verfolgte die Spur. Die ging in kreuz und krumm, verlor ſich und fand ſich wieder, und verwirrte ſich endlich ganz mit den zerfahrenen Pfaden, die der Hirſch und der Bock durch das hohe Gras gezogen hatten.

„Die Kleine wird einſtweilen ſchon heimgekommen ſein,“ rief ich zum Weibe hinüber, das am Waldrand im Schatten ſaß, auf den Schoß die Finger aneinanderklammernd, als ob es betete. In demſelben Augenblick ſtieß meine Fußſpitze an den Körper. Da — tief unter Schlüſſelblumen und hochſtämmigen Vergißmeinnichten lag das Kind, ein Ärmchen unter dem Kopf, eines über der Bruſt, den Blumenſtrauß noch umklammernd. Es ſchlummerte.

Wie mein halber Leib noch über den Hochwuchs emporragte, ſo habe ich mit der Hand hinübergewinkt zu den Bäumen — ſie möge kommen. Da ſei es! —

Das iſt alles, was ich von jenem Ausflug ins Ge-

birge zu erzählen weiß. Keine Felsenkletterung, keine Gletscherwanderung, keine Fernsicht über hundert Hochgipfel der Alpen — nichts als Bäume und Strüppe, Mücken, Wespen und Blumen — und darunter verborgen ein Menschenblümlein, dem fürder die himmlische Sonne ein frohes Reisen bescheren möge.

Der Keuchen-Ferdl.

„Und der größte Verbrecher," sagte der Gefangenwärter, an einer kleinen Thüre rüttelnd, „der größte Verbrecher iſt da drinnen!"

Als er ſeinen Schlüſſelbund anſtecken wollte, hielt ich ihn zurück: „Warten Sie, bitte! Ich bin nicht gefaßt. Der größte Verbrecher, ſagen Sie. Da müſſen Sie mich doch vorher berichten. Wenn man einen Beſuch macht, will man doch erſt wiſſen —"

„Bei wem. Ich begreife."

Etwas Schnurriges hat er, der alte Graubart, mit ſeinem barſchen, derben Gehaben und in ſeiner herablaſſenden Höflichkeit, in die ſich ein bischen Ironie über ſein Schlüſſelamt und das hohe Gericht miſchte.

„Sind Sie für die Macht oder für das Recht?" fragte er.

„Für das Recht, natürlich."

„Dann bitte ich, mich voraustreten zu laſſen, denn Macht geht vor Recht."

„Auch hier?"

„Überall."

So schritten wir den schmalen, halbdunklen Gang entlang, die Macht voran, das Recht hintendrein. Der Wärter blieb bisweilen stehen, wandte sich zu mir um und erzählte in kurzen, raschen Worten von seinem größten Verbrecher.

„Gehen Sie manchmal in die Kirche? Ja? Auch in die Stiftskirche? Na, dann werden Sie sich an den Alten erinnern, der am Eingang jedem das Thor aufgemacht hat."

„Der mit der grauen Pelzmütze?"

„Die er allemal höflich abgenommen hat, um den Eintretenden zu grüßen."

„Und der mit dem breiten, weißbartstoppeligen Gesichte die Leute immer so schlau angeguckt hat?"

„Das eine Augel zugedrückt, das andere halb offen."

„Und immer hübsch sorgfältig angezogen im langen, schwarzen Rock und mit der schwarzseidenen Halsbinde —?"

„— und ausgeschaut hat wie ein alter pensionierter Schulmeister."

„Und der die Almosenkreuzer immer ablehnen wollte?"

„Der allemal: Oh, und aber Herr! gerufen hat, wenn ihm einer die Münze in die offene Hand gelegt."

„Und sie doch schmunzelnd in die Westentasche gesteckt hat?"

„Genau derselbige."

„Der gute, komische Alte!"

„Er steht nicht mehr am Kirchenthor."

„Ist er gestorben?"

„Abgefangen worden. In den Kerker geworfen. Zur Zeit größter Verbrecher, der morgen seinen Tag hat.“

„Aber mein Gott, was hat dieser arme Mensch denn angestellt?“

„Ja, mein lieber Herr! Das ist kein Spaß! Es ist noch nicht alles aufgeklärt. Morgen werden wir ja sehen. — Gebettelt soll er haben!“

„Ha, ha, natürlich!“ mußte ich auflachen, „weil er eben ein Bettler ist.“

„Herr! wägen Sie Ihre Worte! Ein Bettler ist der Alte nicht. Wenigstens leugnet er's. Darf's auch nicht sein. Die Gemeinde hat endlich das weise Gesetz herausgegeben, daß kein Bettler mehr sein darf. Und weil dieser alte dumme Mensch das Gesetz übertreten hat, so wird er morgen gerichtet!“

„Am Ende wohl gar hingerichtet!“

„Scherzen Sie nicht!“ — sagte der Gefängniswärter und zog sein runzeliges Gesicht erschreckend in die Länge. „Wenn Sie jetzt zu ihm hineingehen wollen! Er wird Zuspruch brauchen.“

„Darf ich ihm auch einen kleinen Schmaus mitbringen?“

„Was Sie wollen. Sie wissen ja, daß der Delinquent am letzten Tage —“

„Alles haben darf, was sein Herz begehrt?“

„Mit Ausnahme des Kerkerschlüssels.“

Als hernach hinter mir die sattsam bekannte „Eichenthür knarrend ins Schloß gefallen war,“ stand ich in der etwas allzuschattigen Kammer vor dem Alten. Der

hockte gemütlich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Ellbogen auf die spitzen Knie, das graue Köpflein auf die Fäuste und kicherte: „Hau, einen Kameraden giebt's?"

„Wir kennen uns wohl von der Stiftskirche her," erinnerte ich.

„Ah, Sie sind auch so einer, der —" er stockte und setzte gemütlich hinzu, „der mich zu der Schandthat verleitet hat, hätt' ich bald gesagt."

„Ich bin nur auf Besuch da, Herr — Herr —"

„Reuchen-Ferdl. Nicht der eigentliche Name. Nur ein Ehrentitel. So, so, auf Besuch. Bitte Platz zu nehmen!" Behendig erhob er sich von seinem Schemel, „das einzige Fauteuil, bitte! Ich setze mich derweil auf den Divan." Und setzte sich auf ein Brett, das über zwei Schrägen lag und wohl den Tisch abgab.

Ich dachte anfangs, er stecke in der Sträflingskleidung, ein leinenes Beinkleid und ein graues Wollenjäcklein hatte er am Leib und blaue Socken an den Füßen. Sein eigenes Untergewand; denn der schwarze Anzug war beim Schneider, um für den Gerichtstag hergerichtet zu werden. Arrestanten pflegen viel Gewicht darauf zu legen, anständig gehalten, gut gebürstet und sorgfältig frisiert vor die Herren zu treten. Mancher betrachtet den Gerichtstag für einen Ehrentag, auch falls er verurteilt wird. Ist er doch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Leute laufen zusammen, die Zeitungen schicken ihre Berichterstatter, die Richter haben ihre feierlichen Mäntel an — und alles des Einen willen, der im Mittelpunkt steht und eine Leibwache

an der Seite hat, wie der Kaiser. Die klügsten Köpfe sind beisammen, die schlauesten Rechtsdoktoren, aber was sie erfahren werden, das liegt in seinem Belieben und sie richten sich nach ihm. Sein Lebtag dünkt sich mancher nicht so hoch oben, denn wenn er als Angeklagter im Gerichtssaal steht. Natürlich müssen da auch die Kleider im Glanze sein.

„Daß Ihr Keuchen-Ferdl heißet, Alter, ich wußte es nicht. Den Namen habt Ihr Euch wohl erst dieser Tage beigelegt, seit Ihr da in der Keuchen (im Arrest) sitzet."

„Aber nein!" lachte er mit dünnem Stimmlein auf. „Das ist ein alter Herr, dieser Keuchen-Ferdl. Seit ich meine Jahre abgesessen hab', heißen sie mich halt so. Jawohl! Zwanzig Jahre lang hab' ich keinen Zimmerschlüssel in der Hand gehabt!"

„Gesessen seid Ihr? Zwanzig Jahre lang?" Ich erschrak nun wirklich.

„Nicht wahr? Und so plunzendick verstockt, daß ich mich noch prahlen mag damit. Gelt? Morgen will ich's ihnen ins Gesicht sagen: Ihr Hascherln, ihr könnt mir höchstens drei, vier Wochen auf den Buckel nageln. Da sind das andere Kerle gewesen, dazumal, die mir meine zwanzig Jahre schweren Kerker, mit einem Fasttag und hartem Lager in der Woche angeschustert haben."

„Aber das müßt Ihr mir doch erzählen, guter Freund. Ich höre Kriminalgeschichten für mein Leben gern und besuche deshalb häufig Gefangene."

„Da werden's halt wenig Gegenbesuche bekommen."

Dabei, wie er so zusammengeknickt hockte, schaukelte er sich leicht auf seinem Brette.

„Ja, aber um Gottes Himmels Willen! Wie ist denn das zugegangen, daß Ihr so lange im Kerker gesessen seid?"

„Dumm ist das zugegangen."

„Mindestens ein Mord — wie?"

„Sind Sie wirklich recht neugierig?" fragte er schalkhaft. „Beim jüngsten Gericht, morgen, wenn Ihr Euch einfinden wolltet. Da wird's wohl vorkommen, daß der Ferdl schon vorbestraft ist, und wegen warum. Da werden sie Augen machen, die mit ihrem Bagatellgerichtel, da oben!"

Ich dachte aber, daß es im Arrest, unter vier Augen, hinter wohlverwahrter Thür sich heimlicher plaudern ließe und schmeichelte dem alten Ferdl seine Geheimnisse ab. Das Geräucherte, das ich ihm mitgebracht, erfüllte hierin seinen Nebenzweck schlecht, das verstopfte dem Alten eher den Mund, als daß es ihn öffnete. Als nachher jedoch das Glas Wein kam, forderte er mich auf, tüchtig mitzutrinken, damit ich Kuraſch bekäme. „Sonst fahren Sie mir am End' beim Ofenloch hinaus." — Er hatte noch so getändelt und geschaukelt auf seinem Brett. Plötzlich neigte er sich vor, streckte auf langem Hals mir sein stoppelbartiges Gesichtlein zu mit den zwinkernden Augen und rief: „Sie, das ist merkwürdig! — die Mühle in Unterdorf, die was bei der Achbrücke steht, ist einmal mein gewesen. Aber natürlich! Mein Vaterhaus. Und einmal, am Maria-Verkündigungstag ist's gewesen, in der Früh, ich sitz'

juſt bei der Topfen-Suppe und will in die Kirche gehen, kommen zwei Spitzhauben, fragen, ob ich der Ferdinand Seimer bin. Ja? Na, dann müßten ſie mir die Hände ſchließen. Und wie ein Kalb fortgetrieben in den Arreſt. Mir iſt das natürlich unangenehm geweſen, war dazumal gerade Bräutigam mit der Beckiſchen. Mit der ſchönen Margerl — erinnern Sie ſich — die mit dem ſchwarzen Sammthütel und dem rotſeidenen Tuch immereinmal über der Achſel. Ja ſo — Sie ſind damals noch gar nicht auf der Welt geweſen. Macht nichts. Alſo mit mir in die Kneichen. Und in den Gerichtsſaal. Wiſſen Sie, was ich angeſtellt hab'?"

Er faßte das Weinglas, hielt es gegen das Fenſterchen.

„Wie ein goldener Ring, ſo hell!" Dann that er einen leichten Schluck, ſchnalzte mit der Zunge, und goß das ganze Glas auf einmal in die Gurgel.

„Alſo was, alſo was, Ferdinand?"

„Alſo was? Den Holzmeiſter hatte ich erſtochen. Der Margerl wegen, er wollte ſie auch haben. Im Rinnwald — mit meinem Taſchenmeſſer. In der Faſchingsdienstagnacht. Von hinten in den Nacken hinein. Alles haben ſie auf dem Papier gehabt und Zeugen dazu, und mein Leugnen hat nichts geholfen. Nicht zwei Tage lang hat die Verhandlung gedauert. Verurteilt bin ich worden — zum Tod durch den Strang." Das ſagte er leiſe, faſt feierlich. — „Na ſehen Sie. Aber hängen haben ſie mich doch nicht können, weil ich nichts geſtanden hab'. Alſo halt lebendig ein-

gemauert. Auf hübsch lang. Ja ja, und einmal, wie der Kaiser die große Amnestie erlassen hat, sind sie links und rechts davongelaufen, meine Genossen. Mich haben sie festgehalten. Wer nicht gesteht, hat's geheißen, und nicht bußfertig ist, der verdient keinen Nachlaß. Also sitzen bleiben. Herr, das ist ein saurer Tag gewesen für mich, dieser Gnadentag. Zuerst schreckbar gewildet und alles verflucht, bis mir die Stimm' hat versagt. Nachher tot. Hab' mich fallen lassen. Sind's noch zehn Jahre, oder zwanzig, oder fünfzig — wie der will. Keine Jahre, keine Tage hab' ich mehr gezählt, mein Elend hab' ich nicht mehr gemessen mit anderer Leute Wohlleben. Abwechslung hat's ja doch gegeben: hab' ich gut geschlafen, so war's ein glücklicher Tag, und war ich gar krank und lag im Spital, da gab's Feste — das mögen Sie mir glauben, Herr. Und wie das so fortgeht und fortgeht, wirft mir der Kerkermeister auf einmal das Bündel vor die Füße: sollt' machen, daß ich weiterkomme! — Wieso? — Ja, die Zeit ist aus. — Herr, ich sag's, schier nicht glauben hab' ich's können! Ist denn so was möglich? daß auch zwanzig Jahre Kerker ein End' haben können? — Im Bündel meine alten Kleider. Na, die waren nicht schlecht schäbig! Nicht einmal betteln gehen in einem solchen Gewand, auf der Stell' packen sie dich wieder zusammen, und du sitzest!"

„Aber Eure Mühle!" warf ich ein, „was ist es denn mit Eurer Mühle?"

„Mühle? Mit der ist es nichts. Alte Schulden darauf. Vergantet worden. — Kritische Zeiten gewesen. Betteln verboten, stehlen nicht erlaubt. Das bissel

Kraft, so noch übrig geblieben, hätte ich gerne verkauft. Aber — Sie wissen ja, — alter Arrestant! Keine Arbeit! Der Keuchen-Ferdl! der mag aus dem letzten Loch pfeifen. Hat der Regenschori drüben in der Stiftskirche gesagt: Dagegen giebt's ein Mittel! Ob ich an der Orgel den Blasbalg treten wolle? Gut, sage ich, auf das viele Getretenwordensein will auch ich einmal treten. Hätten die Leute gewußt, daß zu dem schönen Orgelspiel der Atem vom Keuchen-Ferdl kommt, die wollten sich bedankt haben. Mir ist's gut gegangen, habe fürs Treten das schöne Gewand bekommen, das der Herr Regenschori abgelegt hat. Wie ein Graf hab' ich Ihnen ausgeschaut! Auch diese Zeit ist vorbei."

„Nun aber," ich rückte ihm traulich näher, „sagt mir doch einmal, lieber Alter, — der Mord, ist er Euch denn gar nie nachgegangen?"

„Mord? Welcher Mord?"

„Immer an die Straf' denkt Ihr. Und an das Verbrechen? Hat Euch denn Euer Gewissen gar nie beunruhigt?"

„Nicht einen Augenblick, Herr!"

„Nein, das nenne ich verstockt sein!"

„Ja, das glaub' ich, daß einem so was nachgehen müßt'!"

„Ihr habt doch den Holzmeister erstochen!"

„Fällt mir nicht ein. Ich hab' keinen Menschen erstochen, mein Lebtag nicht! Hab' ihnen's ja gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Erst wie vor etlichen Jahren der Franz Schienbeiner, wissens, der was so ein Zwerg ist gewesen und so viel Karten gespielt hat — auf

den Tod iſt gelegen, hat er's ſeinem Beichtvater geſtanden, daß er mit dem Meſſer, das er vorher mir geſtohlen, den Holzmeiſter umgebracht hat — Geldes wegen."

Jetzt muß ich aber arg in die Höhe geſchnellt ſein vom Schemel, denn der Alte ſpringt auch erſchrocken auf und was mir denn wäre.

„Jeſus und Maria! Menſch! Du wirſt doch nicht zwanzig Jahre lang unſchuldig geſeſſen ſein?"

„Was denn! Hab' ihnen's ja eh geſagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Aber gute Leut' giebt's halt doch noch auf der Welt. Wie die Wahrheit aufgekommen iſt, ſind ſie für mich ſammeln gegangen und haben mir ein rundes Sackel auf die Hand gethan. Viel! Sicherlich hätt' ich noch was davon, wenn nicht die alten Nachbarn gekommen wären und ihr Geld, das ich ihnen noch von der Mühle her ſchuldig geweſen, zurückverlangt hätten."

„Und das Geld, das wegen des Juſtizirrtums für Euch geſammelt wurde, habt Ihr alten Gläubigern gegeben?"

„Aber natürlich. Ich bin ihnen ja ſchuldig geweſen."

— — „Lieber Mann, ich glaube, man muß Euch noch einmal einſperren. Denn zu der heutigen Menſchheit, die außerhalb der Kerkermauern gefräßig und gewiſſenlos herumtrappelt, paßt Ihr wirklich nicht."

„Wenn Sie ſich noch einen Augenblick gedulden wollen, geehrter Herr, morgen wird alles wieder für längere Zeit in Ordnung gebracht werden. — Ah! hat mir das Weinl geſchmeckt!"

„So trinkt doch noch das Restchen aus!“

„Darf nicht, guter Herr, darf nicht. Muß morgen bei Kopf sein!“

Eine wunderliche Unterhaltung! Den haben sie sauber zugerichtet, dacht' ich beim Verlassen des Arrestes. — Am nächsten Tage war ich natürlich bei der Gerichtsverhandlung.

Da stand er und die Leibwache neben seiner. Der Richterstuhl war ein gewöhnlicher, grüngedeckter Tisch mit Kruzifix, Kerzen und einem Bezirksrichter. Er war weder mit Staatsanwalt, Verteidiger, noch mit Geschworenen ausgeschmückt, also nach der Auffassung des guten Alten, der schon Großartiges gesehen, etwas windig. Der Angeklagte stand in seinem schwarzen Anzug, mit der seidenen Halsbinde und dem weißen Haar schlicht und würdevoll da, wie ein alter Priester etwa, der sich beim Konsistorium wegen irgend welcher verkehrten kirchlichen Handlung zu verantworten hat.

„Also, Ferdinand Seimer,“ begann der Richter, als er sich in seinem Lehnstuhl zurechtgerückt und das Protokoll vorgenommen hatte. „Sie sind zweiundsiebzig Jahre alt, katholisch, ledig, vorbestraft, vacierend. Ist das alles richtig?“

„Zu dienen.“

„Wodurch bringen Sie sich fort?“

Der Alte schob die spitzen Achseln empor. „Mein Gott, mit Sitzen“.

„Sie waren eine Zeitlang in der Stiftskirche Blasebalgtreter. Warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?“

„Herr Richter, mein ſchwacher Kopf. Jungheit, da geht's, das Auf- und Niederhupfen an den Tretbalken, wie ein Kanarienvogel auf den Sproſſeln. Aber wenn man halt mit der Zeit kopfſchwach wird — der Schwindel! Der Herr Regenschori wird's ſelber ſagen, wie ich vorig Oſtern beim Treten auf einmal hingeflogen bin an den Orgelkaſten, daß alles 'kracht hat. Seither laßt er mich nicht mehr dran."

„Gut, gut." Der Richter blätterte in Papieren. „Ferdinand Seimer, es wird Ihnen zur Laſt gelegt, daß Sie vor der Stiftskirche gebettelt haben."

„Ich bitt', gebettelt hab' ich nicht. Hab' den Leuten nur die Kirchthür aufgemacht, daß man doch nicht ganz umſonſt auf der Welt iſt."

„Aber der Zeuge ſagt aus, daß Sie Almoſen genommen haben."

Der Angeklagte kniete nieder auf beide Knie, faltete die Hände zuſammen: „Herr Richter, ich bitt', noch mein letzt' Eichtl Zeit möcht' ich in der Tageslichten herumgehen. Ich bitt' Ihnen, ſchenken Sie mir die Straf'!"

„Bis jetzt haben Sie ja noch gar keine Strafe: Gedulden Sie ſich doch bis zur Urteilsverkündung. Stehen Sie auf."

Dann wurde der Wachmann vorgerufen, der den Alten wegen Bettelns an der Kirchenthür feſtgenommen hatte. Dieſen fragte der Richter: „Alſo, Zeuge, wie ging das eigentlich zu?"

Der Wachmann ſtand ſtramm aufrecht, legte die Hand an die Schläfe und hielt ſeinen Rapport: „Der

Menſch iſt vor dem Eingang geſtanden, hat den Leuten die Thür aufgemacht und allemal die Mütze vom Kopf gezogen. Es iſt mir auch vorgekommen, als wenn er die Hand offen hingehalten hätt'."

„Iſt das wahr, Angeklagter?"

„Aber ich bitt', die Fauſt kann ich doch den Leuten nicht zeigen. Hat mir ja kein Menſch nichts gethan."

„Haben Sie gehört, Zeuge, daß er die Leute angebettelt hat?"

„Juſt gehört hab' ich das nicht, aber weil er gar ſo unterthänig gethan hat, und das Mützenabnehmen und die offene Hand, und halt gar ſo freundlich beim Thüraufmachen. Wegen was denn ſonſt, als daß er Geld ſollt' kriegen!"

„Nun, Angeklagter, und haben Sie Geld bekommen?"

Der Alte trat einen Schritt vor und geſtand mit leiſer Stimme: „Ein biſſel wohl, immereinmal." Ganz rot war ſein Geſicht geworden.

„Und haben Sie es nicht zurückgewieſen?"

„Das hätt' ich mir nicht getraut, Herr Richter. Beleidigen hab' ich ſie nicht wollen. Wenn ſie vor dem Gotteshaus einem armen Menſchen ſchon was ſchenken wollen, hab' ich mir gedacht. Ich möcht' ihnen auf dem Weg zum Himmel kein Hindernis ſein." —

Dann trat Schweigen ein. Das ſchwere Schweigen vor dem Urteilsſpruche. Ich war im Auditorium der einzige Zuſchauer, aber mir pochte das Herz für zehn. Wird der alte Mann wieder in ſein Halbdunkel abgeführt werden? Oder wird er den Reſt ſeines ihm zu

Schanden prozeſſierten Lebens in der „Tageslichten“ verbringen dürfen? Findet er es nicht ſelbſt ganz in Ordnung, daß er wieder ſitzen wird? Der elementare Aufſchrei ſeines gedrückten Herzens: „Ich bitt', ſchenkens mir die Strafe! Ich möchte, ehe das dunkle Grab kommt, noch ein wenig im Lichte ſein!“ Aber, er ſchämte ſich nun faſt dieſes vorwitzigen Wunſches. Iſt es nicht leichtſinnig, mit ſo hochtrabenden Gelüſten eine ſichere Altersverſorgung zu verſcherzen?

Der Richter ſtand auf, erhob ſeine Stimme und ſprach: „Im Namen Seiner Majeſtät. Der Ferdinand Seimer iſt von der Anklage, an der Thür der Stiftskirche gebettelt zu haben, freigeſprochen. — Ferdinand Seimer, Sie können nach Hauſe gehen.“

Da blickte der Alte mit einer komiſchen Verblüffung um ſich: — „Nach Hauſe?“

Der schlaue Bürgermeister.

Warum gerade beim Birnbaumwirt? Hatten sie doch ihre Gemeindestube, wo sie tagen und sitzen konnten nach Herzenslust und wo der Gemeindediener und der Beamte alles in bester Ordnung hielt. In den alten Lederfesseln beriet es sich doch bequemer, als auf den Holzbänken der Hinterstube beim Birnbaumwirt. Der Bürgermeister ist ja doch sonst kein Wirtshaussitzer. Aber diesmal hatte er die sechs Räte gerade beim Birnbaumwirt um sich versammelt.

„Sind unser alle, so können wir anfangen."

„Der Gemeindebeamte fehlt noch, der faule Zach!"

„Der Gemeindebeamte kommt nicht," sagte der Bürgermeister, „und den brauchen wir auch nicht. Wir wollen unter uns sein. Hansel-Höfer, sei so gut, mach' die Thür zu und dreh den Schlüssel um."

„Was hat er denn heut'?" fragte der Zugnagel und schaute die Ratsgenossen an, einen nach dem andern.

„So, Männer," sagte der Bürgermeister und wendete noch einen Blick auf die Fenster, ob sie wohl auch gut zugemacht seien und nicht irgendwo ein unberufenes

Ohr hervorſtehe. „So, wenn wir allein ſind und alle beiſammen, nachher kann ich reden. Männer, ich habe euch eine wichtige Mitteilung zu machen.“

„Oh!“ ſagte der Zugnagel.

„Oho!“ ſagte der Hanſel-Höfer.

Der Bürgermeiſter dämpfte ſeine Stimme: „Meine Herren! In der Gemeindekaſſe fehlt Geld!“

„Wär' nit ſchlecht!“ ſagte der Rothbrand leiſe und ſchaute um ſich.

Der Bürgermeiſter ſtützte ſeine Ellbogen auf den Tiſch, neigte ſich weit über denſelben hin und wiederholte faſt ziſchend: „In der Gemeindekaſſe iſt ein Abgang von achthundert Gulden.“

Sie waren ſprachlos, der Scherer-Lodl hieb die Fauſt auf den Tiſch. Jetzt verſtanden ſie, weshalb dieſe Sitzung nicht in der Gemeindeſtube war.

„Wer hat's?“ fragte der Zugnagel. Einen ſcharfen, nahezu beleidigenden Rundblick machte er.

„Haben wird's der Beamte,“ ſagte der Bürgermeiſter. „Sonſt kann außer meiner niemand in die Kaſſe.“

„Freilich, freilich,“ ſprach der Rothbrand gelaſſen, „alsdann hat's der Gemeindebeamte oder der Bürgermeiſter.“

Der Bürgermeiſter würdigte dieſe Bemerkung keiner Antwort. Der Hanſel-Höfer ſagte hingegen: „Rothbrand, laß dich eingraben mit deinem dummen Witz.“

„Einen Verdacht hab' ich ſchon lang' gehabt. Der Menſch ſpielt,“ ſagte der Bürgermeiſter.

„Auf der Stell' anzeigen!" verlangte der Scherer. „Auf der Stell' um die Gendarmen telegraphieren! Der ſchlechte Lump! So ein Lump da! Dem doppeln wir fünf Jahr' Arreſt hinauf!"

„Ja, ja, fünf Jahr' Arreſt!" ſagte der Bürgermeiſter brummend. „Was haben wir, wenn er ſitzt."

Der Scherer war ein Mann der Gerechtigkeit. Ein großer Vertilger war er und lebte davon. Er vertilgte auf Feldern und Wieſen die Scheren (Maulwürfe), er vertilgte die Feldmäuſe, die Maikäfer, die Ratten, die Wanzen, auch die verdächtigen Hunde und die gichtiſchen Pferde. Jeder, der etwas zu vertilgen hatte, rief den Scherer, er war ſo beinahe der Scharfrichter von Knollbach. Es war noch zu verwundern, daß er nur vom Arreſt ſprach, nicht gleich vom Galgen. Sofort wollte er jetzt aufs Telegraphenamt, der Bürgermeiſter mußte ihn gewaltſam am Rockſchößel feſthalten.

„Geh, laß mich, alter — jetzt hätt' ich bald etwas geſagt, wenn du nicht der Bürgermeiſter wäreſt," knurrte er. „Wer ſtiehlt, der wird eingenäht! Auf der Stell'! Wir wollen Strafe!"

„Strafe?" fragte der Bürgermeiſter betroffen, „na, Scherer-Lodl, Strafe? Das kann uns gleich ſein. Wir wollen unſer Geld."

„Ein grundverdorbenes Geſindel ſeid ihr!" rief der Scherer. „Anſtatt Gerechtigkeit Geld. Pfui. Die Schaben ſollen euch freſſen."

Der Bürgermeiſter von Knollbach iſt ein kluger Mann, und ſo einer braucht ſich nicht zu erhitzen, er richtet auch mit ruhiger Rede was aus.

„Du Scherer," ſagte er daher überaus ruhig, „haſt du noch nie darüber nachgedacht? Einen, der eine Schlechtigkeit oder eine Dummheit gemacht hat, gleich einſperren, das iſt das Allerverkehrteſte. Im Arreſt, da kann er gerade am allerwenigſten was gutmachen. Wer ſtiehlt, der muß zurückgeben, das iſt das Wichtigſte, und wer ihn daran hindert, der macht ſich ſelber mitſchuldig. Verſtehſt?"

„Wenn ich den Dieb einſperr', ſo bin ich mitſchuldig?"

„Denk' wohl! Weil der Beſtohlene ſeine Sach' am allerwenigſten kriegt, wenn der Dieb ſitzt und nichts thun kann. — Manner, ich glaube, wir machen's anders. Wenn wir etliche Wochen Zeit laſſen, ſo verhoff' ich, daß wir wieder zu unſerem Geld kommen."

„Und ich fange ihn doch ab, den Spitzbuben!" rief der erregte Scherer.

„Lodl, ſei du ganz ruhig. Du magſt deine Scheren und Marder einfangen, den Gemeindeſchreiber und Kaſſenwart aber laß' uns in Ruh' — ich muß ſchon bitten."

Der Scherer ſagte nichts mehr, ging nur bis zum Stubenwinkel, rang dort die Hände und klatſchte ſie auf ſeine Glatze nieder. — Wohin mit der Welt, wenn die Stehler und Hehler frei herumlaufen!

Der löbliche Gemeinderat von Knollbach hat hernach beraten, und endlich ſind ſie aus der Hinterſtube des Birnbaumwirtes hervorgegangen, ſo gelaſſen und gleichmütig, als ob nichts geweſen wäre. Selbſt der Scherer. Wenn er innerhalb des Rates auch der ſcharfe

Oppositionsmann ist, nach außen hin hält er's so fest zum Rat, wie der Reifen zum Faß.

Eine Stunde später kam der Bürgermeister in die Gemeindestube, wo der Schreiber emsig kritzelte und für den Eintretenden nur einen flüchtigen Gruß hatte.

„Wie geht's, wie geht's, Herr Sekretär!" fragte der Bürgermeister leutselig. „Ist viel Arbeit da?"

„Nicht zu klagen, Herr Bürgermeister. An Arbeitslosigkeit verrosten wir nicht."

„Muß sein. Muß halt sein. Haben Sie den Grundbuchauszug vom Bezirksgericht zufällig bei der Hand?"

„Da haben wir ihn!" sagte der Beamte und legte ein schweres Bündel Schriften auf den Tisch.

„Gut, gut. Alles in Ordnung," sagte der Bürgermeister. „Ordnung ist die Hauptsache im Amt. Haben Sie was dagegen, Herr Sekretär, wenn wir Ihnen von Neujahr ab in Ihrem Gehalt eine kleine Zulage bewilligen?"

„Ich kann's brauchen, Herr Bürgermeister," antwortete der Beamte in seiner natürlichen Schlichtheit.

„Das sind die Raiffeisen-Scheine, nicht wahr? Die können zugestellt werden, wenn der Diener Zeit hat. Sonst nichts Neues? Na, dann grüß Gott, derweil. Übermorgen ist Sitzung."

„Weiß es, Herr Bürgermeister."

„Ja richtig, was ich noch sagen wollte, Herr Wieselböck. Vor der nächsten Gemeinderatswahl — Sie wissen ja. Nur des Brauches wegen — Kassenschau."

„Ja — — ja," sagte der Beamte, legte sehr emsig die Kanzleibogen übereinander und hustete.

„Da schauen Sie halt, daß nicht zu viel Kleingeld vorhanden ist, der Einfachheit wegen, umso mehr großes, nicht wahr? Die Pfandbriefe sind ja auch in Ordnung."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister."

Aber Herrn Wieselböcks Antlitz war nicht mehr zu sehen. Es gab plötzlich so viel Arbeit auf dem Tisch, in dem Laden, er hatte kaum Zeit, guten Abend zu sagen, als der Bürgermeister davonging.

Und als er davon war, richtete der magere Herr Wieselböck sich starr auf, sein Gesicht war schmal und fahl, seine Augen strebten hervor, sein dünnes Blondhaar sträubte sich.

„Jetzt ist der Teufel los!" sagte er heiser. Dann stürzte er zur Lade, erraffte die Schlüssel, sprang an die Thüre, um sie zu schließen, an die Kasse, um sie zu öffnen. Riß die Mappen heraus und zählte die Scheine, diese noch vorhandenen waren alle vinkuliert. Er zählte sie zweimal, als ob sie durch doppeltes Zählen sich verdoppeln könnten — aber der Teufel blieb los.

Davongehen? Wohin jetzt zu Beginn des Winters? Wohin ohne Geld, ohne Zeugnis? — Selbstmord? Nein, so tragisch will er's nicht nehmen. Sechs Wochen hat's ja Zeit. Die Gemeinderatswahl ist doch erst um Weihnachten angesetzt. Mittlerweile kann viel geschehen. Es kann eine Feuersbrunst geben, es kann eine Überschwemmung geben. Ist ja der Himmel voll von unerhörten Zufällen — einer wird doch herabfallen! Vielleicht ist's nur ein Spuk, ein dummer Traum, daß wir Gemeindegeld angegriffen und verspielt haben. Man träumt ja manchmal so dumm. Und schließlich und

endlich — der Mensch hat gute Bekannte, Freunde. Verzagt sein, lächerlich! Hundert Auswege giebt's. Die Lage ist anregend, nichts weiter. Angenehm aufregend, spannend — wie ein Spiel. Du spielst ja doch so gern. Ein sechs Wochen langes Spiel um Geld, um Ehre, um Freiheit, was willst denn mehr! — Die beiden Arme schlang er lustig aus. Jetzt ist's doch wieder einmal der Mühe wert, daß man lebt!

Und in den nächsten Tagen begegnen wir dem Gemeindebeamten beim verwegenen Spiele.

Aber nicht beim Kartenspiel. „Das mag ich nicht mehr!" sagte er zu seinem Kameraden, dem Sattler Franz. „Immer kann der Mensch nicht leichtsinnig bleiben. Er muß auch einmal an die Gründung einer Existenz denken, an einen eigenen Haushalt. So eine Gemeindeschreiberstelle, weißt du, ist immer etwas Unsicheres. Was hilft mir das Vertrauen, das ich genieße, wenn das Gehalt so miserabel ist! Nicht einmal ein Vertrag. Wenn die neuen Herren Rappelköpfe sind, so kann ich jede Stunde entlassen werden. Das paßt mir nicht. In Schlägelau ist eine Bezirksbeamtenstelle ausgeschrieben, mit Pension. Äußerst vorteilhaft. Aber Kaution wird verlangt. Gott, wenn mir ein guter Freund jetzt tausend Gulden borgen wollte! Oder wenigstens achthundert. Ein gemachter Mann wäre ich und in drei Jahren alles zurückbezahlt."

„Ja, Freund, da kann ich nicht helfen."

„Erinnerst du dich noch, Kamerad, wie wir vor zwei Jahren dem frommen Viehhändler das Wort Teufel haben aussprechen gelehrt? Mit den gekratzten Karten?"

Nein, tausend Gulden konnte der Sattler Franz nicht. Achthundert auch nicht.

„Aber fünfzig Gulden, höchstens hundert, wenn dir damit gedient wäre!“

„Mein Gott, Franz, mein Lebtag lang wollt' ich dir's gedenken. Bleib' mir stehen auf hundert. Vielleicht finde ich sonst noch gute Leute.“

An einem der nächsten Tage machte der Gemeindebeamte wieder einmal einen Besuch bei Frau Ida Wolfsmilch. Die war gerade nicht schön, aber gut. Besser als ihr Name. Sie war die Witwe eines Rentiers, der vor einigen Jahren Knollbach als Sommerfrische gewählt hatte, aus Neigung zu dem schönen Ort dort geblieben war und aus Anhänglichkeit für ihn sich dort begraben ließ. Dieser Frau Wolfsmilch entwickelte Herr Wieselböck einen Plan. Er gedenke sich zu verheiraten. Weil er selber schon in den Dreißigen sei, so wolle er kein junges Schlamperl nehmen, sondern sich mit einer etwas gesetzteren Dame, und selbst wenn es eine junge Witwe wäre, verehelichen. Doch das Los eines prekären Gemeindebeamten zu teilen, das könne er seiner Erwählten nicht zumuten, niemals! Und da denke er nun daran, in Spindelgrub ein Haus zu kaufen. Es sei dort eins auf der Gant, mit Ökonomie und Wirtsrecht. Er besitze ein kleines Vermögen und bis zehntausend ginge er mit. Doch müsse er für alle Fälle noch irgendwo etliche hundert Gulden auftreiben, um das Gut sofort auszahlen zu können.

Frau Ida Wolfsmilch war gerührt, daß ein Mann, der das Vertrauen der Gemeinde besaß, ihr so herzens-

freimütig entgegenkam. Sie schoß ihm fünfhundert Gulden vor. Anstatt des Schuldscheines begnügte sie sich mit einem Eheversprechen unter dem Gesichtspunkte: Mein' Sach' dein Sach'.

Als aber dieses Geschäft abgeschlossen war, blieb Herr Wieselböck noch im Zimmer stehen, und er habe halt noch etwas auf dem Herzen. Falls er heut' oder morgen abberufen würde — er fühle sich zwar durch und durch gesund, wie eine Gemse. Doch das Leben des Menschen stehe in Gottes Hand — könne er den Gedanken nicht ertragen, eine mittellose Frau zurückzulassen. Ein Haus ohne etwas Kleingeld sei eine Last. Deshalb wolle er für die liebe Frau sein Leben versichern lassen, dazu bedürfe er freilich noch ein paar hundert Gulden, die ihn und sie aber gänzlich sorglos machen und unter Umständen sich hundertfach lohnen würden.

Frau Ida Wolfsmilch ging noch einmal an ihr eisernes Kästchen, nahm dreihundert Gulden heraus und glaubte, mit diesem Assecuranzbetrag sich des Mannes, der gesund wie eine Gemse war, völlig zu versichern.

Wieselböck wunderte sich nicht wenig, daß es auf einmal so leicht gehe, Geld aufzutreiben. Man mußte das eben beim richtigen Hefte anfassen. Jetzt hatte er mehr, als zur Deckung des Kasseabganges nötig war. Oder — sollte er nicht durchbrennen? Der Sattler Franz wird es ihm bitter verargen, wenn die vorgeschützte Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau nicht vorhanden ist, und Frau Ida wird ungehalten darüber sein, wenn sie erfährt, daß das Haus in Spindelgrub ein Luftschloß ist. Um solchen Verdrießlichkeiten aus-

zuweichen, wäre doch vielleicht eine größere Reise vorzuziehen. Allein mit den etlichen hundert Gulden springt man nicht weit. Unter zwanzig, dreißigtausend in der Tasche fragt selten einer an, was drüben die neue Welt kostet. Zudem hat der Bürgermeister ihm von Neujahr ab eine Aufbesserung zugesagt. Die Verläßlichkeit seines Charakters wird ja neu erhärtet, wenn man die Kassa in bester Ordnung findet. Wenn bis dahin die Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau von anderwärts besetzt ist, wenn das Haus in Spindelgrub mittlerweile in feste Hände übergegangen ist, wer kann dafür? Ein gewissenhafter Beamter läuft auch nicht in erster Stunde davon, wenn anderswo Günstigeres winkt. Das Verhältnis zu Frau Ida und ihrem Eisenkästchen wird kaum viel darunter leiden.

Wieselböck denkt, daß er bleiben wird. Fest und treu auf seinem Posten. —

Als denn die sechs Wochen ihrem Ende nahten, wurde der Bürgermeister neuerdings liebenswürdig. Er that, als ob er sich um die Kasse gar nicht kümmere, hatte aber doch nächtlicherweile Nachschau gehalten, ob die fehlenden achthundert Gulden schon da wären. Sie waren nicht da. Nur die vinkulierten Papiere fanden sich — sonst nichts.

Aber das Geld mußte kommen.

„Nein," sagte er laut lachend, „der Sparkassekassier zu Spindelgrub — an dem seiner Stell' möchte ich jetzt nicht sein. Wissen Sie, Herr Wieselböck, was dem passiert ist? Von zwei Spitzhauben ist er gestern in den Kotter geschleift worden. Vom Strick hatten sie ihn ge-

schnitten noch zur richtigen Minute. In der Kasse fehlt Geld. Seine sechs Jahre kriegt er mindestens und ist ihm die ganze Zukunft verschandelt. So ein Leichtsinn! Als ob einer — wenn er sich schon so dumm vergessen hat — nicht unter der Hand Geld schaffen könnte! Gar so viel ist's ja nicht. Alles laßt sich ordnen, ohne daß es wer zu erfahren braucht. Aber wenn einer so bockbeinig in sein Unglück rennt, da ist nicht zu helfen. Na, ich sag's! Froh soll jeder sein, der verläßliche Leut' um sich hat!"

Wieselböck hatte zu dieser Erzählung nichts gesagt, es gab wieder so viele Arbeit mit den Papieren.

„Richtig, Herr Wieselböck, in vierzehn Tagen ist Gemeinderatswahl. Sind auch die üblichen Förmlichkeiten damit verbunden — na, Sie wissen ja alles."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister."

Und an einem grauen Nebelmorgen im Dezember. Die Herren Gemeindeväter kamen in langen Mänteln und wulstigen Pelzen die Gassen heran.

„Heut' werden wir was erleben," sagte der Scherer-Lodl zum Rothbrand. „Der Bürgermeister wird einmal Augen machen. Ich habe die kaiserkönigliche Gendarmerie verständigt."

„Ich glaub' nicht, daß es so schlimm wird. Ich vertraue unserem Bürgermeister."

„Ich traue niemandem."

„Hörst du, Lodl, das ist grob! Aber dir muß man verzeihen. Wer alleweil nur mit so Bestien und Mistviehern zu thun hat, wie du, der kann sich gar nichts Gutes mehr vorstellen."

„Mit euch nehm' ich's in dieser Sach' just noch auf,

mein Lieber! Ihr seid Pfennigfuchser. Anstatt nach Gerechtigkeit geht ihr nach Geld. Anstatt daß ihr den Dieb gleich festgenommen hättet, wartet ihr zu, bis er noch mehr stiehlt, bis er die ganze Gemeinde ausraubt. Saubere Ratsherren das — ich küß' die Hand!"

Durch eine andere Gasse trabten würdigen Schrittes der Hansel-Höfer und der Zugnagel.

„Wenn der Vogel kein Gimpel ist, so finden wir den Käfig leer," sagte der eine. „Dem Bürgermeister möcht' ich's gunnen. Höchste Zeit, daß Änderung gemacht wird."

„Ich bin neugierig," gab der andere bei. „Davon ist er nicht, weil ich ihn vor einer Stunde noch aus dem Friseurladen gehen sah. Frisch rasiert."

„Frisch rasiert?"

„Rasiert und ein breit angelachtes Gesicht. Defraudanten hab' ich mir anders vorgestellt."

„Meinst du nicht, daß er gerade in der Abreise begriffen sein konnte?"

„Er grüßt vom Fenster herab."

Herr Wieselböck hatte von der Gemeindestube herab die ankommenden Räte artig mit einem Kopfnicken geehrt.

Wenige Minuten später hatte die Sitzung begonnen. Erster Gegenstand war der Herr Pfarrer, der vom Pfarrhof bis zur Kirche um einen Holzsteg ansuchte. Er wurde durchgepeitscht. Zweite Sache, das Gesuch der Birnbaumwirtin um die Erlaubnis, am Gemeindebach ihre Wäsche schwemmen zu dürfen. Sie wurde durchgepeitscht. Ohne Debatte rasch bewilligt, so daß Herr Wieselböck kaum mit seiner Feder nachkommen

konnte. Dann eine Eingabe des Kirchenbäckers mit der Beschwerde, daß am Sonntag die Bauern so wenig Respekt vor seiner Hausecke hätten, und es möchte sich der Gemeinderat dreinlegen.

„Alter G'spaß. Nix da!" rief der Zugnagel drein, „wir können nicht an jeder Hausecke einen Wachter aufstellen?"

„Zurückgewiesen."

— „Haben Sie fertig geschrieben, Herr Wieselböck?" fragte der Bürgermeister. „Dann seien Sie so gut und bringen uns einmal den Kassenschlüssel."

Der Sekretär löste von seiner Uhrkette ein Schlüsselchen, sperrte eine Lade auf, nahm den Schlüsselbund heraus und überreichte ihn dem Bürgermeister mit einer so gleichgiltigen Gelassenheit, als wäre es die Streusandbüchse.

Der Rothbrand war schweratmig, aber jetzt, als sie zur Kasse traten, die der Bürgermeister unten und oben aufschloß, hörte man nicht das leiseste Schnaufen. Der Scherer faßte den Sekretär ins Auge, der sich in der Nähe des Ausganges zu schaffen machte.

„Was machen Sie dort an der Thür!" herrschte er ihm zu. „Sie haben an der Kasse zu sein!"

„Ich bitte!" sagte Herr Wieselböck, da stand er auch schon am eisernen Kasten und legte die Hand ganz militärisch an die Stirn.

Der Kasten ging auf, bedachtsam hob der Bürgermeister Pakete heraus und legte sie vor den Augen des Rates auf den Tisch. Gemeindeurkunden, Katastralmappen, vinkulierte Wertpapiere, Sparkassebücher,

Pfandbriefe. Eine hölzerne Schale mit Silber- und Goldmünzen. Eine Ledertasche mit Banknoten. — Die Männer zählten alles nach und verglichen mit dem Inventar und den Rechnungen.

„Es stimmt nicht!“ rief der Scherer plötzlich mit kreischender Stimme.

„Aber, es stimmt ja ganz genau,“ sagte der Bürgermeister. „Ich bitte, doch ruhig zu sichten, es fehlt nicht eine Nummer, nicht ein Knopf. Es ist alles in Ordnung.“

Sie guckten, sie zählten, sie verglichen, sie legten endlich die Sachen zusammen auf einen Stoß und sagten:

„Es ist alles in Ordnung.“

Der Scherer hieb sich die Hand auf seinen ledernen Oberschenkel, daß es klatschte. Sagte aber kein Wort mehr.

Als die Schätze wieder geborgen waren in der Kasse, setzten sie sich der Reihe nach an den Tisch und unterzeichneten den richtigen Befund. Dann nahm der Bürgermeister eine feierliche Miene an.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich glaube, wir sprechen unserem Sekretär und Kassenwart, Herrn Wieselböck, Dank und Absolution aus.“

Keiner redete dawider.

„Dem Sekretär und Kassenwart Herrn Wieselböck wird für die Mühewaltung im verflossenen Geschäftsjahre Dank und Absolution ausgesprochen.“

„Danke, meine Herren. Werde mich auch in Zukunft befleißigen —“

„Hat einer der Herren sonst etwas vorzubringen?“ fragte der Bürgermeister, in die Runde blickend. „Wenn das nicht der Fall ist, so erkläre ich die Sitzung für geschlossen.“

Als sie wieder ihre Mäntel und Pelze anzogen, wartete der Sekretär, um dem Bürgermeister bei dem seinen zu helfen.

„Danke, lieber Wieselböck, ich ziehe noch nicht an. Ich habe hernach in der Kanzlei noch eine Kleinigkeit zu ordnen. Seien Sie so gut.“

Den Räten aber nickte er ausdrucksvoll zu: Wir haben unser Geld wieder!

Vor dem Gemeindehause standen zwei Gendarmen.

„Was macht's denn da? Wir brauchen euch nicht!“ knurrte ihnen der Scherer zu und ging eilig gassab in Begleitung des kleinen Leilasser-Buben; der Leilasser-Vater hatte schön bitten lassen — sie wüßten sich vor lauter Ungeziefer nicht mehr zu helfen.

Der Bürgermeister war in die Kanzlei gegangen, hatte hinter sich langsam die Thür zugelehnt und war zum Tisch getreten, wo der Sekretär auf seinem Sockel saß und jetzt fragend die treuen Augen erhob — was noch sei.

„Wieselböck,“ sagte der Bürgermeister und schaute ihn ruhig an, „Sie sind entlassen. Sie können gleich gehen. Sie wissen warum.“

— Warum, das wußte er freilich, aber wohin, das wußte er nicht. Ich weiß es auch nicht.

Das Ehehindernis.

Die Dorfkaufleute ſchelten ſich bei guter Laune ſelbſt gerne „Krämer“. Das vertragen ſie ganz gut. Wenn ſie aber gelegentlich ein anderer ſo nennt, das vertragen ſie nicht. Und ſie haben recht. Sie zahlen Steuer als Kaufmann und gehören auch wohl zur Handelskammer. Alſo — wenn ſie ſich ſelber „Krämer“ nennen, ſo iſt das Beſcheidenheit, und wenn ſie andere ſo nennen, ſo iſt das Unverſchämtheit. Manche von ihnen reiſen jährlich mehrmals in die Stadt, um Großeinkäufe zu machen. Hier nehmen ſie einen Sack Reis, dort ein Kiſtel Zibeben, da ein Fäßlein Kaffee, hier drei Zuckerhüte, dort eine ganze Schachtel mit Zwirn und Bändern, da etliche Buch Kanzleipapier u. ſ. w. Jawohl! Da ſind ſie ganz Großkaufmann, dieweilen ſie ſich daheim natürlich als „Gemiſchte Warenhandlung“ auf den Kleinverſchleiß verlegen müſſen. Aber das macht nichts. So hatten ſie alle angefangen, auch jene Handelsherren, die ſpäter in Großſtädten ihre rieſigen Warenhäuſer, in den Häfen ihre Docks und auf den Meeren ihre Schiffe haben.

Der Guſtel von Oberbach will's ja auch noch ſo weit bringen, das heißt, er ſelber iſt mit der Krämerei zu Oberbach vollauf zufrieden, aber ſein Sohn einmal, wenn er Glück hat —! Der Guſtel ſitzt mit ſeinem Oberbach in einem Landwinkel, in welchen bisher noch keine Eiſenbahn hingefunden hat, ſo ſehr ſie auch im Lande umherkriecht durch Berg und Thal, um womöglich alle ſchönen Ortſchaften an ihre Schnur zu faſſen. Oberbach duckt ſich hinten oben zwiſchen den Bergen und meint ganz leiſe, es wäre vorteilhafter, wenn Oberbach auf die Eiſenbahn pfeife, als umgekehrt. Und ſo iſt der Guſtel noch einer von denen, die mit ihrer Kraxe über Berg und Thal gehen, um in der Stadt die Großeinkäufe zu machen. Dort wußte er gute Quellen. Im Denken und Reden war er ſonſt etwas ſchwerfällig und nicht der Geſchickteſte, aber was das Geſchäft betraf, da ſtellte er ſeinen Mann, und ſein Handel breitete ſich aus über unterſchiedliche „Branſchen".

So pflegte er auch die Branſch der Sämereien. In einer Vorſtadt war ein Gärtner — der, wenn man auf dem Schloßberge ſtand — ganz gewaltig hereinfunkelte. Das heißt, der Gärtner ſelber funkelte nicht, auch die Augen ſeines Töchterleins konnte man ganz ſo weit nicht funkeln ſehen, aber die Glashäuſer funkelten, in denen der Gärtner ſeine Tropenwelt hatte. Alſo dort fand ſich der Guſtel öfter ein mit ſeiner Kraxe, um Samen zu kaufen für die fruchtbare Gartenerde zu Oberbach. Und wenn der Gärtner manchmal nicht zu wege war, ſo ging er mit der Mitze ſo zwiſchen den Beeten hin, bewunderte die üppigen Kohlköpfe und die

leuchtenden Theerosen und die Kakteen hinter den Glaswänden und die —. Es kann nicht mehr länger verschwiegen werden, daß der Gustel ein hübscher junger Mann war und daß die Mitze bisweilen eine rote Nelke pflückte, um sie ihm ins Knopfloch zu stecken. Sehen Sie, liebe Leserin, und auch diese Nelken bewunderte er. Und wenn er Salatsamen, Kleesamen, Rübsamen gekauft hatte, gab ihm die Mitze als Draufgabe noch ein volles Tütchen mit, da war der „Allerlei-Blümel-Samen" drin. Er möchte ihn nur einmal säen in seinem Garten zu Oberbach, dann würde er schon sehen, was da hervorkäme!

Und hernach im Frühsommer, als alles im wilden Prangen war im Gebirge, was kam hervor aus dem Samen, den der Gustel in einer Ecke seines kleinen Hausgartens eingehegt hatte? Lauter blaue Vergißmeinnichte und brennend rote Herzlieberln! — Na, das hat den Gustel nicht schlecht nachdenklich gemacht. Da könnte man ja ein Geschäft machen. Die Nachbarinnen werden gewiß auch gern solche Gartenzier haben mögen, da will er doch nächstens auch Allerlei-Blümel-Samen einkaufen. — Und als er dann wieder in der Stadt war und wieder in der funkelnden Gärtnerei, da kam ihm die Mitze noch viel liebenswürdiger entgegen und fragte, was denn aus ihrem Samen gewachsen wäre? — Ob die Mitze hübsch war? Ich bitte Sie! Ein Gärtnerstöchterlein, das immer mit Blumen und Rosen zu thun hat, und nicht hübsch sein! Die beiden gingen Arm in Arm und saßen in der Laube, und der Gustel fragte sie, was sie meine, ob nicht das Wetter umschlagen

würde. Seine Meinung wäre, daß es regnen solle, auf der Straße habe es schon einen abscheulichen Staub.

Ob es in Oberbach auch staubig wäre?

Es wäre auch in Oberbach staubig.

Sie gedenke einmal nach Oberbach zu kommen, um zu sehen, wie er lebe.

Das wäre schön. In Oberbach gebe es aber dies Jahr sehr viele Weißlinge. Dann im Herbste die Raupen. Vor drei Jahren hätten die Raupen ihm fast den ganzen Kohl gefressen.

Sie wollte ihm schon auf den Garten schauen.

„Ja, man glaube nicht, was selbst ein Kohlgarten für Arbeit brauche.

So eine eigene Wirtschaft zu haben, das wäre ihre größte Freude.

Sie mache schon auch Sorgen. Wenn's halt wieder einmal regnen thäte. —

Weiter kamen sie nicht.

Im drauffolgendem Herbste erhielt der Gustel in Oberbach einen Korb Pfirsiche „von einer guten Freundin," wie es auf beiliegendem Zettel hieß. Zu Neujahr kam ein Brief, in welchem sich ein nacktes Kindlein befand. Das Christkind konnte mit diesem Bild kaum gemeint sein, weil das Kindlein einen Bogen und einen Pfeil hatte. Der Gustel wußte nicht recht was er sich davon denken sollte, versteckte aber den Brief, daß ihn niemand sehen konnte.

Im selbigen Nachwinter kam der Gustel wieder einmal in die Stadt. Der Geschäftsfreund, bei dem er Zwirn, Bänder und rote Strickwolle einkaufte, hieß

ihn niederſitzen, und dieweilen er ihm für den Korb das Paket zuſammen machte, legte er gelinde die Frage hin: „Brauchen Sie heuer nicht wieder Gartenſamen?“

„Wird eh ſein, daß ich wieder einen brauche,“ antwortete der Guſtel.

„Ich glaube —“ ſagte der Kaufmann, dann hielt er ein und guckte den Landkrämer ſchalkhaft an. „Mich däucht, Sie werden ohnehin ſchon wieder erwartet draußen in der Gärtnerei.“

„So! Hat er heuer beſonders guten Samen?“

„Ich denk' ſchon. — Gut iſt's, da haben Sie Ihre Sachen.“ Damit warf er das Paket in den Korb und ſetzte ſich zu ſeinem Kunden, zu dem mittlerweile auch eine Flaſche Wein gekommen war. Er ſchenkte zwei Gläſer voll.

„Leben ſollen's, Herr Guſtel!“

„Ebenſoviel!“

Sie ſtießen an und tranken.

„Ah, der Wein iſt aber gut,“ ſagte der Guſtel.

„Wollten Sie mich nicht einmal mitgehen laſſen hinaus zum Gärtner?“

„Warum denn nicht,“ ſagte der Guſtel. „Der Weg iſt breit genug für allzwei.“

„Vielleicht könnt' ich mir einen Pelz verdienen. Wär' mir nicht zuwider, jetzt im Winter.“

„Einen Pelz kann man recht gut vertragen,“ antwortete der Guſtel.

„Herr Guſtel,“ ſagte der Kaufmann und legte ihm die Hand recht freundlich auf die Achſel: „Vor mir brauchen Sie ſich nicht zu verſtellen. Ich weiß ja ſo

ſchon von der Sache. Ich ſage Ihnen das eine, Sie haben bloß zuzugreifen."

„Ich? Wo?"

„Das Mädel gefällt Ihnen doch!"

„Die Mitze. Ein liebes Mädel iſt's, ich ſag's gleich, wie ich's mir denke."

„Alſo machen Sie Ernſt."

„Mit der Mitze, meinen Sie?" fragte der Guſtel, nicht wenig verwirrt. „Das wird halt doch nicht gehen."

„Wieſo nicht gehen? Bis über die Ohren verliebt iſt das Mädel in Sie. Und die Alten ſagen: In Gottesnamen. Verlaſſen Sie ſich auf mich. Und kriegen ein paar Tauſend Gulden mit auf die Hand. Nicht zu verachten — was?"

„Wohl wahr, nicht zu verachten," gab der Guſtel bei.

„Nun ſehen Sie. Und fleißig iſt das Mädel auch. Den ganzen Tag auf den Füßen und laufen wie ein Wieſel, im Haus, im Garten, überall, wo's not thut. Das wird eine Muſter-Hausfrau. Sie können keine beſſere kriegen."

Der Guſtel kratzte ſich hinter den Ohren, im aſchfalbem Haar, und meinte: „Es iſt halt ſo eine Sach'! Es wird nicht gehen. Es wird nicht gehen."

„Sie glauben, daß ſich das Mädel nicht auf das Land wird ſchicken können. Oh, ich ſage Ihnen, die ſchickt ſich in alles. Die wird Ihnen das Haus und das Geſchäft gerade ſo gut verſorgen, wie den Garten."

Der Guſtel trank einmal, wiſchte ſich mit dem Ärmling die Lippen ab und ſagte: „Ich glaub's ja, ich glaub's ja. Aber — es iſt halt ein Ehehindernis."

„Ja — ist sie Ihnen etwa blutsverwandt?“

„Na, das glaub' ich nicht. Aber, wissen Sie, Herr Grammel,“ er unterbrach sich und trank, und stellte das Glas wieder hin und wischte sich die Lippen diesmal mit der Rückseite der Hand ab, „wissen Sie, ich bin halt schon seit drei Jahren verheiratet.“

Eine Vorlesung im „Salon“ der kleinen Martha.

„Siebenjährige Mädeln gehören nicht in öffentliche Versammlungen — basta!“

Das war der Bescheid. Die kleine Martha schaute mich anfangs mit ihren runden Blauäuglein verblüfft an, sachte füllten sich diese Äuglein mit Wasser. Was hatte sie denn gethan, daß ich ihr so unwirsch ans kleine Herzel stieß? Mit leiser, einschmeichelnder Stimme und die Fingerspitzen der beiden Händchen zusammengelegt, hatte sie mich schon das zweite Mal gebeten, ihr zu erlauben, daß sie mit der älteren Schwester eine Vorlesung: „Wie die Steirer reden“, besuchen dürfte, die an einem der nächsten Tage im landschaftlichen Rittersaale zu Graz gehalten werden sollte.

Als sie nun wie ein Figürl Betrübnis davonschleichen wollte, rief ich sie an: „Na, Dirndl, kleines, komm her. Ich will dir was sagen: Setze dich da aufs Knie. So. Schau, unter den vielen großen Leuten im Saale würdest du dahocken wie ein gefangenes Kätzelein, nichts sehen und nichts hören vor lauter Ellbogen und Buckel um und um. Nein, da thäte mir mein Kindel zu

leid. Da weiß ich was Gescheiteres. Am nächsten Sonntag ladest du dir auf deine Stube deine kleinen Freunde und Freundinnen ein, dann werde ich kommen und euch — euch ganz allein — eine Vorlesung halten, wie die Steirer reden."

Sei es in Schmerz oder Lust — die Kleine schreit nicht auf. In stiller Innigkeit trägt sie auch das freudig hüpfende Herzlein umher, nur an ihren schwebenden Schritten, die kaum den Boden berühren und an ihrem leuchtenden Gesichtlein kann ich's lesen. So auch jetzt, wie sie davonhuschte, um ihren Geschwistern das Heil mitzuteilen, das ihr eben widerfahren war.

Bis zum nächsten Sonntag waren noch fünf Tage, aber welch wichtige Zeit! Sie mußte ihre sieben kleinen Freunde einladen, die sie auf öffentlichen Spielplätzen sich erworben hatte, sie mußte sorgen, daß sieben oder gar acht Stühle in der Stube stünden, sie mußte sich darum kümmern, daß ein weißgedeckter Tisch mit zwei Lichtern bereitstünde, sie mußte darauf bedacht sein, daß alle Thüren gut geschlossen wären und kein störender Lärm von außen eindringen könne. Obschon die ältere Schwester versicherte, das alles würde aufs allerbeste bestellt werden, wollte die Kleine doch schon am Mittwoch den Tisch und die Stühle aufstellen, jedenfalls aber die Zuckerschächtelchen besorgen, mit denen die Gäste bewirtet werden sollten. Am Freitag war die Erwartung schon so hoch gespannt, daß mir allen Ernstes bange wurde, ob der Erfolg wohl auch ganz entsprechen würde. Da kam am Samstag plötzlich die Absage zweier geladener Freundinnen, sie hätten nicht Zeit zu er-

ſcheinen, ſie müßten im Bette liegen. Es wären die Maſern gekommen.

Die kleine Martha war über dieſe Botſchaft faſt totgeſchoſſen. Blaß und ſprachlos ſchaute ſie rings auf die Geſichter, Rat und Hilfe ſuchend. Endlich wandte ſie ſich gegen die Wand hin, wo gar nichts war, als kalte Ziegelſteine, und ſagte ſcheinbar gelaſſen: „Ich werde den Vater bitten, daß er die Vorleſung, wie die Steirer reden, an einem anderen Sonntag hält, bis die Maſern fort ſind.“

Erſt bis ich ſie verſicherte, die Maſernkinder ſeinerzeit mit einer Sondervorleſung zu entſchädigen, blieb es bei dem urſprünglichen Programm.

Der Sonntag war endlich da. Die kleinen Gäſte nahmen noch in aller Lebhaftigkeit ein Jauſenbrot ein, Martha konnte vor Ungeduld nicht einen Augenblick ſtill ſitzen, nicht einen Tropfen Milch genießen. Ich geſtehe redlich mein Lampenfieber zur ſelbigen Stunde. Das war im Grunde doch höchſt unüberlegt geweſen. Was lieſt man ſo Kindern nur vor? Ich hatte nichts, als die Geſchichtlein für die Großen. Kindern erzählt man Märchen, und in ſolchen war ich mit dem, wie die Steirer reden, nicht eingeſchoſſen. Sie wollten aber hören, wie die Steirer reden!

Fürs erſte zog ich ein überaus feierliches Kleid an — Frack, weiße Kravatte, weiße Handſchuhe und einen hohen Cylinder. Für eine Kindervorleſung war mir dieſer Anzug gerade kindiſch genug. — Für jede erwachſene Perſon, außer der meinigen, war der Eintritt ſtrengſtens verboten. Und als ich nun feierlich in den

„Saal" trete, die Seidenröhre auf den Tisch stelle und die elegant von dem Finger gestreiften Handschuhe hineinwerfe, und wie ich mein Publikum, so im Alter von vier bis zehn Jahren betrachte, das im Halbkreis vor dem Tisch versammelt ist, sehe ich mitten unter ihm eine Gestalt mit weißem Haar und mit rosigem Gesichte — und ist's die Großmama. Martha hatte mir noch flüchtig zugeflüstert, Großmama sei ihr unversehens zur Thür hereingeschlüpft, aber es mache nichts, sie sitze auf den zwei leergebliebenen Stühlen.

Mir war ein wenig bange und ein wenig ulkisch zu Mute. Mit unsagbarer Grandezza putzte ich die Brillen, zog die Bücher aus der Tasche und begann langsam und getragen also zu sprechen:

„Hochgeehrte Versammlung!

Ihrem mich sehr ehrenden Wunsche folgend, bin ich erschienen, um Ihnen diese drei stattlichen Bücher vorzulesen von der ersten bis zur letzten Seite. Voraussichtlich werden Sie von Ihren Herren Eltern auf längere Zeit Abschied genommen haben, denn vor Neujahr ist keine Rede, daß die Vorlesung zu Ende geht ..."

Diese Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht, die runden Gesichtlein zogen sich in die Länge, eines der kleinen Mädchen starrte mich mit dem Ausdrucke des Entsetzens an. Mir selbst war während der obigen Worte schrecklich zu Mute gewesen ob der Enttäuschung und Verheerung, die sie in den hoffenden Gemütern anrichten mußten! Nun aber fuhr ich fort: „Weil mir übrigens just einfällt, daß das liebe Christkindfest nahe

ist, so wird's doch gescheitert sein, ich lese euch nur etliche kleine Geschichtlein vor, damit ihr noch an diesem Abend bei Vater und Mutter zu Hause seid. Ist's recht so?"

„Ja! Ja!" riefen sie freudig, und auf solche List glaubte ich nun leichtes Spiel zu haben.

Zuerst erzählte ich gemütlich, wie die Steirer reden, die Geschichte vom Tannenbaum. Der stand im Herbste ganz verlassen und verachtet im Walde, während alle anderen Bäume Früchte und Gaben hatten für arme Waisenkinder. So wurde der Unnutz von den anderen verachtet und verspottet und vor Scham verdeckte er sich mit dem Tuche des Schnees. Und da war's mitten in einer Winternacht, daß ein Engel über den Wald flog, die Bäume weckte, ob nicht einer von ihnen so gut sein wolle, sich umhacken zu lassen, in die Hütte der Waisenkinder zu gehen und ihnen Botschaft zu bringen, daß das göttliche Jesukind vom hohen Himmel herabgekommen sei auf die Erde. Keiner der Bäume, die im Herbst sich so sehr geprahlt hatten mit ihrem Wohlthun, erklärte sich bereit, den Botendienst zu übernehmen, nur der Nichtsnutz, der Tannenbaum gab sich hin und ließ sich umhauen. Mit einem hellen Lichterkranze geschmückt, schwebte er nächtig hin in die arme Hütte, wo er während des Verblutens noch die Ankunft des Heilands verkündete. — Ein paarmal hörte ich in meinem Publikum während dieser Erzählung so ein Aufgröhlen — ein Lachen oder Weinen, ich weiß nicht, was es war; und der's gethan, hat's am Ende auch nicht gewußt.

Während dieser Erzählung hatten die Kanarienvögel in ihrem Wandkäfig angefangen, hell zu schmettern.

Glaubten ſie im Walde zu ſein, ſo war ja das für den Vorleſer ein großer Erfolg. Martha konnte ſolches aber jetzt nicht brauchen und ließ ein rotes Tuch über die luſtigen Rebellen werfen.

Nun kam zum Vortrag der „Sauhalter", was der thäte, wenn er Kaiſer wäre! Lange ratſchlagt er darüber mit einem Bauern. Dieſer wüßte wohl, was er thäte. Wenn er Kaiſer wäre, ließe er ſich's gut ſein und läge den ganzen Tag auf dem Heu. So gemeiner Denkungsart iſt der Sauhalter nicht, er iſt ritterlicher Geſinnung. Er, wenn er Kaiſer wäre: auf hohem Roß mit güldenem Sattel ritte er ſeinen Säuen nach, und ſechs Grafen müßten hinten drein trappeln.

Jetzt erſt ſah ich, welch ein Glück, daß Großmama vorhanden war. Sie allein lachte zu meinem „Sauhalter" hell auf. Sonſt lachte niemand. Die Kinder ſahen nicht ein, weshalb ein Sauhalter, wenn er Kaiſer wäre, den Säuen nicht auf hohem Roß nachreiten ſollte!

Martha benützte eine kleine Pauſe, um Zuckerchen herumzureichen, die auch ſehr entgegenkommend angenommen wurden. Ich hoffte durch dieſe Sache eine Beſſerung der einigermaßen flauen Stimmung. Es wollte aber nicht recht anſchlagen.

Bei der Geſchichte vom Bären, der mit ſeinem Schweif einen Handwerksburſchen aus dem hohlen Baum herauszieht, ging's entſchieden ſchief. Schrie gähling's ein Knäblein aus der Reihe: „Die Geſchichte iſt erlogen. Der Bär hat gar keinen Schweif! Habt ihr's denn nicht geſehen, letzthin in der Menagerie, daß der Bär keinen Schweif hat?!"

„Ja, ja, er hat gar keinen!“ riefen ſogleich mehrere durcheinander, ein Aufruhr wäre entſtanden, wenn Martha nicht beſchwichtigend dazwiſchen getreten wäre, es ſei ja nur ein Spaß vom Vater, das mit dem Schweif! Sie wollten aber nicht einſehen, wo denn da der Spaß ſei, wenn man etwas ſage, was nicht wahr iſt!

Es war ſehr öde geworden, ich ſehnte mich nach dem Singen der Vögel. Noch wollte ich mich mit dem „Regenſchirm“ retten. Ein Stück, das ſich für den Vorleſer ſchon manchmal als — Fallſchirm erwieſen haben ſoll. Wer dabei hellauflachte, war Großmama, eine treue und anbetungswürdige Anhängerin der alten Schule, der auch noch ein alter Spaß gefällt. Zwei kleine Franzoſen waren unter meinen Zuhörern, es hingen ihnen hinten noch die weißen, ſehr ſauberen Zipflein aus den Hoſen. Denen war das Deutſche nicht Mutterſprache, ſondern Schulmeiſterſprache, in der ſie mit langſamem Pathos und unendlicher Korrektheit die drolligſten Dinge ſagten. Sie waren ſehr aufmerkſame Zuhörer und wünſchten Wiederholung einzelner Stücke. Es gefiele ihnen, geſtanden ſie, das ſo gut, wie die dummen Bauern mit „breitquatſchigem Mund“ ſo zum Lachen daherſprächen. Denen entgegen war ein deutſcher Knabe da, der — ſchon im Banne der Schule — die ganze Vorleſung ſehr ernſt nahm, über das Gelächter der anderen einiges Befremden zeigte, deſſen Augen aber zu leuchten begannen, wenn etwas Rechtes aus Geſchichte, Geographie oder dergleichen vorkam. Als ich dann zum Schluß den bekannten „Kolumbas“ las, der vom „Kini von Schbanien“ erſucht wird, „er möicht ſa guat ſein

und Amerika entdäikn" — da schüttelte mein ernster Knabe einigermaßen das Haupt. Der „Kolumbas" entdeckt pflichtschuldigst Amerika. Wie er dort aufs Land steigt und „schwarzi Mannler" umherlaufen sieht, redet er sie an: „Verlaub z'frogn, is däs Amerika?" — „Jo freilih!" sagen die Schwarzen. „Und seids ees d'Neger?" — „Ah jo freilih sein ma's!" sagen sie, „und du bist awiß der Kolumbas!" — „Stimmt!" sagt er. „Saggra, saggra!" sagen die Schwarzen, „mir sein entdäikt!" — Schluß. —

Kein Hauch der Befriedigung. Schweigend schauten die Kinder einander an. — Ich klappte das tolle Buch zu. Es war eigentlich aus, aber ich hatte das Gefühl, als müsse noch etwas geschehen. Ich rückte den Sessel und begann zu erzählen, in ernsthafter Weise und sehr einfach, die wirkliche Geschichte der Entdeckung von Amerika, nur etwas wärmer, als sie in der Schule vorgebracht wird. Das schlug ein. Mit größter Spannung hörten sie mir zu, und je lebhafter die Fährlichkeiten des Seehelden geschildert wurden, desto größere Befriedigung zeigte sich auf den jungen Gesichtern.

Martha, die als kleine Gastgeberin während des ganzen Abends überall zum Rechten gesehen hatte und nun die Ehre des Abends auf ihren Schultern ruhen fühlte, hub — als ich aufstand — an, in die Hände zu klatschen. Man ließ sie anfangs bei dieser Verrichtung ziemlich allein, bis sie den Gästen zuwinkte, zuflüsterte, nur auch recht tüchtig mitzuklatschen. Sie wußten zwar nicht, warum der Lärm, thaten aber tapfer mit, bis auch dieses

kommandierte Kleingewehrfeuer in kürzester Zeit verstummte. —

So ist diese Vorlesung ausgefallen, bei der jedenfalls der Vorleser mehr von den Kindern gelernt hat, als sie von ihm. Wenn ich wieder einmal so eine Kindervorlesung halte, dann mache ich's ein wenig anders. Ich werde Respekt vor ihnen haben. Fürs erste werde ich in einem anständigeren Anzug vor sie hintreten. Fürs zweite werde ich mich nicht gestelzt an den feierlichen Tisch setzen, sondern mitten unter sie hinein auf einen Schemel, so daß sie sich auf meine Knie setzen, an meine Achseln lehnen können. Fürs dritte werde ich ihnen nicht lächerliche Anekdoten vorlesen, wie sie die Erwachsenen so gerne hören, vielmehr kleine ernsthafte Geschichten erzählen von Seefahrten, Indianern und Räubern, und lauter so großartigen Kerlen, aber manchmal auch ein drolliges Schurkerle darunter, das tüchtig ausgelacht und zum Schluß mit Schand und Spott abgeführt wird. — Wahrlich ja, die Kinder muß man ernster nehmen, als die Erwachsenen, und immer ist keine heitere Großmama vorhanden, die ein Fiasko aus dem gröbsten herauslacht.

Lose Stubengenossen.

Seit ein paar Jahren hatten mich die Schwalben boykottiert. Die Nester unter den Dachgiebeln meines Landhauses blieben leer, hingegen umkreisten die zweischwänzigen Vögel alle Dächer der Nachbarschaft und den Kirchturm mit einer gewissen Prahlerei mir zum Trotz.

Waren sie in meinem Hause denn beleidigt worden? Die alte Magd meinte weitblickend, es würde nichts weiter sein, ins Haus würde halt das Unglück einziehen, denn wo die Schwalben ausblieben, da wisse man es schon.

Die kleine Martha schlug ihre Blauäuglein auf und fragte: „Vater, was ist denn das: Unglück?"

Ich erschrak nicht wenig, und in mir rief es gegen Himmel: Götter, höret nicht! Es ist ein unschuldiges Kind und weiß nicht, was es spricht!

Sie weiß nicht, was das Unglück ist! — Deine heiligen Engel mögen dich in dieser Unwissenheit bewahren und die Schwalben bekreuzen den blauen Himmel hoch über unserem Hause. — Manchmal gab es ihrer so

viele, daß es wie ein lebendiges Gitter war in den Lüften, aber bei uns sprach keine zu. Das war rein zum Kuckuck!

Und das war es auch. Unser Dachdecker, der an schadhaften Stellen frische Schindeln einschob, wußte zu erzählen, in dem Vogelnest am Dach lägen scheckige Eier. Kuckuckseier sicherlich. — Na, jetzt konnten wir es uns denken, warum uns die Schwalben boykottierten.

Nach diesem Sommer kamen ein paar Jahre, da auch an anderen Hausgiebeln sehr wenig Schwalben zu sehen gewesen, selbst der Kirchturm hatte nur zwei oder drei Paare von Stammgästen, und auch diese waren schreckig vor den Menschen.

„Mir scheint, es kommt übers ganze Dorf was!" sagte die alte Magd.

Es war aber schon etwas gekommen. Der Vogelmassenmord im Süden. Der Bezirksrichter von Benka-Licca hatte mich einsperren lassen wollen, weil ich ihn einen Kannibalen und seine Frauenzimmer dumme Urscheln genannt. Der Bezirksrichter von Benka-Licca gehört nämlich auch zu den bübischen Zugvögelmördern, und seine Weiber und Töchter statzen wie die Gänse daher und tragen Vogelleichen auf ihren Hüten. Das habe ich ihnen vor aller Welt gesagt. Die Kannibalen und dummen Urscheln mochten vor dem Vogelschutzverein, an dessen Spitze ein sehr hoher Herr steht, einige Angst gehabt haben, kurz, der Massenmord in Südtirol und Dalmatien ließ ein wenig nach und die Vögel kamen wieder in größerer Zahl zu uns.

Dieses Jahr kamen sie sehr zeitlich im Lenz und siehe, der Boykott war aufgehoben, um unser Sommerhaus

ſchwirrten die Schwalben, und auf allen Geſimſen gab es Vogelverlöbnis und Vogelhochzeit. Aber die Neſter unter den Dachgiebeln wurden verſchmäht, kein einziger Vogel kam ihnen nahe, hingegen flogen ſie zu allen offenen Fenſtern in die Zimmer herein, kreiſten luſtig unter der Decke herum, lugten in die Winkel und ſetzten ſich dann auf Käſten, Geſimſe, Bilderrahmen, ſchauten mit zuckenden Köpflein umher und überlegten, was da zu machen ſei. Weil ſie ſich vor mir gar nicht genierten, ja trotz meiner Gegenwart nicht übel Luſt zeigten, auch meinen Arbeitstiſch zu unterſuchen, fing ich mit ihnen eine Unterhaltung an.

Sehr geſchmeichelt, meine Herrſchaften, daß ihr mich mit dem werten Beſuche beehrt. Machet euch nur bequem, ganz als ob ihr zu Hauſe wäret. Nur geſtattet mir, darauf aufmerkſam zu machen, daß ein Neſterbau im Zimmer nicht vorteilhaft ſein wird. Der fraglichen Freiheit wegen, wir ſchließen zeitweilig die Fenſter. Ihr könntet eurem Erwerb nicht beliebig nachgehen, oder auf der Rückkehr mit Lebensmitteln leicht einmal nicht zu eurer werten Familie gelangen. Auch hält meine Hausfrau etwas ſtreng auf die Hausordnung und liebt an den Tapeten weiße Striemen nicht. Ferner — obſchon wir große Freunde des Geſanges ſind — giebt es doch Stunden, da man ſelbſt das ſchönſte Schwalbenlied nicht gebührend zu würdigen in der Lage iſt, kurz, es könnte zu mancherlei Unannehmlichkeiten führen. Unſere Magd, ſonſt eine gute Seele, aber mit dem Beſen in der Hand hat ſie oft die grauſamſten Anwandlungen. Ich liege immer in Zank mit ihr um meine Käfer, Falter und

Spinnen, und würde euch nicht zu schützen vermögen.

Sie antworteten meinen freundschaftlichen Vorstellungen durch lebhaftes Gezwitscher und insofern ich alter Kindskopf der Vogelsprache kund zu sein glaube, wie Salomo, ward das Zwitschern dahin gedeutet, daß sie ja friedliebend seien und sich den herrschenden Sitten schon anbequemen wollten. Sie möchten halt doch ihre Existenz und ihre Zukunft einem Manne anvertrauen, der so warm für den Vogelschutz eingetreten sei u. s. w. und setzten ihre ansiedlerischen Bestrebungen fort. Neu herzu fliegende brachten schon Halme, dürre Blättchen und anderes Baumaterial, und die Hohlkehle über der Hängeuhr schien ihnen als Bauplatz zu entsprechen.

„— Aber Kinder!“ rief ich ihnen zu, ihr seid nicht klug! Wollt ihr denn, daß eure Jungen die Fraisen kriegen sollen vor Schreck! Denkt euch zur nachtschlafenden Stund dieses Uhrschlagwerk! — Nein. Ich habe beim Hausbau einen so hübschen Dachvorsprung zimmern lassen, Dachgiebel extra für Vogelnester, wohlgeschirmt vor Sturm und Regen. Wie viel Licht und Luft! und diese schöne Aussicht! Kein Besen langt hinauf, kein schlimmer Bub und keine Katze. Ein weltabgelegener Ruhesitz, ein Luftkurort erster Klasse. Eure Vorfahren haben lange Jahre daran Gefallen gefunden, ja diese Giebelnester sind nachgerade historischer Boden, sind die Stammsitze eures Geschlechtes. Laßt euch nicht auf unsichere Spekulationen ein und kehret zurück auf eurer Väter Burgen!

Ja, ins Wolkenkuckucksheim! kreischte eine der

Schwalben auf und schoß zum Fenster hinaus. Eine andere war bereits dabei, klebrige Halme in dem Wandwinkel zu befestigen. Nun nahte auch schon das Verhängnis. Die Magd hatte just ihren scheuerwütigen Tag, in Ermanglung eines anderen Opfers warf sie sich auf die Thürklinke und rieb sie pfauchend mit Putzpulver ab, bis das messingene Ding fleckenloser glänzte als die Sonne. Plötzlich stieß die Magd einen Schrei aus, als sei ihr ein Spieß in den Leib gefahren, sie hatte die Schwalben und ihr Beginnen bemerkt. Diese Vöglein sind ob ihrer Schnelligkeit berufen, aber der Besen war fast noch schneller als sie. Hinter den Vertriebenen wurden die Fenster so klirrend zugeschlagen, daß eine der Scheiben in Trümmer ging. Ich bin dann hinausgegangen, um mich bei den aufgeregt umherfahrenden Vögeln zu entschuldigen. — Ich stecke nicht mit im Spiele, ich hatte euch gewarnt, und es ist nur gut, daß eure Arbeit noch nicht sehr vorgeschritten war. Aber jetzt machet in die Dachgiebel hinauf. Ich war so frei, euch die Nester von fremden Invasionsspuren reinigen zu lassen. Ich hoffe, daß ihr mich, den Hausherrn, nicht für das Geschehene verantwortlich machen werdet, so viel an mir ist, soll's nicht fehlen, daß euer Weilen unter meinem Dach ein angenehmes sei.

Da man nebst Vogelsorgen auch noch andere hat, so war ich hierauf einige Tage vom Hause abwesend. Dann zurückgekehrt, kam auch meine Lebenskameradin vom Ordnen der Stadtwohnung im Landhause an, und nun fand sich in ihrem Schlafzimmer auf der Hängelampe ein Schwalbennest. Gerade über dem Cylinder-

deckel war es angebracht, sorglich aus Halmwerk, Splittern und Spreu gebaut in Form eines rundlichen, etwas spießigen Körbchens. Und darin hockte eine Schwalbin.

— Na nu! Einen besseren Platz hättet ihr schon nicht finden können. Gebratene Eier, wie? Oder wo soll es sonst hinaus, wenn des Abends die Lampe brennt! Die Sache ist sogar für ein Vogelgehirn zu dumm. Wenn man schon so schlau ist, das Loch einer zerbrochenen Fensterscheibe beim Zuflug zu benützen hinter dem Rücken der Magd, so meine ich doch, es müßte auch sonst ein wenig Spurius vorhanden sein. Aber so geht's, wenn man nichts lernt. Die Kulturgeschichte seines Volkes sollte jeder soweit kennen, um zu wissen, daß die Vorfahren ihre Nester nicht auf Wanduhren und Hängelampen gebaut haben und daß die Petroleumwärme durchaus nicht dazu taugt, um Vogeleier auszubrüten! — Was fangen wir jetzt an?

Die Magd hätte allerdings augenblicklich Rat gewußt, aber wir riefen sie nicht. Meine Frau meinte, man müsse halt einfach die Lampe nicht anzünden, um das neugegründete Familienheim da oben nicht zu gefährden. Aber bei näherer Überlegung stellten sich noch andere Bedenken heraus. Endlich und schließlich hakten wir den unteren Teil der Lampe los, dann löste ich auch den oberen Teil herab, die Hängekettchen mit dem Rußdeckel und dem darauf ruhenden Neste, und trug es wie ein Rauchfaß von dannen. Die Leiter hinan unter den Dachvorsprung, dort oben hing ich das Ding an die Latte. Damit hielten wir die Frage zur allseitigen Befriedigung

für gelöst. Die Schwalben flogen ab und zu, und das Nest pendelte sachte in der Luft.

Am nächsten Morgen, als das Frührot leuchtet, höre ich an meinem Zimmerfenster mehrmals so etwas hinpatschen. Den Kopf vom Kissen hebend, sehe ich eine Schwalbe im Zimmer an die Glastafel prallen. Mag auch eine nette Überraschung gewesen sein, als sie, tags zuvor ins Zimmer geflogen, auf dem Büchergestelle übernachtet, beim Frühscheine aufwacht und denkt: hei, jetzt mach' ich einen kleinen Spazierflug in der freien, frischen Morgenluft! und darauf an die klare, steinharte Luft anrennt, weil es eine Glastafel ist. Sie stieß ans andere Fenster, dort war's auch nicht besser, dröhnend prallte das arme Tier an die Scheibe, bis es betäubt nieder aufs Fensterbrett fiel. Ich sprang aus dem Bette, riß den Fensterflügel auf, nahm das Vöglein in die Hand, das federleichte zitternde Ding. — Na, warte, warte Tröpfchen, gutes, herziges, dummes! Wenn du dir selber das Genick nicht gebrochen hast, von mir geschieht dir nichts! — Am liebsten hätte ich das angstvolle Geschöpfchen an meinen Mund gedrückt, aber das hatte schließlich ja auch jener Bezirksrichter von Banka-Licca gethan, als er den Vogel fraß. Wäre es bei mir zwar nicht so gemeint gewesen, jedenfalls zog das Vögelchen die Freiheit der Liebkosung vor. So hielt ich es auf flacher Hand zum Fenster hinaus — da schwirrte es auf, und scharf wie ein Pfeil dem blauen Himmel zu.

Als ich dann wieder im dämmernden Bette lag, die Augen geschlossen — siehe mein Leser, da fühlte ich mich in der frischen, klaren Morgenluft jubelnd und jauchzend

dem blauen Himmel zufliegen, in seliger Freiheit hoch und immer höher, bis meine linden Flügel im Sonnenschein schillerten. Ich war das Vöglein geworden. O, wie wunderbar! Eine Bewegung meiner Hand am Fenster war es gewesen, die ihm etwas gab, das ich selber nie besaß, den Vogelflug. Diese arme Menschenhand, welche Arbeiten und Veränderungen hatte sie je verrichtet, noch nie aber ein solches Schöpferwerk, das einem in Angst sterbenden Wesen plötzlich das Leben und den Himmel giebt! — Ich schauerte vor mir selbst, ich schauerte vor der Schöpfermacht, die unter Umständen auch im Menschen liegt. Die Morgenfreuden jenes Vögleins waren eine Gabe von mir. Und das beschwingte Wesen hatte meine Seele mitgerissen, hatte der menschlichen Sehnsucht nach dem Himmelsfluge Erfüllung gegeben....

Den ganzen folgenden Tag hatte mein Herz Flügel. Heiter wie Himmelsäther war alles, was ich dachte, glücklich alles, was ich that. — Und die Ursache? Ich hatte dem armen Vogel das Fenster geöffnet.

Es ist eine göttliche Gegenseitigkeit, wen man lieb hat, dem thut man Gutes, und wem man Gutes thut, den hat man noch mehr lieb. Ich war ganz Schwalbe. War die Schwalbe auch ganz Mensch? Sie wußte nichts davon. Schade! — Oder Gottlob! Was war denn besser, in einer halbdunklen Schlafkammer mit langen Beinen ausgestreckt zu ruhen und zu denken: jetzt hast du einem Vogel sein Leben und seine Wonne gegeben! Oder dieser Vogel selber zu sein, das Leben wonnig zu genießen und nichts zu wissen, wem man's verdankt!

überhaupt nichts zu denken, nichts zu wägen: so ist es und so könnte es und so sollte es sein, und so kann es werden und so muß man's anstreben — ohne alles Spintisieren das Dasein unmittelbar gerade so zu genießen, wie es ist, ohne ein Gestern zu wissen, ohne ein Morgen zu erwarten — ein unbedingtes Heute, ohne Sorge, ohne Gewissen und Reue. Mein trautes Vöglein nenne ich dich, und der Abgrund zwischen dir und mir ist unermeßlich. Wenn du mich einmal befreien könntest von einem verrosteten Menschentum, wie ich dich befreit habe von der dunklen Kammer!

Schert euch zum Kuckuck, ihr dummen Gedanken!

Nein. Sie weilen lieber bei den Schwalben. Denn diese ließen nicht von mir.

Am nächsten Morgen um drei Uhr zwitscherte es wieder über meinem Haupt: „Weiß nit was wird! — Weiß nit was wird!" — Ja, Vöglein, das weiß ich auch nicht, doch denke ich, du willst hinaus. Sie war aber schon klug, stieß nicht mehr an die Fensterscheiben, sondern merkte unversucht, daß das Fenster geschlossen war. Als ichs öffnete, flugs war sie draußen. Drei Stunden später hub es auf dem Büchergestell an zu zwitschern — war also noch eine da, eine Langschläferin, und ich hatte früher durch ein bereitwilliges Öffnen und eiliges Schließen ein Ehepaar getrennt. Ich machte wieder auf, die Schwalbe flog in der Runde herum, nicht aber in den sonnigen Tag hinaus. Sie blieb lieber daheim, während draußen die Genossen tiefen Fluges über Feld und Flur dahinschossen.

Auf dem Bilderrahmen waren neuerdings die Grundlagen eines Nestes vorhanden. Welch' ein Aufruhr im Hause! Das wäre noch schöner, dieser Quark schon wieder, wo eins ohnehin nicht weiß, wie man den Mist hinausbringen soll. — Nun denn, so mußten die Fenster geschlossen bleiben. Mir that aufrichtig das Herz weh, als die armen Vöglein draußen alle Augenblick ans Fenster kamen, um zu sehen, ob das Loch wieder offen sei und sie ihre Arbeit fortsetzen konnten. Denn die Arbeit war dringend. Die Jahreszeit rückte vor, andere Vogelpaare hatten ihre Häuser bereits fertig, und ich glaubte es noch zu hören, wie das ‚Weibchen dem Männchen fliegend ins Ohr zwitscherte: Mein Gott, Mann, es ist wieder zu ... denke dir, ich möchte schon Eier legen! — Und nachgelassen haben sie nicht.

Den ganzen Sommer über, auch jetzt, umschwirren die weißbauchigen Tierchen mit ihren langen, spitzen Flügeln meinen Schreibtisch, und die eine setzte sich gerade vor mir auf die Statue Mozarts und schaut mich an. Der kleine, schwarzglänzende Kopf mit seinen feingespitzten Schnabelhörnlein und seinem rötlichen Kröpflein zuckt schalkhaft hin und her, und in den zwei pechschwarzen Augen glänzt ein wahres Vergnügen darüber, daß sie das Feld behauptet haben. Denn meine Stube gehört ihnen. Sie haben es durchgesetzt, und die alte Magd hat sich doch endlich wieder erinnert, daß die Schwalben Glück bringen und hat ihrem Besen einen anderen Wirkungskreis gegeben. Hinter dem Ofen, der zum Glück sommerlich kalt ist, auf der Rauchröhre haben sie ihr Haus gebaut und erfreuen sich einer hoffnungsvollen

Nachkommenſchaft. Das iſt ein klingendes Vogelkonzert den ganzen Tag. Kreiſend machen ſie aufeinander Jagd, fahren zuſammen, daß die Flügel knattern, zauſen ſich oder ſchnäbeln miteinander im Fluge. Hingegen beläſtigt mich keine Fliege und keine Mücke, und ich atme freie, friſche Luft. Denn daß die Fenſter offen bleiben müſſen vom Sonnenaufgang an, bis abends die gefiederte Einwohnerſchaft zur Ruhe gegangen, das bin ich meiner Hausehre ſchuldig. Da es ſchon ſo weit iſt, ſo wäre mir ein noch intimerer Verkehr angenehm geweſen: wenn ſie mir z. B. auf die Achſel geſeſſen wären oder auf dem Scheitel meines Hauptes geruht hätten, aber ſoweit bringe ich es nicht. Sie umfliegen mich ſo nahe, daß der Wind ihres Flügelſchlages an meine Wange ſtreicht, jede weitere perſönliche Berührung vermeiden ſie. Und wird es ſchon einmal nötig, ſo ein in der Verwirrung täppiſch gewordenes Weſen in die Hand zu nehmen, um es ans Fenſter zu bringen — mein Gott, welch' eine Angſt! Welch' ein Aufkreiſchen, Zucken und Zittern, als wäre es dem grimmigſten Feind anheimgefallen, deſſen Höhle ſie doch ſelbſt mit Gewalt und Liſt zu ihrem Heim erkoren haben!

Ein anderes Mal plaudern wir gemütlich miteinander, meine Schwalben und ich. Es geht ähnlich, wie zwiſchen Menſchen, jeder verſteht nur das, was er ſelber ſagt und glaubt, damit hätte er es auch dem andern geſagt. Einmal jedoch hat ſich der loſe Vogel doch mit dem Manuſkript befaßt, das auf dem Tiſche lag, und eine nicht mißzuverſtehende abfällige Kritik daran geübt. Mein lieber Herr! ſagte ich natürlich

gereizt, du mußt in der Wohnungsfrage deiner Sache sehr sicher sein! Wenn mich nicht deine unschuldige Familie dauerte! Es ist ja möglich, daß euer verdammter Lärm und die sonstigen Belästigungen mich zu keiner gesammelten Arbeit mehr kommen lassen, aber eine solche Art von Geringschätzung geistiger Thätigkeit übersteigt die Grenzen des Anstandes. Überlaßt derlei doch den Berufsrezensenten. Oder glaubst du, das Feld meiner dichterischen Thätigkeit müßte einmal mit Guano befruchtet werden? Kein übler Gedanke, dann will ich dir dein so deutliches Symbol nicht weiter für übel nehmen.

Gegen Ende August waren alle erwachsen und machten größere Ausflüge. Sie mußten sich ja einüben für die weite Reise. Dann hielten sie um die Giebel meines Hauses wahre Kirchweihtänze oder schrieben in Zickzackflügen gleichsam ganze Wörter an den Himmel — ihres Liedes Manuskript. Ich konnte solche Wörter nicht lesen, die kleine Martha aber rief plötzlich aus: „Vater, hast du gesehen? Jetzt hat die Schwalbe Glückauf geschrieben!“

Am nächsten Tage waren sie fort.

Wie die Müllnersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten.

„So, jetzt haben mer Geld genug, jetzt thun mer ausspannen!“ sagte der Martin und verkaufte seine große Mautmühle, in der er fast der ganzen Gemeinde Halbenkrug an vierzig Jahre lang das Korn zerrieben hatte.

Ein Müllner, der einmal genug hat!

Zwei Wochen nach der Primiz seines Sohnes hatte er es ausgerufen mit seinem kreischenden Stimmlein. Es war ein kleiner, dicker, allzeit zappelnder Mann, der jahraus, jahrein, Sommer und Winter in seinem mehlstaubigen Lodengewand umherging. Sein rötliches Rundgesicht that er sich täglich rasieren; daß sein kurzgeschnittenes Haar schon grau wurde, sah man nicht, weil es seit seinem zwanzigsten Jahre grau war — vor Mühlstaub.

Sein Weib, die Ange, war schlank und hager, hatte stets ein dunkelblaues, schlapp niederhängendes Kleid, einen sehr aufrechten Gang, hielt den Kopf etwas schief und wies an den Mundwinkeln ein paar zarte Schnurrbartflügelchen.

Als der Müllner Martin sein Wort vom Ausspannen gesagt hatte, setzte die Müllnerin Ange ein, mit einer

Stimme, die dem Orgelklang nahekam, wenn der Regenschori das Register auf Moll zieht — mit dieser Stimme setzte sie ein: „Zeit ist's, Zeit ist's, Martin, bei unserem Alter, daß wir uns endlich um den Himmel bekümmern."

„Das thun mer ja schon lang," meinte er.

„Du in der Mühl hast es nit gethan, so viel ich weiß. Die Halbenkruger Bauern haben gar keine Klag' über dich, daß du ihnen zu kleine Mautschaufeln abgenommen hättest. Und ich darf mich wohl auch nit prahlen mit meiner Frömmigkeit."

„Na hörst, Ange!" kreischte er auf. „Thust fleißig beten, Freitag und Samstag fasten, gehst alle Jahr einmal wallfahrten nach Mariazell und hast gar — eh, du weißt es ja."

„Sei nur still, Martin. Dir selber sind die Augen voll Wasser gestanden vor vierzehn Tagen bei seiner Primiz, vor lauter Freud, und jetzt willst mir's schon wieder vorhalten, daß ich unser einziges Kind dem Herrn geschenkt hab'."

„Hast Recht, hast ja Recht, Weib. Wem soll man's denn schenken, als dem, der's gegeben hat!"

„Das ist eine christliche Red', Martin."

Er aber wendete sich seitab und that, als wollte er ausspucken, murmelte übrigens bei sich: „Hätt' lieber was anderes gesagt."

„Und jetzt, Martin, wirst wohl auch dran denken, daß wir unser Wort einlösen."

„Und uns aufs Rainhäusel setzen und es uns darauf gut sein lassen."

„Das hat Zeit. Vorher wird noch was anderes

ſein. Denkſt denn nit mehr dran? In der ſiebenten Schul', wie er ſo hart gelernt hat, der Karl, daß man ſchon hätt' meinen mögen, anthun thut er ſich was und die geiſtlich' Studie kunnt er nit dermachen. Da haben wir geſagt: Wenn er die Gnad' hat, der Bub, und daß er's zu den heiligen Weihen bringt, ſo machen wir nachher mit ihm die Reiſe ins Heilige Land."

„Was ſagſt?"

„Thu nit ſo, Martin. Haſt dir doch nie genug leſen können aus dem Leben-Chriſtibüchel über das Heilige Land. Haſt alleweil gſagt: das einzige, wenn ich mir kunnt derbitten — Jeruſalem und Bethlehem möcht' ich ſehen. Jetzt, ich hab's für dich erbeten. Du haſt die Mühl nimmer. Wir ſind noch ſoweit friſch und geſund, die Mittel werden wohl auch reichen. Jetzt iſt die Zeit dazu, und der geiſtliche Herr reiſt mit uns."

„Wer reiſt mit uns?"

„Na, halt der Karl, wenn du dir's ſchon auf einmal gar nit angewöhnen kannſt, was ſich gehört."

Und er — er überlegt, ob er's ſagen ſoll, was er ſich denkt. In Gottesnamen, er ſagt's: „Obs nit etwan geſcheiter und chriſtlicher wär', Ange, wenn wir daheim bleiben und das Geld den Armen geben thäten?"

Jetzt geht der Orgelmollton in ein mächtiges forte über: „Faulpelz, alter! Das mit den Armen, das kennt man. Wie du zu Allerſeelen geſagt haſt: die Kränze und Lichter laſſen wir ſein und geben dafür das Geld den Armen. Was haſt ihnen denn geſchickt ins Spital? Nichts. Und dem krumpen Barthel haſt ein blechernes Fünferl gegeben."

Das war ein Donnergericht, vor dem der Müllner freilich verſtummen mußte. Er ſagte nichts mehr. Er begann wieder nachzuleſen über das Heilige Land und dachte: Sie hat eigentlich recht, man muß ſein Wort auch dem Herrgott halten, man könnt' ihn auch einmal zu brauchen haben.

Aber bequemer wär's ſchon daheim beim warmen Ofen. In Bethlehem, das wußte er von der Geburt Chriſti her, ſoll's kalt ſein und in Jeruſalem, das war ihm vom „Kreuzweg" her bekannt, ſind die Straßen in ſchlechtem Zuſtand.

Frau Ange, die immer thatkräftige, begann die Vorbereitungen. Es war im Spätherbſt, und im darauffolgenden März reiſten ſie ab. Der junge geiſtliche Herr hatte vom Biſchof Urlaub auf ein viertel Jahr. Der Müllner Martin war auch in eine unternehmende Stimmung geraten, ſeitdem er in der Reiſerüſtung ſtand, mit Sonnenſchirm und Pelz, für alle Fälle. Der junge Prieſter konnte ſich geiſtlichen Betrachtungen überlaſſen, der Müllner ſich den Reiſeeindrücken hingeben. Alles Praktiſche und Irdiſche beſorgte die Frau Ange.

Aber ſchon in Trieſt gab es das erſte Ungemach. Der Martin wollte nicht auf's Schiff. Er hatte gehört, daß es von Eiſen ſei. Um Gotteswillen, da muß es ja untergehen! Dann auf dem Meere: der Müllner verſtand auch was vom Waſſer, aber das war doch zu dumm: dort in Halbenkrug war das Waſſer übers Rad gelaufen, hier lief das Rad übers Waſſer. Es war übrigens gar keins, es rann nicht bachweiſe dahin, es war nicht zu trinken, es löſchte nicht einmal Feuer. Und das will

Waſſer ſein? Das Meer war ihm zu weit, und die Kabine im Zwiſchendeck zu eng. Dann, daß man auf dem Schiffe fatale Räuſche bekam, ohne auch nur einen Tropfen getrunken zu haben, das paßte ganz gut in dieſe verkehrte Welt.

Frau Ange hielt mit klaſſiſcher Herbheit ſtand und ſie ſchalt heftig auf ihren Mann, daß er Gott zuliebe nichts ertragen wolle, wo er doch froh ſein müßte, die ungezählten, überſchüſſigen Mautſchaufeln abzubüßen. Als er aber mitten auf dem mittelländiſchen Meere laut zu weinen anhub wie ein Kind, da that ſie geſchwind ein bischen mit, denn zum Lachen war auch ihr nicht zu Mute. Das Jahr zuvor, bei der Primiz, als alle Welt Anteil haben wollte an dem jungen blaſſen Theologen, war ihr zu Mut geweſen: Jetzt, wenn ſie ihn wieder haben könnte als Wickelkind in der Fatſchen, daß er ganz ihr allein gehörte, daß er an ihrer Bruſt läge, von ihrem Leben ſauge! Sie hatte es zu wenig bedacht, als ſie ihn der Kirche gab, daß es ein Hingeben ſeines Leibes und ſeiner Seele für Zeit und Ewigkeit ſei, daß es ein Kindestod war, ſchrecklicher als jeder andere. Ein paarmal war ihr bei ſolchen Vorſtellungen geweſen, als müßte ſie hinſpringen und das Kind an ſich reißen, aber da hatte ſie den Gedanken: Maria gab ihren Jeſus den Menſchen, ſo will ich meinen Karl Gott geben. — Das war damals. Jetzt auf hohem wogenden Meere hatte ſie ihn wieder in der ſchwülen Kajüte, wo niemand ſtehen und niemand liegen konnte, wo die Kranken ſich an Eiſenſtangen klammern mußten, um nicht von einer Wand an die andere geſchleudert zu werden. Hier hatte

sie ihn wieder, den gänzlich Hilflosen, der ausgezogen war, um den Himmel zu suchen. Und der vorläufig nichts fand, als diese unbeschreiblich widerliche Kammer mit Theer-, Fischthran- und anderen Gerüchen und Qualen, die nicht bloß den Magen umdrehen, sondern den ganzen Menschen zu einem gottlosen Häuflein Elend machten, das nichts mehr denken kann, als: sterben, nur sterben! Da hatte die Mutter nicht Zeit, auf eigene Übel zu achten, sie pflegte, sie tröstete Kind und Gatten, und ihr Herz schrie zum Heiligen Grabe hinüber. Bei Jaffa, als das Schiff einen halben Tag lang vor den Klippen lag, schlummerten nach überstandenen Nöten die drei Leute aus Halbenkrug so fest, daß ein paar braune Fellahs sie an den Leinen die Treppe herauf zerren mußten. Frau Ange aber gewann sofort ihren Kopf wieder, so daß sie all' ihre Habseligkeiten bis auf den letzten Zwirnsfaden zusammenraffte. Zwar schrecklich zerzaust und zerfahren stiegen sie ans Heilige Land. Der Müllner stand sprachlos in dem wilden, bunten Hafengewirr, unter Türken, Juden, Beduinen, Mohren, die einen bis an die Zähne bewaffnet, die anderen fast mutternackt — hastend, schreiend, sich balgend um die Ankömmlinge und ihre Sachen. Das erste und einzige Wort, das sich später seinen Lippen entrang: „O Christi Heiland! D a s ist ein Gesindel!" Sie legten sich aber doch alle drei auf den Boden hin und küßten die Erde, wornach der Müllner sich freilich mit dem Ärmling sachte über den Mund fuhr.

Man sieht es sonnenklar, daß dies keine Reisebeschreibung ist, ich brauche es nicht erst zu sagen. Sie

reiſten mit der ordnungsmäßigen Karawane. Frau Ange hatte das Geld für Nebenauslagen und feilſchte tapfer. Daß man von ihrer Halbenkruger Sprache in Samaria und Judäa kein Wort verſtand, machte nichts, die Hauptſache war, daß man den Groſchen nicht aus den Fingern läßt. Groſchen nannte ſie die Piaſter, und zu ihrem Entſetzen merkte ſie, daß man da anſtatt Roſenkranzgrallen alleweil nur Groſchen zwiſchen die Finger laſſen müſſe! In einem Säcklein hatte ſie von Heim Mehl und in einem Töpflein Schweinsfett mitgenommen, ſie wollte damit unterwegs ſelber kochen, um Geld zu erſparen. Aber das Fett war davongelaufen, auf den Kleidern noch ſeine Fußſpuren hinterlaſſend. Das Mehl war lebendig geworden in lauter weiße und gelbe Würmlein, die nun hervorkrochen, um auch das Heilige Land zu ſchauen. Der Müllner Martin konnte nicht genug jammern über den ſchlechten Grund und Boden, überall Steine und nichts als Steine und kein Tropfen Waſſer. Was auf dem Meere zu viel, iſt in der Wüſte zu wenig, das ſollte man doch einmal durcheinanderſchütteln. Für einen Müllner, meinte er, wär's nit zu leben, erſtens kann da kein Korn wachſen, und zweitens könnt man keins malen. Ein fermes Zigeunerland, wo jeder ſein Bündel mitſchleppen muß und ſeine Plachen aufſpannen, wenn er auf dem Steinhaufen übernachtet. Die Kameele ſchauen freilich juſt ſo aus, wie daheim im Leben-Chriſti-Büchel, aber ſtinken thun die lebendigen mehr, als die auf dem Papier. Immerfort mußte ſich der Müllner den Schweiß von der Stirn abwiſchen, immer hatte er Durſt, und nach dem Trinken kreiſchte

er allemal: „Pfui!“ — Der junge geiſtliche Herr war nicht zum beſten gelaunt, er hatte wunde Füße, entzündete Augen bekommen, einen beißenden Ausſchlag an den Armen und anderlei Zuſtände. Was die Mutter bekommen, das ſagte ſie gar nicht, ſie fand ihre Ruhe in dem Gedanken: dem Herrn Jeſus wird's auch nicht beſſer gegangen ſein, wie er da hat herumgehen müſſen.

Und in einer Felſenhöhle, wo ſie raſteten, hat der Müllner ſeinen lieben Begleitern die Beſorgnis mitgeteilt: „Haben's uns wohl etwa doch nit verführt? Daß es am End' gar nit das Heilige Land iſt! Mir kommt's nit recht vor. Daß daher Milch und Honig fließen ſoll, wie's im Büchel heißt — na g'horſamer Diener! — Aber der junge Prieſter belehrte: Das wäre eben der Fluch Gottes. — Na, da kann man Reſpekt kriegen vor unſerem Herrgott!

Später haben ſie unter Ruinen und Trümmerhaufen die Stadt Jeruſalem geſucht und waren mitten drinnen. Dann wieder große Häuſer wie daheim in Graz, in Trieſt. Gott, daheim in Trieſt! ſagt man hier, ſo eng zuſammen rückt dort alles, vor der weiten weiten Welt. Iſt Jeruſalem nicht die Königsſtadt? Und ſo armſelige Hütten drin! Das dort mit dem bauchigen Dach, das ſich ſo in den Erdboden hineinkauert, wird wohl ein Heidentempel ſein, weil allerlei Volk aus- und einlauft. Was? Die Heilige Grabkirche wäre es? Die Mariazellerkirche daheim, ein Palaſt iſt ſie dagegen, ein fermer Palaſt, bei meiner Seel'! Und hier unter dieſem Mauer- und Winkelwerk ſoll Golgatha ſein? Da haben die Halbenkruger einen andern Kalvarienberg, wo man am Felſen-

kegel die Treppen hinaufsteigt von Station zu Station bis zu den drei Kreuzen auf dem Gipfel. Der junge geistliche Herr wollte in der Grabkirche seine Messe lesen, da kam es zwischen den Lateinern, Armeniern und anderen Rudeln zu einem Gebalge, daß sich allerhand Gesindel untereinander drückte, stieß, kratzte und mit den Rosenkränzen aufeinander losschlug.

Der junge Geistliche ward immer wortkarger. Noch auf heimischem Boden der Reise hatte er schöne Bibelstellen zitiert, jetzt zitierte er nicht mehr. Es waren so viele Plagen und so arge Mißstimmungen zu überwinden. So unbegreiflich fremd kam sich der katholische Priester vor auf diesem Boden, daß er verzagen wollte. Ähnlich wie in Jerusalem auch in Bethlehem, am Roten Meere und am Jordan. Die Müllnerin hatte heimlich gehofft, es würde unterwegs irgendwo ein kleines Wunder geschehen, z. B. daß der Ausschlag plötzlich geheilt wäre, oder daß ihnen ein Heiliger erschiene, oder daß die Groschen im Beutel sich nicht verringerten. Allein es war hier alles so karg wie überall. Die Ange seufzte oft vor sich hin und sagte: „Wie wird's jetzt daheim sein!" Dem Müller that das insgeheim wohl, daß es ihr weh that, war es doch sie gewesen, die in dieses schreckliche Heidenland ziehen wollte, um eine Schürze voll frischer Glaubensbegeisterung mit heimzubringen. Wenn sie nur unterwegs irgendwo einen Sterz hätte kochen können! Aber sie zogen wie Räuberbanden umher, und hatten überall eine Nahrung, die man nicht einmal nennen, noch weniger essen kann. Christus und die Jünger hatten Brot, Wein,

Trauben und Feigen genossen und Lämmernes, wie man es daheim in Halbenkrug sich zubereitet denkt. Oder wie war es denn? Konnte man sich's in diesem wilden Lande überhaupt noch vorstellen, was ein Haus ist, eine Kirche, oder wie es im Evangelium heißt? Selbst der junge Geistliche empfand es, wie seine heimatliche Idylle des Christentums sachte unterging, dafür die Steinwüsten auftauchten, die stinkenden Ruinenhaufen, die widerwärtigen Balgereien und Schwindeleien an den heiligen Stätten. Er hatte das Bedürfnis, das Heilige Land, in welchem er doch staubbekrustet und vor Hitze schmachtend dahinzog, sich anderswo zu denken, er konnte sich nicht zufrieden geben damit, daß dieses „Jroschalem" und dieses „Beit-Lahm" und dieses „En-Nasira" die Urheimat des Christentums und seine letzte Instanz sein sollte! Nein, das leuchtende Zion mußte anderswo sein, vielleicht noch weiterhin im Morgenlande, oder wohl gar in den grünen Waldbergen der Heimat, wo in der Dorfkapelle das Meßopfer gehalten wird, bei dem sich alles ja wirklich und wahrhaftig so zuträgt, wie es sich einst hier in Palästina zugetragen haben soll.

Bei Nazareth konnten alle drei schon die Augen nicht mehr aufmachen, so grell leuchteten die Steinberge; dazu mußte man auf jenen Steigen, wo der Heiland einst gewandelt, immer fürchten, von Beduinen überfallen und ausgeraubt zu werden. Zu Nazareth in der Verkündigungskirche weinte die Müllnerin. Sie dachte an die Kapelle zum heiligen Brunn in der Waldschlucht bei Halbenkrug, vor deren Muttergottesbild sie so oft und

inniglich hatte beten können. Dann gingen sie an die Stätte, wo das Haus Mariä gestanden, und auf einem verwitterten Stein ist der geistliche Herr zusammengesunken. Er war blaß bis in die Lippen, das Auge ist matt geworden und der Puls lahm. Die anderen Pilger kümmerten sich nicht um den Vergehenden, sie suchten in diesem Hause die Spuren Mariens, und unsere zwei alten Leute aus Halbenkrug waren hilflos bei ihrem ohnmächtigen Kinde. In dieser Wüsteneinsamkeit, zwischen den Ruinen des alten Nazareth, während der Vater auf alle Mittel und Weis den Dahinliegenden zu wecken suchte, hob die Müllnerin ihre Arme und that ein Gelöbnis. Wenn er nicht stirbt, wenn ihn unsere liebe Frau wieder zurückruft ins Leben, so wollen sie alle drei eine Wallfahrt machen zur Muttergottes von Mariazell, dem heiligen Gnadenort in Steiermark! — — Nach diesem Gelöbnisse wurde es ihnen leichter ums Herz.

Der junge Priester ist wieder zu sich gekommen und hat sich im Kloster bei den Franziskanern bald so fast erholt, daß sie die Weiterreise antreten konnten. Jetzt war kein Halten mehr. Sie schlossen sich einer Karawane an, die auf kürzestem Wege dem Meere zustrebte, so unbändig war in ihnen die Sehnsucht geworden nach der Heimat. Nach der Heimat und ihrem Kindeschristentum daselbst. — Und also ist es vor einigen Jahren geschehen, daß drei fromme Leute aus unseren Alpen nach dem Heiligen Lande gepilgert waren, um sich dort an der wahrhaftigen Heimstätte der Mutter Christi — nach Mariazell in Steiermark zu verlobest.

Unbegreiflich ist das menschliche Gemüt.

Den Zug verſäumt.

„Bitte! Es iſt fünf Uhr, Herr Vikar!“

„Ja — danke! antwortete der Gerufene aus dem Halbſchlummer und — ſchlief weiter. Der jugendliche, von Strapazen der vorhergegangenen Tage ermüdete Körper vermochte ſich noch nicht recht zu trennen vom Ruhelager, und die Seele ſpazierte im fernen Pfarrhauſe zu Württemberg umher bei den Seinen, die er erſt vor wenigen Monaten verließ, um in die Diaſpora zu gehen. Aber mitten aus frohem Traume ſchreckte er plötzlich auf. Hat nicht jemand gerufen: „Fünf Uhr?“ Und als es ſich bei blaſſem Tagesſchein zeigte, es wäre ſchon beinahe halb ſechs, ſprang der Vikar aus dem Bett. In drei Minuten war er angekleidet, in weiteren fünf Minuten war er auf dem Bahnhofe, wo der Zug eben vor ſeiner Naſe abfuhr.

Es half nichts, daß er mit dem Tuch winkte und laut rief, er müſſe mitfahren, er müſſe um ſieben Uhr in Leinſtetten ſein. Er müſſe! Es ſei ganz unmöglich, daß er um ſieben Uhr nicht in Leinſtetten wäre.

Der Stationsvorstand klopfte ihm auf die Achsel: „Im Gegenteil, Herr Vikar, es ist ganz unmöglich, daß Sie dort sind. Nicht einmal einen Extrazug könnte ich Ihnen zur Verfügung stellen.“ Der arme Vikar, er hatte im Augenblick wirklich an einen Extrazug gedacht — und koste es gleich sein halbes Vermögen. Es war ihm unfaßbar, daß er zur bestimmten Stunde nicht sollte in Leinstetten sein. Er vermochte es nicht auszudenken, was das bedeute, was das für Folgen haben konnte.

Mitten auf dem Bahnhofe stand er da, allein. Die Reisenden waren ja alle schon fort. Ratlos starrte er die Eisenschienen an, den einzigen maschinlosen Lastwagen, der darauf stand. Daß auf Bahnhöfen eine so unausstehliche Ruhe sein kann, das hatte er nie gewußt. Der nächste Zug geht zehn Uhr vormittags.

„Kann man depeschieren?“

„Gewiß, Herr Vikar. Doch in Leinstetten dürften vor acht Uhr keine Depeschen ausgetragen werden.“

„Kann man nicht Sondertelegramme befördern?“

„Aber natürlich, man kann ja alles. Doch auf dem Leinstetter Bahnhof bleiben sie liegen bis acht Uhr.“

Der Vikar stampfte mit dem Fuß auf das Steinpflaster.

Der muntere Stationsvorstand plauderte weiter: „Vor einigen Wochen hatte ein Offizier den Anschluß nach Hulbach versäumt.“

„Na, was weiter, der wurde eben wegen Ordonnanzwidrigkeit bestraft.“

„Der wurde nicht bestraft, Herr Pastor. Es war

viel schlimmer. Er stand nicht im Dienste, er stand auf Freiersfüßen und stampfte damit unser armes Bahnhofpflaster noch viel zorniger, als Sie, Herr Vikar. Er wollte sich am selben Tage in Hulbach trauen lassen. Und wissen Sie, was geschah? Als der Zug dort ohne Bräutigam ankam, schluchzte das Bräutchen ein wenig. Und als der nächste Zug den Heißersehnten brachte, da fiel sie ihm lachend um den Hals. Sie werden die Verkürzung des ehelichen Glückes gewissenhaft ausgeglichen haben."

„Meine Braut," sagte der Vikar mit einer dumpfen Gelassenheit, „die wird nicht auf mich warten."

„Dann lassen Sie sie bloß ziehen, Herr Pastor." —

Eine Viertelstunde später war es dem Vikar geglückt, einen Wagen aufzutreiben.

„Wie lang fahren Sie bis Leinstetten?"

„Drei Stunden."

Sagen Sie, was das Zeug hält, es giebt ein gutes Trinkgeld! wollte er schon sagen, da dachte er an die armen Pferde, die es entgelten müßten, daß er in seinem weichen Bette träge gewesen, die es entgelten müßten, daß der Kutscher sich bestechen ließe. Er setzte sich in den offenen Wagen und sagte nichts als: „Nun fahren Sie in Gottesnamen!"

Das Thal mit den thauigen Wiesen, dem rauschenden Flusse, den hohen Waldbergen, auf deren Scheitel die Morgensonne lag — wie schön hätte das sein können für den naturfreudigen Mann, der noch Neuling war in den Alpen, und der sich mit jedem Herzschlage tiefer einzuleben suchte in dieses schöne Land und sein wackeres

Volk. Heute aber! Erſt an einem vorhergehenden Sonntage hatte er gepredigt: Alles Erdenglück iſt nichts, wenn im Herzen die Schuld liegt! — Nun trug er Schuld in ſeinem eigenen. Er war ins Land gekommen, um das Evangelium zu predigen. Vom Morgen bis zum Abend war er im Gebirge umhergeſtiegen, um die wenigen Übriggebliebenen aus der evangeliſchen Zeit, die ſeiner verlangten, aufzuſuchen und zu einer Gemeinde zu ſammeln. Anderen war in der religiöſen Verrottung oder in ihrer ſeeliſchen Stumpfheit langweilig geworden, ſie wollten auch wieder einmal in der Gemeinſame ein Wort Gottes hören. Wieder andere, die ſich in eine moderne Ungläubigkeit verbohrt hatten, fanden in derſelben nichts Rechtes zu nagen und erinnerten ſich, was Vater und Mutter einſt geſagt. So nahten ſie dem umherwandernden Manne, der ſo froh von Gott und Seelenglück zu ſprechen wußte, oder wichen ihm wenigſtens nicht aus, wenn er des Weges kam und freundlich mit ihnen ſprach. Alſo war es dem Vikar allmählich gelungen, die Leute zu wecken, und an dieſem Tage ſollte die erſte Zuſammenkunft der Gemeinde in Leinſtetten ſein. Es hatte ſich mancher angeſagt aus dem hinterſten Graben hervor, vom Gebirge herab, ſie hatten ſich ja eingeleſen im Neuen Teſtamente, ſie hatten eigens noch ihre Übungen gehalten. Sie hungerten und dürſteten ordentlich nach dem Abendmahle. Nun waren ſie verſammelt in Erwartung, und nun kam der Geiſtliche nicht! — Es waren ja ohnehin ſchon Stimmen laut geworden bei den Mißtrauiſchen und bei offenen Gegnern: Habt ihr euch den Mann auch gut angeſehen darauf hin, ob's

einer mit redlichem Ernste ist, ob er euch nicht am Ende sitzen läßt? Es giebt allerhand Leute heutzutage, auch solche, die die Religionsbewegung zu eigenen Vorteilen ausbeuten. Solche Gedanken werden lebendig sein, wenn der Zug einfährt, die Ältesten den Vikar erwarten und er nicht aussteigt. Dann stehen sie da zum Gespötte der Menge, stehen da wie Schafe, die der Hirte im Stich gelassen hat. Mindestens eine unverantwortliche Schlamperei! werden die Arglosen sagen, und andere werden beisetzen: Wenn ihm nicht einmal so viel an uns gelegen ist, die wir ihm doch so vertrauend gefolgt sind, daß er rechtzeitig vom Bette aufsteht, dann werden wir's auch ohne seiner richten. Etliche werden in den Wirtshäusern herumsitzen, werden sich betrinken und ihre Glossen machen über den Pastor, der sein Wort nicht hält. Dann werden sie sich verlaufen und man kann hundert Jahre warten, bis sie wieder so zusammenkommen. —

Bei solchen Vorstellungen hieb der Vikar sich zornig die Faust auf die Stirn, fluchend der Trägheit, die ihn zwanzig Minuten zu lang im Bette gefangen gehalten. Er hatte es mit dieser Todsünde nie so besonders ernst genommen, „sie wäre mehr Schwäche als Sünde." Nun sah er, daß die Trägheit eine der allerärgsten ist. Sie hatte jetzt etwas angestellt, das vielleicht nie wieder gut zu machen ist. — Wozu fährt er denn eigentlich noch dahin? Was hat er denn in Leinstetten zu thun um Mittag, da sie alle fort sein werden, bis auf seine eigene Schmach, die ihn auf dem Bahnhof feierlich empfangen wird.

Wie hatte er sich diesen ersten Gottesdienst der

jungen Gemeinde so schön ausgedacht! Ein Hammerbesitzer hatte den Saal seines stattlichen Gartenhauses zur Verfügung gestellt, hatte ihn festlich geschmückt, hatte junge Leute zusammengesucht, um ihnen deutsche Weihelieder einüben zu lassen. Ferner hatte der Hammerherr — das alles war dem Vikar schon hinterbracht worden — die Kirchengeräte beschafft, hatte ein Harmonium in den Saal stellen lassen und alles vorbereitet zu einer würdigen Begehung. Dann würde er, der Geistliche, im Talare vor den Tisch des Herrn treten, würde mit feierlicher Stimme das Evangelium lesen und die Predigt halten von der Kindschaft Gottes. Dann würde er die „feste Burg" singen lassen, das Gelöbnis abnehmen, den Segen spenden, die Hostien weihen und den Wein im Kelche, und würde unter erhebenden Ceremonien der in der Reihe stehenden Gemeinde das Abendmahl reichen.

Nur war er sich darin nicht im Reinen, ob er die Hostie den Empfangenden priesterlich auf die Zunge legen oder brüderlich in die Hand geben solle. Das erstere erschien ihm nicht evangelisch, das letztere war so außer aller Herkömmlichkeit, daß er damit Anstoß zu erregen fürchtete. Dann, ob er nur das Brot allein reichen sollte, oder auch den Kelch? Er hatte in diesen Dingen keine andere Vorschrift, als die sein evangelischer Geist ihm machte; es handelte sich aber auch darum, den Herzen der Gemeinde gerecht zu werden, die von dem Gottesdienst in dem Maße erbaut werden, als er ihrer Natur und religiösen Empfindung am nächsten kommt. Nun, er hoffte, das Richtige schon zu finden und zu thun. Und also hätte es sein sollen. Statt dessen fuhr

er jetzt auf weiten Wegen durch das Thal, das heute so langweilig war und kein Ende nehmen wollte. Er sah die prangenden Obstgärten nicht; er faßte es nicht, wie man froh sein könne der fruchtbaren Felder, der munteren Herden. Er begriff nicht, wie ein Mensch an diesen Bergkuppen sich freuen könne, wie die von den Hängen stürzenden Wasserfälle je einem Herzen zur Lust sein können! So ganz zerschlagen war sein Gemüt.

Endlich als der Weg um die Böschung bog, lag vor ihm auf dem Hügel das freundliche Leinstetten. Er hatte von seiner Wohnstätte aus diesen Ort immer gern besucht; es gab so verständige, schlichte Leute da, und selbst die Andersgesinnten bereiteten der evangelischen Bestrebung keine Widerwärtigkeiten. Das soll halt jeder mit seinem Gewissen abmachen, meinten sie, in Gottes Himmel giebt es viele Wohnungen und viele Wege dahin. — Heute jedoch lag der Flecken recht ernst da. Die Sensenhämmer unten am Wasser schwiegen, nur ihre Fluder rauschten. Die wenigen Leute auf der Gasse grüßten zurückhaltend. Der Küster, der am Eingang der Pfarrkirche stand, grinste ihn eigentümlich an. Es konnte wohl Schadenfrohheit sein, Herzensfreundlichkeit war es kaum. Am Marktplatze entlohnte der Vikar den Wagenlenker; der war gut gefahren; auf dem Turm der katholischen Kirche schlug es eben die neunte Stunde. Als er in den Garten einbog, begegnete ihm der Gärtner, eines der neuen Gemeindemitglieder.

„Also doch noch, Hochwürden, doch noch!“ rief dieser ihm entgegen.

„Ich bin kein Hochwürden. Bin ein armseliger

Menſch!" antwortete der Vikar faſt unwirſch. „Sie haben ſich wohl alle verlaufen?"

„Zuerſt haben ſie eine Weile gewartet, nachher ſind ſie in den Gottesdienſt gegangen — weil ſie ſchon einmal da wären."

„In den Gottesdienſt? In welchen? In die katholiſche Kirche?"

„Ah, das nit, Herr Pfarrer. Im Gartenhaus ſitzen ſie und der Pfründner-Friedel thut leſen."

— Sie ſind noch beiſammen?! — Welch ein Freudenſtrahl! Sofort wollte der Vikar in den Gartenſaal treten, an der halb offenen Thüre blieb er ſtehen. — Da drinnen, an einer langen Tafel, die weiß gedeckt war, ſaßen ſie beiſammen, ihrer etwa dreißig Perſonen, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe. Neben dem Großbauer ſaß der Häusler, neben dem Hammerherrn der Senſenſchmied. An der Mitte des Tiſches ſaß ein altes Männlein mit glattraſiertem Geſicht und ſchneeweißem Haar. Es war ärmlich angethan und ſeine rauhen Hände, ſchien es, zitterten ein wenig, dieweilen ſie das Buch hielten. Recht unbehilflich legten die ſteifen Finger das Blatt um. Seine Stimme war heiſer und etwas ſtockend, ungefügig, aber deutlich las er die Worte der heiligen Schrift, und alle Anweſenden hörten ihm zu. Der arme Pfründner vertrat als der Älteſte das Prieſteramt, und ſie lauſchten mit gefalteten Händen. Der Greis las leiſe:

„Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht, wende dich wieder zu uns. Du biſt Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ehe denn die Berge wurden und die Meere und die

Himmel, wareſt du. Der du die Menſchen läſſeſt ſterben und ſprichſt: Kommet wieder, Menſchenkinder! Denn tauſend Jahre ſind vor dir wie ein Tag. Du läſſeſt ſie hinfahren, wie ein Sturm, und ſie ſind wie ein Schlaf. Unſer Leben währet ſiebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, ſo ſind's achtzig Jahre, und wenn's köſtlich geweſen, ſo iſt's Mühe und Arbeit geweſen. Unſere Zuverſicht und unſere Burg biſt du, o Gott, auf den wir hoffen."

Dann ſchwieg er, und ſie ſaßen ſchweigend um den weißgedeckten Tiſch und hielten die Häupter geneigt.

Der Vikar war wie gebannt an der Schwelle, ſie bemerkten ihn nicht. Es war kein Bild vorhanden und kein Wachslicht, und doch lag ein feierlicher Ernſt in dem geräumigen, mit Blumen geſchmückten Saal.

Nach der Pauſe hob der alte Weißkopf wieder ſeine heiſere Stimme empor und nahm das Buch. Schwerfällig und in leicht fibrierendem Tone las er:

„Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz. Wenn ich weisſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe und hätte alle Erkenntnis und hätte allen Glauben und hätte alle Kraft, ſo daß ich könnte Berge verſetzen, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. Und wenn ich all' mein Hab den Armen gebe und ließe meinen Leib verbrennen, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre es nichts. Die Liebe iſt langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, ſie blähet ſich nicht und iſt nicht ungeberdig, ſie ſuchet nicht nach Vorteil, ſie iſt nicht erbittert, ſie trägt nichts

nach, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, aber sie freuet sich der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. Alles ist unvollkommen, nur bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen —"

Wieder Schweigen.

In der Mitte des Tisches lag ein Laib Brot, gerade so, wie man sie im Haushalte hat, und ein breites Messer. Daneben stand ein irdener Krug. Der alte Friedel stand auf, so wie in der Familie der Hausvater thut, langte nach dem Brote, nach dem Messer und machte mit der Spitze desselben auf dem Laibe das Kreuzzeichen. Dann sprach er langsam und leise die Worte:

„In der Nacht, da der Herr Jesus verraten ward, nahm er das Brot, dankte und sprach: Nehmet und esset. Mein Leib, der für euch gebrochen wird. Das thuet zu meinem Andenken! Desgleichen nahm er den Kelch und sprach: Nehmet und trinket. Mein Blut, das für euch vergossen wird. Das thuet zu meinem Andenken."

Als der Greis so gesprochen hatte, schnitt er sich vom Brote ein Stück herab und aß es. Dann gab er den Laib weiter von Nachbar zu Nachbar um den ganzen Tisch. Jeder und jede schnitt sich ein Stück Brot und aß. Hernach faßte der Alte den irdenen Krug, in welchem Wein war, trank daraus und reichte ihn ebenso hin, daß Nachbar um Nachbar daraus trinken konnte.

Das alles war ruhig und in tiefem Ernste vor sich gegangen. Dann sprach der Greis laut: „Brüder und

Schwestern! Wir werden selig durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Die Andacht war vorüber. Sie erhoben sich ungelenk und einer schaute den andern freundlich an. Als sie nun an der Thür den Vikar stehen sahen, ging der Hammerherr zu ihm: „Herr Pfarrer, Sie haben wohl den Zug verſäumt. Wir haben es uns gedacht. Da wir aber doch nicht wußten, ob ſie noch würden kommen können, ſo haben wir die Andacht gehalten, wie wir es gewohnt ſind aus der Zeit, da wir keinen Geiſtlichen hatten."

Der Vikar war ſo ſehr betroffen, daß er kaum Antwort zu geben vermochte. Er hatte hier etwas geſehen, erlebt, das ihm ſeit jeher im Geiſte vorgeſchwebt war. Er hatte den Gottesdienſt der erſten Chriſten geſehen. — Er reichte den Nächſtſtehenden ſchweigend die Hand. Beſonders den Pfründner Friedel wollte er grüßen, dieſer aber war nicht mehr zu ſehen. Vielleicht aus Befangenheit und weil er befürchtete, der Pfarrer könne an ſeiner zwar nicht ſelbſt angemaßten, wohl aber von anderen ihm für dieſe Stunde übertragenen Prieſterwürde Anſtoß nehmen. Er humpelte wieder in ſein Armenhaus, das draußen am Rande des Ortes ſtand. Der Vikar ſagte noch zu den Anweſenden: „Alſo iſt Gottesdienſt jeden Sonntag. Komme ich nicht —, ſo thut, wie ihr heute gethan habt. Und komme ich, ſo wollen wir's auch nicht anders machen."

Am Abend nachher iſt der Vikar mit der Eiſenbahn zurückgefahren in ſein Standquartier. Wie war er jetzt froh, am Morgen den Zug verſchlafen zu haben. Alſo hatte er eine Offenbarung erfahren, in der ſein

Zweifel an die Gemeinde und ſeine Bedenken behoben worden. Nun nicht mehr die Frage, ob die Hoſtie auf die Zunge oder in die Hand zu legen ſei. Alle Formfrage war gelöſt. Von einer armen Berggemeinde, die ſeit einem Jahrhundert keinen kirchlichen Kultus mehr gehabt, hatte er geſehen, wie evangeliſche Chriſten Gottesdienſt halten.

Die Feinde.

Noch war die kalte Sonnenwende nicht vorüber und schon suchte Alban der Großstadt zu entkommen. Nun saß er in einem Gelasse des Eilzuges. Durch die gefrorenen Fenster, die wahre Silbergärten von Eisblumen waren, kam ein blasses winterliches Licht in den Raum, alle Wände, Kissen und Teppiche mit gleichmäßigem Grau übergießend. An den Thürfugen wucherte Reif und Schnee, so sehr der Temperaturhebel auch auf „warm" gedrückt war. In der Nähe der Fenster war ein ganz zartes Schneien bemerkbar, ein Schneien im wohlverwahrten Coupé. Bisweilen kam unter den Sitzen ein warmer Hauch hervor aus den Eisenröhren, was den Fahrgast durchaus nicht hinderte, seinen Pelz recht eng um den Hals zu ziehen. Er hatte es gern so. Er war ein Freund des Winters, sein kaltes Kratzen an der Wange, sein heißes Beißen an den Ohren war ihm Genuß und für allzu herbe Liebkosungen der Kälte hatte er eben den weichen Biberpelz und in einer Tasche desselben ein Fläschchen Kognak. Letzterer war nur für den äußersten Fall. Er hatte das Prickeln des Alkohols

in der Gurgel gar nicht ungern, aber er hatte es ſich zum Geſetze gemacht, dieſen böſen Geiſt nur in dem Notfalle anzurufen, wenn andere Geiſter ihren Dienſt zu verſagen drohten. Damit hatte es keine Gefahr. Trotz des leicht grauenden Schnurr- und Backenbartes glühte in ſeinem etwas eckigen Geſchichte friſches Leben.

Nach einer dreiſtündigen Fahrt ſtieg Alban an einem kleinen Dorfbahnhofe aus, wo die Zugsmaſchine Waſſer trank und dann weiterdampfte. Er ſchlug einen Weg ein über die winterlichen Felder, hin gegen das Gebirge. Der Schnee war hoch und blendend rein, nicht ein Stäubchen lag auf ihm; vielleicht einmal die Spur einer Vogelklaue, ſonſt unverſehrt die weiße unendliche Decke. Es hatte geſchneit in derſelbigen Nacht, aber ein früher Holzſchlitten hatte ihm den Pfad geſchliffen, auf dem er nun faſt lautlos dahinſtapfte. Dort lag das ſchwarze Auge eines Teiches, an deſſen Rändern ſich Eisſchollen angeſetzt hatten. Das Bächlein ſah und hörte man nicht mehr, es war überdacht mit Schnee. Mehrmals blieb der Mann ſtehen, ſchaute ſich um und hörte der unendlichen Stille zu. Dieſes lautloſe Klingen ohne Ende. Wie einen wunderbaren Ohrenſchmaus empfand er die Stille nach dem Geraſſel, Gebimmel und Gedröhne der großen Stadt. Der Himmel war grau, an den Bergen hing der zarte Nebel nieder, ſo daß nur die unteren Teile der Waldlehnen zu ſehen waren. Fichtenwald. Alle Äſte, alle Kronen beſäumt von flaumigem Schnee. An den Tannengruppen, die ſtellenweiſe neben dem Wege ſtanden, merkte man erſt die ſchweren, üppigen Laſten des Schnees, der die Äſte tief niederbog. Wo man

zwiſchen durch hineinſah in das dunkle Geäſte, da grinſten allerlei abenteuerliche Geſichter hervor: Katzenköpfe, Pferdeſchädel, Kobolde und andere Geſpenſter, mit welchen die Phantaſie des Wanderers ein munteres Spiel trieb. Weiter hin am Rain entlaubte Sträucher und Kirſchbäume, deren beſchneites Äußere mit ſeinen ineinandergeflochtenen Äſten und Zweigen nicht anders ausſah, wie jenes unterirdiſche Naturprodukt, das der Bergmann Eiſenblüte nennt, ins Rieſenhafte vergrößert. Vielfältig ſtanden ſie da, dieſe Geſtalten in ihrer unbeſchreiblichen Weichheit, doch zu einer Ruhe der Ewigkeit erſtarrt. Und mitten drin eine einzige Menſchenſeele, die nicht wußte, wie ihr war: fand ſie ſich in der großen Natur, oder verlor ſie ſich in der großen Natur, oder verlor ſie ſich in ſich ſelbſt?

Die Luft war nicht ſo kratzend, wie unter dem gefrorenen Kohlennebel der Stadt, ſie war kalt und klar und roch nach nichts. Wie Waſſer, ſo rein und geruchlos war ſie, und doch wirkte ſie faſt berauſchend auf den einer ſtinkenden Atmoſphäre entkommenen Städter. Er empfand die Seligkeit der Befreiung aus den Jochen der Kultur, ihm war wieder zu Mute wie dem friſchen Bergknaben, der vor mehr als vierzig Jahren gerade ſo hingeſtapft war über dieſen Schnee, ringsumher die belaſteten Bäume mit den luſtigen Ungeheuern, die Sträucher mit ihren Millionen Silberäſtlein, hie und da ein lebendiger Sperling daran, und darüber der graue Nebel, der an den Berghängen ſachte niederfloß. — Wenn man wieder jung werden will, muß man dorthin gehen, wo man einſt jung geweſen iſt. Und kein Winter

vermag das heitere Sonnenleuchten und das luſtige Herzhüpfen neuerwachter Kindheit zu dämpfen.

Etwas langſam ging es voran auf dem lockeren Schlittenpfade und nach einer Stunde hatte er kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt nach ſeinem einſamen Waldhauſe. Das Weiße war nicht mehr ſo blendend, das Dunkle wurde noch dunkler, ein ſatter Schatten war über allem, es dämmerte der Abend. Auf den Wangen Albans lag eine ſtarke Röte, an der jedes Schneeſtäubchen der Luft, das etwa zu nahe kam, ſofort verging. Auf dem Schnurrbart jedoch hatte ſich Reif gebildet und der Atemhauch wandelte ſich zum Dampfwölkchen. Die Handſchuhe, die der Mann vorher von den warmen Händen abgeſtreift hatte, zog er wieder ſachte an. Der Weg ſtieg anwärts gegen den Wald, am Rande desſelben ſtanden der Reihe nach weiße Männer — die Zaunpfoſten mit den hohen Schneehauben. Plötzlich ein ſchweres Gedröhne — erſchrocken wendete ſich Alban, von einer alten Fichte war die Schneelaſt niedergebrochen und die befreiten Äſte ſchaukelten noch lange mit ihren ſchwarzen Fahnen. Der Wanderer merkte an ſeinem Pelz weiche Sternchen, es begann zu ſchneien. Bravo! lachte er in die Natur hinein, denn nichts war ihm ſüßer und heimlicher, wie der lautloſe Flockenfall an den hohen Stämmen nieder, und wie die weißen Flügelchen ſich im Winde kreuzen und prickelnd an die Stirn gleiten. Dort, wo der weiße Streifen des verſchneiten Weges durch dem Wald hinanführt, lag vor Alban plötzlich ein Menſch. Ein Mann, ſtöhnend und verſchmachtend.

„Wie?“ rief Alban und rüttelte ihn an der Achſel, „was machen Sie da?“

Starrte der andere mit verglaſten Augen zu ihm auf und röchelte: „Sterben.“

Da ging einmal ein Schauer durch den ganzen Stadtherrn im Biberpelz. Das Linnengewand, in dem der Arme ſtak, war freilich nicht für den Winter, und das Geſicht mit dem jungen Bart an der Oberlippe war nicht eigentlich eingerichtet zum Sterben. Im Auge wurde es Nacht, aber etlichemal gab es noch einen Funken. Der Burſche war ſchon halb ſtarr und die Beine wollten kaum mehr tragen, als Alban ihn aufrichtete. Dieſer zog den Pelz aus und hüllte den Sterbenden ein. Es hub an zu ſtöbern.

„Frieren Sie bloß oder fehlt es ſonſt?“ fragte Alban.

Der Burſche ſagte etwas mit ſchlotternden Lippen, doch war's nicht zu verſtehen. Alban langte nach dem Fläſchchen: „Na, jetzt öffnen Sie einmal den Mund, das wird Ihnen wohl bekommen.“ Er gab ihm vom Kognak zu trinken und labte ſich an dem Behagen des Verſchmachtenden, der das feuchte Feuer mit Gier in ſich ſog.

„Iſt Ihnen beſſer?“

Der Burſche nickte mit dem Kopf und langte nach der Mütze, die im Schnee lag. Er wollte ſie aufſetzen, der Arm bog ſich nicht. Alban machte ihn zurecht: „Und nun kommen Sie mit mir. Verſuchen Sie's, es wird gehen. Wir haben nicht mehr weit bis zum warmen Zimmer und zum guten Bett.“

Das Gehen wollte ſich nicht thun, der Burſche

taumelte. Da dachte sich Alban: Wenn der Pelz fehlt, so muß man sich anderswie warm machen. Als der Bursche jedoch merkte, daß er ihn auf die Schulter nehmen und tragen wollte, wehrte er ab: „Nein, nein, Herr! Das nicht. Es wird schon gehen.“ Er hatte sich erholt, er bat nur noch um einen Schluck Branntwein.

Hernach hat Alban seinen Findling am Arm geführt, langsam vorwärts durch den tiefen lockeren Schnee — in den dunkelnden Abend hinein.

„Sie sind wohl fremd in dieser Gegend? Wohin wollten Sie nur? Am Ende haben Sie zu wenig Warmes in den Magen gethan. Das wird's sein. Na, das läßt sich leicht nachholen. Stützen Sie sich nur fest an mich. So. — Halt, Sie stoßen mich ja in den Schnee. Um so besser, daß sich wieder Kraft rührt. Sehen Sie das Licht? Wir sind dem Hause nahe.“

Ein mattrotes Sternchen schimmerte durch das Schneegestöber, ein Hund begann zu lauten. Da wollte der Erschöpfte nicht mehr weiter.

„I wo!“ lachte Alban, „Sie werden da liegen bleiben, an der Schwelle des Hauses. Nehmen Sie sich zusammen, die paar Schritte noch.“

Jetzt wurde oben am dunklen Gebäude ein Mann gewahr, der rief mit rauher, fast zorniger Stimme herab: „Wer ist denn da?“

„Schon gut, Franz. Ich bin's!“ antwortete Alban.

„Herr Jesus!“ wimmerte jener oben, „wenn das nicht der gnädige Herr ist?“ Mit einigen großen Sprüngen war er da. Der arme Bursche riß sich aus

dem Arme Albans und lief bergab — in den Wald hinein.

„Und so in der Nacht daher?“ wunderte sich der Franz. „Ja, wéswegen kein Telegramm, daß ich hätte auf den Bahnhof kommen können!“

„Du weißt ja, Franz, wie ich's liebe,“ sagte Alban und schaute sehr verblüfft nach der Richtung hin, in die sein seltsamer Begleiter so plötzlich entschwunden war.

„Haben Euer Gnaden den gekannt?“

„Mit dem ich da des Weges kam?“

„Haben Euer Gnaden ihn gekannt? Nicht — na, das hab' ich mir gedacht. Aber, warum denn nicht telegraphieren? So allein im Finstern dahergehen. Ich denk's nicht aus, was da geschehen könnt'.“

Alban fröstelte. Jetzt merkte er erst, daß er keinen Pelz am Leib hatte. Na, da hatte er seine Nächstenliebe einmal an den Richtigen verwendet. Rasch eilte er zum Hause hinan. Der Kettenhund im Hofe begann sofort vor Freude zu winseln, als er den Ankömmling erkannte. Dieser ließ sich in der warmen Meierstube nieder, bei den Kindern des Hausmeiers, während Franz und sein Weib mit großen Scheiten und knisternden Spänen die Ofen der Herrenzimmer heizten. Und bei dieser Arbeit pfauchte der Mann dem Weib zu: „Hörst du! Das hätte was können werden! Denk' dir doch, der Armenseelen-Schorschl ist mit ihm gegangen.“

Sie erschrak so sehr, daß ihr der Kienspan entfiel und auslosch.

„Weiß Gott, was der Spitzbub' noch im Sinn gehabt hat — eingehängt miteinand sind sie gegangen.

Wie er mich gewahrt, na, da hat er Beine bekommen! Ich glaube gar, mit dem Exzellenz-Herrn seinem Pelz."

Sie hockte am Ofen thatlos da. „Mann," stöhnte sie: „der Schorschl, sagst? Ich bin derschlagen. Ich leg' mich hin und sterb' vor Schrecken."

„Glaub' dir's. Ehvor mußt aber Feuer machen."

Mittlerweile hatten sich an Alban die Kinder trautsam herumgemacht. Das Mädel zupfte an seiner Uhrkette, der Knabe kletterte auf sein Knie. Das kleinste Mädel stand am brodelnden Herd, sog am Finger und glurte mit den braunen Rundäuglein auf den schönen großen Herrn, von dessen Schnurrbart nun die Eisstückchen fielen. Er hatte noch den Schnee aus den Falten seines Gewandes zu stäuben gehabt, dann erkundigte er sich nach der Meinung der Kleinen, was am nahen Weihnachtsabend das Christkind bringen werde. Sie rieten auf Äpfel, Lebkuchen und ein güldenes Trompetel. Er vermutete, daß es für den Knaben auch ein hölzernes Reitpferd und für die Mädeln Puppen geben dürfte, was ihnen wohl sehr aus der Seele gesprochen zu sein schien, denn die Gesichtchen gingen ins Breite vor lauter Vergnügen.

Nach einer Weile berichtete der Franz, das eine Zimmer wäre schon soweit, daß das Fenstereis anhebe zu rutschen. Unterwegs die Treppe hinauf fragte Alban: „Nun, Franz, wie geht's, wie steht's? Hast wohl recht viel Geld für mich — wie?"

Der Meier schlenkerte die Arme, gleichsam, als müßte

aus den Ärmeln was herausfallen, wenn was drinnen wäre. Es fiel aber nichts heraus.

„Oder hoffest du am Ende gar, daß ich dir eines bringe?“

„Es war wieder ein verdammtes Jahr, Euer Gnaden. Korn hat's just so viel gegeben, daß für die Taglöhner das Brot hat gelangt. Der Saufpeck hat gekauft werden müssen, weil uns im Frühjahr drei Ferkeln in der Seuche sind gestorben. Von den Kühen ist nur eine trächtig worden, ist der Milchverkauf zurückgegangen gegen voriges Jahr. Nachher die Holzdiebe, die Wilddiebe, die Erdäpfeldiebe. Nichts geht mehr sicher, es ist keine Redlichkeit mehr um und um. Alle Jahre werden die Leute schlechter. Euer Gnaden, es ist hart wirtschaften und gewiß an zehnmal habe ich zu meiner Frau gesagt: Wenn der gnädige Herr einen andern thät' nehmen, statt meiner, frei Vergeltsgott sagen müßt' ich ihm dafür. Wenn was zu Schaden geht und gehört nicht einem selber und man thut, was man kann, und kommt doch nichts zuweg — na, als wie so was, da bin ich lieber der letzte Bauernknecht, bei meiner Treu! Daß ich's nur rund sage, Euer Gnaden — nichts habe ich dersparen mögen, wieder Schulden habe ich machen müssen.“

„Na, na, Franz, trösten wir uns darüber. Das sollten wir doch schon längst gewohnt sein. Wie steht es nur mit dem Wald? Du sagtest im letzten Herbst, es wäre Holz zu schlagen.“

„Ein paar Dutzend überständiger Fichten, Euer Gnaden. Das hat gerade den Steuerzuschlag gedeckt,

daß wir soweit reines Buch hätten. Wenn nur die alten Posten nicht wären. Und mit den Taglöhnern bin ich im Rückstand. Außerdem sollen ein paar neue Maschinen angeschafft werden."

„Dafür ist diesmal wohl der Guano mit unterlaufen? Fünfzig Säcke, glaube ich."

„Gott ja, der Vogelmist steht auch noch aus. Es ist rein zum Auslachen, wer wirtschaften will, heutzutage. Wie ich sage, von Jahr zu Jahr schlechter. Mir wär's schon bald am liebsten, wenn —" eine wegwerfende Bewegung machte er.

„Beruhige dich, Franz," sagte der Gutsherr in einer recht behaglichen Weise und schlug mit der flachen Hand an seinen Busen, wo es klatschte, wie auf Leder. „Ich habe ja doch wieder etwas bei mir. Der Weltlauf hat sich eben gewendet, heute muß der Landmann vom Städter ernährt werden. Hauptsache ist, daß etwas lebt und webt."

Der Hausmeier mußte sich abseits wenden und die Augen streichen, über diesen gütigen Herrn. Und da geht er mit dem Schorschl und hat die Ledertasche im Sack! Wenn die reichen Leute ihre Schutzengel nicht hätten!

Als die Meierin das Nachtmahl fertig hatte und im bereits durchwärmten Zimmer der Eichentisch gedeckt war, mußten sie sich — die Kinder schliefen schon unten in ihren Bettchen — an den Tisch setzen und dem Herrn Gesellschaft leisten. Gepökeltes Rauchfleisch, dann Hafergrütze mit Obstwein, das schmeckt an und für sich gut. Bei Geplauder mit schlichten, gescheiten Natur-

menſchen ſchmeckt es natürlich noch beſſer. Der ſilberne Armleuchter mit den ſechs Kerzen verbreitete ein faſt feierliches Licht auf die dunklen, altertümlichen Möbel, auf die ſchwarzen Butzenſcheibenfenſter, an deren Bleizellen ſich draußen der Schnee legte. Manchmal klirrte eines dieſer Fenſter, denn es hatte ſich der Wind erhoben.

Jetzt war von dem Menſchen die Rede, den der gnädige Herr unterwegs im Schnee gefunden, gelabt und mit ſeinem Pelz verſehen hatte. Die Meierin rang dabei immer nur ſtumm die Hände, des Entſetzens voll darüber, was hätte geſchehen können.

„Dem ſeine Erſchöpfung! Halten zu Gnaden, das iſt alles Verſtellung geweſen," ſagte der Franz. „Na, das glaube ich, daß der 's Laufende bekommt, wie er mich hat geſehen!"

„Ihr kennt alſo den Menſchen."

„Aber mein blutiger Heiland!" brach die Meierin aus. „Das iſt ja der Armenſeelen-Schorſchl geweſen!"

„Wie Euer Gnaden mit d e m haben können gehen!" rief der Franz faſt vorwurfsvoll. „D a s iſt ein Muſter! Ich ſage bloß, dem weicht man auf dreißig Schritte aus, wer kein geſpicktes Sechsläuferl bei ſich hat. Ein vacierender Strolch iſt's, und noch was anderes! Seit's ihn wieder ausgelaſſen haben, geht kein Zeug im Schoppen und kein Korn in der Scheuer ſicher."

„Thor! das wäre noch gering!" ſchrie die Meierin ihrem Manne zu. „Da leiſtet der Armenſeelen-Schorſchl ganz andere Tagwerke, wenn man dürfte reden!"

„Woher dieſer ſonderbare Name?" fragte der Herr.

„Weil er arme Seelen macht!" rief ſie.

Und bedächtiger, leiser setzte der Franz bei: „Ein geborener Hiesiger ist es — leider Gottes. Seine Mutter, ein lediges Weibsbild. In alten Tagen Betschwester, wo sie immer auf Wallfahrtsstraßen ist gelaufen und ihr Brot mit Armenseelen-Erlösen gesucht hat. Auch ein schönes Geschäft. Der Schorschl führt's weiter, nur mit dem Unterschied, daß er die armen Seelen vom Leib erlöst und ins Fegefeuer schickt — wenn's wahr ist, was man hört. Zum Soldaten haben sie ihn genommen und soll davongelaufen sein. Jetzt nirgends Arbeit, und leben will so ein Mensch doch auch, natürlich. Na, da kann man sich's leicht denken."

Die Meierin wußte Bestimmteres: „Nicht weniger als drei Tote haben wir gefunden seit Allerheiligen, in der Gegend. Aus Altersschwäche ist der Holzmeister im Schirrwald nicht gestorben, und der Bruckard-Bauer auch nicht, und der salzburgische Viehhändler, der lustige Mensch, noch am wenigsten. Die haben schon andere Ursachen gehabt. Bei gar keinem hat man die Brieftasche gefunden, Euer Gnaden. Derweil halten die Gendarmen scharfe Nachfrag' nach dem Schorschl."

„Frau, es hat geläutet!" sagte der Hausmeier.

Während die Meierin hinabging, schenkte Alban neuerdings die Gläser voll und sagte nachdenklich: „Wenn ein Mensch hilflos daliegt, kann man ihn doch nicht verlassen."

„Ah freilich muß man ihn aufpappeln, daß er nachher mit dem Pelz davonlaufen kann. Ein durchtriebenes Kreuzköpfel, der Schorschl. Bitt' schon um Verzeihung."

Der Herr empfand insgeheim Ärger. Erstens weil er dem Gauner aufgesessen war, und dann weil er sich nun von seinem Hausmeier noch ausspotten lassen mußte. Vor dem schlauen Spitzbuben alle Achtung. Aber der Geprellte sinkt an Ansehen. Trotz aller biderben Teilnahme, die der Franz darthat, war eine kleine Schadenfreude darüber kaum zu verkennen, daß ein so hoher Herr, der — ist fast zu sagen — ein ganzes Reich regieren will, so leicht zu überlisten ist.

Die Meierin kam wieder herein und brachte den Pelz. Ununterbrochen hieb sie mit einem Rohre auf ihn los, um den Schneestaub herauszuschlagen. Der Albel-Schmied hatte ihn unten am Waldrand gefunden.

Jetzt konnte Alban überlegen auf seinen Hausmeier blicken: „Siehst du, siehst du!“

Der Franz und sein Weib zerbrachen sich die Köpfe. Das könne man sich fast nicht denken, weshalb der Lump den kostbaren Pelz weggeworfen habe. Der muß ihm rein abgejagt worden sein. Die Säcke hat er jedenfalls ausgeplündert. Nun, in den Säcken fand sich noch das Seidentuch und die Silberdose, und sonst war nichts darin gewesen.

„Wer weiß!“ riet der Hausmeier, „wer weiß, was der Spitzbub' noch im Sinn hat!“

„Laß es gut sein, Franz. Der strenge Winter wird ihn zu Paaren treiben. Dann wird sich's ja weisen. Man muß nicht gleich das Schlimmste denken.“

„Da haben Euer Gnaden ganz recht, man muß nicht allemal gleich das Schlimmste denken,“ rief die

Frau, „ich ſag's auch immer. Mein Vetter, der Seifenſieder zu Bachau, hat halt gern geſagt: Die Leut' ſind nicht immer ſo ſchlecht, als man denkt, oft ſind ſie noch ſchlechter."

„Nicht wahr, die Öfen ſind in Ordnung, und das Bett auch?" lenkte der Herr über. „Machet mir für morgen noch das Lodengewand und die Pappenheimer flott, dann könnt ihr ſchlafen gehen."

Zum Handkuß drängten ſie ſich an ihn und wünſchten leidenſchaftlich eine ruhſame Nacht.

Alban ſchloß hinter ihnen die breite, niedere Thür ab, im alten Stahlſchloß klirrte der Schlüſſel. Vom grünen Kachelofen hin an der Wand war eine Holzbank, darauf ſtreckte er ſich, nachdem er eine Cigarre angebrannt hatte, ſchlank aus und ſtützte ſein ſchon etwas grauendes Haupt auf die Lehne. Ah, wie köſtlich, wenn man ſtatt der Federn einmal etwas Hartes unter dem Kopf hat! Wie dabei das Gehirn klar bleibt! Mit Behagen betrachtete er die dunkele Täfelung des großen Zimmers mit den Käſten und Truhen aus alten Zeiten. Das waren noch Bauten, dieſe Möbel! Im Uhrkaſten tickte die Schwarzwälderin. Nichts hörte man als im Ofen das Kniſtern der Glut und dieſe Uhr. Laut, faſt klingend war ihr langſamer gleichmäßiger Schritt. — Alle große lärmende Welt iſt weit dahin, jetzt bin ich wieder einmal im Frieden meines Waldhauſes. In dieſen Gedanken lag eine unmeßbare Tiefe von Glück. Eine ganze Woche Einſamkeit. Welch ein Unterſchied, ob man im fremden, prunkvollen Palaſte haushält, oder in der Hütte, die man, Balken für Balken, ſelbſt gebaut

hat. — So wie vorhin draußen auf dem Felde die scharfe Winterluft ihm Jugend zugeweht hatte, so empfand er in diesem stillen trauten Raum etwas vom Elternhause, dem längst zerfallenen. Können nicht auch Häuser ihre Seelen haben, die von einem Bau zum andern wandern, wenn der eine niedersinkt und der andere mit demselben Weihesinn aufgerichtet wird? — Der gute Franz! daß er keinen Ertrag aufbringt, kränkt ihn. Als ob je ein Geld, das man für Luxus hinwirft, so gut angelegt sein könnte, als das für ein stilles Landhaus! Die wenigen Wochen, die man aller Ketten los in ihm und in seinen Wäldern atmet, zehnfach überwiegen sie an köstlichem Lebensinhalt alle übrigen Vergnügungen des Jahres.

Ein Poltern des Sturmes rüttelte ihn aus seinem Träumen. Das dröhnte dumpf ums Haus und die Kerzenlichter zuckten unruhig. An den Fenstern stäubte Schnee und verlegte immer mehr der sechseckigen Zellen, und an anderen wucherten die kalten Blumen des Eises. Das wird morgen eine Lust sein, im knietiefen Schnee durch den Wald zu stampfen, unter den Wuchten der Bäume, auf denen die Elstern und die kreischenden Krähen mit ihren Flügeln den weißen Flaum hinstäuben! Dann zur Quelle hinauf, an deren schwarzem Wasser kein Schnee sich hält, kein Eis sich bildet, wo die frische Brunnenkresse wächst mitten im Winter. Und wenn im Jungwald die Hasen nicht mehr flüchtig sind, weil ihnen der alles verkehrende Winter noch gefährlicher dünkt, als der Mensch, falls er nicht das schreckliche Rohr an der Schulter hängen hat. Und wenn das Reh vertrauend sogar heransteigt: Mensch! Schon seit

Wochen nähre ich mich von Reisig und Baumrinden. Ich bin dünn geworden wie ein Brett, die Beine zittern mir, ich möchte in der Nähe eines lebenden Wesens sein, hab' Erbarmen. — Und wenn im Schnee, schon fast vergraben unter zartem, feuchtem Flaum, ein blasser Mensch liegt, ein sterbender. —

„Ach, warum hat dieser Junge so thöricht Reißaus genommen!" rief Alban plötzlich aus und warf den Cigarrenstummel auf das Fletz hin. Dann stand er auf, nahm den Armleuchter und ging ins anstoßende Schlafzimmer.

Im Bodengeschoß war es auch längst still geworden. Aber draußen unter dem Vordache des Thores standen noch der Hausmeier und der Albel-Schmied, der den Pelz gebracht hatte. Ob dieser sich nicht am Ende einen Finderlohn herausschlagen wollte? Es lag ihm etwas an. Sie duckten sich hinter der Ecke, um die der Wind pfiff, sie waren beide belegt vom fliegenden Schnee und gingen doch nicht auseinander. Eine dringende Geschäftssache schienen sie zu besprechen. Um sechzig Lärchstämme handelte es sich und wurde verabredet, daß dieselben nicht auf einmal, sondern verteilt etwa auf fünf Jahre geschlagen und entfernt werden sollten. Aber nicht im Winter fällen, vielmehr, so glatt am Erdboden abstocken, damit der Stock sich leicht mit Rasen und Moos verdecken lasse. — Bei Schneelicht öffnete der Albel-Schmied seine Brusttasche, klaubte in Blättern und Noten herum und reichte dem Franz einen Vorschuß.

„Aber nur die größte Vorsicht, ich bitte dich!"

flüſterte der Hausmeier. Der Schmied lachte ihn ob ſolcher Mahnung bloß aus, ging davon und verlor ſich im Geſtöber.

Alban konnte lange nicht einſchlafen vor lauter Behaglichkeit. Im Nebenzimmer tickte die Uhr, draußen grollte der Wind. Wie es doch ſein kann, daß dem ſchwachen hilfloſen Menſchen oft ſo heimlich iſt in den Einöden der wilden Natur! Daheim, daheim! ſo hallte das Ticken der alten Uhr in ſeiner Seele nach. Und jene bunten, glänzenden Kreiſe, wo er der heitere, von Gunſt, Glück und Macht umgebene Weltmann war, ſind verſunken wie ein Traum, der nicht mehr aufkommen kann vor der ſtillen, beſtändigen Wirklichkeit dieſes Waldhauſes. — Als er nach einigen Stunden feſten Schlafes erwachte, lag an den Täfelungen das blaſſe, unſichere Licht des trüben Wintermorgens. Im Kamin kniſterte noch ein Glutreſt. Die Fenſter waren blind vor Schnee. Als Alban, nachdem er mit behaglichem Schmunzeln ſein geliebtes Lodengewand angezogen hatte, eines der Fenſter öffnete, um hinauszublicken, wirbelten die feinen Flocken in die Stube. Draußen war es nicht ſo, wie er ſich gedacht hatte, daß 'auf dem Boden die hohe gleichmäßige Flaumdecke gebreitet ſein und auf den Bäumen die rieſenhaften Schneehauben und Mäntel hängen würden. Der Waldhang war ſchwarz bis hinauf, der Sturm hatte die Laſten von den Stämmen geſchüttelt, und die Äſte waren alle lebendig und rauſchten. Der Boden war ſtellenweiſe kahl gefegt, an anderen Stellen ungeheure Schneemaſſen mit glatten Kuppen oder ſcharfen Riffen und überhängenden Tüchern. Gerade

am Einfahrtsthor lag ein solches Gebirge dahin und der Franz, selber ein lebendiger Schneemann, war bestrebt, den Weg auszuschaufeln. Dabei stieß er heftige Worte hervor und machte grimmige Gebärden gegen das Thor hin. Im anstoßenden Hof rasselte der Kettenhund, der riß so heftig an seinem Bande, daß das Bellen zu einem heiseren, wütenden Röcheln wurde. Vor dem Thore mußte jemand sein, den Alban vom Fenster aus der Schneewuchten wegen nicht sehen konnte. Er hörte nur die Scheltworte des Hausmeiers über den „Lumpen und Strolchen, der nur dann winsele, wenn er der Schwächere sei, dort aber, wo er sich als der Stärkere wisse, im Wald und auf langen Straßen, wohl gar die Leute anfalle, wenn nicht gar arme Seelen mache.“ Aber er würde es ihm noch abgewöhnen, sich gar in die Herrenhäuser zu betteln und dort zu spähen, wo man nächtig am besten einbrechen könne, und wenn der Strolch nicht sogleich abschiebe, so würde er was anderes erleben! Da jener draußen sich aber nicht abweisen lassen wollte, sondern um Gotteswillen bat, so steckte der Hausmeier mit zornigem Wurf die Schaufel in den Schnee, stapfte in den Hof: „Sultan! Jetzt sollst diesem fremden Herrn da draußen einmal den Weg zeigen. Huß, huß!“ Die Kette war gelöst, die Bestie wirbelte wolfartig durch den Schnee und schoß übers Thor hinaus, wo der Fremde stöhnend die Flucht ergriff.

„Franz! Franz!“ hatte Alban schon mehrmals vom Fenster aus gerufen, „was geht vor? Was will der Mann? So laß ihn herein! Du wirst doch den Hund nicht —!“ Im tosenden Sturm schien der Hausmeier

ſeine Stimme nicht zu hören, und über alles hin trieben die Wirbel des unendlichen Schnees.

Als Alban, der eilig die Treppe hinabgelaufen war, ins Freie kam und ihm der Wind faſt den Atem verſchlug, war der Hausmeier wieder bei ſeinem Schneeſchaufeln, der Hund mit wedelndem Schweif ſchnürfelte um ihn herum, und wo er mit der Schnauze im Schnee wühlte, waren Blutſpuren.

„Hätte ich ihn ſollen abfangen, Euer Gnaden? Na, habe ich mir gedacht, die Scherereien nachher, das Laufen zum Gericht. Iſt allemal zuwider.“

„Hereinlaſſen hätteſt du ihn ſollen. Wer wird bei einem ſolchen Wetter einen Menſchen mit dem Hund hinaushetzen?“

„Aber Gnaden, Exzellenz, Herr! Es iſt ja der Schorſchl geweſen!“

„War es wer immer, du laufeſt ihm jetzt nach und bringſt ihn ins Haus. Marſch!“

Na nu, da lugte der Franz einmal drein, aber nur einen kurzen Augenblick. Er merkte, daß es ernſt war und daß der gnädige Herr in der Verblendung den treuen Diener in den ſchrecklichen Winterſturm hinausſchicken konnte, um den Gauner unter Dach zu bringen.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, keuchend und ſchnaufend, und ſein Weib mußte ihm den Schnee aus dem Leibel und unter der Halsbinde hervorkratzen. Gebracht hatte er nichts. Nichts geſehen und nichts gehört. In zwei Minuten verfegt der Wind die Spuren.

Alban ſchritt durch die zwei Zimmer auf und ab. In den Ofen kniſterte das Feuer, die Uhr tickte in ewiger

Einheit fort. Das Frühstück mit dem dampfenden Mokka und der frischen Alpenbutter hatte ihm nicht gemundet, die Cigarre hatte keinen Zug gehabt. Die Stimmung war dahin. Wo steckte denn jetzt die Behaglichkeit, die Heimlichkeit? Dieses schöne, feste Haus war ja ein herzloses Unding! Es ist zu dumm! Nun aber, wäre es denn heimlicher, wenn der verdächtige Mensch im Hause weilte? Soll man denn nicht einen Tag lang sein Dasein rein genießen? Läßt die Pflicht einen Augenblick aus, so setzt das Gewissen ein und gestattet es nicht, kindlich froh zu sein, solange man in der Nähe einen Menschen weiß, der elend verkommen muß. Im Kachelofen brüllte das Feuer, es brüllte und pfiff, gleichsam der Kampf zwischen Wärme und Kälte. Der Sturm draußen, gestern noch so herrlich, heute so abscheulich. Sein Rütteln an den Fenstern und Thoren war so köstlich gewesen, erst das bange Klopfen eines Hilfesuchenden hatte diesen Wintertag zu einem schrecklichen gemacht. Er ging wieder hinab, und rasch in die Meierstube tretend, hockten sie dort beisammen, um einen Mandelkuchen und bei Obstwein.

„Franz! Sofort wirst du dich nochmals aufmachen, um den armen Menschen zu suchen!“

„Zu dienen, Euer Gnaden!“

So scharf und entschieden das erstere gesprochen worden, so kleinlaut klang das letztere.

Und recht eilig packte der Meier sich zusammen, fast so eilig und stürmisch, daß es wie Entrüstung aussah. Alban blickte ihm finster nach. Dann ging er in den Wirtschaftsgebäuden umher. Die Dienstboten liefen

heran, um ihm die Hand zu küſſen, heute wehrte er ab. — „Der, wenn er uns hereingekommen wäre!“ ſagten die Knechte und machten mit ihren Dreſchflegeln drohende Bewegungen. „Wir ſind zwar nicht bei den Soldaten geweſt, aber für unſeren lieben gnädigen Herrn ſtehen wir ſchon zuſammen, wenn ihm einer ſo an den Pelz will! Ei ja, das wohl!“

Widerwillig wendete er ſich ab und ging zum Hofthore hinaus. Das Geſtöber verſchleierte alles, und wo in demſelben auf zehn Schritte eine dunkle Geſtalt auftauchte, da war es ein Zaunpfahl oder ein Baumſtrunk. Eine leidenſchaftliche Ungeduld hatte ihn erfaßt, daß endlich der Hausmeier daherſteigen müſſe, an ſeiner Seite den armen Menſchen, der vorhin mit dem Hunde davongehetzt worden war. Der weiße Bodenſtreifen zwiſchen den Bäumen hin, das war der Weg, aber man ſank in den Schnee bis auf die Lenden, und immerfort fegte der eiſige Wind den lockeren Flaum über die Fläche hin in flatternden Schleiern, oder er wirbelte ihn ſchraubenförmig in die Lüfte, ſtäubte ihn von den Bäumen zurück. Wie kalte trockene Fluten, ſo goſſen ſie dem Manne ins Geſicht, verſchlugen ihm den Atem, verlegten ihm Augen und Ohren. Um ſich nicht ſelber zu verlieren in dieſem toſenden Schneemeere, verſuchte Alban umzukehren, da trat aus der weißen Finſternis ein dunkler Flecken hervor — ein zweiter, und die Männer waren da. Der Franz war's, aber nicht der Vagabund mit ihm, ſondern der Poſtbote vom Dorf.

„Das iſt ein Wetter!“ rief der Meier dem Herrn

zu. „Als ob's den Himmel hätte zerriſſen, ſo fliegt's niederwärts. Bei meiner Treu, ſolch einen Tag hab' ich noch nicht oft erlebt!"

„Haſt du den Mann nicht gefunden?"

„Ach du mein Gott, der ſitzt in einem hohlen Baum und lacht uns alle aus. Und wenn er liegen bleibt im Schnee —" der Lumy, es iſt kein großer Schade! Das wollte er beiſetzen, erinnerte ſich aber noch rechtzeitig, es wäre der Exzellenz-Herr, mit dem er ſprach. „Gut iſt's doch, Euer Gnaden, daß ich ausgegangen bin," ſetzte er in ſtoßweiſen Worten fort, „der da hätte ſonſt nicht kommen können."

Als ſie ſich bis zum Hauſe gearbeitet hatten, entfaltete der Briefbote ſeinen Mantel, ſeinen Rock, das Wams und that ſeine Sache hervor. Ein Telegramm, hatte er zu übergeben, und während es mit ſteifen Fingern umſtändlich ans Tageslicht gefördert wurde, ließ er einiges von ſeiner Wanderung vernehmen. — Vier Stunden vom Dorfe her. Über den Höhenrücken heran auf nacktem Erdboden, wo der Wind den Schnee weggefegt, aber ein Wind wie das Meſſer! Dann über Schneewächten ſtellenweiſe gekrochen, auf den Knien gegangen, eine Weile auf einem Zaun, der mit ſeinen Stangen aus dem Schnee ragt, dahingeſchritten wie ein Seiltänzer. Einmal niedergebrochen, in die Wuchten gefallen, daß der Schnee darüber zuſammengeſchlagen wie Waſſer über den Schiffbrüchigen. Und noch gedacht: Wenn ich hin bin, in Gottesnamen, wenn nur der Exzellenz-Herr das Telegramm kunnt bekommen. „Und iſt auf einmal einer über mich gepurzelt, iſt's der Franz

geweſen. Euer Gnaden, ſonſt wäre ich ſchon bei Vater Abraham. So, da hätten wir's. Na, aber ſchon ſauber vermudelt, tauſendmal Entſchuldigung!"

Eine Depeſche aus der Staatskanzlei.

Als Alban ſie raſch geleſen hatte, befahl er dem Hausmeier: „Laß dem Boten etwas Warmes geben, er ſoll ſich ausruhen. Du mache dich fertig, mit mir auf den Bahnhof. Ich reiſe ab."

Während er dann in den Zimmern ſeine paar Sachen zuſammenthat, fiel ihm ein: Es hat doch alles ſein Gutes. Troſtlos würde ich ſein, das Waldhaus ſchon heute wieder verlaſſen zu müſſen, wenn mich nicht ſchon die Verdrießlichkeit locker gemacht hätte.

Mit Sorgfalt ſchnürte er die Bundſchuhe, knöpfte die Wadenwärmer, band die Pumphoſen, neſtelte ſich in den Pelz ein und ſteckte rieſige Wollenfäuſtlinge über ſeine Hände. Der Franz war von ſeinem Weibe in alle möglichen Hoſen, Jacken und Tücher eingemummt worden, aber er machte ein grimmiges Geſicht, das nur dann ins gemütlich Breite ging, wenn es dem Herrn zugewendet werden mußte.

Und hernach mit langen Stecken hinaus in die wirbelnde Welt. Man verſuchte es über den Feldhang hinab. Es ging dort nicht, ſie ſanken bis an die Bruſt ein, mußten wieder zurück. Als Eismänner kamen ſie in den Hof, vermieden aber die warme Stube, um nicht zu tauen und nachher in Klumpen zuſammenzufrieren. Der Herr erinnerte ſich an Schneereifen, die im Hauſe ſein mußten. Sie wurden nicht vorgefunden. Alſo wurden runde Brettchen gemacht, mit Riemen

versehen und an die Schuhsohlen gebunden. Das bewährte sich. Der Schnee knirschte unter den Scheiben, gab aber nicht zu tief nach. Die rauschenden Bäume schleuderten keine Staubwolken mehr herab, hingegen dort und da einen gebrochenen Ast. Und wenige Schritte vor den Wanderern sauste ein schwerer Tannenwipfel nieder und schlug so tief in den aufschäumenden Schnee, daß kaum noch ein Busch davon hervorragte. Der Schneetanz auf dem Boden war so heftig und betäubend, daß die Männer oft stehen bleiben und sich umwenden mußten, um Atem zu fangen. Sie strebten dem Thalrücken zu, wo der Schnee weggefegt sein mußte, verfehlten aber die Richtung und kamen in die Mulden, die zwar weniger Wind, aber um so unendlichere Wuchten von Schnee hatten. Da war ein Weg gewesen und am Wege waren Planken und Bildsäulen gestanden; das alles jetzt nicht da, oder in der Tiefe, und man schritt darüber hin. Aus dem grauen Nebel fielen und flogen immer noch die unermeßlichen Flocken und Körnchen, sie flogen hin und her, auf und nieder und plötzlich strudelte eine Schneehose auf, so hoch, daß sie sich im Nebel verlor und gar nicht mehr zurückkam. Die Männer hatten auf dem ganzen Wege kaum zehn Worte miteinander gesprochen, sie pfauchten und schnupperten und schlugen häufig die Arme ins Kreuz über die Brust, um sich durch solche Bewegung die Glieder vor Erstarrung zu bewahren. Und dabei setzten sie schwerfällig und breitschrittig die Beine mit den Scheiben voran.

„Na, endlich," brummte Alban. Er roch Rauch vom häuslichen Herd. Das Dorf war in der Nähe. Da

bemerkte er in der Thalung einen Mann. Er ſtand am Rande des Teiches, der heute viel kleiner war, als geſtern. Die Eisränder waren weit hineingewachſen und beſchneit, und auf ſolchem Eiſe, das jeden Augenblick brechen konnte, ſtand der Mann und ſchien in den verſulzten Tümpel zu ſchauen.

Der Franz packte ſeinen Herrn am Arm, um ihn aufzuhalten: „Da iſt er! Da iſt er ja! Der Schorſcht! Ich glaube gar, der Lump angelt. Wenn es ſonſt nichts zu ſtehlen giebt, ſo ſtiehlt er Fiſche.“

In demſelben Augenblick machte der Mann am Teiche einen Sprung und ſtürzte ſich kopfüber ins Waſſer.

Mit einem Schreckruf forderte der Herr den Hausmeier auf, dem Selbſtmörder beizuſpringen.

„Für Euer Gnaden Leib und Seel'. Für den da nicht einen Hoſenknopf!“

„Halte mich an den Beinen feſt!“ Mit dieſen Worten ſprang Alban hin, legte ſich flach an den Teichrand, ſo daß faſt der Schnee über ihn zuſammenſchlug und haſchte nach dem Arm, der aus dem Waſſer auftauchte.

Wenige Augenblicke ſpäter lag der Vagabund leblos im flaumigen Schnee. Alban knetete ihm den Leib, bis aus dem Munde Waſſer herporgurgelte, und als die blutloſen Lippen nach Luft zu ſchnappen begannen, hob er ihn auf ſeine Achſel und trug ihn durch das Geſtöber dem Dorfe zu. Als ſie bis zur erſten Hütte kamen, hingen vom Gewande, vom Haar des Ohnmächtigen Eiszäpfchen nieder, und als Alban ihn in der Kammer der alten

Häuslerin auf das Bett legte, war der Mensch ihm förmlich auf die Schulter gefroren. Die arme Frau wußte nicht, wie das denn war, daß der Exzellenz-Herr einen Toten dahertrug und ihn ohneweiters auf die große blumige Decke ihres Bettes warf.

„Habt Ihr warme Milch, Frau? flößet ihm welche in den Mund, er kommt zu sich. Pfleget ihn, es wird nicht umsonst sein."

Während der Hausmeier nach dem Arzt geschickt wurde, stellte sich bei dem Geretteten das Leben ein. Alban gab noch mehrere Anordnungen und strebte dann dem Bahnhofe zu. In der Dorfgasse gab es wahre Schneegebirge, die manchem Hause bis ans Dach gingen. Ein altes Männlein hatte von seinem Dachkammerfenster aus ein Brett gelegt und konnte also nicht bloß selbst auf gutem, aber ungewöhnlichem Wege mit der Außenwelt verkehren, sondern auch den übrigen Insassen des Hauses, deren Thore verschneit waren, denselben vermitteln. Mit Verwunderung erblickten sie den Exzellenz-Herrn, der heute auf Schneeschuhen daherkam; sie boten ihm Schlitten an und mußten sich dabei selber auslachen, weil ja keiner zu brauchen war. Unterwegs begegnete er dem Arzt, der hatte zwei Küchenkörbe an den Füßen und stapfte in denselben sehr würdig einher. „Man muß sich zu helfen wissen, Exzellenz!" lachte er dem Herrn zu.

„Ja ja, Herr Doktor," antwortete dieser, „und helfen Sie nur auch dem armen Kerl, der im Rainhäusel liegt. Das Weitere wird veranlaßt werden, jetzt muß ich leider auf den Bahnhof."

Der Fluß, der zwischen dem Dorfe und dem Bahnhofe sonst im breiten Sandbette sich dahinschlängelt, jetzt lag er da wie ein verschneites Feld; still rann das Wasser unter der Schneedecke, und das Brückengeländer ragte kaum mit ein paar Schneewulsten hervor, an deren scharfen Kanten die weißen Strähnlein kreiselten.

Auf dem Bahnhofe arbeiteten Schneeschaufler, der Stationsvorstand salutierte überaus ehrerbietig vor Seiner Exzellenz und meldete, daß der Eilzug über drei Stunden Verspätung habe.

„Na also, dann ist ja Zeit," sagte Alban und begann, sich wieder durch das Dorf zu arbeiten, bis hin zum Rainhäusel.

„Es ist nicht das Schlimmste," sagte der Arzt, der eben wieder aus der Thür trat. „Patient bedarf einige Tage der Ruhe und Pflege. Er ist durch und durch ausgehungert und verfroren. Bis er hergestellt ist, dürften ihn ja ohnehin die Gendarmen in Empfang nehmen."

Im engen, rußigen Vorgelaß des Rainhäusels arbeitete das alte Weib. Sie brach dürre Äste übers Knie und versuchte, auf dem Herde das Feuer zu entfachen; es gab Rauch, aber es wollte nicht brennen. Das Weib war eine dünne Stange, an der das aschfarbige Gewand schlapp niederhing. Sie war so nackenkrumm, daß der Kopf wie geknickt ganz vornübergeneigt war, so daß von der Häuslerin das Sprichwort ging, sie schaue alleweil ihren Kropf an. Eine schwarze Haube, die an den Ohren herabgebunden war, bedeckte das Haupt, ließ aber hinten die dünnen grauen Haarsträhne nieder-

gehen, so daß es war, wie bei einem ehrwürdigen Pastorlein. Sie war sehr mißmutig und brummte, weil man ihr diesen Lumpen ins Haus gebracht habe. Solche Leute hätten ja immer ihr Vorrecht. Damit der Stinkfaule ein warmes Nest habe, nehme man einer ehrlichen Person das Bett weg. Die beste Kammerleinwand, aus der sie erst das Betttuch geschnitten, der schlechte Kerl liege jetzt drinnen, mutternackend. Sie werde gleich zum Richter gehen, der müsse ihn hinwerfen, wohin er gehöre. — In der Milch, die sie dem Kranken notgedrungen reichen mußte, war nicht gar viel Rahm enthalten, allein der Schorschl langte nach dem Topf mit krankhafter Gier und goß den Trank heißhungrig durch die Gurgel.

Nun war der Exzellenz-Herr wieder eingetreten, hatte den Schnee abgeschüttelt, sich ans Bett gesetzt und gefragt, wie es ginge. Am Ofengeländer hing das nasse Gewand, es dunstete und mürfelte durch die ganze Stubenluft. Der Schorschl sah gar verstört aus, die Wangen eingefallen, die Lippen angeschwollen, die Augen gerötet und das feuchte Haar wirr über der Stirn. Die Hände, mit deren hageren Fingern er immer die schwammige Decke über die Schulter zerrte, zitterten leise. Er antwortete nicht auf die Frage des hohen Herrn, und als dieser nochmals fragte, ob ihm sehr schlecht sei, schob er sich über gegen die Wand, barg das Gesicht in die Lappen und weinte, daß die Achseln stießen.

Alban legte ihm die Hand aufs Haupt und begann ihm so liebevoll zuzureden und zu trösten, daß der Kranke sich allmählich beruhigte und zutraulicher wurde. Sogar

einmal ein Lächeln, daß die breiten weißen Zähne hervorstanden. Dieſes Lachen rührte faſt noch mehr, als das Schluchzen, es war ſo unbehilflich, ſo unbegründet, ſo über alle Maßen traurig. Alban begann ihn auszufragen und gebrauchte ſogar das leutſelige Du, wie er es bei ſeinen Untergebenen gewohnt war. Aber es kam nichts Rechtes zu Tage.

„Warum irrſt du ſo herum, wie ein wildes Tier?“

Der Schorſchel zuckte die Achſel.

„Warum biſt du deſertiert? Das iſt ja unſinnig. Warum weigerſt du dich, dem Kaiſer treu zu ſein, wie andere junge Leute?“

Wieder ein Achſelzucken.

„Du weißt doch, was ſie über dich ſagen! Zum Beiſpiele das vom Holzmeiſter im Schirrwald —“

Der Burſche ſchnellte von ſeinem Lager empor, ſtieß ſich die Fäuſte an die Stirn und ſtöhnte laut: „Das iſt nicht wahr! Das iſt nicht wahr!“

„Will es auch nicht glauben. Sage mir nur, was du zu thun gedenkeſt.“

Er verdämmerte ſich und antwortete geſtört: „Ich weiß es nicht.“

„Bei deinem Benehmen iſt es kein Wunder, daß dich die Leute verabſcheuen.“

„Was thu' ich denn? Was thu' ich denn, daß ſie mich mit Hunden hetzen!“

„Weil du ſo ſonderbar biſt. Weil man dir nicht traut. Ein Fahnenflüchtiger! Er iſt unterſtandslos, kommt ins Elend, iſt zu allem fähig.“

Jetzt wendete ſich der Burſche gegen Alban, faltete

die Hände und flehte mit bebenden Lippen: „Herr, verlassen Sie mich nicht!“

„Warte nicht auf die Schande, bis sie dich einführen. Kehre freiwillig zurück zum Regiment.“

Und der andere nach einer Weile gedämpft, apathisch: „Meinetwegen. — Totschießen. — Dann ist's aus.“

„Totschießen? Thörichter Junge. Es soll dir womöglich nichts geschehen, ich will ein Wort für dich sprechen.“

Da weinte jener still vor sich hin, er konnte es nicht glauben.

Nachdem der Exzellenz-Herr sich manches notiert und die Alte in der Küche durch eine Handlange zur Nächstenliebe für den armen Burschen gestimmt hatte, war es Zeit, an die neuerliche Erstürmung des Bahnhofes zu denken. Eine Erstürmung, anders konnte das Vordringen über die vom Sturm verteidigten Schneewälle kaum genannt werden. Auf dem Bahnhofe pustete eine Maschine mit dem Schneepfluge heran, der vom Geleise die flaumigen Wuchten zerteilte und nach beiden Seiten in die Lüfte stäubte. Wenige Minuten später rollte der Eilzug daher. Der Stationsvorstand begleitete Seine Exzellenz in den telegraphisch bestellten wohldurchwärmten Salonwagen, wo die winterliche Vermummung sofort in das Nebengelaß gegeben wurde. Und so ging es wieder der Residenz zu, an den Regierungstisch, wo es allerdings noch weit größere Unebenheiten zu schlichten gab, als im winterlichen Waldlande.

Als an den Spiegelscheiben des Coupees die Eisblumen in zuckenden Wassertropfen niederrieselten, flutete blendendes Licht herein. Der Sturm hatte den Nebel aufgesogen, die Wolken gelöst. Über den weiten glatten Schneeflächen des Thales und über den weißen Kuppen der Berge leuchtete heller Sonnenschein. Und auf diesen Flächen zuckten und blitzten Millionen winziger Funken.

Alban zog eine Visitkarte hervor und schrieb mit dem Stifte einige Zeilen an seinen Freund, den General.

* * *

Ein Herrschaftswagen mit Gummirädern glitt über den glatten Wiesenweg dahin und sein aufgeschlagenes schwarzglänzendes Kobeldach strich manchmal an die Erlen und Weiden, die am Sträßlein standen und sich nachdenklich wiegten und wunderten ob des vornehmen Gefährtes. Sonst hatte der Exzellenz-Herr sich gar nicht, oder von einem einspännigen Steirerwäglein am Bahnhof abholen lassen. Diesmal hat er diese standesgemäße Pracht mitgenommen von der Residenz her. Das war dem Gaste zulieb. Zu seiner Rechten saß der General mit dem roten, bewaffneten Gesichte; denn der braune Schnurrbart dieses Mannes stand nach beiden Seiten in langen Spießen hinweg und das tiefliegende Auge blickte so verwegen und finster aus in die sommerlich sonnige Landschaft, als ob er sie ohne Pardon mit Krieg überziehen wollte. Er gab bereits Feuer, blies in die Cigarre, daß sie sprühte. Auf dem breiten Bocke saß der Kutscher, der mit Zungenschnalzen

die flinken Rößlein leitete. Neben dem Kutscher saß in blauer Uniform der Bursche des Generals; er blickte mit froherregtem Antlitz in die Landschaft, und wenn auf den Wiesen die Heuer ehrerbietig grüßten, fuhr er mit der Hand an die Mütze und nickte mit dem wohlfrisierten Kopf, als ob es lediglich ihn anginge. Als noch dazu der frische Heuduft an seine Nase kam, war's ihm zum Jauchzen — aber das darf man ja nicht, wenn der Herr General vorhanden ist!

Allmählich wurde das Sträßlein ein Hohlweg, der zur Linken den buschigen Wiesenrain, zur Rechten den kühlschattigen Waldhang hatte. Und in diesem Hohlweg gab es ein Hemmnis. Ein schweres Fuhrwerk mit geschälten Lärchblöcken war entgegengekommen und dem galt es nun auszuweichen. Zuerst wurde natürlich geflucht, hier vom Kutscher, dort vom Holzfuhrmann — das änderte aber rein gar nichts an dem Zustande; so sprangen die Männer aus dem Wagen und mit Hilfe des Holzfuhrmannes, der im Erkennen des Gutsherrn außerordentlich artig geworden war, leiteten sie die Pferde und huben den Wagen hoch an den Rain empor, daß die Blockschlarpfe vorüberkonnte. Der blaue Bursche hatte das Mithelfen der Herrschaft verhindern und den Wagen mit untergestemmter Achsel allein heben wollen; er strauchelte. Das ganze Zeug wäre auf ihn gefallen, wenn die anderen nicht rasch zugegriffen hätten.

„Ungeschickt, Georg! Übereifer taugt nicht!" diesen Verweis brummte der General.

Als es steil anging und die Männer ausgestiegen waren, machte Alban seinen Freund aufmerksam auf

die Himbeersträucher, an welchen die Äste in Bogen niederhingen, schwer belastet von den roten Körbchen, die wie aus lauter Purpurperlen zusammengesetzt waren.

„Ja ja," brummte der General und brannte sich eine frische Cigarre an.

Na, dachte Alban, man kann sich ja auch mit etwas anderem unterhalten.

„Daß ich dich frage, Fritz, wie bist du mit deinem Burschen zufrieden?"

„Ein prächtiger Junge, nur etwas —"

„Dumm?"

„Dumm nicht, aber einfältig."

„Na, das ist ja standesgemäß," lachte Alban.

„Mir auch lieber als der durchtriebene Kerl, den ich vor ihm gehabt. Der hat mich täglich bestohlen, jedoch mit so feiner Manier, daß ich immer gedacht: Lump, diesmal noch Gnade. Auch die Intelligenz will estimiert sein." Schreckbar finster blickte der General bei diesen Worten drein, da huben die Schnurrbartspitzen zu gaukeln an, weil darunter die Mundwinkel zuckten. Anders hatte den alten Soldaten noch niemand lachen sehen. Dann stieß er sich die Kehle locker und sagte: „Den Kerl, den Georg, muß ich strafen, weil er sich alles gefallen läßt und blöde dreinglotzt."

„Du meinst doch nicht, daß er seinem Herrn widersprechen soll?"

„Ja, das soll er. Wenn ich sage: Georg, wo ist die eine Flasche Rheinwein? Die hast du ausgesoffen! Kreuzteufel noch einmal, da hat er mir zu antworten: Herr, das ist nicht wahr! — Denn es war nicht wahr,

ich vergaß nur, ſie noch ſelber getrunken zu haben. Der Tölpel ſchwieg, ſo ſetzte es zwölf Stunden Arreſt.“

Sie waren auf die Anhöhe gekommen. Das weite Thal lag da, ſonnig und lachend. Grüne Wieſen, gelbe Felder, braune Brachen in unzähligen Vierecklein hin und hin, daß es ausſah wie ein Schachbrett. Dazwiſchen die Raine mit Büſchen und Bäumen, die Einzelhöfe mit den Obſtgärten, und Dörfer, deren Bretterdächer wie Silberblättlein in der Sonne glitzerten. Dann die weißen Fäden der Straßen, die Windungen der Bäche mit ihren Waſſerblitzen. So das Thal. Und hinter demſelben der Bergwall mit dunkelndem Wald und kahlen Almkuppen. Alles ſcharf und klar; aus dem Hintergrunde eines Seitenthales ſtand ein winziges Silberzinklein auf — die Hochſpitze des Grauen Zahns, die an zwei Tagereiſen ferne war. Und darüber das unendliche Äthermeer des Himmels mit den leichten, wolligen Wölklein, die ſich nie vor den funkelnden Sonnenſtern ſtellten, weil ſie, ihm nahekommend, ſtets in eitel Licht zerfloſſen.

Alban betrachtete mit Behagen dieſes Bild, das, ſo licht es war, die Augen nicht ſchlug, vielmehr erquickte.

„Nicht wahr,“ ſchmunzelte er mit Stolz, als ob er es ſelbſt ſo gemacht hätte. War es doch ſeiner Kindheit Welt, in der er ewig jung blieb. „Nicht wahr, das iſt ſchön?“

„Ja, ja,“ murmelte der General, brannte ſich eine friſche Cigarre an und fuchtelte mit dem brennenden Streichhölzchen in der Luft herum: „Dieſe verdammten Gelſen!“

Denn ringsum, zu Häupten und zu Füßen, an den Bäumen und auf der Matte, überall ein ſummender Tanz der Mücken, Fliegen, Falter und Käfer. Nicht ein Kräutlein ſtand am Wege, auf und unter welchem nicht hundertfältiges Leben wob, ſo daß Alban bei jedem Schritt achten mußte, kein Käferlein, kein Ameislein zu zertreten. Er, deſſen Hand im Staatsgetriebe manche Menſchenexiſtenz zermalmen mußte, ſcheute ſich, einen Wurm zu vernichten. Wohl, er vernichtete täglich Millionen von Lebeweſen, wenn er den Acker brachen und das Gras mähen ließ. So iſt ja die Welt einmal eingerichtet; allein mutwillig auch nur die geringſte Kreatur zu zerſtören — das war ihm nicht gegeben.

Nun ſtand er ſtill und machte den Genoſſen auf den Duft des reifen Kornfeldes aufmerkſam.

„Ich rieche nichts,“ brummte der General und qualmte Cigarrenrauch aus. Dabei wollte er immer die braune Tuchjacke bis an den Hals hinan zuſammenknöpfen, ſie war aber nicht dazu eingerichtet und deshalb fluchte er über den Zivilanzug, der einem ſchlapp niederhinge, wie der Fetzen an einer Krautſcheuche.

Jetzt kamen vom Felde die Schnitter heran, faſt laufend, wie die Schäflein dem Hirten zuſpringen, um ihm das Salz aus der Hand zu lecken. Sie küßten dem heimkehrenden Herrn die Hand, den Arm, den Rockflügel, alles in heiterer Demut.

„Pfui Teufel!“ knirſchte der General.

Faſt zuletzt kam der Hausmeier, die Sichel unter dem Arm, heran. Er war heute der Fleißigſte.

„Hab' gemeint, Euer Gnaden, daß ich gar nicht ent-

gegenginge, weil das Kornschneiden so viel g'nötig ist. Heuer steht's wieder einmal passabel und da muß man zugreifen. Küß die Hand, Euer Gnaden! Und gut ausschauen, daß es schon eine Freud' ist!" Er machte ein ungeheuer treuherziges Gesicht.

Als sie sich wieder an die Arbeit begeben hatten, sagte Alban vom letzteren: „Das war mein Franz, der Hausmeier."

„Das ist eine Kanaille!" antwortete der General.

Alban war die rauhe Art des alten Offiziers zwar gewohnt. Jetzt lugte er ihn aber doch etwas beklommen an und sprach: „General, mir scheint, du kommst als Feind!"

„Ist meine Schuldigkeit!" knurrte dieser, und seine Schnurrbartspitzen gaukelten.

Nun stand auf der Anhöhe das Herrenhaus. In seinem lichtbraunen Holzbau hob es sich gut ab von dem dunkelgrünen Wald im Hintergrund. Zwei üppigbuschige Lindenbäume beschatteten einen Teil des Gebäudes; die Meierin war just dran, Blumenbeete zu jäten und die Kinder waren just dran, mit ihren behendigen Beinchen die Blumenbeete zu zerstampfen. Der General schritt an allem mißmutig vorüber, und als Alban ihn in das bereitete Zimmer geführt hatte, ließ er sich schwer in den Lehnstuhl sinken und schnob auf: „So, da sitz' ich. Und da bringt mich sobald kein Teufel fort. Weder ein schwarzer, noch ein weißer."

„Aber im Speisezimmer ist der Imbiß aufgetragen."

„Na, hast was, so bring's."

„Und ſpäter will ich dir meine Wirtſchaft zeigen,“ ſagte der Gutsherr.

Der Alte ſchoß einen wütenden Blick auf ihn und raſchelte dann die Worte hervor: „Junge, nu will ich dir mal was ſagen. Laß mich zufrieden. Scheunen, Ochſen und ſonſtige Vieher — ich verſteh' nichts davon. Ich bleibe hier“ — er hieb mit der Hand auf den Eichentiſch, „dahier auf dieſem Platz ſitzen, bis meine Uhr abgelaufen iſt. Sorge für ſtabilen Trunk und leidliche Cigarren.“

„Soll nichts mangeln, Freund. Nur ſollſt du doch die landſchaftliche Natur ein bißchen —“

Brutal unterbrach ihn der General: „Exzellenz! Bleib' mir hübſch mit der Natur abſeits. Hab' Natur genug im Leibe für den perſönlichen Gebrauch. Man will auch mal ſein Leben genießen.“ Und er ſteckte ſich eine Cigarre an.

Das mag nett werden, dachte Alban. Er hatte ſich darauf gefreut, mit dem alten Freunde die Wälder zu durchſtreifen und auf Berge zu ſteigen. Und nun ſoll er am Ende dieſe Sommertage in der dunklen Kammer verſitzen und mit dem Gaſte Tarock ſpielen. — Bah, wofür iſt man Diplomat, wenn nicht, um das bißchen Militär herumzukriegen.

Mittlerweile war der Wagen nachgekommen, und während der Franz dem Kutſcher Pferdeſtall und Haferkammer anwies, meldete Georg ſich bei ſeinem Herrn, der Befehle gewärtig.

„Ich brauch' dich nicht. Marſch!“ herrſchte ihn der General an, doch noch von der Thürſchwelle rief er

ihn zurück: „Georg! Komm, ſtell' dich mal da her. Biſt ein braver Kerl, ſo weit. Wie mich dünkt, biſt du in dieſer Gegend zu Hauſe. Noch Mutter da? Nicht. Na, dann nicht. Morgens' und abends wirſt du in meiner Nähe ſein. Die übrige Zeit Urlaub. Lauf' dich aus, Kalb."

„Dank gehorſamſt."

„Und mach' keine Dummheiten."

Nun ging es dem blauen Burſchen einmal gut. Braten und Bier. Federbett. Und als Reſpektsperſon wurde er behandelt, ſogar vom Hausmeier und dem Sultan an der Kette. In blaues Kommißtuch ſchnappen? Nein, dafür ſind wir zu patriotiſch. — Aber ſchon am nächſten Tage bemühte er ſich, eine Dummheit zu machen. Auf dem weißen Kies des Parkweges ging er dahin und durch den Gadern hinaus auf den holperigen Waldſteig. Dort war ihm heimlicher, dort gab es manche Stelle, wo er verlaſſen und verſtoßen gelegen war, gehungert hatte und verzweifeln wollte. Im blauen Kaiſerröckel, mit geſättigtem Magen und flinken Gliedern über ſolche Stellen dahinzuſpazieren, das machte ihm jetzt ein beſonderes Vergnügen. Und dabei fiel ihm allerlei ein. An der Lichtung verlor ſich der Fußſteig im hohen Strauchwerk, und dort drüben am ſonnigen Hang ſah er ſie plötzlich, an die er gedacht hatte. Sie war barfuß und barhaupt, hatte ein kurzes, graues, flickiges Kittelchen an und bückte ſich, um Erdbeeren in ein Körbchen zu pflücken. Als ſie jählings den blauen Burſchen ſah, lief ſie davon. Im Geſchlinge fiel ſie hin, verſchüttete Erdbeeren und war abgefangen. Der Burſche faßte ſie

mit festem Arm um die Mitte, wollte sie aufheben, sie klammerte sich trotzig ans Gestrüpp, versicherte mit hellem Stimmlein, es nicht mehr zu thun und weil er trotzdem nicht ausließ, so wollte sie ihm in die Hand beißen.

Das verhielt sich nämlich so: Der herrschaftliche Hausmeier hatte den Leuten das Beerenpflücken und das Pilzesammeln verboten, und seither fand das rothaarige und blauäugige Kohlenbrennerkind, daß die Erdbeeren besonders süß sind, ging hin und pflückte ihrer am Hange.

„Was ist denn das für ein diebisches Mädel!" lachte er. Da erkannte sie seine Stimme. Die Lust zum Beißen verging ihr, aber noch ärger erschrocken war sie, in die Hände des Vagabunden gefallen zu sein.

„Schorschl, um Gotteswillen, laß mich aus!" ächzte sie und suchte sich ihm zu entwinden. Und merkte es noch nicht, daß sie in Gewalt der Armee lag, sie hatte nur den einen Gedanken: Er bringt mich um!

Der Georg setzte sich zu ihr und hielt sie fest umschlungen. „Agathl," sagte er schalkhaft, „jetzt soll noch einer sagen, wir zwei passen nicht zusammen. Gestern hab' ich gestohlen, heut' stiehlst du!"

„Das ist nicht wahr!" begehrte sie heftig auf. „Gestohlen ist das nicht, was frei wachst im Wald. Stehlen thu' ich nicht!"

Nun wurde er ernsthaft und sagte: „Siehst du, wie weh es thut! Sonst hab' ich auch nichts genommen, als was frei im Wald wachst, und hast mich doch einen

Dieb geheißen, noch im vorigen Winter, unten im Kohlenbarren."

„Das haben alle geſagt!"

„Am meiſten weh gethan — — hat's mir von dir." Dieſe Worte waren herausgewürgt, als ob ihm ſchon der Strick um den Hals läge.

Jetzt erſt bemerkte ſie ſeine Uniform.

„— Wie ſchauſt denn du aus?"

„Gelt!"

Dann erzählte er, was er durch die Fürſprache des Exzellenz-Herrn geworden war. Der Leibburſche des Generals. Wie gut es ihm gehe. Daß er Urlaub habe und eben aus ſei, um im Wald ſchöne Erdbeermädeln abzufangen. — Er brauchte ſie nicht mehr ſo feſt zu halten, ſie blieb auch ſo ſitzen. Bald kamen ſie überein, ſelbander aus dem Binſenkörbchen Erdbeeren zu naſchen, die ſie auf der Flucht nicht verſchüttet hatte. Dabei betrachtete ſie ihn heimlich, und wie ganz anders er ihr vorkam, als früher. Der dunkelgrüne Halsaufſchlag mit dem weißen Gratel darüber. Unter der Mütze ſtanden an den Ohren ein paar kecke, glattgeſtrichene Lockenſechſer hervor. Das Schurrbärtchen leicht aufgeramt, die Zähne gepflegt. In den kleinen tiefliegenden Augen lag ein ernſthafter Schatten, der aber jeden Augenblick durch einen munteren Blitz unterbrochen wurde. Die Wangen rot, die Lippen voll, etwas wulſtig, weniger geneigt zum Sprechen als — zu was anderem.

„Wie du aber jetzt ausſchauſt!" ſagte das Mädel frohgeſtimmt. „Im vorigen Jahr haſt nicht ſo gut ausgeſchaut."

„Meine liebe Agathl," antwortete er, „dazumal iſt's mir wohl hölliſch ſchlecht 'gangen. Iſt's mir ſchon immereinmal vorgekommen, es kunnt nicht ſein! Und wie nachher das Gered' iſt, du weißt eh, daß ich ſchlecht worden wär', da iſt mir wohl der Gedanke 'kommen: Jetzt iſt's ſchon alles eins!"

„Wer das Gerede nur kann aufgebracht haben!"

„Du, das möcht ich ſelber wiſſen. Ich hab' immereinmal gedacht, daß ich keinen Feind hätte. — Der Hausmeier beim Grafen" —

„Was iſt's mit dem?"

„So viel ich mir reimen kann, geht's von dem aus. Aber wenn ſie mich bei den Füßen aufhängen und wenn ſie mir's mit der Zang' aus dem Mund ziehen wollten, ſo könnte ich's nicht ſagen, warum der Hausmeier ſo gegen mich iſt."

„Es wird halt doch was zwiſchen euch ſein."

„Mein Gott, ſchon auf der Schulbank haben wir uns gerauft; warum, das weiß ich nimmer."

„Wer iſt denn der Stärkere geweſen?" fragte das Mädel.

„So viel mir noch im Kopf iſt — allemal ich."

„Na, vielleicht iſt's deswegen."

„Meinethalb. Was kümmert mich dieſer Franz! Die Welt iſt weit, jetzt gehen wir uns nimmer ins Gehör. Aber dazumal, wie er ſo über mich gelogen hat und ihm alle geglaubt haben, bin ich wohl der Schwächere geweſen. Na, gelogen, das will ich nicht einmal ſagen; es iſt überall umgegangen gegen mich, weil ich Dummheiten gemacht hab'. Aber ſie haben Schlechtigkeiten daraus ge-

macht und der Hausmeier hat's weitergesagt, als ob er dafür bezahlt worden wär'. Und wohl auch viel dazugemacht. Dirndl, da bin ich verzagt gewesen. Es hätt' wahr werden können! Damals, wenn mir einer wär' untergekommen! Du! ich sag' dir's trutz!"

Das Mädel verstand recht gut, wie die unklare Rede gemeint war. Er deutete an, wie der Exzellenz-Herr ihn habe gefunden im Schnee. „Denn seine Gutheit hat mich aufgeweckt. — Und jetzt, Dirndel," sprang er über, „jetzt bin ich munter!"

Sie suchte ihn zurückzutauchen und erzählte, wie es schon aufgekommen sei, woran der Viehhändler zugrunde gegangen war und die anderen.

„Daß ich's nicht war, weiß ich eh'," antwortete er. „Und du wirst mir's jetzt wohl auch glauben."

„Glaub' dir's schon. Aber — bissel ein Spitzbübel bist doch."

„Da hast recht."

Jetzt dämmerte er so ein wenig vor sich hin, und plötzlich:

„Sakerments-Mädel, dich hab' ich gern!"

Sie wollte schnell aufstehen und davon eilen, doch ihre Beine hatten sich so arg im Schlinggewächse verfangen, daß er nachhelfen mußte. Sie fand, daß er es sehr ungeschickt besorgte, so daß die Umstrickung eine noch größere ward. Dabei war vom Heiraten die Rede.

„Agathl, ich nehm' dich allemal!" sagte er.

„Und ich mag dich erst, bis du General bist."

„So lang' zu passen, Dirndel, das möcht' ich nicht raten. Weißt, an so einem General ist eigentlich nicht

ſo viel, als der Ruf geht. Sie ſagen, ein Feldwebel, oder ſo herum, wär' für ein Mädel geſcheiter."

„Jetzt laß mich aber einmal aus, daß ich heimkomm'!" Allzuſcharf war das nicht geſprochen. Er entgegnete: „Muß es gleich ſein — das Heimgehen?"

Und ſie: „Freilich wohl ſollt's gleich ſein."

Und er: „Ein biſſel wird's wohl Zeit haben."

„Und ſie: „Meinſt?"

Und er: „Denk' wohl."

Und ſie: „Was denkſt dir denn?"

Er ſchwieg.

Waren kaum eine halbe Stunde beiſammen und wußten ſchon nichts mehr zu reden. —

Der Exzellenz-Herr ging langſam über ſeine Wieſen und Felder. Den Stock mit dem Elfenbeingriff ſtieß er mit ausgeſpanntem Arm ſcharf in die Erde. Er war ärgerlich über mancherlei. Die Poſt hatte unangenehme Geſchichten gebracht. Es klappte wieder einmal im Staate nicht. Es war neuerdings — na, er wollte gar nicht daran denken, hier war er Landwirt und nichts anders. Nun hatte er ſich wirklich ſchon darauf gefreut, ſeinem Freunde, dem General, Haus und Hof, Wald und Au zu zeigen und allerhand Merkwürdigkeiten. Und hockte der Alte Tag für Tag auf ſeiner Stube wie angeleimt. Allerdings war's bekannt, daß er ein Barbar war, aber dieſes Landhaus, dieſe Wälder und Berge, dachte Alban, würden es ihm doch anthun. Nun ſtreichen die herrlichen Sommertage dahin, er ſitzt im Lehnſtuhl, trinkt braunes Bier und raucht Cigarren und öffnet nicht einmal ein Fenſter, daß der Geſtank hinaus und die Waldluft

hereinkönnt'. Und knurrt, wenn der Hausherr nicht immer bei ihm ſitzt mit den Spielkarten.

Die Leute waren ſehr emſig bei der Arbeit, wenn der Gutsherr neben ihnen ſtand und zuſah. — Auch der Georg arbeitete mit im Heu, oder im Korn. Das Kohlenbrennermädel mußte denn endlich doch einmal heimgegangen ſein, ſo war ihm langweilig. Spazierengehen mag der Menſch nicht immer, daher langte er nach der Gabel oder nach der Sichel und that luſtig mit. Er packte nicht übel an. Da trat einmal der Hausmeier zu ihm, nahm ihm die Heugabel aus der Hand und ſagte: „Dich brauchen wir nicht."

„Warum ſoll der Burſche nicht mithelfen?" fragte der Exzellenz-Herr, der gerade dazu gekommen war. „Er macht's ja gut. Er macht's beſſer, wie manch' anderer."

„Die Leut' verdirbt er mir, Euer Gnaden," antwortete der Franzl und ſetzte mit wichtiger Miene dazu: „Bei dem weiß man nie, was er im Sinn hat. Wohl, wohl, Exzellenz-Herr, die Leut' lernt man erſt kennen, wenn einer jahrelang mit ihnen zu thun hat. Ja, wenn unſereiner nicht aufpaſſen wollte, Tag und Nacht — niemandem darf man trauen, heutzutage."

Alban blickte dem Hausmeier ſcharf ins Geſicht, was dieſer aushielt, ohne ein Zucken zu thun. Dann ging er ſeines Weges. Heuſchrecken hüpften über ſeine glänzenden Stiefel, ob er ihrer tottrat, heute achtete er nicht darauf. —

Am nächſten Tage, der wieder ſehr heiß geweſen, ward es gegen Abend unruhig in der Luft. Die Bäume

wußten noch nichts davon, allein die Gräſer zuckten, die Heuhalme tanzten und der Staub des Weges wirbelte in kleinen Kreiſen. Es ging ein feuchtwarmer Föhn und der Himmel wurde ſachte grau und finſter.

Die beiden Herren ſaßen beim Tarock und die Kerze, ſonſt nur zum Anbrennen der Cigarren vorhanden, legte an die Wand ein rötliches Licht.

Alban warf das Blatt auf den Tiſch und ſprach: „Es ſcheint, daß Regen kommt. Will nachſehen, ob ſie mit den Garben fertig ſind.“

In demſelben Augenblick ſchlug im Dachgelaß ein offenes Fenſter zu, ſo heftig, daß die Scheiben niederklingelten an der Wand.

„Was zum Satan!“ knurrte der General und ſtand von ſeinem Lehnſeſſel auf.

„Willſt du mich begleiten?“ fragte Alban, ſetzte aber bei: „Nein doch, bei dieſem Wetter. Bleib' in der Stube, Fritz, ich komme bald wieder.“

„Wie meinſt du?“ fragte der General mit ſchiefem Blick. „Bei dieſem Wetter? Bin ich ein Pfründner? Mein Lieber, da ſind wir andere Sachen gewohnt.“ Er ging mit hinaus und Alban freute ſich heimlich der gelungenen Liſt. Nicht häufig ſchien derlei zu glücken. —

Sie gingen die Anhöhe hinauf bis zum Waldrande, wo eine Sitzbank war. Von dort aus konnte der Gutsherr Hof, Feld und Wieſe überſehen. Das Heu lag noch flach hingeſtreut, die Garben waren nicht heimgebracht, ſie ſtanden in Schöbern und die Leute hatten ſchon Feierabend gemacht. Die Meierin kochte das Nachtmahl, der Rauch des Schornſteins legte ſich träge aufs Dach

nieder und glitt an demſelben in den Hof hinab. Der Halter brachte die Herde in den Stall. Alban gab dem Viehknecht gemeſſene Aufträge: Friſche Streu ſchütten, die Haut ſtriegeln, die Salzkleie zum Abendimbiß für Kühe und Kälber. Sein ganzes Weſen war erfriſcht, als er ſo für das liebe Vieh ſprechen konnte und gern hätte er den General in die Angelegenheit verſtrickt. Dieſer puſterte, er ſuchte ſich ein Haar oder ein Splitterchen herauszupuſtern, das angeblich in einem Winkel des Gaumens kleben mußte. Dann ein kräftiger Fluch, gut war's. Alban ſchwieg und ſchaute hin. Weit draußen im Thal, auf der Straße ſtiegen weiße Staubwolken. An mehreren Berghöhen hatte ſich Nebel niedergeſenkt. Von einer Kapelle her in getragenen Stößen kam das Klingen eines Glöckleins. Wetterläuten, obſchon noch kein Blitz zu ſehen, kein Donner zu hören war.

„Jetzt möchte ich nicht gerne durch den Wald hinauf gehen," bemerkte Alban.

„Warum denn nicht?" ſchnaufte der General.

„Na, ich danke ſchön! Wenn plötzlich der Sturm kommt und bricht die ſtärkſten Stämme!"

Der Alte bog ſeinen Ellbogen aus, daß Alban ſich einhänge: „Komm, Kindlein, wir wollen in den Wald hinauf."

Na, ſo hatte der Gutsherr ſeinen Gaſt endlich dort, wo er ihn haben wollte, in der freien Natur, im Walde, wo er ihm das junge Tannicht und die alten Fichten und Lärchen zeigen konnte.

„Von den Lärchen leider nur wenige, aber ſie ſind über hundert Jahre alt."

„Ja ja. Hundert Jahre. Eine lange Zeit. — Sage, Alban, haſt du noch einen Glimmſtengel in der Taſche?“

Sie gingen durch ſchütteren Anwachs hin. Alban freute ſich der langen Triebe, die dies Jah. das junge Beſtände wieder angeſetzt hätte. „Mindeſtens einen halben Meter das Jahr wachſen ſie himmelwärts.“ Ein Wildhuhn flatterte auf, ſo plötzlich, daß beide Männer erſchraken, ſogar der Feldherr.

„Den Spuk möchte ich totſchießen,“ brummte er.

„Ja, das eine fehlt mir zum richtigen Landjunker,“ ſagte Alban. „Ich bin kein Jäger. Dieſen Spaß verſtehe ich nicht.“

Während er es ſagte, glitt er aus und fiel hin. — Selbſt auf weichem Moos könnte man ſich eine Rippe brechen! Wie einer nur ſo ſtraucheln kann! — Sie unterſuchten den Boden und fanden einen friſch abgeſchnittenen Baumſtock, einen harzenden Lärchenſtock, der mit Moos dünn bedeckt geweſen und auf deſſen Fläche der Gutsherr ausgeglitten war.

Er ſtutzte. „Was iſt das? Es ſind ja wohl keine Lärchen gefällt worden?“

„Müſſen doch, müſſen doch!“ ſagte der General. „Sonſt hätten uns ſchwerlich die Blöcke begegnen können, unten im Hohlweg. Erinnerſt du dich?“

Alban ſchaute nachdenklich auf den tiſchbreiten, rötlichen Stock und murmelte noch einmal: „Was iſt das?“

„Kanaille!“ knirſchte der General. —

Jetzt war's lange Zeit ſtill und ſie gingen „im Wald ſo für ſich hin.“ Sie kamen an ein Moor, wo Binſenbüſchel ſtanden mit ihren weißen Wollenfähnchen.

„Hier iſt wohl der Platz, wo du die Quelle für einen Hausbrunnen fangen willſt?“ fragte der General.

Alban zuckte die Achſeln.

Sie kamen an Erlgeſtrüpp, an welchem die grünlichen Samenzäpfchen hingen.

„Hierher gehört Feuer. Roden!“ ſagte der General.

Alban zuckte die Achſeln und durchbrach mit langen, derben Schritten das Geſträuche.

Sie kamen an eine Almblöße. Tief unten lag das weite, dämmernde Thal. Alles war ſtill und kein Zweiglein regte ſich an den Schirmtannen. Unter dieſen Tannen ſtand ein Heuſchoppen. Das Dach hatte Lücken und etliche Bretter waren zu halb herabgerutſcht über den Dachrand.

„Da drin wird dein Franz das Almheu aufbewahren,“ ſagte der General und ſeine Schnurrbartſpitzen gaukelten ſtark. Mit einem Armſtoß öffnete er die angelehnte Lattenthür, wohl, um ſich ein wenig am faulenden Heu zu ergötzen. Aber — den Fuß ſchon zum Überſchreiten der Schwelle gehoben, blieb er einen Augenblick unbeweglich, denn drinnen war ein Geräuſch.

Er guckte hinein: „Pardon, da will ich nicht ſtören!“ Zog die Thür hinter ſich zu, eilte, Alban mit ſich fortzerrend, thalwärts. Der Schnurrbart gaukelte heftig, zuerſt die eine, dann beide Spitzen.

Als ſie unten am Raine des Gemüſegartens entlang gegen das Gehöft ſchritten, in der Abenddämmerung, da wetterleuchtete es von allen Seiten her. Aber es donnerte nicht, es war ſtill, keine Grille zirpte im Graſe.

Alban blieb ſtehen und faßte den General an den vorderen Rockflügeln, daß er auch ſtehen bleibe.

„Lieber Freund,“ ſagte er mit einer faſt feierlich klingenden Stimme, „ich habe dir etwas mitzuteilen. Ich nehme meine Entlaſſung.“

„Wie? deine Entlaſſung, ſagſt du?“ entgegnete der Alte und brannte ſich eine Cigarre an.

„Ich will erſt einmal lernen, ein kleines Landgut zu bewirtſchaften, bevor ich es verſuche, ein großes Reich zu regieren. Es ſcheint, dahier ging ich ab und dort war ich nicht am Platz.“

„Nein,“ ſagte der General, „wirklich nicht. Für einen Staatsminiſter biſt du — ſagen wir — zu gut. Du behandelſt das Vieh wie Leute, das ſchadet nicht. Aber du ſollteſt auch Leute wie Tiere behandeln. Die Beſtien. Das muß regieren!“ Mit dem Handballen machte er einen Stoß nach der linken Seite hinab, aber es raſſelte nicht. Am Zivilgewand fehlte der Säbel, nach ſeiner Meinung der wichtigſte Teil eines Staatsmannes. —

Am ſelben Abende hatten die beiden Herren nicht Tarock geſpielt, ſondern ein angelegentliches Geſpräch geführt. Sogar der alte Säbelraſſler ſprach wie ein Menſch.

Am nächſten Morgen wollte es nicht licht werden. Die Dämmerung dauerte ſo lange, bis Alban auf die Uhr blickte, ob es denn nicht ſchon die ſechſte Stunde ſei. Wie von einer Tarantel geſtochen fuhr er aus dem Bette, denn es war die achte. Und draußen — Regen, unendlicher Regen. Aus dem Nebel, der alles einhüllte,

sickerte es dicht und zart, wie Tau. Die Dachrinnen plätscherten, die Dächer, die Bäume und Sträucher troffen ohne Unterlaß. Über den Hof in Kreuz und Krumm rieselten die grauen Bächlein. Die Fensterscheiben waren angelaufen und als sie geöffnet wurden, strömte kühler feuchter Hauch herein, den der General sofort mit einer guten Cigarre räuchern zu müssen glaubte.

Alban ging hinab in das Wirtschaftsgebäude, da hörte er von großen Regengüssen in der Nacht, und wie es in den hinteren Gegenden noch ärger niedergegangen sein müsse, denn im Thale gebe es schon Hochwasser. Alban stellte den Hausmeier zur Rede, weshalb die Jauche des Stalles wie ein Bach auf den Weg hinausfließe?

Da dachte der Franz: Na, das wäre was Neues, daß man sich in alles dreinreden lassen soll. Es scheint, ich werde ihm einmal das Wilde herabräumen müssen. — „Euer Gnaden," sagte er vernehmlich, „ich kann nichts dafür, daß der Regen naß ist und die Jauche davonschwemmt."

Auf dieses Wort stand der Gutsherr einen Augenblick still wie ein Pfahl und blickte den Meier an. Nicht etwa zornig, nur verwundert. Dann sagte er ganz gütig: „Franz, komm in einer Viertelstunde auf mein Zimmer."

Jetzt war dem Franz etwas unbehaglich. — Regenwetter. Da werden die vornehmen Herrschaften halt manchmal ein bissel gichtisch. Man muß Geduld haben. Als er dann in das große Zimmer trat, wo die breiten Eichenmöbel waren und wo die Schwarzwälderin laut

tickte, ſtand der Exzellenz-Herr am Tiſch und hielt ein Paketchen Papier in der Hand.

„Franz," ſagte er — ganz leiſe ſagte er es — „Du haſt aus dem Walde Lärchenſtämme verkauft!"

Der Hausmeier, der ganz ſtramm mitten im Zimmer ſtand, zuckte mit keiner Wimper.

„Lärchen — ei ja ſo. Ich wollte Euer Gnaden eben davon ſprechen. Sie waren — ſie ſind nämlich morſch geweſen. Der Borkenkäfer —."

„Der Borkenkäfer in Lärchen!" ſagte der Herr ſehr gedehnt, aber mit einer Tonhebung, die mindeſtens drei Ausrufungszeichen hatte. Und dann ſehr gelaſſen, faſt gemütlich: „Deiner Familie wegen thut es mir leid, Franz. Du biſt von heute an abgedankt. Da ſind deine Papiere mit dem fälligen Lohn. Binnen längſtens vierzehn Tagen muß allerdings die Wohnung leer ſein."

Jetzt hat der Franz mit den Wimpern gezuckt. Er wollte ſofort eine Rechtfertigung beginnen, aber der Herr winkte mit der Hand: Nichts weiter, die Sache iſt abgethan. —

Zur nämlichen Stunde hatte der General ſeinen blauen Burſchen zu ſich gerufen. Der mußte ihm wie gewöhnlich die Stiefel anſtreifen und ihn dann raſieren. Letzteres that der Georg, ſo geübt er drin war, noch immer mit einiger Befangenheit. Kinn und Backen, das gab keine Sorge. Aber ein Haar vom gewaltigen Schnurrbart hätte ihm den Hals gekoſtet. Und heute ſträubte ſich dieſer Schnurrbart ſo auffallend, die Hörner gaukelten ſo unheimlich. Und ein paarmal zuckte ihm

ein Blick des Herrn ins Geſicht, daß das Meſſer in der Hand zu zittern begann.

Als die Backen abgeſpült waren, legte der General die beiden Zeigefinger an die Schnurrbartſpitzen, drehte dieſe wie auf Spulen, ſo daß ſie nachher wie Pfropfenzieher ausſahen und ſagte:

„Georg!“

Dieſer ſtand ſoldatiſch bereit.

„Wirſt du ſie heiraten?“

Der blaue Burſche wurde rot. Er wußte augenblicklich, um wen und was es ſich handelte.

„Georg! Wenn du bei mir bleibſt, ſo kannſt du ſie nicht heiraten. Und wenn du ſie nicht heirateſt, biſt du ein Hundsſott. Kapierſt du das? Na denn alſo. Guten Morgen!“

Der Burſche wußte nicht recht, wie er die Treppe hinabgekommen war. Daß auf jene Überraſchung etwas geſchehen würde, hatte er beiläufig geahnt. Und nun das! Entlaſſung, Abſchied, Heiraten! All das auf einmal. Es war zu viel. Auf die Gefahr hin, daß es ihm in die Kehle hinabregnete, ſtieß er unten im Hof ein ſo helles Jauchzen aus, daß die Hühner aufſchreckten und der Kettenhund im Kobel ſein Haupt erhob und ſich einmal den Menſchen anſah, der bei dieſem Wetter jauchzen konnte. Die Affaire im Winter zwiſchen beiden war längſt vergeſſen, ſie waren zuſammen ſo gut Freund geworden, daß der Georg nie dem Sultan die Knochen bringen konnte, ohne von dieſem angeſprungen und an Mund und Naſe leidenſchaftlich beleckt zu werden.

Und jetzt rief er ihm fröhlich zu: „Sultan! Sultan! Ich heirate die Agathl!“

Hinter ihnen huschte, in wulstigen Wettermantel gewickelt, der Franz zum Hofthore hinaus und unter seinen Füßen spritzte die Lache auf. —

Um die Mittagszeit hörte es auf zu regnen. In einzelnen Gruppen stiegen weiße und schwarze Nebel empor, ein wässeriger Sonnenblick, und die Tropfen an den Bäumen funkelten in allen Farben. Die braunen Wässer, die ins Thal gekommen waren, wurden ungestümer.

„Ich will's mit dem Georg versuchen,“ sagte Alban nach Tische.

„Ja, ja,“ knurrte der General und brannte sich eine Cigarre an.

„Und wir könnten nachmittags die Rößlein einspannen lassen.“

„Am liebsten zum Bahnhof,“ antwortete der General. „Nämlich, lieber Freund, die Sache verhält sich so.“ Er nahm die Cigarre aus dem Munde und sagte fast schlicht und zierlich: „Bei dir da ist es sehr schön — aber langweilig.“

Doch am Nachmittage, als sie dahinfahren wollten mit der Zuversicht von Leuten, die einen freien Willen zu haben glauben, zeigte es sich, daß das Wasser die Herrschaft angetreten hatte. Von allen Bergrunsen war es herabgekommen, aus allen Gräben hervor, die Leute standen da und redeten zu einander, wie man es nicht glauben könne, daß Wässerlein, die sonst kaum ein Mühlrad treiben, so abscheuliche Ströme werden! Die

wuchtigſten und tobendſten Gewalten aber waren durch das Hochthal herabgekommen, aus dem Geſenke. Sie erfüllten mit ihren braunen, ſich ſtauenden oder überſtürzenden Fluten das ganze Engthal, das vom Hochgebirge niederzog. Von den Hängen die Holzblöcke, luſtig auf- und niederwiegend, glitten heran. Von den Lehnen die Lawinen wälzten ihren ſchweren, ſchäumenden Brei herbei. Grünſchillernde Eisklötze, die von den Gletſchern des Grauen Zahnes niedergebrochen waren, machten im Wandern Gemeinſchaft mit den ſchwimmenden Stegen, Brettern und Hausgeräten. Derlei berichteten die Leute, die zum Waldhofe heraufkamen. Und das dumpfe Toſen zitterte erdbebenartig durch die ganze Gegend.

Das roſtbraune Gewölke hatte am Mittage Lücken bekommen, durch die ein tiefblauer Himmel guckte. „Er iſt viel zu blau, das hält nicht," ſagten die Leute. Bald zogen ſich die mattgrauen Schichten darüber, die Landſchaft dämmerte und es hub wieder an zu regnen.

Alban hatte Georg befohlen, daß er nach dem Waſſer ſehe. Das Gehöft ſtand ſicher auf ſeiner Höhung, aber im Thale zogen die braunen Striemen über Wieſen, Felder und Wege hin, ſtellenweiſe Seen bildend, aus welchen die Heuhaufen und Garbenſchöber noch eine Weile hervorſtanden und ſich dann ſachte niederlegten.

Als Georg die Leute rief, ſtand unter dem Thore der Franz; halb geduckt, mit vorgeſtrecktem Haupte und glänzenden Augen ſtand er da und ziſchte auf den neuen Meier hin: „Muß es gleich ſein? Na wart, ich will dir helfen. Ich hole nur die Hacke." Und ſprang

gegen seine Wohnung hin, wo die Kinder daſtanden, blöde umherglotzten und nicht wußten, was jetzt war. Das Weib des Franz zeigte ſich gar nicht. In der Stube kramte ſie um, ſchleuderte zornig alles durcheinander, riß von den Betten die Plachen, warf in dieſe Gewand und Geräte hinein, band ſie in Bündel und ſchrie, daß ſie nicht eine Stunde länger in einem Hauſe bleiben wolle, wo man Stromer und Lumpen den treuen Dienern vorziehe.

Die Senk, die aus der Hochſchlucht von der Gletſcherwelt herabkam, hatte im breiten Thale zwei Brücken. Auf der Dorfbrücke ſtanden Männer, die mit langen Stangen und Haken das heranſchwimmende Gehölze von den Brückenjochen ablenkten und wo möglich ans Land zogen. Um die zweite Brücke, die unten in der Au ſtand und auf der ein Weg vom herrſchaftlichen Gute über den Fluß ging und die für dieſes Gut wichtig war, kümmerte ſich kein Menſch. An ihren Jochen hatte es bereits Balken und Baumſtämme feſtgeklemmt, das Waſſer brandete wild auf und warf ſeine Giſchten ſchon hoch über die Brücke hin. Auf dieſer ſtand nun der Georg und ſuchte mit ſeiner Stange das Schwimmholz abzuſtoßen. Dabei ſchaute er hin, ob ſeine Leute nicht endlich ſchon nachkämen. Ein einziger kam mit weiten Schritten über die Pfützen herangeſprungen, eine Axt in der Hand, auf die Brücke zu. Der Franz. Er ſprang auf die zitternde Brücke, ſchnob dem Georg ein Wort zu, das dieſer unter dem Donner des Waſſers nicht verſtand.

„Eine Stange! Eine Stange!“ ſchrie der Georg. „Mit der Hacke kannſt nichts machen.“

„Das wollen wir erſt ſehen!“ antwortete der Franz und trat zum andern hin. In demſelben Augenblicke krachten die Balken, eine braune Flut wirbelte auf, und die Brücke ſtürzte in das Waſſer. Ein einziges Joch in der Mitte ſtand, und auf demſelben kauerten, an wackelndes Gebälk ſich klammernd, die zwei Männer.

„Iſt mir ſchon alles eins,“ knirſchte der Franz, und that einen Hieb nach dem Georg. Die Axt ſchlug in den Pfoſten; mit heftigem Arm riß ſie der Georg heraus und ſchleuderte ſie in den Strom. Als Franz, ungeachtet der krachenden Trümmer, ſich auf den Gegner ſtürzen wollte, fiel das Joch um. Die beiden klammerten ſich an einen ineinandergequerten Doppelbalken, der, niedergeſtürzt, aus der Tiefe raſch emporſchnellte und dann auf den Wogen dahinglitt. — Und jetzt konnte man das grauſige Schauſtück ſehen, wie zwei Männer, auf dem davonſchwimmenden Balken aneinandergeklammert, in hellem Wahnſinn miteinander rangen.

Der Franz hatte den Georg ins Waſſer ſchleudern wollen, ſo ſuchte dieſer die krampfigen Finger des Feindes von ſich, vom Balken loszulöſen. Dabei umbrandete, umgiſchte ſie das Waſſer, daß einer den andern nicht ſah. Den ſchaukelnden Balken unter ſich verklemmten ſie Arme und Beine aneinander, der eine verbiß ſich mit den Zähnen in des andern Kleider, und doch wollte immer einer den andern von ſich und vom Balken ſtoßen, während das Waſſer in den Kehlen gurgelte und aus den Nüſtern brach.

In einen ſchwammigen Knäuel verſchlungen, ſo klebten ſie am Brückenbalken, der lautlos dahinſchaukelte.

Sie waren erschöpft und regten sich nicht, manchmal hoben sie die Häupter und glühten einander an mit den Augen der Bestie. — Kein Wort war gefallen, warum die wahnwitzige Fehde? Aber jetzt pusterte der Franz sich, konnte ein wenig Atem holen und sagte ganz gelassen: „Ja, mein lieber Schorschl, einer von uns ist zu viel auf der Welt."

„Es werden schier allzwei zu viel sein," versetzte der andere. Denn das Gefälle wurde stärker, der Strom rasender, und manchmal prallte der Balken an einen Felsblock, daß die Männer mit allerletzter Kraft sich anklammern mußten, um nicht in die Tiefe geschleudert zu werden. Der Franz schmiegte sich enge an den Busen des Genossen, in dessen Hals er seine Zähne schlug; der Georg versetzte ihm ins Gesicht einen wuchtigen Fauststoß, während er fast abgeschüttelt worden wäre. Noch einmal klammerte er sich fest, und dieweilen sie weitertrieben auf dem breiten, rollenden Strom, that er einen Schrei: „Agathl! Ein Vaterunser bet' für mich!"

Und der andere wimmerte halb erstickt: „Meine Kinder!"

Es ging weiter. Sie lagen verschlungen auf dem Holz und schnauften in Erschöpfung dahin.

„Ich möcht' dir wohl helfen, wenn ich könnt'!" sagte der Georg.

„Du bist ein falscher Hund!" der andere. „Bei meinem Herrn hast mich verschergt."

„Das ist gelogen —"

Eine übergießende Welle löſchte das Wort. Todesangſt löſchte die Wut.

Sie kamen ſchon in die Gegend, wo das einſame Thal ſich engt, ſie nahten immer mehr der Schlucht, wo ſelbſt in gewöhnlichen Tagen die Senk zwiſchen Felsblöcken in ſchneeweißen Wuchten dahindonnert. Sie fühlten keine Beine, keine Arme mehr, ein eiſiger Schauer durchfuhr ihre Leiber, daß ſie beben mußten und mit den Zähnen klappern. Das wilde Brauſen ringsum, ſie hörten es nur mehr wie ein fernes Donnern.

„Vater unſer, der du biſt im Himmel," betete der Georg.

„Zu uns komm!" der andere, da ſtieß wieder das Waſſer an.

„Vergieb uns unſere Schulden!"

„Wie auch wir vergeben!" ſtöhnte der Franz.

„Hilf uns, heilige Maria!" —

An den nahen Felswänden hingen die finſteren Nebel nieder und der gießende Regen hüllte alles in Schleier, ſo daß der Strom nach allen Seiten grenzenlos ſchien wie das tobende Meer. Und in dieſer grauſen Dämmerung verſank der Jochbalken mit ſeinem Menſchenknäuel.

— — — — — — — — — — — — — —

Noch an demſelben Abend hat man ſie gefunden auf einem riſſigen Stein. Die Waſſerzungen leckten heran, der Regen peitſchte in queren Strähnen. Der Georg, zerriſſen, zerſchlagen und blutend, bearbeitete den Körper des Genoſſen, um ihn wieder ins Leben

zurückzubringen, bis er ſelbſt ohnmächtig hinſank auf den feuchten Stein.

Am anderen Morgen, als er, von Leuten umgeben, auf ſeinem Bette zu ſich kam, in Binden und Tücher gewickelt, und als ihm nach und nach klar wurde, was geſchehen, war er wieder einmal der „Armenſeelen-Schorſchl“. Er verhüllte ſein blaſſes Geſicht mit den Händen und betete leiſe, bebend, ſchluchzend — für eine arme Seele.

Mein Vetter, der Türke.

Am 19. Oktober 1880 erhielt ich aus Teheran, der Hauptstadt Persiens, folgendes Telegramm:

„Mein teurer Vetter, ich bin verloren. In Affäre verwickelt, die mir den Kopf kostet, wenn Intervention der österreichischen Gesandtschaft nicht gelingt. Bis die Post Näheres bringt, vielleicht zu spät. Lebe wohl.

Anton."

Meine Entrüstung darüber, daß Anton, der immer Lustige, um teures Geld so armselige Späße treibt, war nicht gering. Der Scherz kostete mindestens fünfzig Franken. War der Junge nicht bei Trost? Sollte er im Lande der Sonne doch ein bißchen Sonnenstich bekommen haben?"

Nach der Entrüstung kam die Erwägung. Am Ende war doch etwas an der Sache. Vielleicht Liebeshändel; bei solchen kann man auch anderswo den Kopf verlieren. Aber „den Kopf kosten," das war etwas spezifisch Orientalisches.

Ein Hitzkopf war der Bursche immer gewesen, und bei solchem ist alles möglich. Seinen im Mürzthale

lebenden Verwandten wollte ich einstweilen die sonderbare Nachricht geheim halten. Er war meines Vaters Bruders, des Eisenwerksverwalters von Niederaigen, jüngster Sohn. Ich hatte ihn stets lieb gehabt.

Auf den Drähten der englischen Telegraphen-Kompagnie flogen nun in wenigen Tagen ein paar Depeschen hin und her. Die Gesandtschaft bestätigte alles und drückte den Zweifel aus, ob es gelingen werde, die Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umzuwandeln.

Kaum zwei Jahre waren verflossen, seit mein Vetter Anton Rosegger nach seinen vollendeten Studien als Techniker sich einer europäischen Auswanderungsgesellschaft nach Persien angeschlossen hatte. Es hieß, daß die Eisenbahn vom Schwarzen Meere aus über Persien nach dem Golfe zustande kommen würde, und dabei wollte er sein Glück versuchen. Ich war anfangs dagegen, weil mir jedes leichtsinnige Auswandern ein Greuel ist; da aber trotz seiner ausgezeichneten Talente, besonders im Zeichnen und in Erzarbeiten, in der Heimat die Aussichten für ein Vorwärtskommen wirklich keine glänzenden waren, der Bursche aber vor Gesundheit und Lebensmut nachgerade Funken sprühte, so ließ ich mich von dem ausgespielten Gemeinplatz: „Junge Leute müssen in die Welt hinaus," überlisten und erteilte leider meine Sanktion.

Zweimal hatte er seit seiner Abreise geschrieben; das erste Mal, daß er in den königlichen Münzwerkstätten zu Teheran arbeite, daß seine Existenz eine gründlich asiatische, doch aber recht erträgliche sei, daß er sich mit

den orientalischen Sitten schnell vertraut gemacht habe, und im zweiten Schreiben an mich hieß es, daß ich zusehen möge, ob er bei einer dritten Europa-Reise des Schah-in-Schah nicht als Großvezier die Majestät begleite! — Wenn die orientalischen Fürsten Hofnarren hielten, dachte ich damals bei mir, dann wäre es schon möglich, daß der muntere, zu allerlei Schalkereien aufgelegte Junge beim Schah sein Glück machte. Nun, in den Ländern von „Tausend und Einer Nacht" ist alles möglich — auch das Geköpftwerden.

Infolge der Gesandtschaftsberichte war ich alsbald entschlossen; was blieb auch anderes übrig, hatte ich ihn doch auf dem Gewissen! Ich hatte in meinem Leben manche große Reise gemacht, um nichts anderes, als um meine Neugierde zu befriedigen; warum sollte ich nun nicht nach Persien, um meinen armen Vetter zu retten, oder wenigstens, ihn noch einmal zu sehen. Zu Hause schützte ich eine größere Reise in die Schweiz und nach Savoyen vor, reiste aber nach Wien, wo Geld und Empfehlungsschreiben zu beschaffen waren. Die Briefe und Depeschen zwischen Teheran und Österreich hatten die unterschiedlichste Zeit gebraucht, das einemal drei Wochen, das anderemal fast genau drei Monate; daraus konnte ich auf die Unregelmäßigkeit des Verkehrs schließen. Meine Reise ging auf der Eisenbahn damals nur bis Galatz, dann auf dem Dampfer ins Schwarze Meer hinaus bis zur kaukasischen Hafenstadt Batum und dann, ohne den Elbrus zu besteigen, über das Gebirge. Im Hotel zu Tiflis bekam ich einen heftigen Asthmaanfall, der mich zwei Tage festhielt. Der Wirt,

ein Franzose, ließ meine Sachen ins Freie tragen unter ein türkisches Zelt, weil er der Meinung war, ein toter Passagier vertreibe zehn lebendige. Der Arzt verschrieb mir, alle zwei Stunden einen Tschibuk zu rauchen. Der Tschibuk trieb das Asthma von der Brust in den Magen. Vom Schwarzen Meer bis Tiflis führte damals schon ein großartiger Eisenbahnbau, hernach ist es mit der europäischen Kultur aus; man ist in Asien — und das besagt alles. Die Poesie, mit der wir seit unserem Bibelstudium in der Kindheit das Morgenland ausgeschmückt haben, ist in kürzester Zeit aufgelöst. Auf Eseln und Kameelen die grundlosen oder steinigen, stets von Wegelagerern gefährdeten Steige träge hinziehend, blitzt in der Seele nur selten eines jener wunderbaren Bilder auf, wie sie die morgenländischen Dichter, diese windigen Fabulierhänse, geschaffen. Ich habe mir's überhaupt abgewöhnt, einem Dichter etwas zu glauben.

Mein ganzes Interesse konzentrierte sich selbstverständlich nur auf das möglichst rasche Weiterkommen meiner aus asiatischen und europäischen Elementen zusammengewirbelten Karawane. Auf dem Kameele nicht wie ein Reiter, sondern, angeschnallt wie ein Warenballen, kauernd — anfangs machte es mir Spaß; später kam's mir unsäglich langweilig vor, da des Tages oft kaum drei Meilen zurückgelegt wurden. Ein die Verhältnisse kennender Russe versicherte, die Reise gehe so außerordentlich gut von statten, daß man diese Karawane einen Eilzug nennen könne. Also reiste ich per „Eilzug". Die Ortschaften, die wir passierten, waren über alle Vorstellungen armselig, die Herbergen so elend,

Essen und Trinken so europawidrig, daß ich den Vetter nicht begriff, der sich mit den orientalischen Zuständen schon so vertraut gemacht haben wollte. Die Strecke von Wien bis Tiflis legte ich in neun Tagen zurück, jene um das Dreifache kleinere von Tiflis bis Teheran in dreiundzwanzig Tagen. Am 10. Dezember war ich endlich in der persischen Hauptstadt. Trostlose Armseligkeit und fabelhafte Pracht ist der erste Eindruck, den diese Königsstadt macht. Ein wunderliches Gemisch von morgen- und abendländischen Erscheinungen: unter Telegraphenstangen hocken zerlumpte Derwische, in französischen Konditoreien kauern schläfrige Haschischraucher. Neben modernen Palästen gähnen fensterlose Höhlen, aus Stroh und Lehm zusammengebacken, „Bürgershäuser" der Königsstadt. Selbst die Stadtmauern, zumeist aus Lehm aufgeführt, sind derart, daß bei allfällig geplanter Erstürmung derselben eine Wasserspritze bessere Dienste leisten würde als eine Kanone. Eine nähere Beschreibung des Lebens und Treibens zu Teheran behalte ich mir für ein anderes Mal vor, mein jetziges, wichtiges Ziel war fürs erste die österreichische Gesandtschaft.

Das Herz sprang mir bis zum Halse herauf vor Freude, als ich wieder die Sprache der Deutschen hörte, nachdem ich mich bisher so kümmerlich mit meinem bißchen Französisch und Steirisch durchgeholfen hatte. Wo nämlich in Herbergen oder bei Lastträgern mit dem höflichen Französisch nichts auszurichten gewesen war, da hub ich mit geballten Fäusten gut steirisch zu fluchen an, und das hatte manchmal gar keine üble Wirkung.

Hier bei der Gesandtschaft umarmte ich den ersten Beamten, der mich auf meine Schriftstücke hin deutsch anredete, wie einen alten Freund, und die erste Frage war: „Ist's noch früh genug?"

Der Beamte wich mit seinem Blick meinen Augen aus und antwortete, am Leben wäre er zwar noch . . .

Ob Hoffnung vorhanden?

Ein leichtes Achselzucken. Nun erschien der Gesandte selbst, den seine Unterbeamten Konsul nannten. Ein braunbärtiger Mann mit rotem Fez auf dem Haupte, den er beim Gruße nicht lüpfte. Er war, wie ich schon wußte, ein geborener Mährer. Er setzte sich auf einen sehr niedrigen Schemel, bot mir Platz auf dem Divan, eine Cigarette und machte mir dann Mitteilungen. — Geschehen sei alles für meinen Verwandten, und mehr als was gethan worden, könne überhaupt nicht geschehen. Mein Vetter sei gefaßt, ich sollte es auch sein; er erwarte mich mit großer Sehnsucht, ich würde bald zu ihm geführt werden können, vorderhand müsse ich mich etwas erholen von den Reisestrapazen.

Meinen Anzug ordnete ich in dem mir angewiesenen Zimmer des Gesandtschaftshotels rasch und untadelhaft, als sollte ich die Aufwartung bei einem Würdenträger machen, anstatt bei einem Todgeweihten im Kerker; ich hielt mich hierin an eine orientalische Sitte, auf die mich der Gesandte aufmerksam gemacht hatte. Das vorgesetzte Mahl mußte mir mein Gastherr mit vieler Mühe annötigen, ich war voller Erwartung und Angst. Auch so müde war ich, so steif die Beine von dem langen Ritt. Der feurige Perserwein that seine Pflicht, machte

mich zuversichtlich und aufgeweckt, umsomehr, als auch der Konsul, der mit mir speiste, bisweilen munteren Gesichtes mich tröstete. In Asien sei ein zum Tode Verurteilter noch lange nicht aufgegeben, Despotenlaunen seien ja bekanntlich unberechenbar.

„Aber, Herr, worin besteht denn eigentlich das Verbrechen meines Vetters?" kam ich endlich dazu, zu fragen.

Darauf, meinte der Gesandte, sei nicht so leichthin zu antworten.

„Hat er in Unkenntnis der Zustände eine staatswidrige Handlung begangen?"

„Ein politisches Verbrechen, meinen Sie," sagte der Konsul, „derlei giebt es hier nicht, Freund. Aber gegen den Propheten hat er gesündigt, gegen die Tafeln des Kalifen. — Hören Sie denn, wie es sich zugetragen hat. Ihr Vetter hatte in der königlichen Münze, wo wir ihn gleich anfangs durch einen günstigen Zufall unterbrachten, bereits eine vorteilhafte Stellung erworben; er befehligte ein paar Dutzend Arbeiter, und der Schah hat den fähigen jungen Mann bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet. Besehen Sie sich einmal dieses Geldstück!" Er zeigte mir ein neues Goldstück, auf welchem das Bild des Schah in feinster Prägung prangte. „Könnte das nicht ebensogut in Paris oder in Wien geschlagen worden sein? Das ist ein Werk Ihres Vetters. Er wäre heute Oberdirektor der königlichen Münze, wenn nicht plötzlich der Teufel —" er zuckte ab. -

„Ich bitte Sie, meine Spannung!"

„. . . . recte das Weib dazwischen gekommen wäre."

„Ein Einbruch in den Harem?"

„Mit nichten," sagte der Konsul. „Ihr Vetter hat weder eine Frau des Schah noch die eines anderen Mannes auch nur mit einem Blick entweiht. Der junge Meister aus der königlichen Münze war bescheiden genug; der Tochter eines teheranischen Lederhändlers schaute er hinter den Schleier und erwählte sie. Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen, und ich sage Ihnen, es giebt nichts Schöneres auf Erden! Mit ihrem Vater war sie erst vor kurzem aus Ispahan eingewandert. Nun, die Leutchen liebten sich; der Vater drückte erst ein Auge zu, dann auch das zweite, und machte sie endlich gar nicht mehr auf, denn er starb auf einer Handelsreise nach Armenien an der Pest. Nun waren die jungen Leute sich selbst überlassen und wohnten in einem reizenden Häuschen des europäischen Quartiers. Die Idylle blieb nicht lange verborgen; von Derwischen angeführt, brach in Abwesenheit des Münzmeisters eine Rotte in sein Haus, warf ein Tuch über das Haupt des Mädchens, schleppte es davon, um es auf öffentlichem Platze hinzurichten."

„Um des Himmels willen, was erzählen Sie denn da?" rief ich aufspringend aus.

„Bleiben Sie sitzen und hören Sie die Tafel des Kalifen: Wenn eine Anhängerin der Rechtgläubigen — des Mohamedanismus — sich mit einem Ungläubigen paart, so soll sie getötet werden. — Dem ist aber vorzubeugen, wenn der Mann sich zum Islam bekennt und sie zu seinem rechtmäßigen Weibe macht. Das öfter-

reichiſche Konſulat griff ſofort ein. Ich begab mich zum troſtloſen Münzmeiſter, um ihn zum formellen Bekenntniſſe des Islams zu bewegen, traf ihn aber nicht mehr in der Werkſtätte. Er war zur Moſchee geeilt, in welcher ſeine Braut gefangen gehalten wurde, und ſchleuderte dort einen Derwiſch, der ihm den Eintritt verwehren wollte, ſo heftig an die Marmorbrüſtung, daß derſelbe zuſammenſtürzte und für alle Zeit auf das Aufſtehen verzichtet hat. Die fanatiſche Menge nahm den Gewaltthätigen natürlich gefangen, um ihn der Tafel des Kalifen zu überliefern, die da ſpricht: Wer Blut vergießt, deſſen Blut ſoll auch vergoſſen werden. — Die Geſandtſchaft machte alle erdenklichen Anſtrengungen, ihn zu retten: er ſelbſt gab alle Hoffnung auf, nur Muſelman wollte er vor ſeinem Tod noch werden, um die Braut zu retten. Damit war's aber zu ſpät. Die Tafel des Kalifen ſagt: Ein Ungläubiger, der einen Derwiſch erſchlägt, kann nimmer des Islams ſein."

„Alſo beide verloren?"

„Ich habe mich an die übrigen europäiſchen Geſandtſchaften gewendet in dieſer Sache, allein die Tafel des Kalifen ſagt: Der Islam ſteht über allen Geſetzen. — Und doch, Freund, haben wir Unglaubliches erreicht. In einer der europäiſchen Anwandlungen, denen der Schah — Allah ſegne ihn! — bisweilen unterworfen iſt, hat er ſeinen Münzmeiſter begnadigt —"

„Begnadigt?!" Ein heißer Freudenſchreck.

„— zu zehnjähriger Zwangsarbeit bei den Straßenbauten im Elbrusgebirge."

Mir fiel auf, daß der Konſul ſolches mit einer ge-

wissen Trauer sagte. Ich wußte noch nicht, was es heißt, zehn Jahre Zwangsarbeit in Persien. Keiner überdauert sie, es ist eine langsame Hinrichtung.

„Zu Gunsten des Mädchens," fuhr mein Berichterstatter fort, „fand der Schah, der sich für den Fall persönlich interessierte, die Deutung des Kalifen, nach welcher die Sünderin durch eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt Kum in der Salzwüste gereinigt werden könne. Sie ist aber nicht in die Salzwüste, sondern unter heimlichen Begünstigungen ins Elbrusgebirge gezogen, wo der Verurteilte seine Strafe sofort angetreten hatte."

„Ich finde ihn nicht in Teheran?" war meine Frage.

„Sie finden ihn auch im Gebirge nicht," antwortete der Konsul.

„Sie foltern mich, Herr! Was soll ich denn thun?" rief ich, von meinem Divan aufspringend, denn die Sehnsucht nach meinem unglücklichen Verwandten verzehrte mich.

„Sie müssen zum Großvezier gehen," sagte mein Gastherr mit blinzelnden Augen. Da hatte ich genug.

„Den Großvezier bestechen? Ich bin arm."

„Bringen Sie ihm, was Sie haben, Ihren Mut, Ihre Liebe zum Blutsverwandten, vielleicht rührt ihn das. Unser neuer Großvezier ist nicht so schlimm wie sein Name. Wäre er vor zwei Monaten schon in seiner Würde gestanden, wir hätten das mit Ihrem Vetter nicht erlebt. Er kann uns helfen, kommen Sie nur, ich begleite Sie zu ihm."

Diese plötzliche Zuversicht meines Konsuls richtete mich auf; ich fühlte kein steifes Bein mehr, aber auch kein steifes Rückgrat; es soll sich ordentlich biegen, wenn's den Anton gilt. Mein Gastherr klingelte seinem Burschen, einem flinken Kaukasier; die Pferde wurden vorgeführt, wir ritten zum Großvezier.

Dieser Ritt durch die Stadt hat keine Erinnerung in mir hinterlassen, ich habe sicherlich nichts gesehen und nichts gehört, so erfüllt war ich von dem Schicksale meines Anton und meiner Mission. An der Pforte des Palastes sah ich die ersten Mohren; sie warfen sich auf den Bauch, als wir an ihnen vorbei die Treppe hinaufstiegen. Wir gelangten in eine dämmernde Halle mit schwarzen Wänden und schneeweißen Marmorsäulen. Das ganze Licht dieses Raumes schien von den weißen Säulen auszugehen, ich sah kein Fenster. Die folgenden Räume, die wir durchschritten, waren noch märchenhafter; aber mich entzückte keine Pracht, mich erschreckte sie nur, es war ja doch nichts als das Hohnlachen des Despoten.

Endlich standen wir vor schweren Vorhängen; ein wohliger, betäubender, völlig fremdartiger Geruch. Mein Konsul legte mir die Hand auf die Achsel: „Nur Fassung!"

„Ich habe Mut," darauf meine hohlstimmige Antwort.

„Auch für das Schlimmste? Auch für das Beste? Wir sind im Orient!"

Die Vorhänge wallten zurück, mir war ganz traumhaft. Was jetzt geschah — man wird mir's nicht glauben

können. — Aus einem Nebengemach schritt der Würdenträger, in einem reichverzierten Kaftan, rasch auf mich zu und fiel mir lachend um den Hals.

Ich schrak zurück, war starr und glotzte ihn an. — War er's? War er's selber? — „Das — das ist zu dumm!" schrie ich entrüstet über diese beispiellose Riesenfopperei. — Der Anton stand vor mir, mein Toni, meines Vaters Bruders Sohn!

„Gerettet? Gerettet?" jubelte ich, „so lass' mich zum Großvezier, daß ich ihm danke auf den Knien."

„Bitte sich nicht zu genieren!" sagte er, trat einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über der Brust und stand in seinem reichen Gewande mit vergoldetem Krummsäbel da wie ein indischer Fürst aus der Phantasie Scheherasade's.

„Komödiant!" kreischte ich.

„W—a—a—s? Mensch, gieb acht, daß ich dich nicht kürzen lasse!"

Der Konsul zog mich beiseite und flüsterte mir mit schrecklich gewichtiger Miene zu: „Es ist der Großvezier!"

Auf alle Ausschmückung der Begebenheit verzichte ich. Die Überraschung war den Herren zu gut gelungen. Bald darauf saß ich in einem der innersten Gemächer ganz blöde da. Der Vetter war hinausgegangen, der Konsul redete mir zu, nicht weiteren Zweifel zu setzen in die Richtigkeit der Erscheinungen. Er erinnerte an die Tafel des Kalifen, wo es heißt:

Die Welt ist wahr, sei es auch du. Und wenn du lügst, dann thue es so heftig, daß man dir nicht glaubt. „Was Sie da sehen, das *werden* Sie aber glauben,"

fuhr der Konsul fort. „Denn alles, was ich Ihnen von dem Münzmeister, von seiner Braut, von seinem Totschlage, von seiner Verurteilung und Begnadigung erzählte, es ist wahr. Erst vor wenigen Wochen ist er von der Zwangsarbeitskolonie am Elbrus zurückgekehrt nach der Residenz, um seinen hohen Posten anzutreten. Man hat's nach Österreich berichtet, aber Sie waren schon abgereist."

„Das ist alles recht schön," war mein zögernder Einwand, „wenn ich nur auch wüßte, wie der Mensch aus einem Zwangsarbeiter am Elbrus ein — ein so großes Tier wird."

„Oh," sagte der Konsul, „das ist einfach. Man rettet dem Schah das Leben. Der Schah macht nämlich mit mäßigem Gefolge einen Jagdausflug ins Gebirge und wird in den Engpässen bei Scheristanak von kaukasischen Räubern überfallen. Aus der Nebenschlucht bricht, angeführt von einem jungen Münzmeister, die Sträflingskolonie hervor und schlägt die Räuber in die Flucht."

„Herr!" rief ich, „das ist ja romantisch wie ein Märchen!"

Er zuckte die Achseln: „Wir sind im Orient! — Hören Sie weiter. Einige Tage vor dem Ereignis im Elbrusgebirge hat gerade der Großvezier aus der persischen Königskrone heimlich ein paar Diamanten gebrochen, so wie man aus dem Weihnachtskuchen die Rosinen zwickt. Das ist dem Schah nicht recht, er läßt den Herrn abthun und setzt an seine Stelle den jungen Münzmeister."

Man hat's seinerzeit ja auch in den Blättern gelesen.

Nun trat seine Exzellenz herein, das schrecklich schöne Gewand hatte er abgelegt. Doch sah er mit seinem an beiden Seiten niederhängenden Schnurrbart, mit der breiten, maikäferbraunen Leibbinde, in der scharlachroten Pumphose und den gelbseidenen Sandalen immer noch türkisch genug aus. Sonst war's das breite, wohlgerötete steirische Gesicht mit den frischen grauen Augen. Nun ließ sich ja mit ihm reden. „Gelt," sagte er, mich bei der Hand fassend, „du bist nit bös, daß ich den Spaß gemacht hab'. Für die ausgestandene Angst müssen wir doch auch ein Pläsier haben." Aber als ich mich höflich nach seiner Frau Gemahlin erkundigte, und ob ich ihr vorgestellt werden könne, da kam wieder die Tafel des Kalifen Abu Bekr: Wer Begehr nach der Frau seines Gastherrn hat, der soll mit dem Tode bestraft werden.

„Sehr gütig, Exzellenz, darf ich noch fragen, wann der nächste Zug nach Europa abgeht? Den Karawanenzug meine ich."

Aber das begann doch immer gemütlicher zu werden, und bald fand ich, daß es doch gar nicht so übel ist, Geschwisterkind und Gast des Großveziers von Persien zu sein. Auch dem Schah wurde ich vorgestellt: der war sehr leutselig, erkundigte sich nach Wien und den Wienern, besonders nach der Naschhütte neben dem zweiten Kaffeehaus im Prater, und was die Volkssänger Schrammeln machten. Dann schneuzte er sich mit den Fingern und trippelte davon.

Noch lieber hätte ich die Gemahlin des jungen Großveziers, die schöne Fatima gesehen. Der Konsul zeigte mir auch die Fenster des Harems. Diese waren

ſehr unzugänglich, und ich erwog, ob es den Herrn Vetter arg verdrießen würde, wenn ich es einmal mit dem ſteiriſchen Fenſterln verſuchte, in welchem er ſelbſt einſt Meiſter geweſen war. In Anbetracht der bekannten aſiatiſchen Sitten habe ich's aber unterlaſſen.

Nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Teheran ward mir der perſiſche Boden endlich heiß unter den Füßen; mit Teppichen, Pelzen, Gewürzen und einem krummen Ehrenſäbel beſchenkt, reiſte ich ab, vollkommen beruhigt über das Befinden meines lieben Vetters Anton.

Bis dato iſt er nicht erſchienen. Unſer Briefwechſel blieb ein lebhafter. Seine Brüder in Steiermark rauchen den feinſten türkiſchen Tabak. Im Jahre 1887 hat er ſeinen Abſchied genommen und ſich in Unteritalien bei Potenza ein Landgut gekauft. Als ich ihn im vorigen Frühjahr einlud, uns doch einmal zu beſuchen und zuverläßlich auch die Frau Schwägerin Fatime mitzubringen, lehnte er ab und kam wieder mit ſeiner verdammten Tafel des Kaliſen.

Ich achte dieſe Tafeln, beſonders den Satz: Wenn du lügſt, dann thue es ſo heftig, daß man dir nicht glaubt.

Onkel Sonnenschein.

Ein Tagebuch.

Ich, die reizenden Zeitgenossen! Wie barmherzig sie einem ins Gesicht lügen. „Vortrefflich sehen Sie aus. In der That, Sie sehen — unberufen — viel besser aus als das letzte Mal! Kein Vergleich!“

Danke schön für die freundliche Erinnerung. Weiß zwar ohnehin, daß ich krank bin.

Mein gütiger Arzt pflegte immer zu sagen: „Schwächliche und kränkliche Leute werden älter als starkgesunde, weil sie auf ihre Gesundheit nicht sündigen.“ Seit einiger Zeit bringt er den Trost in anderer Form. „Bei gewissenhafter Diät läßt sich immer noch ein Weilchen gewinnen.“

Wie alt ich bin? Just in den besten Jahren. In den b e s t e n! Ich spüre es in allen Gliedern. Mindestens fünfzig Jahre hätte ich noch auf dem Kerbholz, wenn's der Ewigkeit-Herr nicht übers Knie abbricht und ein Kreuzl draus macht, zum Aufstecken am Hügel. Aber mein eigener Adam will mir untreu werden. Ich hätte ihn zu sehr vernachlässigt, hätte es allfort mit der Seele

gehalten. Wenn die Seele luſtig ſein wollte, habe der Leib Wein trinken müſſen und den Katzenjammer beſtreiten; wenn der Seele ums Lieben war oder ums Haſſen, habe ſie Feuer in den Leib geworfen, daß er ſich verzehrte. Und wenn ſie, dieſe herriſche Seele, in langen Nächten ihre närriſchen Gedankenfäden ſpann und wob, mußte der arme Leib dabei hocken, zuſammengekauert, ſchlafdurſtig und gebrochen. Man möge nur einmal andere, etwa vierfüßige Leiber betrachten, die ließen ſich derlei Knechtungen nicht gefallen, die ſtampften mit ihren vier Pfoten das bißchen Seele einfach in den Dreck — baſta. Aber, ſo opponiert der Leib weiter, nun wäre ſeine Geduld zur Neige, er wolle zuſperren vor Thorſchluß, und ich könnte mit der obdachloſen Seele gerade einmal davonfliegen, in den Himmel hinauf zu den ſo begeiſtert beſungenen Göttern oder — anderswohin.

Jeden Tag mehrmals deutet er mir das an, der unliebenswürdig gewordene Körper. Ich glaube, es iſt ſein Ernſt. Zum Satan, mir iſt aber die Sache nicht gleichgültig. Ich bin noch nicht ſatt und ich mag die fragenden Blicke meiner Kinder, das heimliche Flennen meines Weibes nicht aushalten. Was hilft's? Ich will ins klare kommen. Muß es ſein, na, Dagobert, dann fangen wir langſam an, einzupacken. Morgen will ich meinen Arzt an der Gurgel packen: Blut oder Wahrheit! Der ſoll mir nicht auskneifen. Heute will ich mich noch der lieben Unwiſſenheit freuen. Sie macht ja glücklich, ſagt man. Wenn ich dem Spiegel glauben wollte! Dieſe Grobiane mit dem blutleeren Queckſilber-

rücken zeigen ja allemal um mindestens fünfundzwanzig Prozent zu jämmerlich.

* * *

Sapperlot, Dagobert, was ist denn das für eine Aufführung? Siebenschläfer! Schickt es sich auch, am Tage der Urteilsverkündung so sorglos zu schlafen? — Mehr als Sterben kann mir nicht leicht passieren. Das dürfte abends mein letzter Gedanke gewesen sein. Das wäre schon gar schön, wenn dieses Leben mit seinen täglichen zehn Plagen kein Ende hätte! Da müßten alle Wissenschaften und anderen kulturellen Kräfte schnell zusammenhalten, um einen ausgiebigen Tod zu erfinden. Das wäre die größte Errungenschaft des Jahrhunderts, dem Erfinder würden an allen Orten prachtvolle Denkmäler erbaut werden, und die künftigen Kalender würden eine Zeitrechnung einführen: „Seit der Erfindung des Todes so und so viel Jahre."

Meinem Doktor Balsam hätte es wohl zuzutrauen sein mögen, wenn ihm nicht Kain zuvorgekommen wäre. Er macht sich ein Vergnügen daraus, den Patienten, die ihn darum fragen, zu versichern: „Lieber Freund, ich kann Ihnen zu Ihrer vollsten Beruhigung mitteilen, daß Sie keine drei Monat mehr leben!" Und er hält Wort! Mir ist kein Fall bekannt, daß ein Kranker sich gestattet hätte, das Maximum zu überschreiten. Und zu diesem verläßlichen Mann will ich nun gehen. Wenn er auch heute wieder Hypochonder zu mir sagen sollte, dann schreibe ich mich von jetzt ab: Dagobert Hypochonder,

und ein Manupropria dazu, so groß wie der Schweif eines Lindwurms.

* * *

Ich war schon bei ihm. Ich komme schon zurück. Ich weiß es schon.

Im Vorzimmer habe ich eine volle Stunde warten müssen. Da gab es genügend Zeit zum Sichausschnaufen von der Treppe, die nicht weniger als dreizehn Stufen hat. Meine Mitwartenden hatten es alle so dringend, hineinzukommen und gesund zu werden. „Bitte," habe ich gesagt, „will schon warten." Diese Wartezimmer der Ärzte! Jodoformduft, schwellende Sammetsessel und Spucknapf daneben. Und Teppiche, daß sich die Bakterien passabel einnisten können. Alles luftdicht verschlossen, natürlich, weil die lieben Kranken kein offenes Fenster vertragen können und es vorziehen, die ausgeatmete Luft der Mitkranken in sich zu saugen, als den frischen freien Tageshauch zu trinken. Ob das Ordinationszimmer wohl allemal so viel gut macht, als das Wartezimmer schadet? Auf dem runden Tisch lagen illustrierte Zeitschriften herum, abgegriffen und schmutzig, auch ein alter Jahrgang der „Fliegenden Blätter" war vorhanden. Da kann man sich ja unterhalten. Hätte mich auch. Guten Morgen! sagten seine Schergen, als sie in die Zelle traten, um den Delinquenten zum Galgen zu führen. — Sah der freundliche Doktor Balsam, als er die Thür öffnete, meine werte Person und bedeutete den übrigen höflich, er müsse mit mir die Reihenfolge stören, denn ich wäre nicht in der Lage zu warten.

Im Ordinationszimmer mußte ich mich auf das rote Sofa setzen. Der Doktor steht hoch, stramm vor mir da, stemmt den Arm in die Seite, strotzt vor Behagen. Man sieht es, wieviel Gesundheit der zu vergeben hat. Dann setzt er sich mir gegenüber, legt seine wulstige Hand auf meine abgezehrte und sagt: „Es steht ja recht leidlich, nicht wahr?“

Ich entziehe ihm die Hand, klammere die Finger ineinander und beginne mein banges Anliegen vorzubringen: „Doktor! Ich will auf die Polizei, wo die gefundenen Sachen abgegeben werden. Ich habe meine Geduld verloren. Schon zwei Jahre lang so krank sein —“ Da versagte der Atem.

„Sind Sie denn wieder so gelaufen?“ fragt er mit aller erheuchelten Einfalt.

„Sie müssen mich heute noch einmal untersuchen, Doktor, und zwar gründlich. Ich glaube — mit mir ist's aus.“

„Ei, warum nicht gar!“ lacht er auf.

„Ich will es nun gerade einmal wissen, wie es steht. Ich will mein Haus bestellen.“

„Das soll jeder bestellen und jederzeit bestellt haben. Sie sagten mir doch, daß Sie schon vor Jahren, in gesunden Tagen, das Testament gemacht haben.“

„Sapperlot ja! Ein Mann mit regelmäßiger Frau, dito Kindern wird viel Testament machen! Dahin stünde nichts mehr im Wege, Doktor. Allein die Familie — sie will vorbereitet sein. Und mich wird die Wahrheit nur stärken, so wie mich die Ungewißheit lahm gemacht hat und noch verrückt machen würde. Helfen können

Sie mir nicht, Herr. Alles, was Sie mir thun können, was ich von Ihnen verlange: Prüfen Sie nochmals genau meinen Zustand und sagen mir, wie es steht."

Er fühlt mir den Puls. Es pocht sein eigenes Blut an den Fingerspitzen. „Sie sind heute etwas aufgeregt. Das Fieber ist mäßig. Entkleiden Sie einmal den Oberkörper."

Und dann beginnt er das bekannte Spiel. Er klopft an der Brust und horcht. Er klopft am Schlüsselbein, hinter den Achseln, an den Seitenrippen, legt seine bebartete Wange dran und horcht. Kein Wort sagt er. An einzelne Stellen legt er neuerdings sein Blatt und klopft. Ein Mehlsack kann nicht tonloser sein. Er befiehlt, tief Atem zu holen, und legt wieder sein kaltes Ohr an. Dann richtet er sich auf und sagt: „Na!" Sonst nichts. Bei der gebückten Stellung ist ihm das Blut ins Gesicht gekommen.

„Wie steht's?" frage ich wohl etwas kleinlaut.

„Ich kann nur wiederholen, daß Sie sehr acht geben müssen."

„Geben Sie mir Monate? Wochen?"

Da sagt der Doktor: „Und wenn jetzt der gesundeste Mensch vor mich tritt und will wissen, wieviel Lebenszeit ich ihm gebe, so sage ich: „Herr, nicht einen Tag. Das menschliche Leben ist wie ein Schatten, heißt es in der Schrift."

„Um Bibelsprüche zu hören, geht man nicht zum Arzt."

„Allerdings muß ich Ihnen sagen, Herr Dagobert, daß Ihr Übel in ein neues Stadium getreten ist. Doch

wenn es nicht weiter greift — Um ein, zwei Wochen, gottlob, handelt es sich noch nicht."

„Also um Monate?"

Er schweigt.

„Ich danke Ihnen, Doktor. Eine größere Deutlichkeit will ich Ihnen ersparen. Sie können sehen, daß mein Puls nicht anders geht wie vor einigen Minuten."

Jetzt springt er über auf den Buchbinder Artor. „Sie wissen, daß der Mann an einem schweren Herzleiden laboriert. Wenn er in vierundzwanzig Stunden noch lebt, so hat die medizinische Wissenschaft einen beispiellosen Erfolg zu verzeichnen. Vierundzwanzig Stunden, sage ich! Dagegen werden Sie noch ein Methusalemalter erreichen."

Mit diesem Trost war die Ordination geschlossen.

Den Heimweg trat ich durch die Gärten an. Der Herbstsonnentag schlief über den gilbenden Bäumen, von welchen manches Blatt träumerisch niedertänzelte auf die Astern.

Nur noch Monate.

In meinem Leben nie hatte ich mich so leicht getragen als auf diesem Gang. Ich fühlte keinen Körper mehr, es war, als ob ich ihn beim Arzt vergessen hätte. Ein paar Bekannte, die mir begegneten, schauten durch mich in die leere Luft, ich glaube, einer ist sogar mitten durch mich hindurchgeschritten und hat über die Gelsen geschimpft. — Wie ich um die Straßenecke komme, ist in der Wohnung des Buchbinders Artor ein seltsamer Lärm. Thüren gehen auf und zu, und mehrere Kinder

weinen laut und so kläglich, daß mir übel wird. Er ist tot, der Vater, der Ernährer. — Nur noch Monate, Dagobert, und auch aus deinem Hause wird ein solches Weinen dringen.

Die Stufen zu meiner Wohnung hinauf erinnerten mich wohl daran, wieviel Erde noch an meiner Seele klebt. Im Zimmer helle Klänge. Das Goldköpfel griff in die Saiten und sang: „Holder Mai, du lieber Knabe!" Der größere Junge kauerte über dem Buch: „Mythologie der Hellenen." Der Kleinste, der mit Mutters Schere aus Papier just einen Altar schnitzte, ließ das Spiel und packte mich jubelnd am Bein, dem zitternden, wankenden. Gepfropft voll ist die Welt vor Schönheit und Freude... Mein Weib kam mir ruhig entgegen, aber ihr forschender Blick! Diese stumme, flehende Frage — sie ging mir durch Mark und Bein.

„Es ist wie im Juli," sagte ich, dabei fröstelte mir. „Konrad, höre, Maikäfer bin ich keiner!" Denn der Kleine wollte mir vor Vergnügen über meine Heimkehr das Bein ausreißen."

* * *

Der Tag war vorüber. Schon im Bette liegend, verglich ich den Morgen und den Abend — das Nichtwissen und das Wissen. Jetzt erst. Jetzt erst. — Meine Leutchen schliefen in der Nebenstube. Mein Herz rang mit dem abscheulichsten Schmerze, der je seinen Zahn zerfleischend in ein Wesen geschlagen hat. — Sterben müssen! So früh, so lebensdurstig

noch. Für immer und ewig von Weib und Kind gerissen. — Und unschuldig! Was hatte ich denn gethan, als gelebt? — Wenn ein Mensch den anderen tötet, da durchglüht es die ganze Gesellschaft, und sie rastet nimmer, bis Gerechtigkeit gewaltet hat. Die Richter zittern vor der Möglichkeit eines Irrtums, vor einem Justizmord schreit die ganze Menschheit auf, als wäre sie ins Herz getroffen. Und ein Wesen mit demselben Rechtssinn wird langsam, bei vollem Bewußtsein hingemordet, und fromme Leute nennen das Ratschluß Gottes. Nennen es so, ist ihnen völlig recht und mucksen nicht unter dem Beile der grausamen Henkerin Natur. Man sollte doch lieber das Frommsein lernen anstatt andere Künste. — Die Fäuste wollte ich aufmachen und die Hände zum Gebet zusammenlegen; aber sie krampften sich wieder zur Faust.

Gegen Mitternacht kam der Brustkrampf. Qualvoll — Stunde um Stunde. Aller Trutz, alle Liebe war dahin, das ganze Leben bestand nur aus einem Wunsch: tot zu sein.

* * *

Durch die Fenster schien der Mond und legte seinen Silberäther auf das Bildnis meines Großvaters. Das hub leise an zu sprechen: „Du sollst nicht trotzig sein, Kind, der treue Gott ist's, der mit einer Laterne dir den letzten Weg erhellt, während andere, die sorglos hintanzen, plötzlich in die Grube stürzen. Du wirst nicht auf fremden Wegen zusammenbrechen, sondern im Kreise der Deinen einschlafen, du wirst nicht erst lebenssatt

und seelenleer sterben, nachdem du schon lange die Leiche an dir herumgetragen. Das Beste hast du gelebt, die sonnige Jugend, die fruchtbare Manneszeit. Um dich vor dem Greisenalter zu retten, führt er dich hinüber so sachte und sanft, wie du jeden Abend einschlummerst. Und noch Gelegenheit zu haben, mit Ruhe und Bedacht zu schlichten und zu ordnen, den Verbleibenden manches ratende Wort zu geben, manches Herzensgeheimnis zu enthüllen. Dich beängstigt kein möglicher Verlust, dich erregt kein Gewinn. Im müden Körper Seelenfrieden. Sei doch dankbar, Kind."

Also du meinst, Großpapa, daß ich mir aus dem Sterben ein Vergnügen machen soll. Gut. Ich werde frühen Feierabend halten und vom Sofa aus den Meinen behaglich zusehen. Arbeitet, sorget, kümmert euch, kränket euch — ich thue nicht mehr mit, ich habe jetzt ein wichtigeres Geschäft und bitte, mich nicht zu inkommodieren. Ich will bequem sterben.

* * *

Diesen Gesellen muß ich mir einmal recht angelegentlich in die Seele prägen, damit er im nächsten Leben gleich herzunehmen ist: Denn auch der Bildhauer muß in mein Inventar der Ewigkeit. Also halte still, Roderich Steinschnabel, alter Kerl mit den schwarzen Moseslocken und dem zweischweifigen Paulusbart! Das lebenglühende Gesicht mit den breiten Wangenknochen, auf denen immer die zwei glänzenden Scheibchen einer Freude sind. Wenn bei deiner Mutter Tod damals die

hellen Tropfen nicht herabgerieselt wären, man hätte die Miene für ein seliges Lachen halten müssen. So vergnügt blüht es um die stattliche Nase und auf der breiten Stirn und um die buschigen Brauen, die wie zwei kühngeschwungene Bärte wuchern. Und dieser immer sprühende Phosphor des Auges! Wenn die Seele losbricht und das ungefüge, oft unklare Wort nicht ausreicht, so spricht er mit seinen Augenflammen, dieser glühende Mensch. Zwei italienische Blutstropfen hat er in sich und eine heidnische Seele. Alles ist gut, lautet sein Bekenntnis, mit Ausnahme von zwei Dingen. Die Steine des Anstoßes sind ihm die fabrikmäßig erzeugten Grabobelisken auf unseren Friedhöfen, und kein Märtyrer kann schwerer an seinem Kreuze tragen, als mein Steinschnabel an den gußeisernen Grabkreuzen trägt. In seinem Skizzenbuche keimt es immer, in seiner Werkstatt wachsen die weißen, heiteren Marmorgestalten, und sein Lebenszweck besteht darin, unsere Friedhöfe mit Schönheit zu schmücken.

„Denke dir, Dagobert!“ kommt er heute lachend zu mir herein, „die Baronin hat meine Psyche abgelehnt. Sie wolle mir die Arbeit vergüten, habe sich aber entschlossen, auf die Familiengruft ein Ecce-Homo-Bild stellen zu lassen. O Freund, wie anbetungswürdig groß ist doch die Dummheit!“

„Die Psyche wird wohl noch Anwert finden,“ will ich ihn trösten.

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel der Buchbinder Artor. Der wird ja doch auch bißchen ein Grabmal haben wollen.“

„Der Artor? Ist er denn gestorben?“

„Gestern mittag.“

Steinschnabel schüttelt das große mähnige Haupt und sagt nachdenklich: „Merkwürdig, was es doch für Leute giebt. Gestern mittag ist er gestorben, und heute morgen sitzt er am offenen Fenster und putzt seine Brillen.“

„Ich sage dir, gestern mittag ist er gestorben.“

„Und ich sage dir, heute morgen putzte er seine Brillen.“

„Dann ist dieser Mensch pflichtvergessen. Der Arzt hatte ihm keinen Tag mehr gegeben.“

„Dann ist der Arzt ein Schmutzian. Die Tage reichen für alle, und jeder nehme sich ihrer, soviel er tragen kann.“

„Nein, ich hatte doch die Kinder weinen gehört, gestern, als er gestorben war.“

„Dieses Geheimnis will ich dir offenbaren,“ sagt Steinschnabel. „Denn das Heulen ist auch anderen aufgefallen. Der Älteste hatte Geburtstag und bekam von der Frau Godl Lebkuchen. Die Hauskatze scheint dem Ältesten wohlgewogen zu sein, wollte den Festtag auch mitfeiern und fraß die Lebkuchen auf. Wie dann die Kinder feiern gehen wollten und nichts mehr da war, haben sie geheult, man kann's ihnen nicht verdenken.“

Muß gestehen, dieses Ereignis hat mich angenehm berührt. Den Lebkuchen will ich ersetzen, und Doktor Balsam irrt sich hoffentlich öfter.

„Wie weit bist du denn mit deiner Psyche?“

„Sie kraucht bereits aus der Puppe hervor.“

„Kraucht ſie?“

„In einem Monat kann ſie flügge ſein.“

„Schon? — Höre, Steinſchnabelchen, vielleicht machen wir zwei ein Geſchäft mitſammen. Wir ſprechen noch davon.“

Denn es trat Frau Radegunde ein, mein flachsblondes Geſpons mit dem hellen Rundgeſicht und dem taubengrauen Kleid. Mein Weib und Steinſchnabel ſind wie Tag und Nacht. Ein bewölkter Tag und eine ſternhelle Nacht. Denn Radegunde iſt vielfach bewölkt; wettert's nicht, ſo regnet's, und regnet's nicht, ſo tröpfelt's. Wenn ſie bisweilen auf zwei Tage zu ihrem alten Vater verreiſt, ſo halten es die Kinder und ich wie die Mäuſe, wenn die Katze nicht daheim iſt, da iſt alles erlaubt. Das heißt, auf einer gewiſſen Ordnung beſtehe ich. Wenn zum Beiſpiel bei Tiſch der Konrad oder einer der anderen in die Suppenſchüſſel ſteigen will, ſo muß er vorher Strümpfe und Schuhe ausziehen, daß ſie nicht naß werden. Aber nur am erſten Tage geht's ſo fidel her, am zweiten zählen wir ſchon ſehnſüchtig die Stunden, bis ſie heimkommt. Sogar die Dienſtmagd wird nervös, wenn ſie ein paar Tage die gnädige Frau nicht greinen hört. Der Wind treibt eben die Mühle, und wenn ich allein die Herrſchaft führe, ſo iſt nach acht Tagen das ganze Haus korrumpiert. Viel zu gut wäre ich, ſagen die Leute; Radegunde weiß das beſſer — zu bequem bin ich, zu gleichgültig, zu patſchig, kurz, um es mit einem einzigen allgemein verſtändlichen Worte auszudrücken — zu faul. Schleifen ſoll's,

aber treten wolle ich nicht; dieſes Sprichwort hat ſie vom Scherenſchleifer, ſowie ſie überhaupt gern draſtiſche Bilder aus dem Leben nimmt, um mich zu kennzeichnen. — Nun, das alles war einmal, iſt aber leider nicht mehr. Umwölkt iſt die flachsblonde Kleine freilich noch, aber es donnert nicht mehr. Wie wenn es leiſe tauen thäte am nebelichten Frühlingstag, ſo iſt es. So ſtill traurig, ſo liebreich mit mir, daß einem angſt und bange wird. Ich fürchte, ſie weiß alles, ahnt es vielleicht ſchon länger als ich, wie es mit mir ſteht. Na, die ſoll mich erſt kennen lernen! Ich mach's wie der Buchbinder und laſſe mich von keinem Doktor Balſam, oder er möge heißen wie immer, auf den Kirchhof komplimentieren.

Steinſchnabel war langſam von der Bank aufgeſtanden und hatte ihr mit leuchtendem Aug entgegengelacht. Sie ſagte nur: „So viel ſprechen ſoll er nicht.“ Da gab mir der Freund einen erklecklichen Händedruck, grüßte die Frau mit einem leichten Scherzwort und ging weg.

* * *

Sie hat recht, ich ſpreche zu viel. Wenn ſie mein Tagebuch zu Geſicht bekäme, dann wäre es auch dran, daß ich zu viel ſchreibe. Was bliebe mir ſchließlich übrig, als zu ſingen! Sie brummt, wenn ich einmal einen Vierzeiler ſumme, merke aber, daß es ihr heimlich wohlthut. Und vollends ſcherzen! Sonſt iſt ſie doch ein Feind von Kindereien bei Erwachſenen. Sie denkt wohl, je ſchlechter der Witz, je beſſer das Befinden. Und lacht und kraut

mir mit zarten Fingern das Haar und lobt mich, daß ich ein liebes Lamm sei und ist so dankbar, daß ich wohler bin.

Ich hab sie getäuscht auf muntere Art,
Das Klagen mir, ihnen die Thränen erspart.
Ich habe des Lebens buntes Panier
Noch einmal entfacht mit froher Begier.
Doch in den Nächten, einsam und still,
Da hab ich beweint mein verwegenes Spiel.
Wie warm mein Leben, wie kalt das Grab —

An dieser Stelle hat sie mir das Büchlein richtig abgefangen, nachdem sie vorher mein Geheimnis Zeile für Zeile über die Achsel her gelesen. Dann ist eins geweint worden.

Also auch das nicht. Ja, womit soll man sich denn eigentlich die Zeit vertreiben? — Kaum ein paar Monate noch, und die Zeit sich nicht zu vertreiben wissen. Welch ein Unglück, wenn Doktor Balsam mir hundert Jahre verschrieben hätte!

Doch eine recht lange Zeit gab's, da ich unseres Herrgotts Spaß nicht verstanden habe. Das Leben, ich hatte es schrecklich ernst genommen. Mit grausamer Wichtigmacherei habe ich die kindischen Pläsierchen genossen oder ihnen nachgejagt, schwitzend und keuchend. Konrad, kleiner, mit deinem Seifenblasenspiel betreibst du ein viel vernünftigeres und sachlicheres Lebensglück, als ich es gethan. Denn du plagst dich nicht dabei, freuest dich redlich an den bunten Kugeln, weißt, daß es Seifenblasen sind, und freuest dich sogar, wenn sie zerplatzen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein!"

Ja, ja, bibelfeſt, das bin ich. Der Menſch braucht notwendig wie das Stück Brot einen Herrgott, dem er die Schuld geben kann, wenn er ſelber dumm iſt. Freilich iſt es einem geſcheiten Herrgott ſchwer zu verzeihen, wenn er dumme Menſchen erſchafft — ich hätte, meint der Bildhauer, nämlich gerade noch ſo viel Religion, daß ſie knapp ausreicht, um Gott zu läſtern.

Die Stimmungen fliegen wie die Wolken im Herbſtwind. Und ſchwankende Rohre, ſagt Steinſchnabel, brechen nicht. Jetzt froſtiger Schatten, jetzt wieder Sonnenſchein. Und wenn nur die Schmerzen ſchlummern, will man ſchon jauchzen vor lauter Wohlbefinden. Das Krankſein, ſo empfinde ich's in dieſem Augenblick, hat auch ſein Gutes. Mancher genießt das Leben nur halb, ſolange er es ganz hat, und genießt es erſt ganz, wenn er's nur mehr halb beſitzt.

Eben läuten die Glocken für den Buchbinder. Diesmal iſt es nicht die Katze, diesmal iſt es der Tod. Doch ſchön, wenn man ſich auf einen Arzt verlaſſen kann.

Und mich will er auch ſchon fort haben, der liebe Doktor Balſam. Die Riviera, meint er, oder wenigſtens Arco am Gardaſee. Den Winter über. Da habe ich ihm heute bedeutet: „Gelehrter Herr! Wenn Ihr keine anderen Anekdoten mehr wiſſet, als wie man einmal einen Todkranken in die Fremde geſchleppt hat, damit er dort in einem Hotelzimmer unter Kellnerfräcken ruhig verſterben kann, dann — mit Verſtattung — ſeid Ihr mir nicht mehr ergötzlich genug."

Ich hätte ihm noch gern mehr und Erklecklicheres geſagt, da ſetzte ſein Verbündeter ein, der Bruſt-

krampf, und erſtickte die Sachen, die ihm vermeint geweſen.

Später unterhielt ich mich mit Radegunde über das merkwürdige Begräbnis des Kommerzienrates. Und unſer kleiner Konrad ſetzte ſich ſeine größten Augen ein — der will ſie ſicherlich wieder nachahmen, die erhabene Feierlichkeit. — Hundert Leute in auswendiger Trauer, die „Pompfunebre" mit dem Leichenwagen aus Sammet und Spiegelglas, ſechs Rappen daran mit Silberbeſchlag, auf den Rappen ſechs ſchwarze Reiter, mit Silber betreßt, die hohe Geiſtlichkeit im Trauerornat. Beflorte Sänger und Muſikanten, drei Kranzwagen und was eben alles dazu gehört, um einem Kommerzienrat ins Grab hinein das Kompliment zu machen. Nur eine Kleinigkeit fehlte. Aus Verſehen war an einer Bahnſtation der Waggon abgekoppelt worden, in dem der Sarg ſtand, und ſo hat ſich zu dem feierlichen Begräbnis die Leiche nicht eingefunden. Der Herr Rat hatte nämlich auch die Mode mitgemacht, nach Italien ſterben zu gehen, wie man dahin ſeine Hochzeitsreiſe thut, und ſo hatte er nun auf dem Rückweg den Anſchluß verſäumt.

„Iſt es euch ein Vergnügen, dann können wir's auch ſo machen."

Radegunde gab mir eins — ein ganz Leichtes — auf die Wange und kramte am Nähtiſch herum. Da merkte ich, wie die Sterbenden unbarmherzig ſind. Es wird ſchwer halten, mit ihr das Notwendige zu beſprechen. Da wird Steinſchnabel mitthun müſſen.

* * *

Was dies Leben mir beſchieden,
Es war gut, ich bin's zufrieden.
Könnt ich eines noch erwerben:
Nur daheim, daheim zu ſterben.
Nicht auf fernen Wandrerswegen
Möcht ich mich zur Ruhe legen,
Nirgends auf der ganzen Erde
Als daheim am eigenen Herde.
Vor des Todes grauſen Schrecken
Will ich nimmer mich verſtecken,
Wenn aus Augen, ſchmerzbefeuchtet,
Liebe mir zu Bette leuchtet,
Wenn die Meinen mich umgeben,
Atmend mein entſchwindend Leben,
Und aus gottergebnem Sterben
Meines Herzens Frieden erben.

„Das gefällt mir recht gut," ſagte Steinſchnabel, als ich ihm dieſes Gedicht zu leſen gegeben, „nur in der achten Zeile hapert's, da haſt du eine Silbe zu viel geſpendet."

Ich war nachgerade empört. Erſt ſpäter kam es mir, daß er mit der Versmeſſerei die Rührung wird haben verbergen wollen. Denn dieſer Schwächling kann keine Traurigkeit vertragen. Und ich? Ich weiß mir oft gar nichts Luſtigeres, als traurig zu ſein.

* * *

Bisweilen ſieht man in der Nacht mehr als am Tage. Sie kommen alle, die Gedanken, denen lebensfrohe Leute auszuweichen pflegen, und die Bekannten, die vor uns ſchlafen gegangen ſind. Sie machen ihre Einladung. Frau Hofrat muß auch jetzt noch ihre Schleppe haben

und zerrt das Bahrtuch nach, und mit dem Japaneſiſchen fächelt ſie gar kokett, dabei mit Recht ihr Antlitz verdeckend. Und draußen auf dem dämmernden Meere gleiten die unzähligen Schiffſlein der ewigen Dunkelheit zu.

O Nacht, du heilige Urweſenheit! Wenn Gottes zornige Hand einſt die Ampeln vom Himmelsgewölbe reißt, was vor allen Lichtern war, wird nach allen Lichtern ſein — die Nacht. Der ſchlafloſe Kranke in dunkler Stube hat Gelegenheit, ſich bei Zeiten mit ihr vertraut zu machen.

* * *

Allerſeelen! Ich bin auf den Friedhof gefahren zu meinem Grabe. Vom Eingange die Ecke links. Heute wildes Gekräute, vom Reif welk geſengt, wie gekocht auf der Erde liegend. Wenn wieder Allerſeelen kommt, wird hier ein ſchönes Blumenbeetlein ſein, in blauen Glastulpen brennende Kerzen. Davor kniet eine junge, ſchwarzgekleidete Frau, mit ſchwarz behandſchuhter Hand ein weißes Tüchlein ins Geſicht preſſend. — Dann kommen die Kinder, daß ſie auch ein Vaterunſer beten ſollen. Mit munteren Augen und friſchen Wangen denken ſie dabei an Roß und Wagen, an Taſchenfeitel und Mundharmoniken und an die Weidengerten, die ſie ſich auf dem Heimweg ſchneiden werden. — Ob die Seele nicht hinüberſpringen könnte vom modernden Leib auf den leblustigen Knaben? Vielleicht. Fliegt nicht auch der Vogel, wenn der Baum umgehauen wird, auf einen anderen über? Wahrſcheinlich ſtehe ich dann ſelbſt

an meinem Grabe und denke: da unten ruht mein Vater.

Wie es auch sei, am besten, daß es nicht nach Menschenwitz und Menschenwillen geht — da wäre es sicherlich verfahren.

* * *

Heute bin ich zum Steinschnabel in die Werkstatt gefahren. Denn die Nacht war wieder schlimm gewesen, aber ich will die Plagen nicht immer aufschreiben, sie graben sich schon selber ein. Das stete Sandbrünnlein in der Uhr rieselt ganz zart, und doch schüttert davor mein ganzer Leib, als stünde er an einem donnernden Wasserfall.

Die Hammerschläge der Steinmetze klingen, und ich stehe mitten im Olymp. Die weißen Göttergestalten ringsum warten nur auf ein schönheitsfrohes Geschlecht, um herauszutreten ins Leben, in die Kirchen und Tempel, auf die Straßen und Friedhöfe. In einem besonderen, lichten Raum mit Glaswänden arbeitet der Meister. Er hat den grauen Linnenkittel an und das weiße Käppchen auf, unter welchem zu allen Seiten das Löwengelock hervorquillt, grau vor Gipsstaub. Er steht an seiner Psyche, der Mädchengestalt mit den Schmetterlingsflügeln. Alle Sprödigkeit des Materials ist überwunden, in leuchtender Schönheit, zart und schmiegsam schwebt sie, man glaubt Wärme aus diesen Gliedern hervorströmen zu fühlen.

„Ich brauche sie nur zu küssen," sagt Steinschnabel, „und sie ist lebendig."

Er wurde bei dieser geplanten Lebenserweckung leider gestört. Obschon die Steinmetze im Vorraum laut riefen, der Meister sei augenblicklich nicht zu sprechen, trippelte es doch herein, das Blondlockel. Ein kleines Herrchen war's, die nagelneuen gestreiften Hosen an den Knöcheln waren aufgestülpt, aus den kurzen Hemdärmeln standen weit die steifen Manschetten mit mächtigen Perlmutterknöpfen hervor, der hohe Hemdkragen schraubte den kleinen, wohlrasierten Kopf empor. Auf dem Näschen ritt ein goldener Zwicker. Das ganze eckige Kerlchen schaukelte ein wenig. Mit seitlings gehobenem und rechtwinklig gekrümmtem Arm reichte er die Hand und näselte: „'n Tag, Meister, 'n Tag!" Und dann begann er Spreu zu sprechen, kurzgehackten, spießigen Spreu. Das Korn darin war, daß er ein schönes, sinnreiches Grabmal wünsche für seine verstorbene Schwiegermama. Er denke sich aufs Grab schwarze Marmorplatte, weißes Hautrelief: lebensgroßes Totengerippe mit Hippe und Sanduhr.

„Kolossal sinnig, nicht wahr?"

„Für Frau Schwiegermama. Gewiß," spottete mein Steinschnabel, und sein Auge blinzelte unter dem Busch. „Gut, will die Arbeit besorgen. Der Stein soll wohl recht schwer sein?"

„He, he. Charmante Dame gewesen," lächelte der Herr. Damit war das Geschäft abgemacht.

Als das Gigerl davon war, sagte ich zum Meister: „Mensch, wie kannst du eine solche Arbeit übernehmen?"

„Ich habe sie ja nicht übernommen," lachte Stein-

ſchnabel. „Dieſes lebensgroße Totengerippe werden meine Lehrjungen herſtellen.“

Die „charmante Dame“ hatte dem Herrn Schwiegerſohn nämlich eine halbe Million hinterlaſſen. Nicht jede Schwiegermama iſt ſo liebenswürdig. Doch begreift man, daß auf ſolch ein Grab nicht etwas Sinnbildliches taugt, das durch einen Kuß lebendig wird.

„Schnabel,“ ſagte ich endlich, „weil wir ſchon bei Sanduhr und Hippe ſind, ich komme heute mit einem großen Anliegen zu dir. Die Sache — du geſtatteſt ſchon, daß ich mich auf den Balken ſetze und an die Wand lehne,“ denn mir war zum Umſinken. „Die Sache iſt die. Ich habe, wie du weißt, drei Kinder.“

Er zählte luſtig an den Fingern ab: „Richard — Konrad — Frida. Es ſtimmt.“

„Nun höre. Ich thue nicht lange um, Freund. Meine Kinder werden einen Vormund brauchen. Wen ſoll ich mir denken für den Beſchützer meiner Familie? Es kann kein anderer ſein als du.“

Er hatte ſich mir gegenübergeſetzt, trommelte mit den Fingern auf dem Balken, ſchaute mich an und ſagte: „So, ſo! Hm, hm!“ Und ſetzte ruhig und leiſe bei: „Wann erwarteſt du denn ſchon?“

Dieſe Bemerkung in dieſer Form machte mich verwirrt, da verbeſſerte er ſich raſch: „Ah, ja ſo! Ich bin zerſtreut. Dachte an Gevatterbitten.“

An die Mauer hingeſunken, trocknete ich mir mit dem Taſchentuch die feuchte Stirn: „Du ſiehſt ja, wie es mit mir ſteht.“

Er faßte meine Hand. Das Feuer ſeines Auges

glühte warm auf mich her. „Dagobert, wenn es dich beruhigt. Wo du mich brauchen kannst im Leben oder im Tod, ich stehe zu deiner Verfügung. Hast du aber in dieser von dir bemerkten Angelegenheit mit deiner Frau gesprochen? Ich meine, ob es ihr wohl recht sein würde? Mir scheint nämlich, und du mußt es ja auch schon wahr gethan haben, daß der Bildhauer Steinschnabel nicht ihr besonderer Günstling ist."

„Ach Gott, Roderich, du kennst ja ihre Art. Allerdings, der Sache wegen gesprochen habe ich mit ihr noch nicht. Wenn ich vom Sterben rede, da hält sie mir nicht stand, da zankt sie, daß man Gott nicht versuchen solle, und behauptet, daß ich sie weit überleben würde. Wenn sie wüßte, was mir der Arzt gesagt hat! Glaubt ihr denn, ich hätte nicht den Drang, mich darüber auszusprechen? Ihr müßt es doch so gut wie ich selbst merken, was es bei mir geschlagen hat. Was soll denn diese verdammte Vertuscherei! Verneint mein Leiden, wenn ihr könnt, mir ist's recht, ich lebe gern. Gott weiß es. Und wenn ihr das nicht könnt! Laßt mich die furchtbare Wahrheit doch nicht allein tragen!"

Weil ich keuchend und mit gerungenen Händen vor ihm niedersinke, so richtet er mich erschrocken auf: „Um Gottes willen, Dagobert, welche Erregung! Deine lebhafte Phantasie —"

„Laß die Phantasie. Höre, was Doktor Balsam gesagt hat. Er that's auf mein Bitten, nach einer gewissenhaften Diagnose. Weißt du, was er gesagt hat? Daß ich nach zwei Monaten sterben muß."

„Das hätte er dir gesagt?"

„Der eine Monat ist schon vorüber.“

„Verzeihe, lieber Freund,“ sprach hierauf Steinschnabel, „so redet kein Arzt zum Kranken. Er mag gesagt haben, daß dein Leiden noch monatelang dauern kann, daß es überhaupt schwer heilbar sei, ja daß man unter Umständen gefaßt sein müsse, schon in wenigen Monaten das Los aller Erdenkinder —“

„Und das ist nicht genug? Ist es nicht genug, wenn der Arzt so zum Kranken spricht? Ein Thor, der's nicht versteht.“

„Übrigens,“ sagte der Bildhauer und legte seine Hand auf die meinige. „Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Aber ist denn noch nie ein Schwerkranker gesund worden? Hat sich noch nie ein Arzt geirrt?“

„Darum,“ war mein Geständnis, „habe ich die letzte Hoffnung auch noch nicht aufgegeben. Ohne jeden Funken von Hoffnung lebt selbst der Resignierteste nicht einen Tag. Weil es aber weitaus wahrscheinlicher ist, daß mein Leiden den gewöhnlichen Verlauf nimmt, so muß ich eben mein Haus bestellen. Und du sollst mich beruhigen und sagen, daß du im Fall meines Todes die Vormundschaft über meine drei Kinder übernimmst.“

Er drückte mir frisch die Hände: „Abgemacht.“ —

Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Auch der Schnabel sagt's. Schwerkranke, die im Bette liegen, das ist in Ordnung. Aber Schwerkranke, die umherwandeln wie ein Schatten ohne Mann, das sind Gespenster.

Allerlei muß der Menſch lernen, ſeines Fortkommens wegen, warum nicht auch die Kunſt zu ſterben. Der richtige Kurſus dauert achtzig oder neunzig Jahre lang. Dann kann man's und ſchickt ſich willig drein. Mancher Arme, Verlaſſene kann es ſchon früher, obſchon es für ihn auf Erden immer noch zu hoffen gebe, während beim blaſierten Reichen alles aus iſt. Nicht leben können und nicht ſterben wollen — das muß eine Hundeexiſtenz ſein. Ich hätte noch ſo viel zu gute gehabt.

Und immer ſolche Gedanken! Seltſam, daß bei einer Aufbahrung das Vorzimmer unheimlicher iſt als der Raum, wo die Leiche liegt. Und daß an einem Toten die Kleider das grauenhafteſte ſind. Alſo das Drum und Dran.

In meiner Kindheit machte es mir den größten Spaß, Geſtorbene anzuſchauen und Leichenbegängniſſe mitzumachen. Die Totenſchädel auf dem Traueraltare lachen ſo luſtig. — Das iſt die göttliche Einfalt des Kindes. Später iſt man „tief gerührt" oder gar „erſchüttert". Und man jammert ſich in eine flotte Deſperation hinein, die eher ein Vergnügen als ein Leid genannt werden könnte. Es kommt nicht ſelten vor, daß Fernerſtehenden ein Todesfall viel ungeheuerlicher erſcheint als den nächſten Angehörigen. Und daß ſie ſich dann ordentlich wundern, dieſe in ruhiger Gelaſſenheit zu finden. — Wo alſo iſt die Schrecknis des Todes, wenn nicht in nächſter Nähe?

„O Tod!" rief jener Pfarrer aus bei der Leichenrede, „o Tod, wo iſt dein Stachel?"

Ein Handwerksburſche, der ſich hinter dem Strauche

barg, antwortete: „Laſſen Sie das, Hochwürden. Wir brauchen es nicht zu wiſſen.“

* * *

Es iſt Winterszeit, und ich komme raſch zur Tiefe. Der Gang durch die drei Zimmer bedeutet eine Fußreiſe, vor deren Antritt ich das Teſtament machen würde, wenn es nicht ſchon geſchehen wäre. Die Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, und er iſt doch ſo leicht geworden. Schwer iſt nur das Herz.

* * *

Wenn ich des Morgens erwache, fällt mein Blick auf das marmorne Haupt meines geliebten Friedrich Schiller, den ich mir nicht als Greis denken kann. Wer jung ſtirbt, hinterläßt der Welt ein ewiges Bild der Jugend.

Mein Sterbezimmer hat mir die Radegunde ſchon vorwegs ausgeſtattet mit ſchönen Bildwerken, mit grünen Blatt- und Nadelſträuchern, mit friſchen Blumen.

„Mitten im Dezember ein Garten, der auf die Bahre wartet.“ Das Wort muß mir entſchlüpft ſein, denn nun brach das Wetter los. — Ob ich denn alles mißdeuten müſſe? Dieweilen ſie mir das Zimmer angenehm machen wolle, glaube man, ſie bereite ſchon auf den Tod vor? Ob ſie denn noch nicht genug gepeinigt ſei? — Und weinte zum Herzbrechen. — Da habe ich zu mir geſagt: Schlechter Kerl! Thut ſie nicht alles, daß dir wohl ſei, daß du getröſtet ſeieſt? Fällt

nicht durch die Fenster Luft und Sonnenschein, aber so daß mein Haupt beschützt bleibt? Rückt sie mir nicht täglich hundertmal die Kissen, die Sessel zurecht? Stehen nicht beständig Labsale bereit? Kommt eine Zeitung, ein Buch unaufgeschnitten auf den Tisch? Verliert sich ein Sacktuch, ohne daß ein anderes schon bereit ist? Und trällert sie, die sonst so ernste, nicht ein heiteres Liedel, während sie vielleicht aufschreien möchte vor Bange? — Und du? Du wirst nicht müde, sie zu quälen mit deinen Todesphantasien. Hast du nicht in niedrigsten Volksschichten Familienväter gesehen, die sterbend noch die Ihrigen beruhigen und trösten und bis zum letzten Atemzug leugnen, daß sie sterben. Jämmerlicher Mitleidshascher! Wo du froh sein solltest, daß dein tapferes Weib nicht mit Klagen, vielmehr mit stetem Sorgen und Wohlthun ihr Mitleid beweist!

Heute. Sie meint ich schlafe, rückt mir leise die Klingel nahe und entfernt sich auf Zehenspitzen ins Nebenzimmer zu ihrem Nähtisch. Aber ich wache und rufe: „Gunde!“

Sofort ist sie am Bette.

„Wo sind die Kinder?“

„Richard und Frida sind in der Schule,“ berichtete sie.

„Und Konrad?“

„Der? Ich weiß nicht. Ich glaube im Stöckel ist er.“

Das Stöckel ist eine Art Gartenhaus und Rumpelkammer, wo Geräte aufbewahrt sind und alte Gewandtruhen stehen.

„Was macht er im Stöckel? Er wird ſich erkälten.“

„Weißt du, er iſt ein guter, dummer Junge. Von der Kirche hat er's —“

Da klingelt es. Ein angenehmer Beſuch. Der Steuerbote. Er bringt eine Vorladung. Es ſei im Einbekenntnis wieder einmal was nicht in Ordnung. Möglich! Ich habe bei dem letzten Einbekenntnis gleich die Betriebskoſten des kommenden Jahres abgezogen, fünfhundert Kronen fürs Begräbnis. Daran haben die Herren natürlich wieder was auszuſetzen.

„Frau,“ ſagte ich nachher. „Ich werde den Steinſchnabel bitten müſſen, daß er für mich den Gang macht.“

Weil ſie darauf nichts ſagt, ſondern ſachte mein Gewand herrichtet, falls ich das Aufſtehen verſuchen wolle, ſo fahre ich fort: „Sage mir einmal, Gunde, haſt du gegen den Schnabel etwas?“

Die Hoſen über den Arm gelegt, ſteht ſie da und ſchaut mich an. „Ich? Gegen den Bildhauer? Wie meinſt du das?“

„Ich meine, weil wir ihn noch öfter zu brauchen haben werden. Ein herzensguter Menſch. Man kann ſich auf ihn verlaſſen. Man kann ihm ſchon was anvertrauen. Ich ſage dir, Gunde, der Schnabel iſt ein braver Kerl, durch und durch!“

Faſt betroffen antwortete ſie: „Mein Gott, das hat ja niemand beſtritten.“

„Siehe, das freut mich, Weib, daß du nichts gegen ihn haſt. Ich meine, daß er dir nicht zuwider iſt. Möglich, daß wir ihn vielfach brauchen werden. Wenn's mit mir noch lange ſo fortgeht — es dürften uns auch Ver-

änderungen nicht ganz unvorbereitet treffen. Wenn ich einem meine Familie anvertrauen wollte, so wäre es der Schnabel."

„Nun gut," sagte sie, „wenn du stirbst, so soll Steinschnabel der Kinder Vormund sein." Und ging zur Thür hinaus.

Hart und kalt wie Eisen hat mich das Wort getroffen. Aber ich habe es doch selber hervorgelockt. Kranke sind Egoisten, aber solche, die nicht mehr wissen, was sie wollen.

* * *

Weil der kleine Konrad heute wieder im Stöckel war, so wollte ich doch einmal sehen, was er dort treibt. Das muß ein besonderes Kinderspiel sein! Eine Beschäftigung, die ihn den Frost nicht fühlen läßt.

In den großen Filzpatschen und dem langen Schlafrock aus Wolle, den mir meine Gunde genäht hat, fisselte ich hinüber.

Unterwegs im Hof begegnet mir Richard, der gerade aus dem Gymnasium kommt, bei meinem Anblick hinter der Ecke abbiegen will, endlich aber doch auf mich zugeht. Er hat ein krebsrotes Gesicht und reibt mit der Faust an den Augen herum. Er getraue sich nicht zur Mutter, sie werde ihm das Mittagsmahl entziehen und Strafaufgaben verordnen. Denn er habe wieder einen Censurschein bekommen.

Wacker, Junge! Nur gesunde und aufgeweckte Knaben bekommen Censurscheine. Aus einem fleißigen Schüler ist noch selten ein bedeutender Mann geworden.

Genies waren ſtets leichtſinnige Studenten. Nur ſo fort, junger Mann! — Juſt laut ausgerufen habe ich dieſe pädagogiſchen Grundſätze nicht, aber gedacht habe ich ſie mit aller Redlichkeit. „Gieb her den Wiſch!“ ſage ich und ſtecke ihn in die Taſche. „Ich werde ihn ſchon unterſchreiben.“

Er hüpft munter davon, und ich habe ihm wieder einen Tag der ſeligen Jugendzeit gerettet. Im Griechiſchen hatte der Junge das Malheur. Daß doch ein ſiebenfaches Blitz-Kreuz-Donnerwetter dieſes verdammte Griechiſch einmal aus unſeren Schulen hinausfege!

Über die Schulnot der Kinder habe ich mich ja immer getröſtet. Die Schwerlernenden ſind gewöhnlich ſelbſtändige Naturen, für äußere Einflüſſe wenig empfänglich. Leute, die mit der Theorie nicht viel anzufangen wiſſen, ſind die eigentlichen Thatmenſchen. Ich glaube, Richard iſt beim unrichtigen Thor hinein. Er gehört in die Realſchule.

Steinſchnabel wollte ſogar, daß dem Knaben, nachdem ihm ſchon einmal das Leben geſchenkt worden ſei, auch die Jugend geſchenkt würde. Man ſoll, iſt ſeine Meinung, die zwölfjährigen Knaben in den Wald hinausjagen, wo ſie ſich ſelber ihre Nahrung und ihre Felle erjagen müßten. Dabei würden ſie tüchtiger als auf allen papierenen Hochſchulen und wüßten, was Leben heißt. Das wird nicht wahr ſein. Ich bin ein ganz papierener Menſch und weiß doch, was Leben heißt. Allerdings erſt, ſeit es zu ſterben heißt.

Wie glücklich iſt doch noch der Konrad in ſeinem achten Lebensjahre! Aber im Stöckel iſt es mäuschen-

ſtill. Ganz leiſe öffne ich ein wenig die Thür, um zu gucken, worin denn der Knabe ſo vertieft ſein könne. Nun, da habe ich's geſehen und bin ſtarr geworden. An der Wand über der alten Truhe hängt eine Blechpfanne. Sie wird meinen Vorfahren die Schmalznocken geröſtet haben, iſt aber jetzt vom Roſt zerfreſſen. Auf dem ſchuppigen Boden dieſer Pfanne iſt mit Kreide eine Figur gezeichnet, eine Art Dreieck mit zwei Ringlein an der oberen Ecke. In den Ringlein Punkte, Augen, Naſe und Mund darſtellend, und das ganze eine Kopie der Maria mit dem Chriſtkind von Mariazell. Auf der Truhe an beiden Seiten der Pfanne zwei brennende Kerzen. Zwiſchen denſelben iſt noch ein mit dem Sacktüchlein verhülltes Geheimnis. Und davor ſteht mein Konrad im Prieſterornat aus Goldpapier. Die Arme leicht ausgeſtreckt, murmelt er Gebete. Tief verſunken in ſeine Andacht. — Jetzt hob er ſein verzücktes Auge zur Pfanne empor, jetzt machte er eine tiefe Kniebeugung, jetzt zog er feierlich das Sacktüchlein weg, und was enthüllt daſtand — es war die Pfefferbüchſe von der Küche. Als dieſes geſchehen war, faltete der kleine Celebrant die Händchen und ſprach leiſe und langſam: „Heilige Maria, Mutter Gottes! Laſſe uns unſeren lieben Vater wieder geſund werden!“

Da wäre ich wohl am liebſten hingeſtürzt und hätte ihn an mein Herz geriſſen. Nein. Leiſe habe ich die Thür wieder angelehnt, dann bin ich niedergekniet im Schnee, und wie der Knabe drinnen für den Vater die Meſſe las, ſo hat hier der Vater ein Gebet gethan zu dem allmächtigen Gott für das liebe Kind.

* * *

Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß der eine stirbt und der andere leben bleibt. Dieser sieht jenen daliegen, eiszapfenkalt auf dem Schragen und frißt sein Heu mit demselben Appetit als früher, so lange noch ihrer zwei waren. Die Liebe, wenn eine vorhanden ist, thut einen Schrei, im übrigen getröstet er sich und denkt an seinen Vorteil. Täglich Todesnachrichten, Leichenzüge, links und rechts sinken sie hin, die Bekannten — der Überlebende trottet seine gewohnten Wege und bleibt trotz aller Lieb und Treu der windige Kleinigkeitskrämer.

Das alte Ehepaar im dritten Stock. Sie hatten doch achtundvierzig Jahre lang füreinander gelebt. Er ringt mit dem Tode, die Frau hockt weinend daneben, muß zuschauen bei seinem Sterben und kann nicht helfen. Sie hatten stets ihre gemeinsame Liebe und ihr gesondertes Geld im Kasten. Nun labt sie ihn mit Essig, betet laut und merkt, daß sein Leib sich krampft und sein Auge starr wird. Sie eilt zur Lade um das Sterbelicht, da kommt ihr zufällig sein Kassenschlüssel in die Hand. Da ist er, denkt sie, für alle Fälle, und verbirgt ihn in ihrer Tasche. Dann krampft sie ihm das Kerzenlicht zwischen die Finger und horcht, ob er noch atmet. Als es aus seinen Mundwinkeln hervorschäumt, stockt ihr Gebet. Dann fährt sie mit dem Tuch über sein Antlitz, da sind auch gleich die Augenlider zu. Aber siehe — er schöpft noch Atem. Sie betet laut. Sie horcht. Nichts mehr. Sie huscht eilig zu seiner Kasse. Die Leiche ist noch nicht kalt, so nahen die Notare. Der Staat wie die Familie haschen mit gleicher Gier nach dem Glücks-

fall, und eins sucht das andere zu überlisten. Ist es gut bestellt, dann kommt die pompöse Trauer. Er war so gut, sie sind ihm so dankbar und können sich verlassen auf den Tod, der keinen wieder aufwachen läßt. Nein, ein solches Totsein möchte ich nicht erleben.

Der Himmel hat mich vor dem Unangenehmsten behütet — als reicher Mann zu sterben. Es muß eine wahre Kalamität sein, das, was man mit Sorgen erworben, mit Schmerzen geliebt hat, von dem man weiß Gott was für Freude und Lust erhofft hat, auf einmal fremden Klauen überlassen zu müssen. Vor dem letzten Beraubtwerden schützt keine Polizei. Und nicht zu wissen, ob die klagenden Hinterbliebenen Freudenthränen weinen oder Trauerthränen lachen. Bei den Armen geht es redlicher her, wird geweint, so ist es echt, wird gelacht, so ist es auch echt — und der im Sarg ist still vergnügt.

Wenn man nur schon so weit wäre! Wenn bloß einmal das mit dem Schnabel in Ordnung ist!

Mein Testament. Es sind herzensgute Worte drin, und doch — und doch — Ziffern wären besser. Gott und der Schnabel, die werden's schon machen.

* * *

In der Jugend studiert man Erwachsene, um klug zu werden. Im späteren Leben studiert man Kinder, um glücklich zu werden. Mein Siechtum giebt mir Muße, von der Einfalt Weisheit zu lernen. Wenn das Kind eines zerbrochenen Spielzeugs wegen weint, so können wir lachen. Das ist Überlegenheit. Wenn die Flammen

auf unſeren Dachfirſten praſſeln, ſo jubeln die Kinder. Das iſt auch Überlegenheit. Werdet wie die Kinder. Und ſteht es nicht irgendwo geſchrieben, daß der Umgang mit Kindern geſund machen kann? Die Welt bedarf Männer, das Haus Kinder und der Sterbende lechzt nach einem Jungbrunnen.

In geſunden Tagen habe ich an meinen Kindern viel geſündigt. Die Kleinen wollten zu mir. „Kinder, ich habe keine Zeit!“ Sie wollten mit mir ſpielen. „So laßt mich doch, es kommt Beſuch!“ Sie bitten, daß ich ihnen Märchen erzähle. „Aber Rangen, ihr ſeht ja, daß ich ſchreibe!“ Immer für Fremde, nie für die, deren Kreis noch ſo klein iſt, die niemanden haben als Vater und Mutter. Auf den Abend werden ſie vertröſtet. Sie beſtehen darauf mit hartnäckiger Sehnſucht. Der Abend kommt. „Ich bin müde, und ihr gehört ins Bett! Am Sonntage wollen wir miteinander ſpazieren gehen.“ Sie ergeben ſich betrübt, zählen die Stunden bis zum Sonntag, bauen ſo zuverſichtlich auf das Verſprechen, als ob ſie noch nie getäuſcht worden wären. Am Sonntage wird man von Bekannten zu einem Eſſen geladen und ſagt zu. So betrügſt du das Kind um dich und dich um das Kind. Man kann unter einem Dache wohnen und doch um mehr als ein Weltmeer voneinander getrennt ſein. Schicke deinen Sohn nach Auſtralien, und du wirſt die Bande, die dich an ihn knüpfen, inniger fühlen, als wenn euch eine zolldicke Zimmerthür trennt. Freilich iſt die Thür nur dünn, aber ſie geht nicht auf. Eltern ſind ihren Kindern lange nicht immer ſo treu, als ſie glauben. Auf einmal ſind dieſe erwachſen, und jetzt geht

das Verwundern an über das Entfremdetſein der Kinder und daß es überhaupt keine Kinder mehr gebe. Aber man iſt durch Erfahrung klüger geworden, und wenn ſich der Segen wiederholt, wenn die Enkel kommen: mit dieſen erſt lebt man das Glück der Kindheit. Weil ich darauf nicht warten kann, ſo will ich's vorweg nehmen.

Mein Konrad wird ein ewiges Kind ſein, er wird mit weißen Haaren als Kind ſterben. Weil er ſo ſchön Meſſeleſen kann, ſo habe ich ihn gefragt, ob er nicht Pfarrer werden wolle?

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Weil Pfarrer nicht heiraten dürfen."

Na nu! Weht der Wind von daher ſchon.

„Ja, Konrad, denkſt du ſchon ans Heiraten?"

„Jawohl, Vater! Ich weiß mir eine."

„Au! Das möchte ich aber ſchon auch wiſſen."

„Rate einmal! Eine Frau iſt's. Du kennſt ſie."

„Nun?"

„Die Großmutter."

„So, ſo! Na, denn ja meinetwegen."

Dieſer kleine Lebemann hat aber ein ſtrenges Gewiſſen. So ſagte er einmal, nachdem er lange ſtill neben mir geſeſſen war: „Vater, können auch Halsbinden boshaft ſein?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Dann ſchäme ich mich."

„Weshalb?"

„Zornig bin ich geſtern geweſen. Die arme Halsbinde habe ich zerriſſen, weil ſie ſich nicht knöpfen ließ."

Einmal wollte ich ihn des Chriſtkindes wegen aufklären, das bekanntlich den Weihnachtsbaum anzündet. Er ſoll die Wahrheit mit Umſchreibung wiſſen. „Junge! das Chriſtkind perſönlich geht eigentlich nicht umher, braven Kindern den Weihnachtsbaum anzuzünden, es überträgt dieſes Geſchäft auf die Eltern, und ſeine Gaben reicht es durch die Elternliebe.“

„Durch die Elternlüge,“ ſagte er leiſe nach.

Das war mir gerade wieder einmal genug.

Auf dem Platze vor unſerem Fenſter ſteht ein lebensgroßes Kruzifix. Da kommt jeden Tag ein armes altes Weib und küßt die Füße des Gekreuzigten. Richard, der den aufgeklärten Humanismus bereits mit Löffeln frißt, entrüſtet ſich über das alte Weib. „Die ſoll lieber Menſchen liebhaben anſtatt Holz!“

„Aber von der läßt ſich doch kein Menſch küſſen!“ rief Konrad. Denn er ſelber war einmal gerade mit knapper Not entkommen. Bei einem Zuſpruch um Almoſen hatte ſie den Knaben geſehen, und mit dem ſchrillen Ausruf: „Aber, iſt das ein ſchöner, lieber junger Herr!“ torkelte ſie auf ihn zu. Er kroch hinter die Treppe und ging den ganzen Tag nicht hervor.

Ein anderes Mal — nein, das war Richard, als wir vor Jahren den Ritt ins Gebirge machten. Sein Eſel trottete ſchwerfällig dahin über das Geſtein. Da bemerkte ich, daß der kleine Reiter immer die Hände unter dem Sattel hatte, als wollte er denſelben heben.

„Was machſt du da?“

„Ich helfe dem Eſel tragen.“

Nachher, als der Esel den rücksichtsvollen Rittersmann abwarf, prügelte er ihn.

Frida, das Mädel, ist stets die kleine würdige Schwester. Sie bemuttert die Knaben, brummt mit ihnen; ist andererseits wieder bereit, die Sünden der Brüder auf sich zu nehmen, wenn ein Strafgericht droht.

Von meiner Seite droht selten eins. Selbst als vor einigen Tagen die Gebrüder Dagobert gemeinsam eine Katze totwürgten, empfand ich zwar das Bestialische dieser That, polterte auch einige Flüche und Sittenregeln hervor, aber eigentlich zornig konnte ich nicht werden. Manchmal lechze ich nach einem jener Zornausbrüche, die in früherer Zeit mich oft so sehr erleichtert und erfrischt haben. Aber es glüht nichts mehr.

Radegunde jagte die Katzenmörder dreimal ums Haus herum, warf ihnen dann einen alten Handkorb nach, in dem sie das Tier zum Abdecker tragen sollten. Sie weigerten sich, es zu thun, sie vermochten, eingestandenermaßen, ihr Opfer nicht anzusehen, ein richtiges Verbrecherschauern ging über ihre Rücken.

„Ihr bösartigen Buben!“ rief die Mutter ihnen zu, „als Merks werdet ihr mir drei Wochen lang täglich um diese Stunde ein Vaterunser beten!“

„Für die Katz?!“ rief Steinschnabel dazwischen, der dem Auftritt beiwohnte. „Darf ich mich in den Handel mischen?“

„Und ob! Du bist ja künftig der Erzieher.“

„Ihr werdet die Jungen doch nicht mit dem Gebet des Herrn strafen wollen! — Laßt mich machen!“

Er rief die Knaben vor. Und welch eine Miene!

Das Sonnenleuchten ſeiner Augen wurde zu förmlichen Blitzen, die jeden Augenblick einſchlagen konnten. „Warum habt ihr das arme Tier getötet?“

Sie ſchwiegen, ließen die Köpfe hängen. Sie wüßten nicht warum.

„Böſe Buben! Zur Strafe werdet ihr eine ganze Woche lang das Vaterunſer nicht in den Mund nehmen. Verſtanden das?“

Sie huben an zu brüllen. Konrad, der gewohnt war, allemal vor dem Schlafengehen mit frommer Innigkeit das Vaterunſer zu beten, knicte nieder: „Lieber Onkel, verzeihe uns!“

Der Onkel wandte ſich mit ſtrenger Miene ab. Und zu uns: „Auch die Alten können ſich's merken und es gelegentlich ihrem Beichtvater erzählen.“

* * *

Alſo iſt es, daß mir die Krankheit meine Kinder näher führt. Aber mein Zuſtand ſcheint ihnen ſelbſtverſtändlich, und ſie haben keine Traurigkeit.

Geſtern kam Onkel Steinſchnabel — jetzt iſt er natürlich ſchon immer der Onkel — und brachte dem Konrad ein ſonderbares Spielzeug mit. Eine Sanduhr. Bei einem Antiquitätenhändler ſoll er ſie erſtanden haben, er bedurfte ſie als Modell zur Sanduhr am Denkmal für jene „charmante Dame“. Das Ding hat ſehr zierlich geſchnitzte Säulchen aus Elfenbein und zwei Glastrichter, die mit den engen Ausmündungen aneinanderſtehen, ſo daß der feine, gelbe Sand, der im

oberen Trichter ist, durch den engen Hals in den unteren läuft. Der Knabe hatte das laternenförmige Ding, das an allen acht Ecken mit niedlichen elfenbeinernen Totenschädelchen geziert ist, auf den Tisch gestellt und betrachtete den lebendigen Sand. Oben am Rande wie in der Tiefe rieseln die Körnchen ineinander, unversiegbar rinnt das dünne trockene Brünnlein hinab, und kaum merkt man, daß im oberen Trichter der Sand in sich zusammensinkt, während der im unteren sachte ansteigt.

„Wie lange denn, Onkel?" fragte der Knabe.

„Bis abends neun Uhr ist's abgelaufen," antwortete Steinschnabel. Durch Mark und Bein ging mir sein Wort.

„Und dann?" fragte der Knabe.

„Das sollst du sehen," sagte der Schnabel. Die Kleinen umkreisen ihn jubelnd, geben aber doch immer ein bißchen acht, daß das Sonnenleuchten seines Auges nicht plötzlich zum Blitze wird. Dieses helle, ewig frohe Auge durchleuchtet gleichsam die ganze Wohnung, bis ins Gemach der Frau hinein. Er spielt mit den Kindern, als ob er selbst eins wäre, und was ihnen an Schabernack nicht einfällt, das fällt ihm ein. Sind sie müde vom Tollen, so setzen sie sich zusammen, und er erzählt ihnen Märchen oder drollige Schwänklein, daß alle wie die hellen Glöcklein lachen. Selbst Gunde, die ernsthafte, läßt bisweilen ihre Hand mit der Nähnadel auf dem Knie ruhen und betrachtete die Gruppe wohlgefällig. Mit dem Schnabel spricht sie wenig und er mit ihr nicht viel, aber manchmal schauen sie sich doch offen an, wenn auch sehr kurz, nur so blitzartig. Mich dünkt immer,

zwischen ihnen ist noch nicht ganz das treuherzige Vertrauen, wie es zwischen Freunden sein soll.

Ich bringe an diesem Tage etwas in Anregung.

Meine Gestalt richte ich auf, soweit es noch gehen will, so stelle ich mich vor ihn hin.

„Schnabel, sieh mich an. Glaubst du denn nicht, daß sich der Dagobert noch rechtzeitig um ein bißchen Unsterblichkeit umsehen soll?"

„Aber versteht sich, wozu ist man denn Philosoph!"

„Nun also. Warum zögerst du denn immer noch, mir einen Antrag zu machen? Wenn so ein Kerl schon in Fleisch und Knochen nicht halten will, so stellen wir ihn einfach aus Stein her."

„Wirklich?" lachte er mich an. „Wäre es dir angenehm? Wird es dich nicht zu sehr ermüden? Wir können ja ganz kurze Sitzungen halten, und jeden zweiten Tag."

„Gedenke der Sanduhr! Spute dich."

„Wir wollen uns vortrefflich dabei unterhalten."

„Na, weißt du, der Unterhaltung wegen gerade nicht, so gut du dich auf Kurzweil verstehst. Man sollte dich ja geradezu einsperren, du lieber Zeitvertreiber und Lebensverkürzer! Doch in dem Fall ist's anders. Wenn einer weiß, die Witze sollen nur verhüten, daß die Visage des Modells nicht ganz in Apathie versumpft, dann zündet das Feuerwerk nicht."

„Das ist abzuwarten. In der nächsten Woche beginnt die Schöpfung. Gott nahm Lehm. Material zweiter Güte. Wir wollen es mit Carrara-Marmor versuchen."

„Sage mir, Vertrauter, haſt du einen größeren Vorrat von dieſer Gattung Geiſt? — dann lieber nicht. Wiſſe, allzuviel Spiritus iſt Kranken nicht zuträglich.“

„Und ſchon gar, wenn es Fuſel iſt, nicht wahr? Na, Freund, du ſollſt nur nahrhaftes Getränk haben. Milch, wie ein Säugling an der Mutterbruſt. Kind, altes, launenhaftes! Zeige deinem himmliſchen Vater nur noch einmal ein frohes Geſicht.“ Er nahm meinen Kopf zwiſchen ſeine Hände, von Aug zu Aug ging ein Strahl, der mein ganzes Weſen warm durchrieſelte.

„Sei doch wieder einmal ein ganzer Menſch!“ ſprach er weiter, „erhebe dein Herz, und das Schickſal hat keine Macht über dich. Schau doch. Ob es Glück oder Unglück um dich giebt, das kommt auf dich ſelber an. Nach dem, wie du biſt, geſtaltet ſich dein Geſchick. Gewöhne dir doch einmal das Wünſchen ab und die Ungeduld nach der Geſundheit. Verzichte gelaſſen auf ſie, vielleicht haſt du ſie dann.“

„Mir ſchwillt das Herz bei deinen Worten!“ rief ich entzückt aus.

„Das ſoll's aber nicht. Schwellen ſoll's nicht. Ich gedenke dir eine leidenſchaftsloſe Heiterkeit ins Geſicht zu meißeln, dann ſollſt einmal ſehen, was du für ein Burſche biſt.“

Beim Abendeſſen ging's wieder gemütlich zu. Ich fühlte mich wohler als gewöhnlich, mein Weib legte mir das beſte Stück Kalbsbraten auf den Teller und bat den Onkel, ſich ſelber zu bedienen. Die Knaben ſtritten luſtig über Raben. Richard behauptete, die Raben wären ſchwarz, Konrad verſicherte, ſie ſeien weiß.

Der Schnabel ſchlichtete den Streit, Konrad habe recht, denn es gebe auch weiße Raben — wenigſtens im Sprichwort. Richard hätte übrigens auch nicht ganz unrecht, weil die ſchwarzen Raben in der Mehrzahl ſeien.

Plötzlich wandelte mich eine Ohnmacht an; mein Weib bettete mich auf das Sofa und hielt mir ein in Weineſſig getauchtes Tuch vor die Naſe.

„Onkel!“ rief Konrad, „die Sanduhr iſt abgelaufen.“

Auf dem Schranke ſtand ſie, wie ein Laternlein anzuſehen, in dem kein Licht iſt. Der obere Trichter war leer, der untere voll. — Aller Augen ſchauten hin, Konrads blickten erwartungsvoll auf den Onkel.

„Iſt ſie abgelaufen?“ ſagte dieſer.

„Ja, Onkel, ſie iſt abgelaufen.“

„Na, dann macht man's immer ſo.“

Und ſtülpte die Sanduhr über, daß der volle Trichter oben war und das dünne trockene Brünnlein ſachte begann, nach unten zu rieſeln.

* * *

Zu blöde iſt das. Über das Chriſtfeſt habe ich heute weinen müſſen — daß es ſo glückſelig iſt. Ja, mein Gott, wenn man auch in dieſem Fall weint! Wann kommt man dann überhaupt zum Lachen! So nervös wäre ich! ſagen ſie. Was heißt das? Iſt dann nicht auch ein morſcher Strick nervös?

„O Weihnacht und kein Kind im Haus!“ ſang vor etlichen Tagen der Schnabel. In luſtiger Melodie ſang er es, aber die Stimme hatte einen Trauerſchleier um.

„Kinder! Es ſind ihrer ja im Hauſe!“ ſprach ich. „Du weißt doch, wohin du gehörſt am Weihnachtsfeſte!“

So iſt er bei uns geweſen. Gunde war nicht ſonderlich davon erbaut, ſie möchte ſolche Feſte allemal „ohne Zeugen“ begehen, aber dann fällt's immer ein wenig herb hausbacken aus. Onkel Sonnenſchein zerſtreut die Wolken.

In ſolchen Tagen kommt alles wieder, was man je an ſolchen Tagen geſündigt hat. Die größte Weihnachtstugend, hatte ich immer geglaubt, beſtünde im Geben. Thatſächlich beſteht ſie im Nehmen. In der Kunſt, recht und liebreich und dankbar zu nehmen. Mein ganzes Herz legte ich in die Geſchenke für mein Weib, und was ſie gab, das war mir oft faſt peinlich, weil ich nicht an ihre Liebe, ſondern an ihre Opfer dachte. Heute mache ich das beſſer. Ich ſchenke nicht viel, laſſe mich aber tapfer beſchenken, und das macht meine Gunde froh und heiter, auch ohne den Onkel Sonnenſchein.

Mein Nachbar, der alte Bankier Golding, hatte wieder ſeinen Anfall von Schenkwut. Zu Weihnachten pflegt er ſeinen Bekannten Körbe von Naſchwaren, Spielwaren und Nippſachen ins Haus zu ſchicken. In haſtiger Erregtheit bindet er ſchon tagelang vorher Pakete, windet Flaſchen in Stroh und nagelt Kiſten. Am Vorabend beſchäftigt er neun Dienſtmänner zum Austragen. Iſt das Feſt vorüber, dann hockt er ſich zu ſeinen Geſchäftsbüchern, rechnet und knauſert, und ſeine Seele ſitzt wieder ein ganzes Jahr lang im Arreſt — der Wertheimerkaſſe. Meinen Leuten hat der Edle diesmal ein Fäßchen Heringe geſchickt und mir ein Paar benagelte Berg-

ſchuhe mit Rucksack und Eispickel. — Der Witz iſt gut, aber — das Fleiſch iſt ſchwach.

Einſt hatte ich halb Europa durchwandert mit meinem Haſelſtock, den ich mir als Student am Fuße der Wartburg geſchnitten. Heute dient dieſer Stock noch dazu, daß ich ein Kerzchen dran binde und mit ihm den Chriſtbaum anzünde. Während ſolcher Thätigkeit begann der Chriſtbaum ſachte zu tanzen, das Zimmer begann zu tanzen — ſpäter fand ich mich liegend auf dem Fußteppich, Haupt und Kleider feucht von dem Waſſer, das ſie mir an den Leib gegoſſen hatten. Gunde labte mich wie immer mit Eſſig, der Schnabel löſte mir die Schuhe von den Füßen, in ſchweigendem Verſtändnis wären ſie eins, mir zu helfen. Die Kinder ſtanden ſchluchzend umher und wimmerten: „Mein Vater! Mein Vater!“

Und das iſt dies Jahr ihre Chriſtbaumfreude geweſen.

Der Doktor iſt geholt worden und hat mich wieder einmal gründlich unterſucht, auch Herz und Nieren durchforſcht. Gundes und des Bildhauers Augen hingen an ſeinem Munde, aber er hat nichts geſagt. Auf die Bemerkung meiner Frau, daß ich einmal Verlangen nach Früchtebrot geäußert hätte und ob ſie mir unter Umſtänden davon geben dürfe, antwortete er faſt barſch: „Ich bitt Sie, Frau. Geben Sie ihm alles, was er wünſcht!“

* * *

Am Tage der unschuldigen Kinder ist der Volkssitte entsprechend früh am Morgen Konrad an mein Bett gekommen, hat mit einem Birkenrutlein auf meine Decke losgeschlagen unter dem hell lachenden Ruf: „Kindel auf! Kindel auf! — Frisch und g'sund! Frisch und g'sund!“

Ich wüßte auf Erden keinen Schlag, der so süß wäre als des lieben Kindes Rutenstreich an diesem Lostage. Und ich wüßte keinen furchtbareren Schicksalsschlag als den nach Vater oder Mutter geführten Schlag eines ruchlosen Kindes.

* * *

Aus meiner Lade habe ich heute alte, heilige Sachen hervorgeholt. Das Myrtensträußchen vom Hochzeitstage. Das knistert, so dürr ist es. Wie fange ich es nur an, daß sie mir dieses Kleinod in den Sarg mitgeben? Ich fürchte mich vor der großen Einsamkeit im Grabe und möchte einen Segen bei mir haben. Aber man darf ja nicht ein Wort davon sprechen. Alle stecken ihren Kopf in den Sand und lassen mich allein mit meinem Sterben.

Ich will wieder einmal meinen letzten Willen schreiben.

Schreiben und immer schreiben! Das zagende Wort, sonst habe ich ja nichts mehr. Und Sterbende sollen bekennen und beichten.

* * *

Meiner Tage habe ich noch keinen toten König gesehen. Auch keinen toten Bettler. Nur tote Menschen.

Ich kann nicht faſſen, weshalb der eine Menſch ohne weiteres und der andere mit aller Umſtändlichkeit ins Grab geworfen wird. Mir iſt es unfaßbar, daß der heilige Menſchenleib deſſen, der im Leben angeſehen war, mit kindiſchem Takt entehrt werden muß. Vor der Majeſtät des Todes iſt aller Prunk kurzweg lächerlich. Oder wäre es gerade der paſſende Abſchluß für das Poſſenſpiel des Weltlebens? Wenn der Tod nur auch einen Spaß verſtünde!

Ich will für meine werte Perſon das Begräbnisprogramm aufſtellen und ſelbiges an die Kaſſe kleben, damit ſie es gleich finden.

Da liegt auf kaltem Bett die Lehmgeſtalt, die aus dem Menſchen eine Sache geworden iſt. Laſſet mir, ihr fremden Herandringlinge, mit eurer täppiſchen Hand, mit eurem vorwitzigen Auge die Hülle unberührt! — Sie waſchen das Antlitz und ſtrählen das Haar, denn es iſt der hohe Feſttag gekommen. Vielleicht weht die abgeſchiedene Seele, bevor ſie den Flug weiter nimmt durch die Ewigkeiten, noch ein Weilchen ums Ruhebett und ſchaut verwundert die Geſtalt an, in der ſie gehauſt hat. Manches Menſchenantlitz iſt in den erſten Stunden des Todes ſchöner, als es im Leben geweſen. Der Abſchiedskuß der Seele.

Drei Tage lang liege der Leib noch im Lichte, damit denen, die in Liebe und Nachſicht ihn gewohnt waren, das Entſchwinden nicht zu plötzlich ſei. Die ihm gut geweſen, ſollen es noch einmal empfinden; die ihm nicht gut geweſen, ſollen an dem friedlichen Schläfer ſehen, daß es auch ſo gut iſt.

Das Schweigen des Toten! Nichts ist so beredt. Aber seine ganze Weltanschauung heißt: Mir ist alles eins. Nicht einmal Bahre und Grab kümmern ihn was, das sind Angelegenheiten der Überlebenden, die sie sich einrichten mögen nach ihrem Belieben. Je persönlicher dieses Belieben, je unabhängiger von Brauch und Sitte — je echter.

Die starre Gestalt in ein dunkles Gemach legen, zu Häupten eine Ampel anzünden und ein paar Kerzen und ihr ein einfaches Kreuz in die Hand geben. Das Sterben ist als eine religiöse Handlung zu betrachten, als ein Opfer seiner selbst dem Ewigen. Dann auf die Brust den Myrtenzweig. Sind Blumen da, so sollen sie nicht gebrochen, sollen lebendig sein. Was macht ein Toter mit toten Pflanzen? Erdreich will Lebendiges hegen.

Mit Heftigkeit lehne ich ab den Metallsarg, die gewölbte Gruft. Kein Kerker soll mich absperren vom Leben der frischen fruchtbaren Erde, die ein Anrecht auf mich hat, wie ich auf sie. Was sagte doch letzthin der Schnabel, als er mit Lehm umthat? „Wir wollen miteinander ja noch vieles schaffen, wir wollen die Zukunft noch überraschen mit dem, was wir können, die Erde und ich, der Wille!" Ein Sarg aus Fichtenholz, nicht angestrichen, denn die Farbe „konserviert", das heißt in diesem Falle, sie hält lange tot, was tot ist. Ich will aber baldigst wieder anfangen. Am nettesten wäre es, den Leib bloß in Leinwand gewickelt der Erde zu übergeben.

Des Leichenbegängnisses wegen bin ich unbescheiden.

Nicht von Tieren will ich gezogen werden, vielmehr von Menschen getragen. Auf zwei Bahrstangen, die auf den Schultern der Männer liegen. Kranzspenden verbeten. Grünzeug und buntes Bänderwerk in Haufen nachschleppen? Nein. Es ist ja wahr, was Roderich sagt, daß der Mensch, wenn er sein Innerstes heben will, zur Blume greift, eine Blume der Braut, eine Blume dem Toten. Allein die Vielheit des Straußes heißt Laub und die Vielheit der Blume heißt Heu. Ich habe Leichenzüge gesehen, deren Kränze ein kleines bürgerliches Vermögen ausgemacht haben. Und rechts und links am prunkvollen Toten darben Lebendige. Wenn jenen Armen, deren fleißige Hände vielleicht die Kränze wanden, noch der Ertrag zukäme! Nein, er kommt den Krämern zu gute. Das Kränzeunwesen ist eine der dümmsten Sitten und grenzt in seiner jetzigen Unwahrhaftigkeit schon beinahe an — nein, ich will's nicht sagen.

Die Prunkgewinde, deren Schleifen stets mit dem Namen der Spender geschmückt sind, zeigen aller Welt, wer sich um die Trauer auch was kosten lassen kann. Kurz, ich hasse die Kränze, ich hasse sie aus Liebe zum Kranz; in der Masse erstickt das Symbol, nur der eine Kranz auf dem Sarge, von den Nächsten hingelegt, nimmt Weihe an. Was die blutige Liebe thut, um sich zu genügen — Gott sei davor, daß ich es tadle!

Und nun die letzte Station: das Grab. Wem wird vor der Erde grauen — vor sich selber! Sagte das nicht Onkel Sonnenschein? Also intime Beziehungen. Ein tiefes eigenes Grab ohne Kündigungsfrist. Der

Hügel ein Garten. Hier beginnt das Reich der Kränze, der lebendigen. In frischen Halmen gedenke ich wieder heraufzukommen, durch die Blume will ich zu Weib und Kindern sprechen: Auferstehung von den Toten, ewiges Leben.

* * *

Gesagt ist es ganz hübsch.

Doch im Halm, in der Blume fortzuleben, oder in einem Schmetterling, einem Vogel, oder im Tau, oder im Lehm — nein, das wäre mir zu lumpig. Mir schwant eine ganz andere Offenbarung, und wenn ich jetzt sehr gescheit philosophieren werde, so brauchst du, mein lieber Steinschnabel, mich deshalb nicht gleich für verrückt zu halten. In schlaflosen Nächten, wo das Tiktak der Uhr gleichsam mit unaufhörlichen Schritten von einer Ewigkeit zur anderen geht, da kommt's. Schon an der Pforte des Jenseits stehend, möchte man doch gern ein wenig durchs Schlüsselloch gucken — aber der Schlüssel steckt von innen. Da thut man ein übriges und — spinnt. In Spiel und Ernst spinnt man weiter und verstrickt sich sachte in das Hirngespinst, daß es schließlich ist, als hätte die Seele, die arme, ein Hemd aus Spinnweben an.

Wohlan! — Was ich heute schreibe, es wird morgen belächelt, übermorgen vergessen, nach hundert Jahren unverständlich, nach tausend Jahren selbstverständlich sein.

Es ist mir nicht möglich, das Leben zu lassen, es ist nicht möglich. Das ewige Sein, ich gebe es nicht hin, und müßte ich die Zukunft mit der Vergangenheit aus-

füllen. Daß ich's nur ſage: Unſer Leben wird ſich wiederholen. Denn der Wahn, daß wir juſt und eben jetzt ein Eintagsfliegenleben hätten, iſt zu dumm. Ich bin, und das iſt mir der allerſicherſte Beweis, daß ich war und ſein werde. Daß wir täglich Leute um uns geboren werden und hinſterben ſehen, beweiſt nichts, ſie ſind eine Erſcheinung, ſie kamen nach unſerer Wahrnehmung her und gingen wieder fort. Das werden auch wir anderen ſo erſcheinen, als wenn wir kämen und gingen. Als moderner kritiſcher Geiſt glaube ich nur das, was ich weiß und erfahren habe. Vom Geborenwerden weiß ich nichts, das Sterben habe ich nicht erfahren. So muß ich wohl immer ſein.. Nicht wahr, ich bin verrückt, wie ein Philoſoph, oder philoſophiere wie ein Verrückter!

Plaudern kann man ja davon, wir haben reichlich Zeit dazu, wir Bürger der Ewigkeit. Es kommt dicker: ich will ewig ſein, ohne alt zu werden, ohne die Kette von Urſache und Wirkung bewußt fortſchleppen zu müſſen.

Seit Kindheit weiß ich, daß uns der liebe Gott einen Himmel bereitet hat. Der wird unſinnig ſchön ſein! Weil man aber nicht weiß, wie und wo und wann, ſo iſt das beängſtigend. Und weil der Bauer nichts ißt als das, was er ſchon kennt, ſo möchte ich einen Himmel haben, den ich ſchon gewohnt bin. Und ſo werde ich den lieben Gott, wenn er juſt einmal in guter Laune iſt, bitten: Herr! Willſt du mir ſchon recht gut ſein, ſo gieb mir mein Leben wieder, das zu Ende will. Laß mich mein altes Leben noch einmal durchmachen. Nicht etwa, weil ich's beſſer machen wollte ein zweites Mal,

sondern, weil's mir gerade so gefällt, wie es war und ist. Geht's oben an den Rand, so fange ich wieder unten an. Und allemal so herum. Gieb mir's ganz genau wieder, wie es war, als ob es photographiert und phonographiert und stenographiert wäre, mit allen Örtlichkeiten, Menschen, Freuden und Plagen, Dulden und Thaten, Tugenden und Sünden. Die Sünden vergiß mir nicht, sie haben auch ihr Gutes! Ich will nichts vermissen, nicht das rotblumige Tuch am Busen meiner Mutter, das ich beiseite schob, wenn's zu trinken gab; nicht das blaue Kinderkittelchen mit den weißen Sternen; nicht das thönerne Milchschüßlein mit den gemalten Spiralringen; nicht ein einziges Bein vom roten Pferde, dem hölzernen, außer bis ich es selber kaputt mache; nicht ein Härchen von meinem ersten Bartanflug, an jedem hing ein Himmelreich. Alles, alles wieder, in derselben Reihenfolge, mit derselben Entwickelung in mir und weit ringsum. Es werde, wie's gewesen ist. Amen.

Nun mag es ja sein, daß der liebe Gott wundershalber nicht anders wie ein vernünftiger Mensch antwortet: „Aber Kind, was für Mucken! Soll ich deinetwegen die ganze Welt zurückschrauben um so und so viele Jahre? Soll ich alle Toten wieder erwecken, daß sie dein Gefolge seien? Soll ich den alten Zeitgeist wieder einführen, den sie unter vielen Plackereien endlich losgebracht haben? Nein, ein solcher Reaktionär ist der Alte doch nicht."

Und wenn wir zwei beide schon einmal so im gemütlichen Gespräch wären miteinander, so würde ich

nun bescheidentlich entgegnen: „Herr und Vater! Wie du jetzt gesprochen, das ist dein Ernst nicht. Es ist sicher nur ein liebenswürdiger Spott auf die menschliche Naseweisheit. Denn so klug reden nur die thörichten Menschen. Wozu wärest du der Allmächtige, der alles kann! Und schließlich — an der Welt brauchst du ja gar nichts zu ändern, lasse in Gottesnamen alles, wie es ist, nur gieb mir die Vorstellung, als ob alles so wäre, wie ich es will. Nur ein Rädchen im Gehirn berühre mit deinem Finger, und es ist."

Darauf wird der Herr mir wahrscheinlich auf die Achsel klopfen und sagen: „Laß das gut sein. Wie es zu machen ist, das weiß ich schon selber. Gehe jetzt an dein Tagewerk, wir sprechen noch davon."

* * *

O, so lebensdurstig, so lebensdurstig! Dieses Sein, das die vom Doktor Balsam gezogene Grenze bereits überschritten hat, auf Wucherzinsen möchte ich es anlegen im altrenommierten Bankhause Ewigkeit.

Der Winter geht zu Ende, und ich atme noch. Beim Buchbinder hat er sich auch geirrt, endlich aber doch recht behalten. Der Buchbinder wiederholt vielleicht just anderswo sein Leben, und ich springe morgen über oder schnappe über.

Ach, Santa Maria! Wenn ich nur einmal noch einen Lebenswandel führen könnte, wie es Gott gefällig ist — nämlich auf zwei Füßen.

Vor ein paar Tagen sind wir ausgefahren, um

frische Gottesluft zu schnappen. Die Felder liegen noch im Schnee, die Straßen sind grundlos, von oben scheint die Sonne, und auf den Fichtenwipfeln, die scharf und klar in den blauen Himmel hineinstehen, singen die Finken. In zwei Bettdecken hat meine Gunde mich eingeschlagen, um Hals und Kopf noch ein Wolltuch gewickelt, so daß nur Nase und Augen ein bißchen hervorgucken können. Sie sitzt neben mir und wendet keinen Blick von dem alten Wickelkinde. Gegenüber der Schnabel, immer der gleiche frohe Bursche, warmherzig, schalkhaft, ihre Sorgen, die er heimlich teilt, zerstreuend. Wie schwer er die Cigarre entbehrt an meiner Seite! Wie tapfer er auf das Glas Wein verzichtet, das ich als Temperenzler abgeschafft habe. Er ist sonst einer, der's nicht verschmäht — durchaus nicht. Im vorigen Jahre, noch bestrebt andere zu retten und selig zu machen, habe ich denn mal auch diesem Lebemann etwas Moralisches versetzen wollen. Wir begegneten damals im Walde einem alten Holzknecht mit roten Wangen und weißem Haar. Voll frischen Schwunges klob er Scheiter; aus seinem lebhaften Auge blickte so viel Gesundheit und Nüchternheit, daß ich ihn schier meinem Freunde Schnabel als leuchtendes Beispiel aufstellen wollte.

„Immer fleißig?" sprach ich den Mann an.

„Passiert."

„Wie alt seid Ihr nur?"

„Rat' einmal."

„Ich geb Euch sechzig."

„Ich nehm sie nicht. Um zwanzig Jahre zu wenig."

„Daß Ihr bei Eurem hohen Alter noch so bei Kraft seid!“

„Paſſiert.“

„Saget uns doch einmal, Vetter, wie Ihr immer gelebt habt?“

Er zuckte die Achseln, denn er wußte keine Antwort.

„Daß Ihr noch so friſch und rüſtig ſeid und ſo alt geworden, was thut Ihr denn?“

„Ich? Was ich thu, daß ich ſo alt geworden bin? Saufen thu ich!“

Man kann ſich's denken, wie ſchadenfroh der Schnabel aufgelacht hat darüber, daß der Mäßigkeitsapoſtel ein ſo ſchiefes Urteil erwiſcht.

Erſt ſpäter hat es ſich herausgeſtellt, was der Alte unter „ſaufen“ verſtand. Wenn in der Gegend der Typhus drohte oder die Cholera oder die Blattern graſſierten, da ging der Mann her und ſoff. Nämlich, er trank Wachholderbranntwein als Schutzmittel gegen Anſteckung. Vor einem lukulliſchen Bildhauer möchte ich aber doch keinen Waldſohn mehr fragen, wie er lebt.

Von der Spazierfahrt heimgekehrt, mußten mich zwei Dienſtmänner aufs Zimmer tragen, ſo ſehr hatte mich die freie Luft angegriffen. Dann merkte ich aber, wie hinter der Thür Gunde in ihr Tuch ſchluchzt und wie der Schnabel neben ihr ſteht und zu tröſten ſucht. Heute iſt's doch wieder ſo weit, daß wir miteinander ein Terzett gelacht haben, weil der Schnabel aus einer Kartoffel den Doktor Balſam modelliert hatte.

Mit meinem Porträtſitzen iſt's nichts. Sie haben mir ſogar den Spiegel aus dem Zimmer genommen

unter dem Vorwand, es müsse der Rahmen einmal frisch vergoldet werden. Der eigentliche Grund — ich kann mir ihn schon denken.

Wir haben eine alte Magd im Hause, die seit gestern über heftiges Magenleiden klagt, daß sie gar nichts mehr essen könne. Doktor Balsam fand sofort, daß sie an einer Halsentzündung litt, und stellte es sich heraus, daß die Person den Schlund für den Magen hielt. Unter diesem Dafürhalten ist sie achtundfünfzig Jahre alt geworden. Der Schnabel meint, sie hätte es auch jetzt nicht notwendig zu erfahren gebraucht, wie die Sache steht. Der Mensch müsse anständigerweise wohl einen Magen haben, brauche aber nicht zu wissen, wo er sitzt.

* * *

Immer und überall die schlimmsten Zeichen!

Gestern war mein Geburtstag — der siebenunddreißigste; ist viel für meine Gesundheit gethan worden. Als ich mit Gunde anstieß, zerbrach mein Glas, so daß der rote Wein sich über das Tischtuch hin ergoß.

„Hurra, Kindstaufe!" rief der Schnabel.

Frau Gunde war blaß geworden.

„Und du mach mit deinem dummen Krimskram in den Winkel!" schrie sie dem Konrad zu. Dieser spielte nämlich mit der Sanduhr.

* * *

Muß schon ein paar Jahr her sein, daß wir, Steinschnabel und ich, eines Tages in unserer Stadt-

pfarrkirche geſtanden haben, um die Marienſtatue aus dem dreizehnten Jahrhundert zu betrachten. In der Kirche ſaßen Andächtige und ſummten ein Gebet.

„Was iſt denn das?“ fragte Steinſchnabel.

„Das iſt eine Litanei.“

„Aber ſie beten immer: Vom jähen und unverſehenen Tode erlöſe uns, o Herr!“

„Ja, ja, ſo lautet's.“

„Menſch, das iſt ja falſch!“ ſagte er faſt laut. „Den jähen und unverſehenen Tod beſchere uns, o Herr! muß es heißen.“

Wenn einer in Leiden und Angſt ſo dahinſiecht, ſich und anderen zur Qual, da denkt man daran.

* * *

Der arme Kranke, er ruht auf weichen Kiſſen. Seine Lieben hegen und pflegen die müden Glieder in nimmerraſtender, zarter Sorgfalt und ſcheuchen bangende Schatten munter davon und haben milde, ſchmeichelnde Worte — frohen Troſt für dich und ſich. Und plötzlich rollt zwiſchen Kirchhofskreuzen, von kundigen Armen ſtummer Männer raſch geſenkt, der Sarg zur Tiefe. Und hüllenlos in furchtbarer Wahrheit ſteht die kalte, unerbittliche, dämoniſche Herrlichkeit Natur . . .

Rhythmiſch wiegend waren dieſe Klänge durch mein Haupt gezogen während des Schlafes. Dann war ich aufgewacht. Im Nebenzimmer gingen geſchäftige Schritte auf und ab. Das iſt was Beſonderes. Ich klingele. Gunde kommt herein und verſichert, es ſei

nichts. Da bin ich ſchon auf den Beinen und eile ins Zimmer der Kinder. Liegt ausgeſtreckt der kleine Konrad, ſtahlblau im Geſicht, ſtarr der Blick — ringt furchtbar nach Atem, an den Lippen Schaum. Die Magd läuft mit warmen Tüchern herbei, murmelt: „Es wird gleich beſſer, es wird gleich beſſer!“ Und mit dem gleichen Atemſtoß ruft ſie alle Heiligen an. Ich werfe mich in die Kleider, laufe die Treppe hinab, hinaus in die regnende Nacht — zum Arzt. Der erſchrickt nicht wenig und jagt mich nach Hauſe. Mein Gott, jetzt fällt mir ein: Ich bin ja ſelber krank!

Nach zwei Stunden war bei dem Knaben der ſchreckliche Krampf vorüber. Er ſchlummerte, ich rang zornig mit dem Doktor, der mich mit Gewalt an mein Bett ſchleppte. Ich war nicht müde, in der lebhaften Bethätigung für das Kind hatte ich Erquickung gefunden. Erſt auf die Verſicherung, daß es bei dem Jungen nichts als ein Stimmritzenkrampf geweſen und die Gefahr völlig vorüber ſei, habe ich mich beruhigen können.

Am Morgen hatte ich ein paar Stunden länger geſchlafen als ſonſt. Wenn es noch eine Ordnung gäbe auf der Welt, ſo müßte ich jetzt tot ſein. Aber es giebt keine Ordnung mehr. Doktor Balſam iſt arg erboſt. „Solche Patienten habe ich ſchon gar gern,“ ſoll er bei einem Nachbar über mich geſagt haben. „Da begehen ſie mutwillig einen Selbſtmord, und der Arzt ſoll ſie wieder von den Toten auferwecken.“

* * *

Vier Tage seit der Schreckensnacht, und ich lebe immer noch. Ich schlage wieder einmal in einem pathologischen Werke nach, was hätte geschehen können. Regelmäßigerweise hätte ich an einem Herzkrampf zusammenstürzen müssen. Es ist ein sehr interessantes Buch, ich finde alle meine Krankheitserscheinungen drin: die Brustkrämpfe, den abnormen Herzschlag, die schreckliche Abmagerung, die Verdauungsschwäche, den Schwindel, die Appetitlosigkeit, die Unruhe im Schlafe, das Blutbrechen, die enorme Erschöpfung, kurzum, mein ganzes Todesarsenal ist in dem gelehrten Werke genau aufgestapelt. Nur die Ursache, weshalb ich an meinem Exzesse nicht gestorben bin, steht nicht drin. Und gerade das ist das Unheimliche.

Nun, so will ich weiter hangen und bangen und mich vertraut machen mit dem Unabwendbaren. Es wird doch auch im gestorbenen Zustande auszuhalten sein, mutmaßt der Schnabel. Wer weiß, warum die Totenschädel alle lachen!

* * *

In guten Tagen denkt man selten daran, daß sie mit schlimmen bezahlt werden müssen. Bevor du zum Festschmause gehst, wähle dir einen Arzt. Wähle klug, nimm einen erster Güte. Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein! Dieses Wort sprach einer der berühmtesten von ihnen.

Ich möchte gern dankbar sein und den Ärzten, die mir schon so viele Ratschläge erteilt haben, auch ein paar geben.

Der Kranke ſucht beim Arzt vor allem perſönliche Teilnahme. Der Arzt ſoll ihn geduldig ausreden laſſen, und für dieſe wohlthätige Geduld darf er — ich geſtatte es — Honorar einſtecken. Bei den Verordnungen braucht er nicht gerade allemal der Buchwiſſenſchaft das erſte Wort zu laſſen, er darf manchmal auch ſeinen oder anderer Hausverſtand zum Konſilium laden.

Kranken, die Medizin wünſchen, ſoll ſie verſchrieben werden. Der Glaube wirkt auch hier das Wunder. Oft bittet der Kranke um volle Aufrichtigkeit. Aber! Nur die größten Verbrecher dürfen zum Tode verurteilt werden. An mir hat Doktor Balſam einen Juſtizmord begangen. Junge Ärzte leiden an der Gier nach Operationen. Zwei Stunden von hier lebt ein Mann, dem das Bein abgeſchnitten werden ſollte. Das erſte und das zweite Mal ließ er die Doktoren mit ihren Meſſern nicht vor, als ſie, in höchſter Beſorgnis, die Sache könne mit einer allgemeinen Blutvergiftung enden, das dritte Mal kamen, war der Kranke geflohen und zwar — zu Fuß! Die meiſten Patienten ſind undankbar. Geht's gut, thut's Gott oder ihre eigene Umſicht; geht's ſchlecht, iſt der Arzt ſchuld. Es giebt auch Ärzte, die den Spieß umdrehen.

Manchem Arzt wird nachgeſagt, daß er hauptſächlich auf Gelderwerb ausgehe. Das glaube ich nicht. Wer wird deswegen in die Tiefen des menſchlichen Elends ſteigen und ſein ganzes Leben darin zubringen! Nein, dahin ſchickt ihn die Liebe. Wenn er auch abgeſtumpft iſt gegen das Leiden und oft gleichgültig erſcheint — es iſt die ſtarke, opferfähige Liebe. Mancher Arzt bringt

— anſtatt Honorar zu nehmen — Geld mit ins Haus des armen Kranken.

Arm, aber angebetet von dem Volke. Mein Doktor Balſam iſt juſt kein ſolcher Popularitätshaſcher.

Wöchentlich ein paarmal kommt er zu mir, ſtets ſorgfältig raſiert, in guter Laune und in weißer Weſte. Er ſetzt ſich breit und behaglich zu mir, prüft die Temperatur, erklärt, wie man Zwiebeltunke bereitet, weshalb die ungariſchen Kornpreiſe ſteigen und erzählt dann Witze aus der „Jugend“. Nebenbei ſchreibt er manchmal ein paar lateiniſche Worte auf, für die Apotheke. Von mir iſt weiter nicht die Rede.

* * *

Mein Vater ſah einmal einen armen Sünder zum Hochgericht fahren. Der hatte ſchwarze Handſchuhe angezogen und um ſeinen Hut einen Trauerflor gewunden. Ordentlich in Feſtſtimmung ſchien der arme Teufel zu ſein. War er doch jetzt einmal der Mann des Tages. Bin ich nicht derſelbe Tropf mit meiner geiſtigen Trauertoilette?

Der Frühling iſt da. Wie ſoll ich mich zu ihm verhalten? Ich empfinde keine Betrübnis und keine Freude, bin völlig ſtumpf. Vielleicht läßt mich der Herrgott ſo dumm werden, daß ich vom Sterben nichts merke.

Das wäre recht geſcheit.

* * *

Wenn das Sterben nur nicht gerade das letzte wäre, was einem paſſieren muß! Wenn nach demſelben nur

noch ein bißchen was käme, sei es eine Stunde Liebesglück, sei es ein frohes Lied, sei es ein Ausblick von der Bergeshöhe, sei es ein frischer Freundschaftstrunk, nur etwas als Lohn für ein tapferes Sterben, nur eins, das nicht mehr unter dem Siegel des Todes steht.

„Ja," fragte mich auf solche Klage der Freund, „bist denn du nicht bei den Göttern geladen im Elysium?"

Vielleicht wird das Sterben nicht schmerzlich sein. Schmerz ist nur ein Zeichen von Lebenskraft. Gefühllosigkeit, Bewußtlosigkeit — tot. Na nu, jetzt weiß ich, weshalb mir der Lenz nicht mehr fühlbar ist.

Aber — Sterbende haben ihre Launen. Mancher will, daß die Hinterbleibenden hübsch gesittig zu seinem letzten Segen niederknien. Mancher macht in der letzten Stunde noch das Programm fürs Begräbnis und bestimmt seine Gewandung, in der er die große Reise antreten will. Sie möchten nach ihrem Tode gern noch eine Weile mitspielen und es anderen aufmutzen, was ihnen selber nicht gelang. In Krimdorf drüben starb einer, der des lieben Himmels wegen seinem Töchterchen das Versprechen abnahm, ins Kloster zu gehen. Nun hat das Mädchen mit der Erfüllung so lange gewartet, bis die Liebe kam. Es muß den Schwur brechen oder ins Elend wandern. Und das hat der liebende Vater auf dem Sterbebett gethan.

* * *

Ich glaube schon darum, daß es zu Ende ist, weil ich mich bereits nach allen Seiten hin ausgestreckt habe.

Es giebt nichts Erhabenes, und es giebt nichts Niederträchtiges, das ich nicht gedacht und gefühlt hätte. Ich bin in der Geſinnung ein Heiliger geweſen und im Leben ein Erzſchelm. An einen Beichtvater werde ich noch denken müſſen. Hat man die lateiniſchen Rezepte hinter ſich, dann kommen die lateiniſchen Gebete. Lateiniſche Küche, lateiniſche Kirche — deutſcher Michel!

* * *

Meine Krankenſtube iſt eine Künſtlerwerkſtatt. Da ich mich für die Reproduktion leider nicht mehr eigne, ſo iſt Radegunde herbeigeholt worden. Da hilft kein Sträuben, ſie wird in Lehm gemodelt, ſpäter in Gips gegoſſen, damit ich — ſpaßen ſie — ein Andenken hätte, wenn ſie einmal geſtorben ſein würde.

Ich ſolle hübſch daneben ſitzen, meint der Schnabel, und zuſehen bei dem Kunſtſtück, wie man eine bewegſame Hausfrau feſtbannt. Ich hatte das in der That nicht für möglich gehalten, aber dem Schwerenöter gelingt's. Es zuckt ihr wohl in den Gliedern, wenn draußen die Knaben poltern oder die Magd ſchreit. Sie kneift die Lippen zuſammen, das iſt jedoch dem Schnabel nicht recht. Sie wirft den Kopf und ſchupft die Achſeln, das iſt ihm auch nicht recht. Sie grollt über das gottloſe Daſitzen, wo das Haus voll Arbeit ſei, das macht ihm gar nichts, denn ſie ſitzt doch. „Auf ein Andenken, wenn ſie nimmer ſein wird." Kindereien!

Ich habe dieſe Sitzungen hauptſächlich veranſtaltet, damit die beiden ſich ein wenig aneinander gewöhnen.

Denn ſie trutzt wirklich manchmal mit ihm. Seine heitere Geduld mit ihr ſcheint grenzenlos, könnte aber doch einmal ein Ende nehmen, und damit wäre die Vormundſchaft in Frage geſtellt.

Sogar ſchon an der halbfertigen Büſte ſieht man's, was meine Gunde eigentlich für einen klaſſiſchen Kopf hat. Dieſer Hals und dieſe Naſenlinie und dieſe leicht vorgeſchwungene Oberlippe! Man ſieht ſich ſolche Dinge, in denen ſo viel Seele liegt, vereinzelt zu ſelten an. Der Schnabel legt ſein Löwenhaupt einmal nach der einen, dann nach der anderen Seite hin und betrachtet das Werk faſt mit Begierde, und aus ſeinen Augen ſprüht heißes Leben auf das kalte Thongebilde, daß mich manchmal dünkt, es müſſe die Augen niederſchlagen. So ſind die Künſtler, alles Wirkliche wird ihnen erſt bedeutſam, wenn es in Kunſt übergeht.

Zum Andenken, wenn ſie nimmer ſein wird! Der dumme Gedanke ließ mich heute nicht ſchlafen. Er iſt wie ein wildes Tier, das in friedliche Gefilde einbricht. Er iſt nicht zu faſſen. Daß ſie mir vorangehen könnte! O Herrgott, bin ich ein Egoiſt! Was ich nicht ertragen kann, ſoll ſie ertragen! Immer nur denke ich an mein Sterben, nie an ihr Leid. Jetzt erſt, o Jeſus Chriſtus, ſehe ich die ganze Gräßlichkeit deſſen, was uns bevorſteht. Wenn ſie mich ſo lieb hat als ich ſie — o mein Gott! o mein Gott!

* * *

Iſt es nicht merkwürdig, daß man einen Menſchen als fahlen Lehm oder braune Erde anſehen kann, ohne

wahnsinnig zu werden? Ein junger Mann stand auf dem Kirchhof, hatte in der Hand schwarze Erde und rieb sie zwischen den Fingerspitzen. Erde, gewöhnliche Erde, nichts weiter.

„Nichts weiter?" bemerkt der Schnabel. „Mein Lieber, es scheint, du weißt nicht, was Erde ist!"

* * *

Läuft heute Konrad zur Thür herein und sagt, er hätte mich lieb und mir zuliebe just die ganze Schüssel Reisbrei ausgegessen. Und der Onkel habe gesagt, nun werde er groß, viel größer wie ein Baum, so groß, daß man ihn auf einen Zwirnknäuel haspeln müsse, um ihn zur Thür hereinzubringen.

„Laß die Possen und gehe!" sagte ich. Will allein sein, muß nachdenken, was Erde ist. — Das junge Leben weise ich von mir, der Tod bleibt neben mir stehen.

* * *

In vergangener Nacht träumte mir, ich hätte Speckklöße mit Sauerkraut gegessen. Als ich erwachte, lag mir die Kost so sehr im Magen, daß „doppelkohlensaures Natron" genommen werden mußte. „Schnabel!" sage ich, „wenn man im Traum sich den Magen verderben kann, dann stehe ich für nichts."

„Freilich," lacht er, „nimm im Traum doch einmal eine Handvoll Dukaten aus der Kiste und sieh beim Er-

wachen nach, ob du sie in der Hand hast. Und du willst die Freuden dieses Lebens mit hinübernehmen in ein anderes?"

* * *

Während Konrad heute seinem Unterricht im Rechnen oblag, ging ich im Garten umher und sah, worin der Junge vorher unterbrochen worden war.

Am Raine unter dem Birnbaum war in der Erde ein Loch ausgewühlt. Auf dem Kieswege dahin war der Kondukt aufgestellt. Vorne Mutters grüner Kaffetopf, in welchem mit aufragenden Spießen eine Tischgabel stak. Hinter demselben das neue Paar Schuhe Konrads. Diesem reihten sich an die Kalblederschuhe Fridas und die Stiefeletten Richards. Dann Onkel Sonnenscheins Bierkrug, dessen Henkel mit einem schwarzen Florfetzlein behangen war. Hernach der hölzerne Fußschemel, der sonst unter Mutters Nähtisch steht. Darauf lag das rote Kopfkissen Fridas, und auf diesem war etwas Längliches und Eckiges gebettet und mit einem blauen Sacktüchlein zugedeckt. Hinter solchem Katafalk kamen meine großen Röhrenstiefel, dann Mutters Hausschuhe und ganz hinten die Filzpatschen der Magd. Und das alles stand in einer Reihe auf dem Kieswege des Gartens.

Also ein Leichenzug! Hm, hm! — So, so! — Wer ist dir denn gestorben, Konrad, wenn man fragen darf? — Meine Frage bestand darin, daß ich das blaue Sacktüchlein mit zwei Fingern an der Ecke faßte und es aufhob.

Die Sanduhr! — Die Sanduhr ist tot. Da lag sie auf dem Bahrkissen. Einer der Trichter in Scherben, Zeit und Ewigkeit ausgeronnen.

„Wenn die Kinder so spielen, da nimmt's nachher allemal einen!" sagte das alte Moidle, dieweilen es scheuern ging.

„Es nimmt einen!" Natürlich nimmt's einen, das Moidle, einen Waschlappen, wenn es die Zuber scheuern soll!

* * *

Heute früh ist Doktor Balsam gestorben. Plötzlich, während des Ankleidens. Der starke, lebensfrische Mann, der für ein Jahrhundert gebaut schien. Der immer so behaglich saß an meinem Krankenlager und der mir bloß — ein paar Monate gegeben hat.

Wann war denn das?

* * *

Als sie vom Begräbnis kamen, drückte der Schnabel mir munter die Hand. Just, als wollte er gratulieren.

Nachher wankte ich auf den Friedhof zu meinem Doktor Balsam. Weiß nicht recht, war's der Abschieds- oder Antrittsbesuch. Dabei sah ich, daß der Friedhof ein anderer wird. Er belebt sich mit leuchtenden Marmorgestalten. Teils sind sie aus klassischer und germanischer Mythe, teils aus dem christlichen Himmel. Der Blick wendet sich ab von den düsteren, schauerlichen Bildern des Jammers und des Todes, und auf den Grab-

stätten stehen künstlerische Sinnbilder von Auferstehung, Leben und Freude. Besonders rührte mich ein schöner, weißer Engel, der mit einem Arm gegen den Himmel weist, mit dem anderen sich beugend anschickt, den Gruftdeckel zu öffnen. Statt des Kreuzes sieht man den Auferstandenen, oder die Erweckung des Lazarus, oder ein Sinnbild aus den Offenbarungen. Auf der Ruhestätte eines jungen Mannes schläft ein bildschöner Jüngling, bewacht von Genien, die ihren Finger an den Mund legen, gleichsam als solle der Schläfer aus seinem süßen Frieden nicht geweckt werden. Der Friedhof wird ein Ort des frohen Glaubens und der tröstenden Liebe. Und das thut mein frohgemuter Bruder Sonnenschein!

Auf diesem Friedhofswege habe ich auch etwas anderes erlebt, das aufgeschrieben werden muß.

An der Totenkammer vorüberschreitend, hörte ich drinnen laut sprechen und lachen. Die Fensterecke ist gerade so tief, daß ich gucken konnte. Saßen in der Kammer der Totengräber und der Stephan Eschbammer, pensionierter und jubilierter Stadtschreiber. Zwischen sich hatten sie die schwarzangestrichene Tragbahre und auf derselben ein Brett liegen. Und das war der Tisch, auf dem sie Karten spielten. Dem Totengräber schien es aber an Lust zu fehlen, er ließ die ausgeworfenen Blätter vor sich liegen, stemmte den Ellbogen an und den Kopf auf die Faust, klöpfelte mit den Fingern der anderen Hand und sagte nachdenklich: „Um den Mann thut's mir leid. Er hat mir viele Kunden zugeführt!“ Dann lachte er auf. Von wem nur die Rede sein mochte!

Der Eschbaumer strich seinen langen weißen Bart, starrte wie traumversunken vor sich hin und gröhlte plötzlich auf: „Es ist zum Lachen!“ Wie durch dasselbe aufgeschreckt, fuhr er empor und sagte: „Beinlkramer, weißt! Zum Karteln haben wir jetzt zwei beide keinen Löffel. Ich bin eigentlich wegen etwas anderem zu dir gekommen.“

Der Totengräber raffte die Blätter zusammen.

„Du,“ sagte der Stadtschreiber, „steht es nicht geschrieben, der Tod ist der Sold der Sünde.“

„Mir scheint.“

„Aber Narr, von diesem Sold kann ja keiner leben!“

„Da hast recht.“

„Du hast's gut, Lochschaufler, bei dir wird's alleweil größer, je mehr du wegnimmst. Sei so gut, schaufle meiner Alten auch eins aus.“

„Deiner Alten? Deiner Alten, sagst du?“

„Willst du den heiligen Leib anschauen? Die Seel ist schon ausgeflogen — heut bei der Nacht.“

Einem Totengräber ist das sonst nichts Besonderes. „Witwer bist du, Eschbaumer!“ rief er, „aber das ist, aber das ist!“

„Ja, das ist,“ antwortete der Stadtschreiber gelassen. „Achtundzwanzig Jahre haben wir die Ehefreuden miteinander gelitten. Ich hab in dieser langen Zeit, wenn ich zur heiligen Beicht gegangen, nicht ein einziges Mal mein Gewissen zu erforschen gebraucht; sie hat mir jeden lieben Tag alle meine Sünden vorgehalten.“

„Na, und hast du sie nicht —?“ sagte der Toten-

gräber und machte eine scharfe Bewegung mit dem Arm.

„Nur im ersten Jahr," antwortete der andere verständnisvoll. „Ist aber nichts. Dem Weibe schlägt man allemal drei Feiertage und sich selber drei Fasttage. Na, und thut man nichts, so heißt es: Mann, ich bin dir gleichgültig. Widersprechen thun sie schon allemal, nur ein Wunder, daß sie beim Altar ja sagen."

„Von Engeln ist halt kein Menschenverstand zu erwarten," lachte der Totengräber.

„Engel meinst, Beinlkramer! Und ich hab immer gedacht, die Weiber wären unsterblich, weil sie keinen Geist aufgeben können. Und jetzt ist sie doch dahin. So sanft und lieb ist sie gewesen in letzter Zeit, daß ich gesagt hab: Brigitta, bei dir ist was nicht in Richtigkeit. Und heut nacht auf einmal —. Na, sie wird jetzt in die Erden wollen, sonst macht sie mir wieder andere Geschichten. Also, sei so gut, alter Maulwurf." —

Das habe ich ihnen abgelauscht und mich baß gewundert über die merkwürdige Leichenrede. Stark säuerlich soll sie ja gewesen sein, die kleine Frau des Stadtschreibers, und so hat er sich stets mit einer lustigen Philosophie getröstet. Diesmal ist's ihm aber allem Anschein nach nicht ernst damit. Er soll nicht essen und nicht schlafen können und will mit dem Cynismus nur seine Traurigkeit herumkriegen.

Umgekehrt wie bei anderen, die sich bei Todesfällen die Traurigkeit auswendig hinaufhängen, so viel nur Platz hat, krampfhaft und oft erzwungen jegliche Zerstreuung meiden, gerade wo sie manche am nötigsten

hätten. Trauer auf Termin. Ist das halbe Jahr aus — die Flore weg, ist das Jahr aus — ein großer Ball.

Ich möchte im Herzen der Meinigen weiterleben, aber nicht als traurige Gestalt.

Jetzt stirbt der Balsam, und ich lebe noch. Es ist doch komisch!

* * *

Nur einmal noch den Frühling erleben! So weinte ich auf vor wenigen Monaten. Er kam und — rührte mich nicht. Der Sommer ist da, alles leuchtet und blüht, unendlich flutet das Leben. In mir bleibt es kalt. Das heißt ja schon gestorben sein! möchte man glauben, wenn nicht anderseits jeder lebhafte Schritt im Vorhause, jeder frische Ausruf eines Kindes, jedes Hundegebell auf der Gasse mich in Aufregung versetzte. Wenn ausgefahren wird, darf nie ein Kind mit, weil jede lebhafte Bewegung desselben mich in Schreck versetzt, es falle aus dem Wagen. Jedes helle Lachen ist mir zuwider, jeder leichte, noch so harmlose Widerspruch versetzt mich in Unmut, zum Aufbrausen ist mir; doch anstatt des kräftigen Zornausbruches sinkt allemal alles wieder ohnmächtig zusammen. Fahre ich mit Steinschnabel allein, so sehne ich mich nach Gunde, und fahre ich mit dieser, so finde ich es unerträglich ohne den Schnabel. Der, wenn er mit mir allein fährt, läßt den Wagen manchmal beim Forsthause halten, und wir steigen auf den Hochanger. Er schleppt mich am Arm, und aus seinem breiten, geröteten Antlitz lacht eitel Freude, wenn's passabel geht. Gesprochen wird dabei wenig, wir dürfen

uns nur ansehen, um zu wissen, was wir meinen. In seinem Auge Wohlwollen, Lust, Übermut; in dem meinen —?

Der Hochanger ist im Halbrund umstanden von alten, verwitterten Tannen. Sie ragen mit ihrem dunklen Gezacke und ihren grauen Bärten in das lautere Himmelsblau. Nach der anderen Seite hin ist der kahle Abhang. Im weiten Kessel liegt die Stadt mit ihrem zarten Rauchschleier. Die Seitenthäler führen ins Waldgebirge, das im sommerlichen Äther schlummert, herüberschweigend aus der Ferne. Und doch alles so lebendig und vogelsangdurchklungen.

So sind wir auch gestern wieder gesessen da oben. Über junges Gras das Wollentuch gebreitet, und die warme Sonne auf uns nieder. Im Schatten fröstelt mich. Auch mein Schnabel streckt sich lieber im Lichte aus, legt sich gern hin und öffnet Weste und Hemd um sich die Sonne so recht ans Herz glühen zu lassen. Davon kommt die Wärme und die Sonnenheiterkeit dieses Menschen. Auch gestern legte er sich so hin und sagte, ich möchte wie er die Brust aufthun und doch einmal den Himmel hineinlachen lassen.

„O Freund," antworte ich traurig, „bei mir vergeht ihm das Lachen. In mir wird's nimmer warm!"

Er schweigt. Erst nach einer Weile sitzt er ein wenig auf, wendet sich zu mir und sagt mit veränderter Stimme: „Dagobert, laß das. Du treibst deinen Totentanz jetzt schon zu weit. — Ich will dir von einem Kameraden erzählen, den ich in Rom kennen gelernt hatte. Wenn du jedoch hier auf dem stillen Anger ein

wenig ſchlafen willſt, ſo iſt es noch beſſer. Du magſt dabei nach Belieben den Mund aufthun, damit einmal ordentliche Luft in deine Lunge rinnt. Daß dir keine Eidechſen und Lindwürmer hineinkriechen, will ich getreulich wachen."

Darauf meine Antwort: „Ich werde noch ſchlafen genug. Erzähle mir von deinem Kameraden in Rom."

„Giuſeppe Cypreſſo habe ich ihn genannt, und das hörte er nicht ungern. Der hatte an ſich eine Guitarre hängen, die nahm er vor, kniff die Saiten, ſchlug ſein ſchwarzes Auge auf und ſang vom Sterben. Er blühte wie eine Pfingſtroſe ſo üppig und hatte Backen wie Kaiſeräpfel, ſo derb und rot, und ſang vom Sterben. Elegien hatte er gedichtet, voller Sehnſucht nach Ruhe und Grab, und in ſeiner keckſten Burſchenlaune hob er das Glas und ſtieß mit Freund Hein an: Auf Bruderſchaft, alter Schelm! Er beſuchte Sterbende und ſah ihnen zu, er wachte bei Toten und ſchaute ſie an, faſt vergnügt. Den Friedhof nannte er das letzte Eden, weit wertvoller als das erſte, das wir verloren hätten. Wenn andere vor dem Tode ſchauerten, lächelte er überlegen: Was wollt ihr? Der Tod iſt die größte Gnade, die der Himmel dem Menſchen gegeben."

„Wenn dieſe ſchönen Worte auf mich zielen ſollten, erſpare dir ſie, Schnabel, ich bin längſt reſigniert."

Er fährt ruhig fort: „Als mein Giuſeppe Cypreſſo im dreißigſten Lebensjahre war, zeigten ſich bei ihm die erſten Spuren eines Bruſtleidens. — Das iſt die gerade Straße, ſagte er gelaſſen. Doch war die Straße

lang, viele Stufen des Leidens hatte er durchzumachen bis zu jener, wo er in ſchlafloſen Nächten mit wunder Bruſt nach Atem rang. Hatte er Luſt, ſo ſprach er vom Sterben. Er teſtierte, er ordnete ſein Begräbnis an und kam ſich als Mittelpunkt der Feier gar intereſſant vor. Die Ärzte meinten, das ſei nicht wohlgethan, ſich ſolchen Phantaſien hinzugeben, ſo ſchlimm ſtehe es nicht, und Wille und Mut zum Leben ſei die halbe Geneſung. Nein, er blieb bei ſeiner Lieblingsbeſchäftigung und vertrieb ſich in den ſchlafloſen Nächten die Zeit damit, ſich kalt und ſtarr auf der Bahre zu ſehen, den ſchlanken Leichnam mit dem ſchönen blaſſen Geſicht; die Umſtehenden ſchluchzen zu hören, hinter ſeinem eigenen Sarge einherzugehen und ſein dumpfes Hinabrollen zu vernehmen. Er ſetzte ſich einen ſchönen Denkſtein mit tiefſinniger Inſchrift, er bepflanzte das Grab mit Roſen und ließ jeden Abend eine liebe Maid, die früher ſpröde geweſen, hinausgehen und an ſeinem Grabe weinen. — Aber er ſtarb nicht, und er genas auch nicht. Eines Tages beſtellte er ſich beim Tiſchler den Sarg, genau nach der Länge ſeines Körpers. Er ließ ihn in ſeine Wohnung ſchaffen, zog das ſchwarze Gewand an und legte ſich hinein. Die Hände über der Bruſt gekreuzt, die Augen geſchloſſen — aber nur halb, ſo daß er zwiſchen den Wimpern durch noch in den ſchiefhängenden Wandſpiegel blicken konnte."

„Und hat ihn der Herr nicht mit dem plötzlichen Tode beſtraft?"

„Nein," ſagt Steinſchnabel. „Wenn auf Dummheit die Todesſtrafe ſtünde, da träte mancher Kluge nicht

zwei Paar Stiefel zu Schanden. Mein Cypresso lebte noch Jahre. Da setzte sein Leiden plötzlich von neuem und ganz seltsamlich ein. Der Arzt untersuchte ihn genau und machte ein bedenkliches Gesicht. Giuseppe bat ihn mit schwacher Stimme, kein Hehl zu machen, er blicke dem Tod ruhig ins Auge. So sagte der Arzt: Ich weiß es, lieber Herr, Sie sind Philosoph und erwarten das, was uns allen bevorsteht, mit Würde. Wenn Sie vielleicht eine letzte Angelegenheit zu ordnen haben — thun Sie's heute!"

„Nun?" In so großer Spannung, daß ich mich aufsetzen muß. Das Herz pocht bis an den Hals herauf. Mein Erzähler sieht völlig verändert aus, die Mähne sträubt sich, aus den Augen geht ein mondlicher Glanz.

„Giuseppe Cypresso — als er so den Arzt vernommen — ist totenblaß geworden. Auf der Stirn große, kalte Tropfen. Taumelt in die Ecke und wimmert: Sterben?! — Wirklich sterben? Nein, das ist nicht möglich. — Das ist Unsinn, Doktor! Bin oft schon viel kränker gewesen als jetzt, solche Leute werden alt. Ich will nicht sterben, helfen Sie mir! Irren kann man ja, selbst der beste Arzt. Prüfen Sie mich noch einmal, strenge, strenge, Sie werden finden, daß ich gesund bin — fast gesund. Sehen Sie, Herr! Fühlen Sie mich doch einmal ordentlich an! — Wir alle erschraken ob seiner fast rasenden Verzweiflung. Dagobert, dann ist er nach Hause gekommen, hat zu essen verlangt, zu trinken. Ein Rekonvaleszent habe Hunger! Und während des Essens — ich bin dabei gewesen, Dagobert — Soll ich noch sagen, was geschehen ist?"

„Nicht nötig, Roderich.“

„Na — dann ſage ich's eben nicht.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn dieſer Schnabel einmal ernſthaft wird, dann iſt er wirklich unangenehm. Seinen Cypreſſo habe ich in Verdacht, daß er nur für mich gelebt hat und geſtorben iſt. Mit dem Tode ſo lange kokettieren, ſpielen, als man ſich vor ihm ſicher fühlt; dann aber, wenn er plötzlich brutal in Sicht kommt — Pfui! Ich will geſund werden.

* * *

Heute ſammelte ich dieſe Blätter. Und bei ihrer Durchſicht ſcheint es, als wäre ich zuweilen noch leidender geweſen als jetzt. Was ſind das ſtellenweiſe für hippokratiſche Schriftzüge! Die Hand geht nun ſicherer, der gekrümmte Rücken droht nicht zu brechen; innerlich jedoch iſt mir ekelhafter als je. Der Gleichmut der Ergebung iſt dahin. Ich will geſund ſein und bin's nicht. Die fliehende Seele wird feſtgehalten an den Strängen des Fleiſches, hat ſich durch die Befreiungsverſuche nur verwundet, zerriſſen, aber nicht gerettet. Leben wollen, das iſt zu wenig. Was will ich denn ſonſt? Ich weiß nicht was. Ich bin unausſtehlich. Mein Weib erträgt meine Launen und ſchweigt, meine Kinder nahen mir nicht mehr ſo häufig als ſonſt. Nur wenn Onkel Sonnenſchein da iſt, kommen ſie heran und entfalten ihre Blüten, wie am Maimorgen die Margariten.

Aber ſelbſt der Schnabel iſt anders. Er plaudert nicht mehr ſo harmlos wie ſonſt, nur ſein Angeſicht

lacht, und aus seinen Nachtaugen leuchtet der ewige Tag, sprüht Freude ob allem, was ihn umgiebt, Wohlwollen für alle, die ihm nahe sind. Mir scheint, daß er auch mit Gunde endlich auf gutem Fuße steht und sie mit ihm. Obschon . . . Ich weiß nicht . . .

In seinem Berufe hat er einen Sieg errungen. Ein Teil der Presse und mit ihr des Volkes hatte sich lange ablehnend verhalten gegen seine klassische Richtung, die das kirchlich düstere verdrängen wolle, um heitere Bilder oder freventlich gar weltliche Gestalten an seinen Platz zu stellen. Als dieser „Heide" aber trotzdem aufkam, als seine Gestalten sachte einzogen in Kunsttempel, Kapellen und Kirchen, als sie auf öffentlichen Plätzen standen, an Brunnen und Brücken und auf den Grüften, und als die Menschen sich daran erfreuten und erbauten und stolz darauf waren, wenn Fremde ihren Meister lobten — da schwieg jene Partei und begann gelegentlich selbst Bestellungen zu machen bei dem fröhlichen Heiden, der Licht aus dem Steine schlug, so wie es aus seinem Auge blitzte.

Und nicht allein seine Gebilde bewundern die Leute, auch schon seine Person. Angesehene Häuser suchen ihn in ihre Kreise zu ziehen; er hat dafür stets ein frohsinniges Dankwort, einen festen Händedruck, geht aber — zu Dagobert. Weil er noch Junggeselle ist, so suchen sie für ihn Bräute, finden ihrer auch in allerbester Gesellschaft — schöne, reiche, liebenswürdige Jungfrauen. Er scheint aber nur die Schönheit zu sehen, die seinem Meißel aus dem Marmor entgegensteigt. Ein Modell mag noch so reizend sein, er verliebt sich erst in die Ge-

ſtalt, wenn ſie in weißem Steine vor ihm ſteht. Kunſtliebende Damen, die ſeine Werkſtatt bisweilen beſuchen, finden, daß er ſchon graue Locken und grauen Bart hat. Sie ahnen nicht, wie jung er ſein kann. Nein — er ſollte heiraten.

* * *

Der Rahmen meines Zimmerſpiegels iſt hergeſtellt, er iſt ſehr ſchön geworden. Die Glastafel dunkelt klar wie ein Bergſee. Das beſte daran aber iſt der Kerl, der mir daraus entgegenſchaut. Faſt mußte ich ihn anrufen, wie vortrefflich er ausſehe. In der That — unberufen — viel beſſer als das letzte Mal. Kein Vergleich! — Ich hielt zurück, wohl wiſſend, daß leidende Menſchen es nicht gern haben, wenn man ihnen Wohlbefinden nachſagt, von dem ſie nichts ſpüren.

Neben dem Spiegel ſteht ein anderes Bild. Es war mir immer klar geweſen, daß meine Gunde ſchön iſt. Aber daß ſie ſo ſchön iſt, das ſehe ich erſt jetzt an ihrer Marmorbüſte.

„Man braucht ihr nur einen Kuß zu geben, und ſie wird lebendig!“ ſagte der Schnabel und legte ſeinen Arm um den ſchlanken Hals der Büſte. Ich ſtieß ihn zurück.

Und jetzt iſt mir lebhaft darum zu thun, daß dieſes Bildnis ein Seitenſtück bekomme. Ein rechtmäßiges . . .

* * *

Und deshalb haben die Sitzungen heute begonnen.

Eine Stunde vorher hatte er den ſchweren feuchten Lehm um das Gerüſte gebaut mit emſiger Hand, und als ich dazu kam, war Dagobert faſt ſchon zu erkennen. Ich muß doch wohl in ihm drinnen ſein, weil er mich aus ſich, aus dem Gedächtniſſe geformt hat. Ob er denn bei Gunde das auch ſo gemacht hat?

Und dann begann das Fliegen ſeines leuchtenden Auges zwiſchen meinem Haupte und der Thonbüſte und das flinke Graben, Streichen und Stauchen ſeines Griffels, ſeiner Finger, die, kaum den Thon berührend, einen charakteriſtiſchen Zug um den anderen hervorriefen. Dabei that er heitere Bemerkungen und manch ernſthaftes Sprüchlein über allerlei, ſo daß es war, als brauche er an ſeine Arbeit gar nicht zu denken, als vollziehe ſich die Schöpfung ganz von ſelbſt.

„Halte dich nur gut, Dagobert," ſagte er. „Dieſes Bild wird dich überleben und deine Tugenden oder Unarten beim Sitzen in die ſpäteſten Zeiten tragen."

Da fiel mir ein, daß ich wohl eine Beſtimmung würde treffen müſſen, welchem der Meinen die Büſte gehören ſoll, wenn ſie ſich einmal zerſtreuen.

„Triff keine," ſagte der Schnabel, „außer etwa die, daß der Stein in vier Stücke zerſchlagen werden ſoll —"

Den Schnabel verſtehe ich auch, wenn er ſeine Sätze nicht zu Ende ſpricht. Drei der Lieben zu kränken, um eines zu bevorzugen! Dieſer große Gerechtigkeitsſinn in ihm, mit ewigem Frohmut verklärt, macht ja den ganzen herrlichen Kerl aus.

„Roderich," ſage ich, aber nicht ganz unbefangen,

„zu den wenigen klugen Thaten meines Lebens gehört deine Ernennung zum Generalbevollmächtigten für meine Familie.“

Er hält einen Augenblick still mit seinem Griffel, legt mir einen forschenden Blick zu und beginnt wieder zu modeln. Er ist just bei der Nase.

„Es bleibt also dabei?“ sagt er leichthin und thut mit seinem Griffel an den Nüstern herum. „Dagobert, ich muß dir noch einmal etwas erzählen.“

Sein Auge drang nicht so ins Innere wie sonst, wenn er mir ins Gesicht schaut, es blieb äußerlich an der Form haften. Da ward mir plötzlich mein Doppelwesen bewußt: der Leib ist ihm eine Sache, nur die Seele ist ihm der Mensch, mit dem er spricht, um ihn hervorzuholen und in den Thon zu bannen.

„Schnabel,“ sage ich, „daher ist es kein Wunder, daß man beim Modellsitzen so geistlos wird, um nicht zu sagen leblos. Wenn du so die Seele nimmst. Denn ich bin vor Erschöpfung dem Tode nahe. Deine Absicht, mich mit Geplauder zu konservieren, macht die Sache nur noch schlechter.“

„Na,“ lacht er, „wenn es schon so schlecht ist, wollen wir's gut sein lassen — für heute. Morgen will ich dir eine Geschichte erzählen, die dich ergötzen wird.“

* * *

Nun, und heute? Es war ein Regentag. Die Kinder beim Lernen, Gunde in der Wäschekammer.

Jetzt schreibe ich. Aber merkwürdig! Meine Hand

iſt ſo feſt und ruhig wie ſeit lange nicht. Ach Gott, war das ein Tag! War das ein Tag!

„Heute will ich mit dem Mund ins reine kommen,“ hatte mein Bildhauer geſagt.

„Das heißt, ich ſoll den Mund halten,“ gab ich noch launig bei.

„Bitte, das habe ich nicht geſagt. Wenn du jedoch die Gehörwerkzeuge ein wenig gebrauchen willſt, ſo iſt es zweckmäßig, denn ich muß dir eine Geſchichte erzählen. — Nicht wahr, du biſt ſo gut und hebſt den Kopf ein klein bißchen höher. So, gut. — Wenn wir ein halbes Stündchen ungeſtört bleiben, ſo iſt es mir recht. Wir haben heute die wichtigſte und die ſchwierigſte Partie.“

Nachdem er den Thürſchlüſſel von innen umgedreht und den Fenſtervorhang vollends in die Höhe gezogen hatte, begann er zu arbeiten und gleichzeitig zu erzählen.

„Es war einmal —“

„Ah, die Geſchichte kenne ich.“

„Um ſo beſſer. Alten Bekannten begegnet man bisweilen gern. — Es war alſo einmal ein alter Bekannter. Auch ſo einer wie der Cypreſſo und doch anders. Er ſiſſelte noch ſo ein bißchen herum, ſein Arzt hatte ihm das Leben abgeſprochen. — Gelt, Dagobert, du thuſt mir den Gefallen und läſſeſt den Kopf nicht ſo hängen. Es quatſcht mir den Unterkiefer zu breit. — Nun, daß ich fortfahre. So benutzte der kranke Mann das Reſtchen Zeit, um ſich allerhand Gedanken zu machen, wovon etliche ein bißchen krauſe waren. Er begann ſich bei

noch lebendigem Leibe einzubalſamieren und beſtellte als braver Familienvater einen Gerhab für Frau und Kind. Nun war dieſer Gerhab in spe ein Rappelkopf. Anfangs wollte er ſich durchaus nicht drein finden, ſpäter jedoch — Aber ich muß dich ſchon wieder plagen. Der Kopf iſt jetzt zu hoch. Ein bißchen tiefer, bitte ich. So, gut. — Er war nämlich, iſt zu ſagen, ein guter Freund des Kranken. Das Hinſiechen und die Traurigkeit gingen ihm zu Herzen. Zuerſt, wie geſagt, wollte er nicht, durchaus nicht, allein der Kranke ließ nicht ab und that alles, um den Freund ans Haus zu feſſeln. Die Frau wollte auch nicht. Der Menſch war ihr zuwider wegen ſeiner beſtändigen Heiterkeit, dieweilen ihr weh ums Herz war. Doch das änderte ſich. Weil ſie in eine immer tiefere Betrübnis ſank, ſo haben ſich die beiden bisweilen zuſammengeſetzt und gemeinſame Trauer gehalten um den Freund und Gatten. Das mußte natürlich heimlich geſchehen. Und bei ſolcher Heimlichkeit begann — ganz unvermerkt anfangs, allmählich jedoch — Es wurde natürlich abgewieſen. — Dieſes Weib, ich ſage es dir . . . Und er iſt auch kein . . . Sie huben an, voreinander ſich zu fürchten. Denn die Gefahr . . . Ich weiß nicht, ob . . . Kurz und gut, oder vielmehr — lang und ſchlecht —"

Jetzt bin ich aufgeſprungen: „Ich glaube, er lebt zu lang, der alte Bekannte!"

„Noch mehr, Dagobert, er wird geſund. Und wird keine geringe Mühe haben, die Frau und den Gerhab, die er anfangs ſo ſchwer zuſammengebracht hat, wieder auseinander zu bringen."

Mir ſtockt der Atem in der Bruſt. Und kann nur noch ſagen: „Alſo, das iſt's! Alſo, das iſt's! Und darum muß ich fort!“

Ich taumele zur Thür, reiße ſie auf. Dann — dunkel. Wie ich wieder zu mir komme, iſt er nicht mehr im Zimmer. — Jetzt ruhig Blut, denke ich, und gehe hinaus gegen die Wäſchekammer. Mich wundert es unterwegs, daß ich auf einmal ſo ruhig gehen kann, da doch alles in mir kocht zum Überſprudeln, zum Zerplatzen. Dieſer unerhörte Verrat! — Nur ruhig Blut. — Ich ſchleiche an die Kammerthür und drücke die Klinke. Die weicht nicht. Die Thür verſchloſſen. Ich lege mein Ohr an. Flüſtern. Eine weibliche Stimme — und eine andere.

Was wird nun geſchehen? Jetzt wird der Onkel Sonnenſchein erſchlagen! Eine ſo ſüße, grauſe Wut habe ich in meinem Leben noch nicht gehabt als in dieſem Augenblick. Meine Glieder ſind leicht wie Flügel. Feuerfunken muß ich geſprüht haben, ſie tanzten mir vor den Augen. Im Hofe ſteht ein Holzſtock mit eiſernem Amboß, auf dem der Gärtner die Sicheln zu dängeln pflegt. Dieſen erfaſſe ich mit beiden Händen, ſtürze gegen die Kammerthür. Mit einem Schwung hebe ich das ſchwere Gerät zum Schlag. Die Thür ſpringt in Scherben auseinander. Ein Schreckſchrei der Gunde. Am Wäſchetiſch ſteht ſie, und neben ihr — ſei tapfer und ſchreibe es nur hin, du alter Thor. Schäme dich nicht fürs Wort, ſchreib es nur hin! — neben ihr ſteht der Junge — der Richard.

Lieber Leſer! Ich ſpreche nämlich zu mir ſelber, der

ich wahrscheinlich nach vierzig oder fünfzig Jahren diese Blätter lesen werde. Also lieber Leser, du willst wissen, wie das kam? Das kam so: Der Gymnasiast war mit einem zerrissenen Beinkleid nach Hause gekommen, und weil das kein Censurschein ist, so hatte er bei der Mutter Zuflucht genommen, die hinter verschlossener Thür den Schaden schlichtete. — Diese Erkenntnis hat mir jedoch nichts geholfen, in der nächsten Minute wußte es die ganze Nachbarschaft, daß der halbverrückte Dagobert vollends übergeschnappt sei.

Mag ja sein — einen Schnapper hat's gemacht.

* * *

Was habe ich seit fünf Tagen versucht, geleistet und gelacht! Und nicht geglaubt und doch erlebt! Hell zum Aufkreischen wäre es bei solch beispiellosem Schicksalswirbel! Daß ein glühender Zorn fressenden Rost aus dem Leibe brennen kann, soll ja wohl vorkommen können. Die Ärzte bringen es bei einem Kranken allerdings häufig bloß zu einem schleichenden Ärger. Ein weit größeres Wunder ist's, wenn man durch eine gewaltige Dummheit — gescheit wird.

Ich schließe mein Tagebuch. Weiß mir nun Besseres.

Es ist auf einmal ganz anders wie sonst. Als ob in einer jahrelang verschlossenen Kammer plötzlich die Fenster aufgerissen worden wären. Frische Luft, frische, kühle Luft. Wenn nun auch noch Sonnenschein hereinkommt!

Ein Brief, der heute mit dem Eilboten abgeschickt wurde, hat folgenden Wortlaut:

Lieber Freund Roderich Steinschnabel!

Mache dir zu wissen, daß ich, Gott sei Dank, so weit gesund bin — und zwar seit fünf Tagen, da ich den Onkel Sonnenschein töten wollte. Aus welchem Grunde immer du mich eifersüchtig gemacht hast — es ist dir gelungen. Die Wut, die so groß war, daß sie kein Mensch beschreiben könnte. Gerettet, geheilt! Ein Sturm, der die faulen Dünste hinweggefegt. Wie wohl mir nachher gewesen, gar nicht zu sagen. So gut wie in diesen Nächten habe ich seit meiner Jugend nicht mehr geschlafen. Die höchste Zeit. Es ist ja immerhin möglich, daß du dieses Weib liebst, wer's nicht thäte, wäre ein siebenfacher Esel. Doch wenn Untreue dabei im Spiele wäre, hättest du mir's sicher nicht auf die Nase gebunden. Jetzt auf einmal kann ich klar denken.

Verzeihe mir, daß ich so krank gewesen bin. Die Wolke ist vorüber. Komm zu uns, du unentbehrlicher Kamerad, du heller Sonnenschein meines Hauses. Liebe die Meinen, wie du willst. Dagobert sitzt wieder fest im Sattel. Amen.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Mein Himmelreich

von **Peter Rosegger.**

Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben . . . .

403 Seiten. Preis brosch. M. 4.—, in Originalbd. M. 5.—, Halbfrz. M. 6,50.

Sechzehntes bis Zwanzigstes Tausend.

Inhalt: Ich glaube. Vom Manne der frohen Botschaft. Die letzte Rast. Das ewige Leben. Christ auf der Heide. Unsere liebe Frau. Die heilige Weihnachtszeit. Ostern. Pfingsten. Sonntag. Die Ohrenbeichte. Kirchenmusik auf dem Dorfe. Das Gebet im Landvolke. Religionsfrevel im Landvolke. Los von Rom? Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke. Folgen einer Konfiskation. Über das Bibellesen. Der Wauwau. Gedanken in schlaflosen Nächten. Demut. Auf halbem Wege. Ein Gottesleugner. Herr, wir gehen zu Grunde! Es kann Dir nichts geschehen.

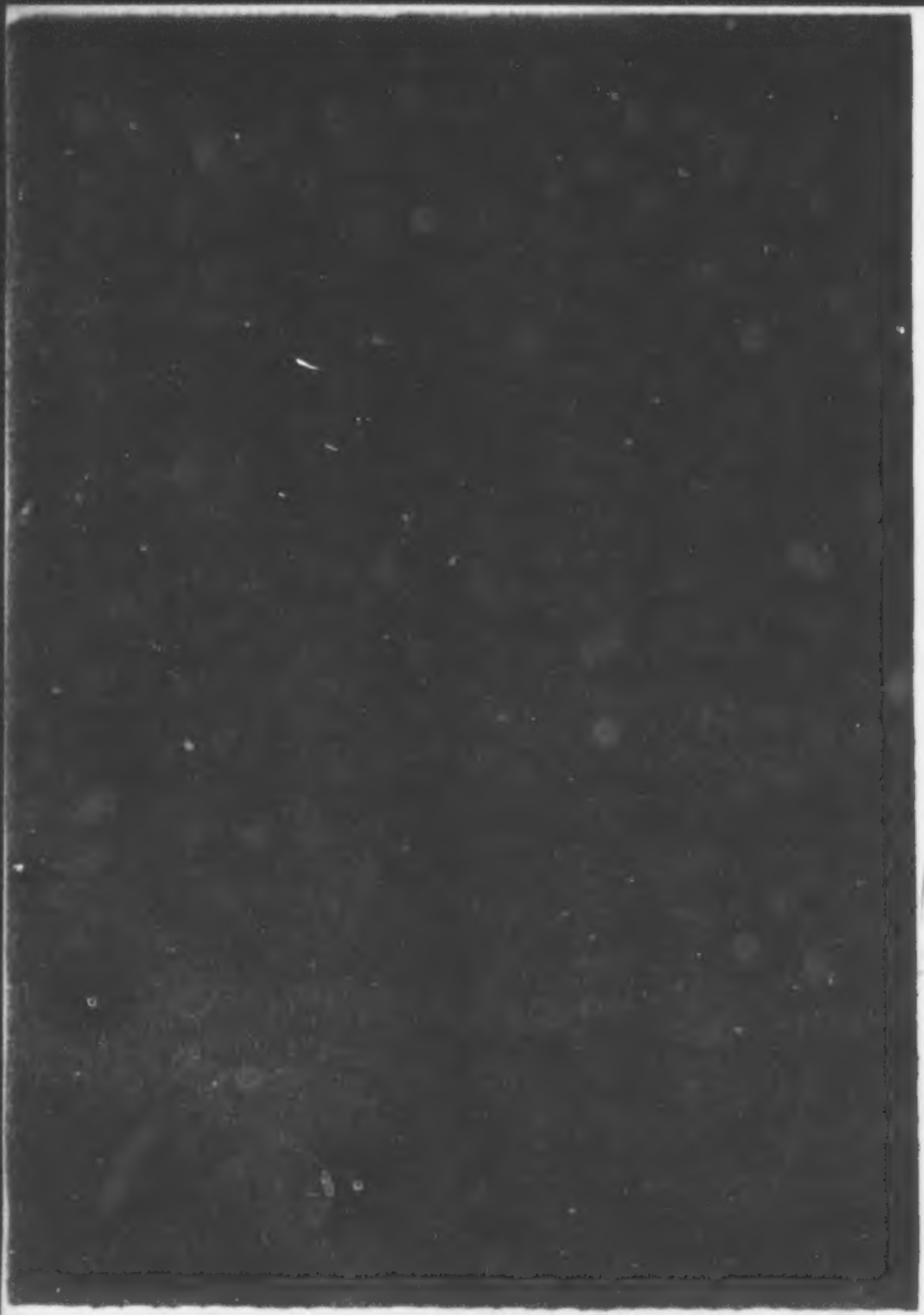
Dresdner Anzeiger nennt das Werk eins der edelsten Weihnachtsbücher für den, der die Wahrheit und den Mut des Bekennens liebt.

Hamburger Post schreibt: Wir besitzen wenige Bücher, in denen ein solcher Freimut einherschreitet, wenige, in denen eine solche Innigkeit, eine solche herzerhebende wahre Frömmigkeit waltet als in diesem Buche, in dem Rosegger seine ganze Seele ausschüttet . . . .

Anzeiger für die neueste pädagog. Litteratur sagt u. A.: Rosegger schlägt in dieser Schrift Herztöne an, die in tausend Menschenherzen ein Echo finden werden.

Kathol. Schulzeitung, Donauwörth bezeichnet das Werk als ein interessantes, voll Geist, voll Gemüt, aus einer mächtigen Phantasie herausgeboren, die ihren Flug unbehindert zu den höchsten Höhen meisterhafter Schilderungen nimmt . . . . Über Roseggers feinen Humor, seine geistvolle Ironie, seine männlich stolze Kraft im Ausdrucke innerer Herzensüberzeugung wollen wir uns nicht weiter verbreiten. Wir sind uns dessen wohl bewußt, was wir aussprechen, wenn wir seinen edlen Stil einen durchaus klassischen heißen. So, wie der Dichter und Mensch Rosegger sich hier giebt, muß man ihn lieben . . . .

Deutsch-Amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche, Berea, Ohio erwähnt u. A.: . . . . Das ist ein köstlich Buch von Anfang zu Ende. Nur schwer trennt sich davon, wer es einmal zu lesen begann . . . .



Peter Rosegger

Alpensommer

Alpensommer

von

Peter Rosegger

Zehntes Tausend

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1909

Cm 84 [illegible]

nicht
entleihbar

Alle Rechte vorbehalten

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Vorwort.

Alpensommer! — Wie wird einem bei diesem Wort! Man fühlt sich tausend Meter erhöht und höher schlägt das Herz. Eine Welt von Erinnerungen sprudelt auf in frischen, klaren Quellen. Wer schon Alpensommer erlebt hat, der hört und sieht und riecht und fühlt sie wieder. Wer ihrer noch nicht erlebt hat, der träumt sie in märchenhaften Ahnungen. Man hört klingende Reigen auf den Matten, Wasserrauschen in den Schluchten, man hört den Juchschrei des Hirten und das Schnaderhüpfel der Sennin. Man sieht über dämmernden Waldbergen hochgehoben die Gletscherschilder, die ein starkes, treues Volk beschirmen. Und in den frischgrünen Wiesentälern die baumlosen Dörfer mit ihren schindelbedeckten Blockhäusern, spitzen Kirchtürmen und mit ihren kernigen Älplergestalten in der Vätertracht. An den kalkweißen Sträßlein die geweihten Bildstöcke, auf felsigen Höhen altersgraue Burgen und darüber hoch und still der schwebende Adler. — Das hört und seht ihr alles, meine Freunde, im Wonnewort: Alpensommer!

Ich sehe noch mehr. Ich sehe durch das steinbeschwerte Dach in des Älplers Haus, durch den roten Brustfleck in sein Herz. Ich sehe Leben und Gestalten,

Regungen und Merkmale, die keiner gezeichnet und beſchrieben hat. Und noch mehr. Meines Nachſommers Alpenſommer ſind köſtlich über die Maſſen, ſie haben mir Jugend aufbewahrt, dreifache, ſelige Jugend. Da bin ich jung im Traum von meiner eigenen Waldkind-heit, jung in Erinnerung an meine Kinder, jung im Spiele mit meinen Enkeln.

Denn ſie iſt dort, dieſe meine Nachkommenſchaft, ſie ſchickt ſich an, von der Stadt ſich zurückzuretten zur Natur — und wenn der Sommer kommt, gehe ich zu Kindern und Enkeln ins Gebirge.

Und ich finde nicht ſie allein. Meine Weltluſt iſt das Wandern geweſen und geblieben, das Wandern in den Bergen. Die einſt ſo enge Waldheimat hat ſich ausgeweitet über die deutſchen Alpen, während ſie mir ſchon verloren ſchien. Nach langem Siechtum — einer wahren Kreuzſchule des Verzichtens — hat mein Weg, ſtatt in die dunkle Gruft, mich noch einmal, ja viele Male in den letzten zehn Jahren, hinaufgeführt zu lichten, weitſchauenden Gipfeln.

Von allen dem — von Bergnatur und Alpenvolk und von meinen drei Jugenden — will ich in dieſem Buche ſagen. Will die Menſchen, die frohen, die trauten, umranken mit Lärchen und Tannen, mit Seen und Waſſerfällen, mit Felſen und Firnen. Alſo iſt der Inhalt meiner Alpenſommer beſchaffen. Es ſchadet gar nicht, wenn unſer welkes Blut manchmal wie Sekt in Eis gekühlt wird. Bei den Gletſchern werden wir wieder friſch. Und im Hochland ſoll unſere Freude an dem Hohen und Lichten neu erſtarken.

Alpenſommer, 1908.

Der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
Was der Waldbach rauscht	1
Der Einsiedler auf dem Rauh-Kissel	16
Im Leuchten des Dachsteins	28
Tönende Natur	38
Ein Bergstieg auf den Dobratsch	47
Ein Sträußl von den Bergen	59
Touristentod im Hochgebirge	66
Von Schuhen, die zum Spender zurückkehren	76
Das Büscherl auf dem Hut	84
Die Geschichte vom Schlüssel	90
Ein Neujahrsmahl beim Hammerherrn	97
Sündigen und büßen	111
Der erste Christbaum in der Waldheimat	120
Der weiße Hansi	131
Landa und Scott	142
Der Walterbub	149
Traudi	161
Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt	168
Klein-Peterl	179
Wie Bauernkinder „tatnen"	186
Täglich Brot	195
Der Bachtag	195
Die Schüssel Kraut	201

Seite

Altſteiriſche Bauerngaſtlichkeit 2
Feſtreden auf dem Dorfe 2
Waldbauernmode 2
Reinlichkeitsſinn 2
Seuchen 2
Dämonen im Volke 2
Im Dorfwirtshaus 2
Der Waldbauer und das Gericht 2
Bettlerhumor 2
Alpenſommer eines Studenten 2
Tauernwanderungen 3
In den Sölkeralpen 3
Im Maltatal 3
Im Schatten des Glockners 3
Gaſteiner Stimmungen 3
In den Bergen von Tirol 3
Eine Gerloswanderung 3
Tauern und Dolomiten 3
Am Brenner 3
Ein Beſuch bei Defregger 3
Und wenn der Winter kommt 4

Was der Waldbach rauſcht.

Das breite Alpental kennen viele. Es iſt ſo dicht mit Ortſchaften und Gewerkſchaften beſtanden, daß man, von einzelnen Höhepunkten aus ſeine weißen Gebäude ſehend, meint, eine einzige Stadt ziehe ſich durch das fünf Meilen lange Tal dahin, von einem Ende zum andern. An beiden Seiten dieſes Tales ſteigen ſteile, dunkle Waldberge auf, zwiſchen denen enge Seitentäler weit in die hinteren Gegenden hinanziehen. Jedes dieſer Quertäler, jede dieſer Engſchluchten, an denen gute Straßen oder mühſame Weglein hinangehen, bringt ein luſtig bewegliches Waſſer herab aus den Hochwäldern und Almen.

Nach einem dieſer Seitengräben verlangt's mich oft. Es iſt der längſte. Auf dem Sträßlein, das neben dem Bach einmal rechts, einmal links hinzieht, muß man vier oder fünf Stunden lang gehen, um dort hinzukommen, wo von der Almlehne unter Erlenſträuchern, Lattichen und Enzianbüſchen die Wäſſerlein flink herabhüpfen, die hier an der Ausmündung ins Tal ein ſo ſtattlicher Bach ſind.

Da, am Eingange des Tales, ſteht auch die große Holzſäge, die unerſättliche, die Tag und Nacht ununterbrochen kreiſcht: Bretter, Bretter, Bretter, Bretter, Bretter .... Der Graben iſt feucht und finſter vor Wald hin und hin, aber auf dem Sträßlein begegnen wir unzähligen Holzfuhren: Sägeblöcke, Zimmerbäume,

Brennscheiter, Kohlenholz, glattgehackte Stecken, Astwerk und Baumrinden — der Wald, in vielen Stücken zerschlagen, rollt uns entgegen aus den Wildnissen hervor, die Säge schreit ewig ihr Lied: Bretter, Bretter, und das Wasser treibt die Räder. Das ist unsinnig, mein schöner Bach, daß du der Holzsäge so willig die Räder treibst; in wenigen Jahrzehnten wird das furchtbare Gebiß die Bergwälder zerfressen haben und dann müssen deine Bette, deine Quellen versiegen im Sonnenbrand.

Das Wasser will's nicht wahr haben. „Die Sonne im Verein mit den kühlen Schatten ist ja eben meine Wasserquelle, ich steige ewig zum Himmel und sinke ewig herab."

Der Weg am Bach entlang steigt sachte an, an dem gischtenden und rauschenden Gefälle nur merkt man's, wie stark es fällt, wie stark wir steigen. Stellenweise ist das Wasser verdeckt von jungem Dickichte, stellenweise von Hochwaldstämmen, die an den Ufern stehen oder über dem Bache lehnen, stellenweise von aufgerissenen Baumwurzeln, die wie vielarmige Ungetüme den Bach überragen. Grauverwitterte und grünbemooste Steinblöcke ragen aus dem Wasser, werden von den Wellen umtanzt, umwühlt und auch überwallt. An jedem Stein springt das weiße Geflocke der zerschellten Wellen auf und sein Rauschen, sein immerwährendes Rauschen betäubt fast unsere Sinne. Wir horchen aus und glauben das Rauschen zerlegen zu können: es rieselt, es quirelt, es gurgelt, es lurlet, es braust, es tost; jeder Stein, jedes Gefälle sendet seinen besonderen Schall und das Ganze fließt zusammen zu einem harmonischen Rauschen, in den wir leichte Hebungen und Senkungen zu bemerken glauben und das doch in ewiger Gleichmäßigkeit weitergeht, so daß man endlich nicht mehr den Unterschied empfindet zwischen Rauschen und Stille.

Wir sind in jene Hochschluchten gekommen, wo der Weg am steilen Hange klettert, weil das Wasser den ganzen Grund beherrscht. Einen Felsenwall hat es hier durchbrochen vor unmeßbaren Zeiten, in den senkrechten Seitenwänden sieht man deutlich die wagerechten Steinschichten aus den Erdepochen urweltlicher Vergangenheit. Die Fuhrwerke haben sich hier verloren, jeder Sturm und Regen sucht die wenigen Menschenspuren zu vertilgen. Stellenweise, wenn man in die Schlucht hineinschaut, ist es, als ob eine Schneelawine heranwoge, aus der nur wenige schwarze Steine ragen, so üppig wuchern die weißen Gischten. Und so eindringlich rauscht hier das Lied, als hätte es uns, den Menschenkindern, etwas Besonderes zu sagen.

„Waldbach, was willst du sagen, was erzählst du mir so laut?"

„Menschenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit."

„Diese Botschaft höre ich wohl, aber verstehe sie nicht."

„Warte, bis es dich drängt, danach zu fragen, dann wirst du auch verstehen."

Die dunkeln Schluchten sind endlich hinter uns geblieben. Das Wasser ist stiller geworden. Das Tal weitet und gliedert sich in neue Seitentäler und liegt still da in seinen sonnigen Wiesen. Die Berge hin und hin sind blau vor Wald. Sie sind hier nicht mehr steil, sie erheben sich ganz sachte und mäßig hoch, und die flachen, breiten Höhenrücken ziehen sich stundenlang hin nach allen Richtungen. Auf diesen Höhenrücken stehen die Bäume schütter, verkrüppelt und vermoost, die Wipfel und Äste von Weststürmen gegen Osten gebogen. Auf das kurze Heidekraut des Bodens scheint die Sonne nieder und zwischen dem Gestämme durch schimmert das Meer der Wälder, das über die ganze weite Hochgegend ausgegossen ist. Dazwischen liegen die grauen Flächen der Schlag-

blößen und die grünen Wieslein und Matten. Wie das Tal mit den Wäſſern ſchon an tauſend Meter hoch iſt, ſo erheben ſich die flachen Bergrücken an dreizehn- und vierzehnhundert Meter über die, ach wie ferne See. Gut iſts da umherzugehen, auch ohne Weg und Steg, bis man freilich auf einmal mitten im Moore iſt und nicht mehr weiter kann, ohne zwiſchen Binſenbüſcheln bis an die Waden zu verſinken. Wie mag es auf hohen Bergen, wo das Waſſer nach allen Seiten abrinnen kann, ſo viele Moore geben? Hat nicht dieſes ſchwarze Erdreich die Eigenſchaft des Badeſchwammes, der das Waſſer an ſich zieht und nicht mehr losläßt? Seit Menſchengedenken iſt an gleicher Stelle das Moor, kein Förſter und kein Bauer kann es beſiegen, und ſolches Gemenge von Waſſer und Erde iſt eine wüſte Statt für Menſchen und Tiere. Und die Seelen Verſunkener ſollen nächtig in blauen Flämmchen aufzucken oder in ſchimmernden Nebelchen über die öden Flächen irren. — Neben dem Moore iſt es noch das Dickicht jungen Waldwuchſes oder das Geſtrüppe der Erlen und Wacholder oder das Gefälle, das mit dürrem Stamm- und Aſtwerk alles verammelt, oder der übermooſte, in faulendem Mulm zerfallende Block, die den Weg verlegen. In allem weiteren hat der Fuß freien Lauf, kein Graben und kein Fels hindert ihn, wie in einem unermeßlichen Wildgarten ſchreitet er dahin; der unendliche, alles und alles überwuchernde Urwald der Mooſe und Flechten iſt ihm nur ein weicher Fuß- und Wandteppich, der alles Verknorrte und Verknotete überpolſtert. Vor keinem der Tiere, die ihm über den Weg laufen, braucht der Wanderer zu erſchrecken, wie auch nur wenige Tiere vor ihm fliehen. Die hoch im Geſtämme hackenden Spechte kehren ſich nicht nach dem Menſchen: Marder und Füchſe lauern in ihren Verſtecken, gleich bereit zum Sprung auf Beute als auch zum Sprung zur Flucht. Ja, es kann einem nicht einſam

werden, weil alles voller Leben ist ringsum, krabbelndes, kriechendes, hüpfendes, spinnendes, rieselndes, fliegendes Leben. Und dieses Hochgelände hat weit, gar weit und rundumgezogen einen ätherblassen Wall, dessen zackige Konturen nur bei klarer Luft sichtbar sind. Es ist das Felsgebirge. Noch zu den Hochsommertagen sieht man in jenem fernen Walle manches Schneefeldchen liegen.

So sieht das Land aus, in dessen Schluchten und Gräben die klaren Wässer rinnen und niederspringen ins Hochtal, sich vereinigend zu dem stattlichen, brausenden Bache Und an diesem Bache, weit und hoch drinnen im Gebirge, steht das Waldhaus. Es ist aus Holz gebaut und hat ein flaches, weit vorspringendes Dach. Hinter ihm steht eine Gruppe hundertjähriger Fichten und vor ihm rauscht der ewige Bach.

In den Hochsommertagen sitze ich in diesem Hause, es ist dämmrig und kühl drinnen, und zu dem offenen Fenster streicht die linde Waldluft herein mit ihrem Harzdufte. Am Fenster steht der Tisch, an dem ich träume oder wohl auch schreibe. Wenn am Morgen der jenseitige Waldberg still und feierlich im roten Sonnengolde dasteht, während meine Fichten noch in Dämmerung ragen; wenn am Nachmittag zwischen den Wipfeln das zarte Sonnenband niedergeht und seine lichte Tafel gerade auf meinen Tisch hinlegt, und wenn, wie die Hummeln und Schmetterlinge, mich allerlei Gedanken umgaukeln — da ist des Wasserrauschens schier vergessen. Doch nächtig, wenn der volle Mond über den schwarzen Baumkronen steht, wie ein Geist, der verloren durch die Himmel zieht um seine Seligkeit zu suchen — da rauscht mein Bach mit Gewalt, als hätte er mir viel, unermeßlich viel zu sagen.

„Mein trauter Waldbach, welche Nachricht bringst du mir?“

„— Menſchenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit. Dort draußen die Holzſäge, ſie mag noch ſo emſig ſchreien: Bretter, Bretter, Bretter — ſie war geſtern nicht und wird morgen nicht ſein. Der Wald iſt jedoch vorgeſtern geweſen und wird übermorgen ſein. Ich aber war vor ſeinem Anfang und werde nach ſeinem Ende ſein. Seit ewigen Tagen bin ich fortgegangen und bin doch immer da. Jede meiner Quellen hat ihre gleichen Eigenſchaften beibehalten, ſo daß vor tauſend Jahren die Bewohner jenes Berges dasſelbe Waſſer hatten, wie es heute iſt, und die Bewohner dieſes Tales ebenſo. Ich bin gar von altem Adel, mein Lieber! Der Himmel iſt mein Urahn und die Erde meine Urahne. Meinen Adelsbrief, wenn du leſen willſt — da unten in den Schluchten habe ich dir ein Blatt aufgeſchlagen."

„O liebes Waſſer," ſage ich, „das iſt alles ſchön. Aber näher wollte es mir gehen, wenn du von den Geſchicken meines Geſchlechtes etwas zu erzählen wüßteſt. Du erinnerſt dich wohl, daß ich dieſem Hochtal entſtamme."

„Von deinen Vorfahren willſt du etwas hören," ſagt der Bach, „ſo komm aus deinem Hauſe hervor, denn nur wer unterm freien Himmel iſt und auf der nackten Erde, der wird die Geſchichte ſeiner Urväter recht verſtehen können."

Ich bin hinausgegangen und entlang dem Bache, bis dorthin, wo Hochwaldbäume ein verknorrtes Dach gewölbt haben über das Waſſer, wo am Ufer die Brunnenkreſſe wächſt, an deren zungenbrennenden Blättern ich oft genaſcht hatte. Dort iſt mitten im Bach auch der dunkelbemooſte Steinblock, an dem die Wellen, ſich ſtauend, zornig emporſpringen und ihre Giſchten hinausſchleudern, ſo daß es wie ein beſtändiger Regen niedertropft von den langen Äſten der Bäume. Dort noch ein wenig hinterwärts, zwiſchen breitblätterigem Germer und quirl-

förmigen Schachtelhalmen, auf einem verwitterten Strunk habe ich mich niedergesetzt und nun einmal gewartet, was der plaudersame Bach von meinen Vorfahren mir erzählen werde.

Und der begann in seinem ewigen Rauschen so zu sprechen: „Ich kann, mein liebes Menschenkind, nicht weit zurückgreifen, wenn du mir sollst folgen können. Nur in meine jüngste Vergangenheit. Da waren in dieser Gegend Bewohner, die nannten sich Kelten. Sie wohnten in hohlen Bäumen und in wohlverschanzten Erdhöhlen. Zur Sommerszeit auch in den Kronen der Bäume, oder in Pfahlhütten auf dem See. Wenn du über die Wiese dort einmal eine Wasserrinne graben willst, so wirst du auf lauter rundgeschliffene Kieselsteine stoßen. Es war ein schöner blauer Alpensee. Und die Bewohner der Gegend haben ihr Venedig hineingebaut, mehrere tausend Jahre vorher, als jenes Venedig im Meere entstanden. Von Fischfang und Jagd haben sich jene Ureinwohner genährt, mit den Fellen der Tiere sich bekleidet. Ihr Herdfeuer haben sie an den Blitzen des Himmels angezündet. Stark und frei sind sie gewesen; die Menschen sind in der ersten Jugend gestorben oder im hohen Alter. Wenn du von der guten alten Zeit sprechen hörst, so denke an jene Epoche der gesunden Wildheit, und wenn du die Mär hörst von der versunkenen Stadt, so denke an die Pfahlhütten auf dem See. — Denn es kam zu diesen rauhen Älplern die Kunde von dem fremden Volke aus dem Süden. Draußen in den weiten Ebenen, an den großen Flüssen hatten die Römer sich niedergelassen und Städte gebaut. Sie waren ein Volk voll Macht und Pracht, so daß die Alpenbewohner lüstern wurden, sie kennen zu lernen und allmählich ihre Sitten anzunehmen. Die Geisteskraft und die Weltklugheit hatten sie nicht und so sind die Kelten an den fremden, ihnen unangepaßten Sitten all-

mählich verkommen. Nicht an den harten Waffen der Römer sind sie zugrunde gegangen, sondern an deren lähmenden Üppigkeit. — Dann ist diese Gegend wieder ganz in die Unwildnis zurückgesunken, beherrscht von reißenden Raubtieren und dunkeln Nebeln. Aber nach Jahrhunderten, als wieder fremde Ansiedler kamen, wie sie glaubten, als die ersten seit Erschaffung der Welt, und als dieselben den Boden rodeten, haben sie in der Erde Steintruhen gefunden mit Menschengebeinen. Diese Ansiedler waren Germanen genannt und weit her aus den Ländern des großen Stromes gekommen. In jenen Ländern waren nämlich Fürsten mit Kriegsheeren erschienen, die dem Volke seinen uralten Väterglauben wegnahmen und in allen Heinen das Zeichen des Kreuzes aufstellten. Mit Feuer und Schwert wurde es gezwungen, vor diesem Zeichen sich zu beugen. So haben viele die Heimat verlassen und sind in ferne Wildnisse geflohen, um dort frei und froh ihre alten Götter verehren zu können. Auf solche Weise ist dieses Bergland das zweitemal bevölkert worden. Wenn du heute auf Höhen kommst, wo Riesensteinblöcke künstlich übereinandergeschichtet sind, und du weißt nicht, von wem und zu welchem Zwecke das getan wurde, so denke an die heidnischen Vorfahren, die ihren Göttern Altäre haben gebaut. — So währte es wieder lange Zeit, halbwild lebten die Menschen ihrem Speere und ihren Göttern. Aber der neue Geist, dem sie zu entfliehen gewöhnt, kam ihnen nach in die Wildnis. Nicht mit den Mitteln der Gewalt, sondern in Form sanfter Überredung. Denn auch hierher kamen begeisterte Männer mit dem Kreuze, mit milderen Lebensgewohnheiten und vielseitigen Beschäftigungen. Sie brachten den Pflug mit und die eiserne Axt, und das Rad und noch manch verwunderliche Erfindung, an denen die Bewohner Gefallen fanden, die sie annahmen und mit Geschick weiterbildeten. So begannen die Be-

wohner die wilden Tiere auszurotten, oder sie zu zähmen zu Haustieren, Wälder zu reuten, Tümpel abzuleiten und Sümpfe zu trocknen. Mit den Sämlingen, die die Männer des Kreuzes in die Gegend gebracht, betrieben sie Ackerbau; da wurde es lichter in der Gegend, die Nebel verdunsteten in Sonnenschein. Feste Wohnstätten waren entstanden, zerstreut in den Tälern und auf den Bergen, und in jedem Hause schuf vielseitige Beschäftigung eine reichere Welt. Dem Kreuze hatten die Bewohner sich nicht mehr widersetzt, insgeheim aber hingen sie an ihrer Väter Glauben und unter christlichen Formen lebte das Heidentum fort. Eine ebenmäßige Kultur hatte die wüste Bergwelt besiegt und auch manch anrückende feindliche Völkerschaft. In Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Zufriedenheit — so ging, eingefriedet von hohen Bergen, ruhig und ergeben ein Geschlecht ums andere dahin. Also hatte es lange Zeit gedauert. Da begann es sich zu wiederholen, wie es einst bei den Kelten vor sich gegangen. Wie jene dem Wohlleben der südländischen Völker zum Opfer gefallen, so kam in diese Älpler das Weltgift der neuesten Zeit und solches hat die Gegend entvölkert."

„Ja, mein liebes Wasser, dieses Weltgift kenne ich!"

„Ja, mein liebes Menschenkind, dieses Weltgift hast auch du getrunken. Du hast deiner Väter Scholle verlassen und bist in die Ruhelosigkeit hinausgetreten und deiner Kinder Geschicke sind wie unverankerte Schifflein auf dem Meere." — Unmutig gischteten die Wellen auf und warfen mir kalte Tropfen ins Gesicht. — —

Und so höre ich die Wasser rauschen da oben in diesem Hochtale, und ihr Rauschen wird mir zu Gedanken und Gestalten. Kein Wasser der Erde geht mir so nahe, verstehe ich so gut, wie diese Bäche da oben. Ich habe den Rhein wogen gesehen, den sagenreichen, ich habe die Wasserfälle der Tauern tosen gehört, ich habe des

Donnern des Meeres vernommen. Herrliche Stunden sind es gewesen, voller Genuß und Begeisterung. Fruchtbar aber, fruchtbar allein für meine Muse sind die klaren Wässer, die meiner Heimatsscholle entquellen. Je ferner ich diesem Boden bin, je spröder wird meine Phantasie; je näher ich ihm komme, je reger wird das Herz, je lebhafter wird die dichterische Gestaltungsfreude. Für Fremde hat die Gegend kaum viel Anregendes, von mir ist sie geistig längst ausgesogen, so daß ich mir sagen muß, nun bist du fertig. Aber sobald ich wieder diese Wasser rauschen höre, da hebt es an, in meiner Brust unruhig zu werden, als seien noch unerlöste Geister dort, die nach Gestalt ringen. Doch was nachher da zu tage kommt, gleicht vielleicht Längstgestaltetem, und zwischendurch fragt der Zweifel: Verstehst du es wohl auch recht, das Rauschen des Waldbaches?

Einmal saß ich auf dem Steinhaufen, den in früherer Zeit fleißige Bauern aus den Wiesen zusammengetragen haben. Darauf wucherten Himbeergesträuche und vor mir war der Bach. Da wollte ich denn doch einmal beobachten, wie in seinem Bette das Wasser mit den Bachsteinen ringt und wie eigentlich die unterschiedlichen Geräusche entstehen. An seichteren Stellen, wo emsige Wellen die Steine links und rechts umgehen, da flüsterte es. In den Tiefen, wo die Wellen die Blöcke kuppenförmig überwallen, da gurgelte es. Dort, wo das Wasser an scharfe Kanten stoßend aufspritzt, rauschte es. Dort wo es in dünnen Bändchen über die kleinen Abstürze niederspringt, plätscherte es. Dort wo es in schweren weißen Wuchten in Tümpel stürzt, brauste und toste es. — Ein unbeschreibliches Spiel ist das, seit Ewigkeiten, nicht zwei Augenblicke, in denen es ganz gleich rinnt und gleich rauscht. Und wie ich so eine Weile dagesessen, ruhig und träumend, zogen dort auf der Wiese Mähder das Heu zusammen, hinten am Hang

ſägten Holzhauer einen alten Baum durch; vor mir arbeitete das Waſſer mit unermüdlicher Emſigkeit. — Da war es, als ob jene ſeitlingsgedrängten Wellen mir zuflüſterten: „Du biſt der große, der große, der große, der große —“ Ach, welche Huldigung! Ich bin ja doch nur ein gewöhnliches Menſchenkind. Aber das Waſſer immer: „Du biſt der große, der große, der große . . .“ „Faulenzer, Faulenzer, Faulenzer . . .“, ſchrie eine andere, an den Steinblock prallende Woge herüber. — Ich werde wohl recht verſtanden haben — wie? Was auch in aller Welt ſoll dieſes Schauen und Träumen? Wird etwas dadurch? Wird jemand klüger davon? Wird jemand glücklicher darin? — Vielleicht doch, mein liebes Waſſer. Sonſt könnte es mir nicht zumute ſein, als wäre meine Weſenheit ausgefüllt und erfüllt, wenn ich ſo ſchaue und träume. Siehe, wie du rinnen mußt, ſo muß ich ſchauen; wie du rauſchen mußt, ſo muß ich träumen. So iſt es uns gegeben. Der Menſchen Gedanken ſind ja auch ſo ein Strom, wie du. Zwiſchen den Körpern, Kräften und Erſcheinungen wie im Spiele hin und her geworfen, und dennoch das ewig Herrſchende, Zerſtörende und Ordnende.

Und eines Frühmorgens, da ging ich wieder einmal hinaus aus dem Waldhaus am Bache. Durch die langen Waldſchluchten hin flog mein Blick. Die ſteilen Hänge waren noch faſt ſchwarz im Dunkel der ſchwindenden Nacht, aber aus der Ferne leuchtete eine kleine Felſenſpitze in ſo roter Glut, daß der Wald um mich faſt einen Roſenſchimmer bekam. Aus dem Bache ſtieg hin und hin ein leichter Nebel, auf der Wieſe daneben ſtand dichtes, hohes Gras. Allerlei Halme, Blätter, Riſpen und Blüten durcheinander, ſchwer vor Tau, deſſen Tropfen nun, als die Sonne kam, in allen Feuern zitterten und funkelten. Manch flinkes Vöglein flog leicht von einem Baumwipfel zum andern, es mochte wohl ſein Morgen-

liedlein trällern, man hörte es nicht, das Waſſer ſang lauter. Am Wieſenrand hatte ſich ſchon die Reihe der Mähder angeſtellt und die Mahdenſtreifen dufteten kühle Würze friſchgelegten Graſes aus. Mit einem wohlgemuten Ernſte, langſam und ſicher, führten die jugendlichen Mähder ihre Senſen durch die üppige, blühende Graswildnis; ich, der Spaziergänger, beneidete ſie um ihre Arbeit.

Dann kam ich zur Stelle, wo unter einer Waſſerwehre ein keſſelförmiger Tümpel iſt. Die weiße Wucht des Baches ſtürzte ein paar Meter tief nieder in dieſen Tümpel, in welchem die Waſſer aufkochten und gegeneinander wüteten, um ein wenig weiterhin ſo geruhig und klar zu ſein, daß man in ſeinem tiefen Grunde jedes Steinchen ſah und jede braune Forelle, die langſam manchmal auch in ſcharfen Schnellen hin und her glitt. Am Ufer iſt eine erhöhte Sandbank, auf welcher ein dürrer, teils noch beäſteter Baumſtamm angeſchwemmt liegt. Auf dieſem Holze ſaß ich manche Stunde und das Geäſte bildete Armſtützen und Lehne. Hinter mir hätten Berge niederbrechen können, ich würde deſſen nicht gewahr worden ſein, ſo ſehr war mein Blick gebannt von dem toſenden Waſſer. Auch an dieſem Morgen ging ich zu ſolchem Waſſerfalle, ſetzte mich in den Baum und gedachte — halb eingeſchläfert von dem ewigen Brauſen — vergangener Zeiten. — Ich war auch einmal ſo jung und hatte auch einmal ſo wohlgemut ernſthaft Gras gemäht auf der morgentaufriſchen Wieſe. War das wirklich noch dasſelbe ununterbrochene Leben, das damals geweſen und das ich jetzt führte? Oder war's in einer andern Welt geweſen, in der ich einmal unverſehens ſtarb, ganz ohne daß ich's merkte, ſo daß ich der werden konnte, der ich jetzt bin, gleich jung an Empfindung, aber ein Träumer. Statt zu arbeiten, immer Vergangenheit ſchauen. Und Zukunft ahnend, anſtatt friſch und keck

der Gegenwart zu leben. Oder — ist es nicht etwa doch das konzentrierteste Sein, das gesättigste Leben, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart an einem und demselben Tage beisammen zu haben!

„Wasser! Du hast mir erzählt, wie es einst war in diesen Bergen. Willst du mir nun nicht auch sagen, wie es einst sein wird?"

„Ja, Menschenkind", antwortete der Bach, „komm nur mit mir. Hier im Widerstand bin ich zu zornig; ich muß gelassener sprechen können; wer sich überschreit, dem glaubt man nicht." — Und weiter unten, wo an den Ufern die roten Steine liegen und die silberblätterigen Weiden stehen, spricht der Bach: „Die Zukunft? Sie hat schon begonnen. Auf dem Wege in diese Hochtäler herauf wirst du an den Holzwägen gesehen haben, wie der Wald auswandert. Er wird noch lange auswandern, er wuchert in großer Jungkraft nach. Und die draußen hungern nach Holz, nach Stein, nach allerlei. Die eiserne Fahrbahn wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wenn der Wald endlich ausgerottet ist und die Lehnen und Kuppen kahl daliegen, wenn die grüne Haut des Rasens abgeschwemmt und das rissige Gestein entblößt ist, dann wird man in diesen Bergen nach Kohle schürfen, nach Erz, nach Magnesit, nach Quarz, nach Gold, nach was weiß ich — brauchen können sie alles. Wie wilde Tiere werden die in Übervölkerung lebenden Menschen über die Berge herfallen und Raubbau treiben. Wie heute die Morgennebel aufsteigen, so wird dann aus rußigen Schloten der stinkende Rauch wirbeln, mit seinem Gifthauch alles organische Leben erstickend. Und bis die letzte Pflanze verschwunden ist, bis alles brauchbare Mineral aus dem Boden gerissen ist und nur noch die tauben Schutthaufen daliegen, die keine Triebkraft und keine Wasserquelle mehr haben — dann wird man endlich ablassen, die unfruchtbare Mondlandschaft meiden, und

was einst dichte Wildnis gewesen, wird Wüste sein. Wildnis und Wüste, das ist der Rahmen der Menschheitsgeschichte."

„So hast du mir das Weltende gezeigt", spreche ich zum Bach.

„O Menschenkind!" ruft er, „das Ende habe ich dir nicht gezeigt, dahin ist es noch weit. Wenn alles kahl und tot sein wird, ein Leben ist noch da. Ich — das Wasser. Wird es auch nicht in frischen Quellen aus der Erde sprudeln, so wird es mit den Winden kommen, vom Himmel fallen, Stoffe lösen, neue Kräfte wecken. Und wenn du in Tausenden von Jahren wiederkommst, wirst du Urwälder finden und wilde Tiere und seltsam herrliche Blumen im Morgentau und — den rauschenden Bach."

Den rauschenden Bach.

„Ich bin", so setzt er bei, „der Nährer und Bildner der Erde. Du wirst staunen dann. Die organischen Wesen wirst du vielleicht in gleichen oder ähnlichen Gestalten, wie sie heute sind, wiederfinden; aber das scheinbar Beständigste, Unverwüstlichste, die Gebirge, werden andere sein. Alte Bergformen werden verschwunden, neue gebildet sein — und der Bildner bin ich."

Nachdenklich ging ich dem Wasser entlang und kam zu jener Stelle, wo es auf ebenem Boden seicht und breit auseinanderfließt, so daß die braunen Steinchen mit ihren Goldfunken klar durch die Wellchen glänzen. In jedem Wellchen, wie sie da weich und sich stets ineinanderverflechtend, hinrieseln, spielt ein Sonnenstrahl, so daß der Bach wie ein silbernes Netz ist, unter dem die Fischlein hin- und herschießen. Hier rauscht der Bach nicht, hier flüstert er, als handle es sich erst jetzt um das wahre Geheimnis.

„Du sprachest vorhin", so knüpfe ich wieder an, „von einem Wiederkommen nach Tausenden von Jahren.

Meinſt du das im Ernſte? Kann ich einſt wieder als Menſch in dieſes Leben treten und gar in dieſe Gegend?"

„Wünſcheſt du es?" frägt der Bach.

„Ich wünſche es auf das innigſte."

„Glaube, was du wünſcheſt."

„Aber nach allem, was ich weiß, wird es unmöglich ſein —."

„Glaube nicht, was du weißt; glaube, was du wünſcheſt."

— — Das war mir nun eine merkwürdige Offenbarung. Glaube nicht, was du weißt; glaube, was du wünſcheſt . . . .

„Laß mich, du lieber Bach, noch eine Frage tun. Wird ſich jenes Zukunftsleben genau wieder ſo abſpielen, wie das jetzige?"

„Möchteſt du es ſo?

„Lieber wie das Nichtſein iſt mir das gleiche Sein, wie jetzt, und ſollte es ſich immer ſo wiederholen. Ja wohl, wenn ich ſchon aufrichtig ſein ſoll: Was ich jetzt bin, das iſt mir recht. Nur dauernd ſollte es ſein. Belebend, nährend, bildend und dauernd wie dein Wirken, du wunderbares, ewiges Waſſer. Das, wenn mir gegönnt wäre!"

„Glaube, was du wünſcheſt — — — —"

„Wollen Sie wirklich die kalte Nacht über hier ſchlafen und morgen früh mauſetot aufwachen?" Mit dieſem derben Spaß rüttelte mich jemand an der Achſel. Und war's der alte Jäger. Er trieb mich vom Bachrande förmlich weg und führte mich ins Haus. Es war dunkel. In meiner Stube ſchloß ich die Doppelfenſter, denn draußen ſtrich eine kalte Luft. Ich hörte im Schlafe die ganze Nacht des Baches Lied von der Ewigkeit und immer wieder rauſchte es auf: Glaube, was du wünſcheſt!

Der Einsiedler auf dem Rauh-Riffel.

Ein welliges Hochland, ungefähr zweitausend Meter über dem Meer. Und mitten hineingestellt eine ägyptische Pyramide. Aber mindestens dreimal so groß, als dort die größte am Nil. Und noch ungleich verwitterter, ruinenhafter. Die Felsabsätze sind im ganzen stufenartig, aber unregelmäßig, zerfurcht, zerschründet, hier eine wagrechtliegende Klobe, dort eine schiefe Platte, dann wieder senkrechtes Gewände bis zum nächsten Absatz, so daß man alle möglichen Körperübungen anwenden muß, um mit Hilfe des Führers hinaufzukommen. Von unten hinan sind die Vorsprünge noch stellenweise bewachsen mit Knieholz und Alpenrosensträuchern, weiter oben wuchert in den Ritzen kurzes Gras und Moos und endlich ist nur mehr das kahle Gestein, glattgeschliffen von Wasser und Eis.

Von der Achsel des stämmigen Führers hinangehoben, durch sein Seil hinaufgezogen oder mittels seines wagrecht eingekeilten Bergstockes emporgestiegen, stehe ich auf einer der Riesenstufen und schaue hinab. Weithin liegt das hügelige Hochland mit Schnee, mit Eis, mit Steinkarren, mit kleinen Felsriffen. Und in den Mulden die braunen Flecken der Gezirne und die schwarzen Wassertümpel, die mein Führer Gebirgsaugen nennt. So wie dort unten der Winter lag, so glühte an unserer Felspyramide der Sommer. Aber ein Wüstensommer. An windgeschützten Stellen waren die Steinplatten so

heiß, daß — als wir auf einer saßen — die Lederhose meines Führers anfing von dem Schweinefett zu dunsten, mit dem sie eingefettet zu werden pflegte. Weil wir uns nicht gerade schmoren lassen wollten, so stiegen wir weiter, um wenige Stufen höher von einem eisigen Winde gepeitscht zu werden.

„Nach Sommer und Winter muß doch auch wieder einmal ein Frühjahr kommen," sagte der Führer und wieder einige Absätze höher war ein sonniges Plätzchen, nicht heiß und nicht windig. Und da wollten wir rasten. Bis zum Gipfel war es wohl noch eine Stunde. Ich saß auf dem Felsvorsprung und schaute träumend in die Tiefe. Eine liebliche Stille war, nur in meinem Kopf ein ganz zartes Klingen. Das Bergrund ringsum in starrer Leblosigkeit, die Tiefe des Himmels fast schwarz und in dieser unermeßlichen Nacht stand der funkelnde Sonnenstern in seiner schweigenden Gewalt. — Wie süß zu schlummern . . . .

„Oho!" rief plötzlich der Führer, hatte mich am Rockkragen gepackt und mich rücklings gerissen. Denn ich soll in meiner Versunkenheit das Haupt und den Oberkörper sachte nach vorn und immer mehr nach vorn geneigt haben. „So was tut man nur, wenn's sonst keinen Ausweg mehr gibt. Derweil solls ja noch bergwärts und wenn es dem Herrn recht ist, so pack' ich was zum Essen aus."

Er hatte Brot, Geräuchertes, Käse und eine Flasche gekochten Kaffees bei sich. Während des Essens ein gemütliches Plaudern, und sagte auf einmal der Führer: „Bin ich doch begierig, ob wir ihn in der Höhle treffen!"

Nun muß ich sagen, weshalb wir diesen rauhen Felskegel eigentlich bestiegen. Die Bergwelt war's nicht allein. Ich hatte an diesem Tage eigentlich eine andere Spitze besteigen wollen. Da war am Abend zuvor im Touristenhaus die Rede von einem sonderbaren Menschen gewesen.

An demſelben Tage war ich durch die endlos langen Engtäler der Räckel hereingekommen in das Hochgebirge. Unterwegs hatte ich große uralte Forſte durchwandert und war an Holzhauerhäuſern vorübergekommen, in denen die kräftigen Männer wohnen, die von fernen Gegenden zuſammengezogen waren, um dieſe Urwälder zu roden. In einem der Holzhauerhäuſer nun lebt jener ſonderbare Menſch. Er ſcheint nicht in derſelben Gegend geboren zu ſein, oder wenigſtens als Sonntagskind. Er iſt nicht ſelbſt Holzhauer, ſondern erwirbt ſich ſeinen Bedarf mit Schleifen von Äxten, Beilen und Hacken, und mit Feilen von Sägen, wie ſie ſolche Werkzeuge bei ihm zuſammentragen. Denn jedem ſteht es nicht an, nach ſchwerem Tagwerk noch ſelber das Werkzeug für den nächſten Tag herzurichten. Auch hat er eine Ziehharmonika, mit der er den Holzern die Feierabende vollmuſiziert und die Gelenkigeren zum Tanzen anfeuert, beſonders wenn ſich auch die Köhlerinnen und Almerinnen der Umgebung einfinden. Und wenn er die Paare reigen ſieht, da wird wohl auch in ihm ſelber die Luſt ſo groß, daß er ein Dirndl um die Mitte nimmt, mit ihm ſachte herumtanzt, während er hinter ihrem Rücken noch mit beiden Händen die Harmonika zieht. Leichter wie die andern darf ſich der „Sagfeiler-Veitel“ die fetten Nocken, den Wacholdenen, den türkiſchen Tabak gönnen, länger als die Holzhauer kann er des Morgens auf ſeinem Haferſtroh liegen bleiben und unbedenklicher kann er einmal eine friſche Dirn um die Mitte nehmen, denn ſein Schleifſtein und ſeine Feile, vor allem ſeine perſönliche Unabhängigkeit geſtatten es ihm. Der Veitel führt alſo die Woche über ein ganz lebenswertes Daſein. Hingegen, ſagen die Leute: Der Sonntag! Das ſei der Bußtag, da wolle er ſich für ſeine arme Seele etwas koſten laſſen. Um dieſen Preis mag er nicht fette Nocken eſſen, Wacholdenen trinken und friſche Dirndeln

um die Mitte nehmen, daß er deshalb nachher — später — dort hinten drüben in der andern Welt sollte Unannehmlichkeiten haben. In der Art, wie die Holzhauer derlei vorbrachten, war zu merken, daß sie dem Mann ganz gut sind, wohl auch deshalb, weil er einer von solchen zu sein scheint, die sich willig zur Zielscheibe des Spottes hergeben. — Hoch oben auf dem Rauh-Riffel über Schnee und Eis ist im Gestein eine Höhle, in der vorzeiten einmal ein frommer Einsiedler gehaust haben soll. Einer schweren Sünde wegen hätte er nach Rom pilgern müssen zum heiligen Vater, um Lossprechung zu erbitten. Weil er aber krumme Beine gehabt haben will, die leichter dreitausend Meter bergwärts stiegen, als dreimalhunderttausend Meter auf der Heeresstraße dahinzuwandern, und weil er auch in Ängsten war wegen der harten Buße in Rom, so wollte er sich auf eigene Faust erlösen. Und weil auch die Sage geht, daß vom Rauh-Riffel aus an besonders glücklichen Tagen die Kuppel der Peterskirche in Rom gesehen werden könne, so soll jener Sünder da oben ein jahrelanges Einsiedlerleben geführt haben, bis ihn eines Tages die Engel in den Himmel trugen. — Diese Höhle nun hatte der Sagfeiler-Veitel in Besitz genommen, um sonntägig dort seinen Bußübungen zu obliegen. Zur Sommerszeit allemal Samstags am Feierabend nimmt er seinen Wettermantel und seinen Bergstecken und steigt in den Schründen hinan zum Hochplateau und von dort auf den Rauh-Riffel. Keine Minute darf er stehen bleiben unterwegs, wenn er's in drei Stunden machen will.

Derlei hatte ich im Holzhauerhause sagen gehört, halb ernsthaft und halb schalkhaft über den Veitel. Und so entschloß ich mich, an diesem Sonntage den Riffel zu besteigen, um vielleicht mit dem Manne zusammenzutreffen. Da es hieß, daß der Veitel schon allemal am Vorabende hinaufstieg, machte ich mich mit meinem

Führer am Sonntage auf. Schon vier Stunden unterwegs bis zur Stelle, wo wir den Imbiß nahmen und wo nun der Führer sagte: „Bin doch neugierig, ob wir ihn in der Höhle treffen!"

Dann begann wieder das Klettern über die klobigen Trümmer, die ineinander kein festes Gefüge mehr zu haben schienen, sondern wie ein Riesensteinhaufen in losen Blöcken übereinander dalagen. Zwischen dem Gestein aus Runsen und Löchern gähnten dunkle Hohlräume. Der Führer wich von der Richtung ab und wir kletterten quer hin, bis auf einmal vor uns ein Riff niederging, wie eine Kante an der Pyramide, die alles Vordringen unmöglich gemacht hätte, wenn in ihm nicht eine enge Scharte gewesen wäre. Bei irgendeinem Erdbeben schien der Fels dort gespalten worden zu sein und durch diesen Schlurf mußten wir kriechen. Hinter demselben war eine Art Söller. Ein ebener Vorsprung, der am Rand eine Brüstung von übereinandergelegten rohen Steinen hatte. Von diesem Söller war in den Berg hinein eine Spalte, die unten eine Klafter breit sein mochte, oben sich verengte und in eine trockene Rinne sich verlor. Das war die Höhle des Einsiedlers.

Mein Führer trat zuerst hinein, machte in seinem mitgebrachten Laternchen Licht und winkte mir, ihm zu folgen. Die Höhle war so hoch, daß wir ganz aufrecht gehen konnten und sie krümmte sich seitlings, so daß in diesen Teil kein Tageslicht hineindrang. Aber ein rotes Sternlein glühte uns entgegen. In einer Art Kapelle standen wir. An der schwarzen feuchten Felswand ein rohes Holzkreuz, unterhalb desselben auf der Vorsprungskante liegend ein Totenschädel, der uns gutmütig anfletschte.

Auf dem niedrigen Holzbrett, das als Tisch, Bank und Betschemel dienen mochte, lag ein Stück Brot, stand ein irdener Plutzer. „Da ist er," schmunzelte mein

Führer, entſtoppelte den Plutzer und roch hinein; aber etwas enttäuſcht: „'s iſt wirklich nur Waſſer.“ Dann ſpähten wir in den Winkeln der Höhle herum, fanden aber nichts weiter, als den Bergſtecken, der an der tropfenden Wand lehnte. „Heroben iſt er,“ wiederholte der Führer. „Aber da iſt er nicht.“ Wir traten wieder ins Freie und entdeckten nun ein ſchmales Steiglein, das vom Söller am ſteilen Hange weiterführte. Nur wenige Schritte und wir ſtanden vor dem Büßer. Er lag zwiſchen Blöcken auf einer ſonnigen Platte. Er lag auf dem Rücken, die Knie himmelwärts, die Arme unter Haupten, mit dem Filzhut das Geſicht verdeckt. Er ſchnarchte.

Der Führer legte ſeine Hände über den Bauch zuſammen, ſchaute andächtig den Schlafenden an und ſagte leiſe: „Es iſt herzzerreißend! Wie hart der tut bußwirken! — Er iſt wahrſcheinlich juſt verzückt. Wir wollen ihn nicht ſtören.“

Dann ſchlichen wir zurück, krochen durch den Schlurf und in der Abſicht, auf dem Rückweg nochmals bei dieſem Anachoreten zuzuſprechen, ſtiegen wir vollends zur Spitze des Berges hinan. Da pfiff ein heftiger Wind und zwiſchen den ſchwarzen Felsblöcken war geſchliffener Marmor. So ſah im erſten Augenblicke ſich das Eis an, das in den Klüften und Keſſeln eingebettet lag und das ſo hart war, daß unſere Stockſpitzen davon abprallten. Da wir die Hände gebrauchten, um uns noch über einige Blöcke zu ſchwingen, mußten raſch unſere Hüte auf dem Kopfe feſtgebunden werden. Der Führer band den ſeinen mit einem Lederriemen, ich den meinen mit dem Taſchentuche. Endlich auf der höchſten Spitze. Dieſelbe beſteht in einem mächtigen Felsblock, der die Form eines Amboſſes hat und nach einer Seite überhängt. Wir hatten beide reichlich darauf Platz und ſtemmten uns an einander feſt. Der Wind hätte uns

nicht in den Abgrund geſchleudert, nur in eines der Eislöcher. Doch wir ſtanden feſt und ſchauten. Im Weſten ſtand eine breite rötliche Wolkenmaſſe auf, es war aber die Gletſcherwelt, die ſich viele Meilen weit gegen Sonnenuntergang zieht. Im Norden und Oſten unentwirrbares Gemenge von Feldwänden und Bergſpitzen, geſpalten von dem blauenden Engtal der Räckel, durch das ich am Vortage hereingekommen war. Gegen Süden hin ſah man über viele Berggipfel hinaus wieder andere Höhen und hinter denſelben eine mattgraue Fläche, die man ſchon für das Firmament hätte halten können, wenn nicht einzelne weiße Punkte und Streifchen darin gelegen wären, von denen mein Führer ſagte, es ſeien Ortſchaften auf der lombardiſchen Ebene. — Die Kuppel der Peterskirche? Da müßte man freilich eine ganz andere Sehkraft haben, als wir mit unſeren natürlichen und auch noch künſtlichen Augen zuſammenbrachten. Ein Auge, das vielleicht auch etwas um die Ecke ſehen könnte, zum mindeſten um die Bauchung der Erdoberfläche.

Mein Führer zog aus einer Felſenhöhlung ein Eiſenblechkäſtchen hervor. Da drin war ein Fremdenbuch — ich ſollte meinen Namen hineinſchreiben.

„Wozu? Sind wir denn Nachtwächter, die kontrolliert werden ſollen?“ — Wahrlich, wenn ſich auch noch unſere höchſten Berghäupter als Autographenbettler entpuppen, werden ſie meine Achtung verlieren. — Der Führer tat das Käſtlein unverrichteter Sache in das Steinloch.

Länger als fünf Minuten war's auf der Spitze nicht auszuhalten. Der Sturm fegte uns gleichſam die Luft vom Munde weg, ſo daß wir kaum atmen konnten. Die Wangen brannten von den feinen Eisnadeln, die er uns ins Geſicht ſteckte. Erſt unterhalb der Spitze konnten wir uns niederlaſſen, um den Ausblick nach

Süden genießen zu können, aber nicht auf lange. Über die Steine her kam dünner Nebel geflogen, im Nu hatte die Sonne einen Schleier und zwei Augenblicke später waren wir mitten im Schneegestöber.

Einige Minuten später standen wir vor dem lang hinabgezogenen Felsriffe und krochen durch. Knapp hinter dem Schlurf saß der Einsiedler. Als er uns bemerkt hatte, tat er seine Pfeife aus dem Munde und rief: „Wer da?!" Lachte aber dabei, so daß wir wissen sollten, unser Eindringen durch den Schlurf gehe nicht auf Leben und Tod. Wir saßen bald auf dem Stein neben ihm. Das also war der Schleifer-Veitel aus dem Räckeltal. Ich hatte ihn mir anders gedacht. Mehr sonderlingartig, mehr als einen jener einfältigen und zugleich verschmitzten „Halbpelzer" wie sie im Gebirge nicht selten zu finden. Aber das war ein noch junger hübscher Mann. Große runde und gescheite Schwarzaugen, blasses Gesicht, dunkeln schütteren Vollbart und den Mund voll weißer Zähne. Sein älplerischer Anzug unterschied sich kaum von dem meines Führers. Dieser hatte sich schon gefreut, ihn zu fragen, wo er eine Stunde zuvor, als wir in der Höhle zugekehrt, gewesen sei. Da würde er sich mit weiß was Gott für einer Bußübung rühmen. Aber der Veitel antwortete ruhig, er sei drüben zwischen den Steinen in der Sonne gelegen und habe ein wenig geschlafen. Es war etwas Zutrauliches, Gutmütiges an diesem Einsiedler, nichts Fanatisches. Als ich ihn einlud, uns den Rest des Imbisses verzehren zu helfen, dankte er gelassen, er habe schon sein Teil. Wir hatten aber nichts gesehen als Wasser und Brot.

Die Rede hatte sich allmählich so ergeben, daß ich die Frage nicht für ungeschickt hielt, was er denn so ganz allein auf diesem hohen Berge mache?

„Was nützt's, wenn ich's erzähle," antwortete er.

„Mir glaubt's ja niemand. — Wenn ich ſage, daß ich zeitweilig ein Einſiedler ſein will und den ganzen Sonntag beten und faſten und mich mit einem Strick auf die nackte Haut ſchlagen, ſo glauben ſie's, weil es mein Vorgänger auch ſo gemacht hat. Der hat freilich noch andere Geſchichten gemacht. Auf den ſpitzigſten Steinen hat er geſchlafen, nur in eine Schafhaut eingewickelt. Nächtig iſt er aufgeſtanden und hat da drin vor dem Kreuz Pſalmen geſungen. Zur Almerin auf der Seileralm iſt er jeden Tag hinabgegangen um Milch, hat aber vorher einen Stein in den Mund genommen, damit er mit ihr nicht reden, und hat ſich mit einem Lappen die Augen ſo weit verbunden, daß er nur auf ſeine eigenen Füße ſehen konnte. Da hat ſich der Teufel mit ihm einmal einen Spaß gemacht. Ein Sofa hat er ihm in die Höhle gebracht. Das Sofa hat der Einſiedler in den Abgrund geworfen, doch wie er am nächſten Tage wieder die Milch holen will, liegt die Almerin darauf und iſt eine Verſuchung geweſen, wobei man alle Augen verbunden und den Mund voll Steine haben kann. — Ja, wenn ich den Leuten ſolche Geſchichten erzähle, da lachen ſie dazu und glauben es. Und wenn ich ihnen von mir ſelber ſo was vormach, da glauben ſie's auch und das macht mir Spaß. Wer gut Leut anplauſchen kann, den hat man überall gern. Gelt, Seppel, du haſt dich auch allemal gern anplauſchen laſſen?"

„Dir glaub' ich gar nichts," lachte der Führer.

„Nun, nachher mag ich ja ſtill ſein," ſagte der Veitel, rauchte vergnüglich die Pfeife und beguckte die ſchönen Rauchringlein.

Mir tat's leid, daß es verſpielt war. Von dem hätte ich mich gerne noch weiter „anplauſchen" laſſen.

Der Führer wagte es noch einmal: „Was mag er denn lauter für eine Sünde begangen haben, dein Vorgänger, daß er ſo ſchwer hat büßen müſſen?"

„Geh' eini und frag ihn," antwortete der Veitel. Erst später habe ich erfahren, daß er den Totenschädel meinte, der in der Höhle lag und der einst jenes sagenhaften Einsiedlers Kopf gewesen sein soll.

Die Schneewolke oben hatte sich längst im Himmelsraume verflockt und es war wieder Sonnenschein. Aber die Sonne hatte sich hinter die Riffelwände verzogen, deren Zackenschatten sich unten auf den Schneeflächen zeichneten. Die Zeit zum Abstieg war gekommen. Der war kaum weniger beschwerlich im steilen Gestein, als der Aufstieg. Auf der Seileralm, wo vom Kar die letzte Eiszunge niedergeht, stießen wir an den Fußsteig ins Räckeltal. Hier konnte ich den Führer entlassen, der auf die andere Seite absteigen wollte zu einem Jägerhause, von wo aus er am nächsten Tage eine Partie auf den Wildeiskamm zu führen hatte.

„Im nächsten Jahr, wenn Gottes Will," rief ich ihm noch scheidend zu, „gehen wir zwei auf den Wildeiskamm."

„Ist recht!" sagte er. Und noch einmal rief er mir nach: „He! Wenn der Herr unten zum Bildstöckel kommt, sich fein linkerhand halten!"

Aber nachher beim Bildstöckel — es dunkelte der Abend — war ich schon wieder zu zweien. Der Veitel hatte mich eingeholt und mit dem wanderte ich noch eine Stunde lang bis zum nächsten Holzhauerhaus.

Als ich dort zurückblieb, war mir alles bekannt. Das ist freilich zu selbstverständlich, als daß es Alltagsmenschen leicht glauben können. — Veit Rafelsberger, der Werkzeugschärfer, geht ins Hochgebirge hinauf, weil er bisweilen mit sich allein sein will. Mit sich und der wilden Allmacht, und weil er manchmal einen Gedanken denken will. Wenn schon, meinte er, das eiserne Werkzeug der Holzer stumpf wird in der Woche, warum nicht auch die Menschenseele? Auch die muß alle Wochen einmal

geschärft werden. In die Kirche nach Karlsstetten hat er noch weiter, als ins Gebirge, so nutzt er die Sommersonntage und steigt auf den rauhen Riffel. Wenn man sechs Tage dahockt und schleift und feilt, laufen sich am siebenten die Beine gern einmal aus. Wenn man sechs Tage lang ausgiebige Nahrung nimmt und nicht allzu selten einen Schluck nasses Feuer dazu, kann am siebenten Brot und Wasser nicht schaden. Wenn man sechs Tage lang mit übermütigen Gesellen allerhand Dummheiten schwatzt und wie ein herlebiges Tierlein sich's gut sein läßt, mag am siebenten eine stille Besinnung auf sich selber nicht schlecht taugen. Wenn er im reinen Sonnensonntagsschein da oben hinausschaut in die weite Welt und in den Felsen braust der Sturm und schleudert sein Eis und seine Fluten in die Höhle und über Häupten hinweg donnern die Steinlawinen, da ist ihm wohl; oder wenn er in der Samstagnacht da oben über den Wettern steht, die im Tale sieden und kochen und manchmal einen Blitz himmelwärts zucken lassen — da ist es ihm, als ob seine Seele rein gebadet würde. Und alle Wochen wenigstens einmal nimmt jeder ordentliche Mensch ein Bad. Und die rote Ampel oben vor dem Kreuz, die noch von jenem Einsiedler herrührt, er speist sie bisweilen mit Öl, so als ob bei allem weltlichen Reigen und Ringen und Naturschauen doch ein stilles Herz erglühte für den, der uns durch Welten und Ewigkeiten geleitet.

So hält der leblustige Waldbursche am Sonntag seinen himmlischen Gottesdienst.

Aber wie er das Bedürfnis nach Einsamkeit hat, so hat er zur andern Zeit auch das der Mitteilsamkeit. Seinen Wochengenossen, scheint es, mag er sich nur in der Hülle des Scherzens und des Foppens mitteilen — den Fremden aber, den er nie zuvor gesehen und den er wahrscheinlich auch nie wieder sehen wird, hat

er ein klein bißchen tiefer in seine Seele gucken lassen. Sollte ich im nächsten Jahr den Wildeiskamm besteigen, so will ich trachten, in jener Gegend dem Veitel nicht wieder zu begegnen.

Man soll bei allen Leuten stillstehen dort, wo sie einem gefallen, aber nicht weiterforschen, weil man dabei leicht in unerfreulichere Tiefen geraten kann. Mir ist mein Veitel gerade so recht, wie ich ihn jetzt kenne. Ich will ihm nicht wieder begegnen.

Im Leuchten des Dachſteins.

Alpenfroher Leſer, heute komm mit mir. Biſt du ein „Auswärtiger“, ſo führe ich dich in die Steiermark zu großen Dingen, biſt du ein Steirer, ſo zeige ich dir etwas Heimatliches, das du vielleicht noch nicht kennſt. Es ſoll dich freuen.

An einem klaren Septembertag fuhr ich durch das Ennstal hinauf bis zur Station Gröbming. Da der Ort in einiger Entfernung hinten oben auf einer Hochebene liegt, ſo nutzte ich das Poſtwäglein, das mich auf der Zickzackſtraße in den Markt Gröbming brachte. Er liegt am Fuße des im Norden ſenkrecht aufſteigenden Kamps, deſſen zerklüftete und zeriſſene Zinnen kammartig den Himmel ſtriegeln. Rechts an ihm ragt der Grimming herüber, und links, durch eine Schlucht vom Kamp getrennt, ſteigt der wüſte Felskegel des Stoderzinken auf. Dieſe an 2100 m hohe Bergſpitze des Stoderzinken war des Tages Ziel. Ein guter Weg, ſo hörte ich, ſoll eine Karrenfahrt erlauben bis faſt hinauf — das war zu wagen, auch für einen Rekonvaleszenten.

Das erſte, was in Gröbming uns grüßt, iſt die evangeliſche Kirche. Die Gröbminger Bauern gehörten bei der Gegenreformation zu den hartnäckigſten, die am Evangelismus feſthielten. Endlich, mit Gewalt gezwungen, wurden ſie äußerlich katholiſch; als jedoch das Toleranzedikt kam, bekannte ſich hier wie im nahen Schladming

und der Ramsau ein großer Teil der Bevölkerung wieder zum Protestantismus. Sie vereinigten sich 1810 zu Gemeinden und erbauten Kirchen.

Im Jahre 1680 hat in diesem Hochtale die Pest so arg gewütet, daß die letzten Toten niemand mehr begraben konnte.

Auch am Tage meiner Ankunft gab es im Orte Gröbming nervöse Aufregung. Der Blitz! Der Blitzschlag! — Aber es stand doch nicht ein Wölkchen am Himmel. Ein paar Tage vorher hatte mitten im Markte der Blitz eingeschlagen, zwar nicht gezündet, an Gebäuden nichts beschädigt, nur im Stalle ein paar Tiere betäubt — nichts weiter. Doch der Blitz hat's getan! Ein unerhörtes Ereignis. Seit Menschengedenken, seit der Ort Gröbming eine Geschichte hat, war — wie man mir sagte — in diesem Hochtale kein Blitzschlag vorgekommen. Der Blitzableiter war hier ein unbekanntes Ding. Wallten die Wetterwolken noch so drohend nieder an den Wänden, die Gröbminger brauchten nicht zu bangen, es kam kein Hagel und kein Schlag. Den Kamp halten die Leute für den Blitzableiter, und man könne es sehen, wie bei Gewittern aus den niedrigeren Wänden der Feuerstrahl springe, himmelwärts zucke und oben in die Zinnen fahre. Dann rollen manchmal Felsstücke nieder und schlagen, wenn es nächtig ist, Funken aus den Wänden. Und nun hatte auf einmal ein Strahl den Felsenbann gebrochen und war niedergefahren mitten ins Menschennest. Hoffentlich kommt ein zweiter sobald nicht wieder, doch mancher Gröbminger wird von nun an die Zeitrechnung führen: Seit dem Blitzschlag.

Im Orte wurde nach einem jener Karren gesucht, die von Pferden auf den Stoderzinken gezogen werden. Aber es war Erntezeit und da fährt der Landmann lieber Garben in die Scheune als Poeten auf die Berge,

maßen er von seinem Berufe aus mit Recht die Berge und die Poeten für ziemlich überflüssig hält, am überflüssigsten aber das auf den Berg Fahren, wenn einer oben nichts zu tun hat.

Es war 4 Uhr nachmittags geworden, und je klarer das hohe Felsenhaupt auf mich niederblaute, je unmöglicher es sich zeigte, einen Karren aufzutreiben, je leidenschaftlicher wurde mein Wille oben zu sein. Endlich war ein Wägelchen vorhanden, das mich über das ebene Tal bis in das Dorf Winkel, und von dort bis an den Fuß des Berges führte. Und gleichzeitig war ein Führer gefunden, der mich begleiten, meinen Rucksack, meinen Überrock, und wenn nötig auch meinen Leib tragen konnte. Es war 5 Uhr, als ich am Fuße des trotzigen Berges stand, vor mir einen stundenlangen Aufstieg, unterwegs kein Dach, oben ein Ungewisses. Mit jener süßen, belebenden Ungeduld, die jeden Touristen erfaßt, wenn er anzusteigen beginnt, hub ich an zu gehen, der Führer hinter mir, mit der Weisung, unterwegs auch nicht ein einziges Wort zu sprechen. Durch den schattendunkeln Türrenbachgraben (links der bewaldete Kulmrücken, rechts die hohen Wände des Stoderzinken, die zwischen den Wipfeln niederleuchten) führt ein prächtiger Weg sachte anwärts, eine Stunde und länger. Anfangs rieselt ein Wässerlein entgegen, dann wird es still; nur die langsamen Schritte der Bergsteiger knistern im Sand. Kein Stein und keine Baumwurzel und keine Wasserlache, nichts von alledem, was hinderlich sein könnte; ich stieg stillvergnügt sachte dahin. Aber die Zinne des Berges, an der schon die Abendsonne glühte, war immer noch schwindelnd hoch oben, während — nach rückwärts geschaut — der Kamp schon stark einsank. Wir kamen zum Sattel, das Stöderl genannt, wo endlich der langersehnte Ausblick gegen Westen frei wird. Die Berge waren schon abendlich, die Spitzen der

Tauern im Verglimmen. Der Weg biegt rechts, hebt sich über den Wald und bindet nun ernstlich mit dem Berg an. In Schlangenwindungen steigt er zwischen dem Gewände hinan. Aber seine vornehmen Allüren läßt er nicht, auch im Hochgewände zwischen Schutthalden und wüsten Blöcken bleibt er der glattbesandete Parkweg, der er unten gewesen. Doch nicht dem Touristenkultus ist dieser Weg geweiht, vielmehr einem profaischen Kohlenbergwerk, das hinten in der Dachsteingegend aufgetan worden. Auf der Höhe von etwa 1700 m ist eine Wasserquelle. Der Führer fragte, ob ich trinken wolle, es sei die letzte, weiter oben gebe es nichts mehr dergleichen, nur noch Bier und Wein. Na, das waren freilich schlechte Aussichten! So war es allmählich finster geworden und ich sah hier oben nicht mehr, als was man unten auch sieht — die Sterne des Himmels und die Lichter aus den Ortschaften des Tales. Nur fiel mir an einer Bergkontur im Westen eine hohe Masse auf, aus der pechschwarze Kegel in den Himmel hineinstachen. Wir standen auf einem Hochpaß, die Kehr genannt, hinter dem der Weg talwärts jenem Bergwerke zugeht. Auf der Paßhöhe steht ein Haus, oberhalb des Weges zwischen schütter bestandenen, wetterzerzausten Fichten und Kiefern. Und aus diesem Hause war ein Mann hervorgetreten, dem vorausgehende Touristen den nahenden, von ihm geladenen Wanderer verkündet hatten. Frohgemut kam er mir entgegen, führte mich ins Alpenhaus, das er sich hier, 1900 m hoch, für den Sommer erbaut hatte, führte mich vor seine Familie, eine frisch heitere Tochter und eine nicht minder frisch heitere Mutter von 86 Jahren, die jeden Tag tapfer ihre Ausflüge machten in die Hänge, Wände und auf Höhen! Da gab's einen feuchtfröhlichen Abend, dem im Dachstübchen eine kurze Rast folgte. An den Balken rüttelte der Wind, bange blickte ich nach den Sternen aus, ob

ſie noch da ſeien, oder nicht ſchon der Nebel alles verdecke. Denk' nicht daran und ſchlafe! ſagte ich mir, ein ausgeruhter Körper iſt mehr wert als ein heiterer Morgen! Das war zu proſaiſch gedacht, um wahr zu ſein. Nicht einen Augenblick hatte ich geſchlafen und als es in der Kammer zu tagen begann, hob ich den Kopf, blickte durch das Fenſter und erſchrak wonnig. Da draußen ſtand er, hinter den nahen, knorrigen Fichten des Kogels ſtand er breit und hoch auf mit ſeinen Wänden, Eisfeldern und ſpitzen Kegeln — der Dachſtein. Ganz ſchreckhaft nahe. Und in welchem Lichte! Nicht Nacht und nicht Tag; ein mattes, ſchauerlich ſchönes Rot war ausgegoſſen über Baum, Stein und Eis, ein Licht, wie ich es noch nie geſehen auf Erden — das Licht der Ewigkeit. Kaum ſeliger erſchauernd können die Toten aufſtehen am jüngſten Tage, als ich jetzt aus dem Bette ſtieg und unter leiſem Beben an Leib und Seele mir die Kleider überwarf. Um die Majeſtät würdig begrüßen zu können wollte ich mich noch raſch waſchen, als aber dieſe Vorbereitung vorüber war, hatte das heilige Rot aufgehört und der Dachſtein ſtand blaß und kalt in gewöhnlicher Morgendämmerung.

Ich ſtieg die Treppe hinab und trat vor das Haus. Nun hatte ſich das Bild noch ungeahnt vergrößert. An den linksſeitigen Abhängen des Dachſteinſtockes, faſt noch von blauſchattender Nacht gefüllt, lag das Ennstal, ein paar lichtere Punkte deuteten die Ortſchaften Haus und Schladming an. Fern hinter dem oberſten Ende des Tales die weißen Häupter des Großglockners und des Venedigers. Dieſe Spitzen begannen nun ſachte von oben herab zu glühen, wie Eiſen glüht in dunkler Schmiede, und in den nächſten Augenblicken glühten auch die Gletſcher des Dachſteins, zuerſt an höchſten Punkten, dann an den oberſten Rändern, endlich in ganzen breiten Tafeln bis herab zu den Moränen. Darüber und da-

zwiſchen ſtanden dunkel die ſpitzen Felskegel auf, die dieſes Gebirge ſeltſam kennzeichnen. Der Augenblick war ſo feierlich, daß ich hätte aufs Knie ſinken mögen. Ich gedachte zur Stunde der fernen Meinen, die im Schlaf dahinliegen und nichts ahnen von der Gnade, deren Glanz auf hohem Berg mich umſtrahlte.

Als das Gebirge endlich im hellen Sonnenſcheine ſtand, kam die Tochter des Hauſes herab. Beide den Blick nach der Herrlichkeit gewendet, ſagten wir uns ſchweigend Guten Morgen. Später geſtand ſie, nicht ſatt werden zu können am Schauen. Schon vier Wochen ſei ſie da und könne nicht leſen, nicht ſchreiben, nicht zeichnen, müſſe immer ſchauen und ſchauen, denn zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung ſei die Schönheit eine andere und immer berückend, bis am Abend das Haupt wie betäubt ſei und das Auge berauſcht ſich ſchließe.

Weil man auch zum Genuſſe der Schönheit Kraft braucht, und mehr als man glaubt, ſo gab's nun ein ausgiebiges Frühſtück und dann ging's den letzen Höhen des Stoderzinkens zu. Mein Gaſtherr geleitete mich zwiſchen auf Steinboden dünn verſtreuten Knorpelbäumen hinan, durch Alpenroſenſträucher und Heidekraut, an dem erſt die grünen Knötchen wuchſen, wie unten im Juni. Die noch viel höheren Berge der Nachbarſchaft ſchützen auf dieſer Höhe von 2000 Metern die ſpärliche Vegetation. Der Fußſteig geht rechts hin an ſteilem Hange und in das Gewände. An ſenkrechten Abgründen dunkelte in den Tiefen der Wald, aus dem ich geſtern heraufgeſtiegen und dort draußen im Schatten noch lag auf weiter Matte in einem winzigen Häufchen beiſammen der Markt Gröbming. Aus den Hochwänden herab, über deren Kloben gerade die Sonne herüberfunkelte, klang ein helles Glöcklein und nach einer Biegung um den Felsvorſprung ſtanden wir vor einer Kapelle, deren Wandſchrift: „Kommet

alle zu mir", uns ſchweigend grüßte. An der Wand, unter überhängenden Felſen iſt ſie im Angeſichte des langen Ennstales hingeklebt, davor ein ebenes, eingeplanktes Plätzchen, auf dem nur wenige Füße Raum finden können. Die Kapelle war erſt in dieſem Sommer gezimmert worden, drinnen auf rohem Stein ſteht ein Chriſtusbild. Mein Gaſtherr der Erbauer, hat dieſe Kapelle das „Friedenkirchle" genannt, ihr aber nicht den Stempel einer kirchlichen Weihe aufdrücken laſſen. Es ſoll weder eine katholiſche noch eine proteſtantiſche „Kirche" ſein, nur eine chriſtliche. Kein Bildnis im Alpenlande ſteht ſo hoch, als dieſer Heiland, der mit mildem Auge niederblickt auf die weite Steiermark und mit gehobener Hand ihre Bewohner ſegnet, die katholiſchen wie die evangeliſchen — alle, die guten Willens ſind.

Es iſt ein rührender Gedanke, der durch dieſes Kapellchen auf Alpenhöhe zum Ausdruck kommt: Friede zwiſchen den Konfeſſionen! Beſonders gut angebracht in unſeren Tagen und über einem Tale, in welchem viele Katholiken und Proteſtanten nebeneinanderwohnen.

Und nun vollends empor zum Gipfel des Zinken. Dazu bedurfte es von der Kapelle aus noch eine halbe Stunde Steigens zwiſchen Geſtein und Knieholz hinan bis zum kahlen Scheitel. Wie viele Touriſten werden hier ſchon geſtanden ſein, die der Meterzahl wegen in drei Stunden heraufliefen, ohne Natur zu ſehen. Nicht etwa, weil Nebel war, ſondern weil ſie naturblind ſind. Wer Natur ſchauen kann, Natur erleben kann, der erfährt auf dem Berge eine große Offenbarung. Das Wort iſt natürlich ganz unzulänglich, den Eindruck zu ſchildern, und doch gibt es, um dem Leſer die Sache nahe zu bringen, kein anderes Mittel, als die geographiſche Lage anzudeuten und Namen aufzuzählen.

Der Spitze des Stoderzinken bietet ſich ein Hochgebirgsbild in großen Zügen. Südlich liegt das breite,

tiefe Ennstal, von Selzthal bis Radstatt offen. Jenseits desselben der gewaltige Tauern, eine zwei- und dreifache Kette von Bergkuppen und Spitzen, von welchen der größte Koloß mit seinen schwarzen Wänden und blinkenden Schneefeldern, die Hochwildstelle, uns gerade gegenübersteht. Der noch sichtbare östlichste Punkt dieser Bergkette ist der Hochschwab, der westlichste der wilde Gerlos in Tirol. Die höchsten, ich nenne nur die Majestäten, nicht ihr Gefolge, stehen in dieser Reihe: der Bösenstein, die Hochwildstelle, der Hochgolling, der Ankogel, der Sonnblick, der Hochnarr, der Großglockner, der Venediger. Die Eisfelder der letzteren leuchten über dem dunkeln Urgebirge um so heller auf. Das ist der südliche, der Tauernzug.

Den Westen deckt, alles hoch überragend, die Dachsteingruppe. Die Kegel an derselben, die den Abend zuvor so finster in den Himmel aufragten, sind die Scheuchenspitze, der Eselstein, der Koppenkarstein, der hohe Dachstein, umgeben von kleineren Türmlein, die man hier „Dirndln" nennt. Der westliche, der Gosaugletscher, ist uns nicht sichtbar. Vom Karlseisfeld blinkt nur der obere Rand über den Gjaidstein herab. Der Edelgriesgletscher — der einzige Gletscher Steiermarks — senkt sich links gegen den Edelgriesgrund. Hingegen wendet der Schladminger Gletscher uns seinen Silberschild zu. Mit dem Fernglase sah ich mehrere Touristengruppen über dieses Eisfeld sich hinanarbeiten. Sie schienen sich kaum zu bewegen. Mit freiem Auge sah ich sie nicht, danach schätzte ich die Entfernung dieser Riesen, die so greifbar nahe und alles um sich niederdrückend dastehen und doch an achtzehn Kilometer entfernt sind. Der Gletscher dacht sich zwischen Felsruppen rechts ab ins gelbliche Gestein, dieses in das weite flachere Karstgebiet des Kammergebirges, welches mit meinem Zinken ungefähr die gleiche Höhe hat. Dieser Zinken ist der östlichste Ausläufer des Dachsteingebirges

und hängt so mit ihm zusammen, daß man daran denkt, über alle Kogel und Schluchten, über alle zerrissenen Steinriffe und Ruppen hinweg einen verbindenden Touristenweg anzulegen. Dieser Weg müßte vom Zinken aus eine fast 1000 m hohe Steigung überwinden und über Stellen setzen, die jedes Jahr von der Natur anders gemeißelt werden!

Hinter dem im Nordwesten sachte sich senkenden, breiten und karstig gesprenkelten Kammergebirge guckt aus dem Salzkammergut ein halbstädtischer Bengel herüber — der Schafberg. Dann im Norden das Höllengebirge und näher gegen Osten hin das Totengebirge mit seinem König, dem Hohen Priel. Im Osten die kaltblassen Berge des Gesäuses und uns ganz in der Nähe die zackigen Zinnen des Kamp, hinter welchem die Spitze des Grimming hervorragt. Zu meiner Tageszeit zeigte der Rundblick drei ausgesprochene Grundfarben: die Tauernkette braun, der Dachstein rötlich, das Höllen- und Totengebirge blau. Gegen Norden in der nahen Tiefe liegt die Stoderalm mit ihren Sennereien, mit einem Touristenhaus (Brünner Haus) und mit dem Kohlenbergwerk. Weiter hin ein Meer von Wald bis gegen das Tal von Mitterndorf, das aus der Ferne heraufslacht.

Das ist das Rundbild vom Stoderzinken. Man sieht von seiner Spitze aus verhältnismäßig nahe die höchsten Berge von vier Kronländern. Das Berückendste aber sind die großen einfachen Konturen; man denkt, der Weltgeist habe die Bergzüge eigens so gruppiert, daß sie, von dieser noch immer mäßigen Höhe aus gesehen, ein klassisch schönes, jedem Menschengemüte unvergeßliches Bild geben müssen. Doch an dem landschaftlichen Bilde allein liegt's ja nicht. Es ist etwas anderes, ganz Geheimnisvolles, was uns mitnimmt und gegeben wird. Es ist, wie wenn unsere Seele Gestalten bekäme

und als Felswand, als Abgrund, als Gletscher vor unserm Auge stünde, es ist, als verschmelze unser geistiges Wesen mit dem Sonnenäther und als sei die Vereinigung zwischen dem Menschen und dem unvergänglichen All gefunden. Ob nun der herbstklare Sonnentag vom Himmel kommt, wie mir an diesem Tage, oder ob Wetter und Stürme uns umdräuen — man ist herausgehoben aus der Gewöhnlichkeit, man fühlt sich in der Winzigkeit groß und trotz der Gefahr plötzlicher Vergänglichkeit ewig. Wenn ich auf der Spitze eines hohen Berges anlange, so ist mir das immer wie ein Heimkommen. Lange bin ich auf den warmen Steinen gesessen und habe getrunken von der reinen Alpenluft, von dem leuchtenden Himmelsäther, von der stillen, erhabenen Schönheit. Und dann kam allmählich wieder irdisches Schwergewicht. Tief aus dem Ennstal schimmerten die Sandhäuschen der Ortschaften herauf, und als ein halbverlorener Klang emporgestiegen kam, da wurde ich mir plötzlich des Wunders bewußt, daß ich hier oben stand. Nach monatelangem Leiden noch erschöpft; dem Arzt, der mich mit Sorgfalt im Hausgarten gefangen halten wollte, gleichsam entlaufen — und nun auf diesem Berg, ohne Müdigkeit zu spüren. Wer hat mich denn heraufgetragen? Nicht oft kommt es vor, doch diesmal hatte der Wille das Fleisch überwunden.

Zum Berghause zurückgekehrt, wurde mir das Fremdenbuch zugeschoben.

Was soll ich schreiben?
Mir fällt nichts ein
Auf diesen Bergen
Voll Sonnenschein,
Als in Ehrfurcht schweigen
— Und selig sein.

Tönende Natur.

Da sind zwei Freunde gewesen. In der Stadt, in der Studierstube, bei der Arbeit und bei den Belustigungen waren sie einig und eins gewesen. Aber als sie einmal eine Wanderung haben gemacht über Land, da haben sie sich entzweit. Da haben sie erst entdeckt, wie verschieden sie waren. So verschieden, daß einer den anderen ausschloß und sie unmöglich beisammen bleiben konnten. Wenn sie trotzdem beisammengeblieben wären, so hätte es sich vielleicht gezeigt, daß sie einander nicht ausschlossen, vielmehr ersetzten, weil der eine hatte, was dem andern abging, daß die beiden zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachten. Aber so weit kommen die Leute selten. Sie meinen, die Freundschaft müsse in der Gleichartigkeit bestehen. Sie erfahren es, aber sie merken sich's nicht, wie schal und hohl solche Freundschaften bald werden, und sie sind zu ungeduldig, um die schöne Wirkung abzuwarten, die aus zwei redlichen Gegensätzen hervorgehen kann.

Auf dieser Wanderung durchs Land also, da war es so gewesen. Der Peter sah nur ragende Berge und grüne Wälder; der Paul aber sah den Gemskogel und die Donnerspitze und das Nutzholz, berechnete von den ersteren die Höhen und Gemsen, von dem letzteren den Nutzen. Peter sah nur rauschende Wässer; Paul beschaute die Bäche auf ihren Fischreichtum, auf ihre Trieb-

kraft. Peter ſah nur ſchöne Tiere, ohne zu fragen wie ſie heißen mochten; Paul ſah den Hirſch, den man jagen, die Ringelnatter, die man für ein Muſeum fangen, den Goldfalter, den man mit Äther töten und mit der Stecknadel an den Pappendeckel heften kann. Peter ſah lauter Blumen; Paul ſah Eriken und Margariten, Steinnelken und Arnika, bedeutend wie man ſie in der Medizin verwenden könne. Das leuchtende Geſtein, das Peter ſo ſehr entzückte, betrachtete Paul darauf hin, ob es Kalk enthielte oder Ocker, oder gar Eiſen. Selbſt die ſegelnden Wolkengeſtalten, in denen Peter ſeine fahrigen Gedanken und ſüßen Stimmungen dahingleiten ließ über den großen Ozean des Himmels, prüfte Paul darauf hin, ob es regnen würde oder nicht.

Nun war aber Paul einer von denen, die laut denken. Alles, was ihm durch den Kopf ging, lag auch ſchon auf der Zunge. Peter wollte ſtill ſeinen ſchönen, krauſen Träumen nachhängen, doch der Kamerad berechnete plaudernd neben ihm her, wieviel dieſes Kornfeld tragen, jene Kuh wiegen oder das und jenes Gehöfte wert ſein könne. An feuchten Stellen wollte er eine Quelle faſſen, an dunkelſchieferigen Berghängen nach Steinkohlen ſchürfen. Dann wieder pflückte er ſeltene Pflanzenexemplare, ſammelte Mineralien und jagte nach Kohlweißlingen, um ſolche Kulturſchädlinge zu töten. Und mit dieſer beſtändigen Unruhe brachte er den ſtill beſchaulichen Peter zur Verzweiflung. „Unglücklicher Menſch," rief dieſer einmal aus, „der du nur Sachen willſt!"

„Und du nur Schein," antwortete Paul.

„Ich will nicht Schein, ich will ſein," ſagte Peter.

„Sein iſt mir zu wenig, ich will auch haben," entgegnete Paul.

„Mich wirſt du nicht mehr lange haben. Heb dich weg!"

Im Zorne rief es Peter und wendete ſich ab. Paul ging einer Eiſenbahnſtation zu und ſo haben ſie ſich getrennt.

Wonnig atmete Peter auf. Nun endlich war er allein. Die Welt ſehen, das hätte er ja auch in Geſellſchaft können, aber ſie ſchauen! Das hätte er nicht können. Sich mit allen Sinnen und mit ganzem Herzen verſenken in die Schöpfung, das war unmöglich, wenn ein Ziffern- und Zahlenmenſch neben ihm ſchwatzte. Vor allem war ihm Sinn und Verſtändnis für das Hören aufgegangen. Das Licht, die Farbe war ihm traut, das Auge iſt ja die erſte und weiteſte Pforte, durch die alle Welt in die Seele ſtrömt. Aber das Ohr! Das hatte er gleichſam erſt entdeckt. Welch ungeahnte Herrlichkeiten taten ſich ihm auf in der tönenden Natur. Nun konnte er das Auge ſchließen, die Welt kam zu ihm in anderer Geſtalt. Und weitaus intimer als durch das Geſicht. Darum wollte er Einſamkeit.

Jetzt, wenn er über Feld ging, fiel ihm erſt auf — das Säuſeln der Heimchen, das überall die Luft erfüllte und deſſen Urſprung doch nirgends zu entdecken war. Es war zu hören wie ein Rieſeln der Luft, wie man das Rieſeln eines ſeichten Waſſers hört über den ebenen Sand hin. Und wenn er ſo recht hinhorchte auf das zarte Zirpen, da wußte er auf einmal nicht mehr, höre er es noch oder war es verſtummt. Es war nicht verſtummt. Das Ohr war dieſes leiſe liebliche Säuſeln nur ſchon gewohnt worden. Sobald er ſeine Aufmerkſamkeit unterbrach und dann neuerdings hinhorchte, hörte er es wieder.

Mit dem ſchallenden Chor der Vögel war es anders. Da war die Verſchiedenartigkeit der Stimmen, der Töne, vom feinſten Zwitſchern bis zu den hellſten Pfiffen. Kleine und große Sänger, talentierte und untalentierte, liebende und feindſelige geben ohne jegliche Verabredung

und Probe gemeinsam ein Konzert. Und siehe es ist alles wohlgestimmt und harmonisch. Menschenkonzerte geraten nicht immer so gut. Da fällt Peter jäh die Frage ein: Woher hat der Mensch seinen Maßstab für das Schöne? Aus eigenen Leistungen? Kaum. Sein ihm unbewußtes Vorbild oder Kunstideal ist die Natur. Uns ist die Farbenzusammenstellung von gelb und rot unerträglich, weil wir diese Farben in unseren Landschaften kaum beisammen sehen. In Ländern, wo diese Farbenzusammenstellung häufig vorkommt, wird sie auch in der Kunst beliebt und ist schön. Ähnlich wird unser Ohr sich nach den ewigen Naturlauten ausgebildet haben. Was die Menschheit seit ihrem eigenen Urzustande immer hörte in der tönenden äußeren Natur, das wurde ihr schön und bildet die Grundstimmung ihrer Musik. So daß am Ende der schneidigste und boshafteste Musikkritiker verstummen muß, wenn er ein Vogelkonzert hört. Da gibt's einfach nichts zu sagen. Es ist in seiner Art vollkommen. Oder doch anders? Ist das nervenzerreißende schrille Geschrei des Hahnes, das hohle und traurige Gekreisch des Raben vollkommen? Dürfte eine von Menschen gemachte Musik dem widerlichen Gekrächze der Truthühner ähnlich sein? Dürfte in der Oper der Verliebte wie der brünstige Hirsch röhren? Das dürfte er nicht, weil der Mensch kein Truthahn und der Operntenor kein Hirsch ist. Am Truthahn aber ist's gut und das gewaltige Liebeslied des Hirsches ist ein so elementarer Naturschrei, daß alle Kreatur davor zu erbeben scheint. Peter kennt die schönsten Liebeslieder aller Völker, aber so dämonisch wahr scheint ihm keines, wie im wilden Wald der brünstige Schrei des Hirsches.

Ebensowenig weiß Peter einen Menschensang, der an Ausdruck von Leidenschaft oder zornigverzweifelter Daseinsklage den brausenden Stürmen der Lüfte gleichgestellt werden könnte. Das Strömen und Stürzen der

Lüfte hört man nicht, ſo lange es von keinem Widerſtande gehemmt wird. Erſt wenn die fliegende Luft an einen Baumſtamm ſtreicht oder an den Felſen, oder ſich durch eine Schlucht zwängt, ſtöhnt ſie, ſchreit ſie, wütet ſie und ſpielt uns zagenden Zuhörern auf der Rieſenorgel der Dinge ein Lied, das wir in wonnigem Schauer nachempfinden, weil es wie Auslöſung, wie ein großer Ausdruck unſeres laſtenden Gemütes iſt. Peter hat in ſeinem Leben Leidenstage gehabt, da nichts imſtande war, ihn zu tröſten. Der Sturm der Heide, des Hochgebirges allein hat ihn beruhigt. Die heftigen unſichtbaren Schwingen, die an ſeinen Körper ſchlugen, haben ihm wohl getan, wie dem büßenden Asketen die Geißelſtreiche. Wie ein urheiliges Gebet gegen Himmel gehoben hat ihn aber das Sauſen und Brauſen, die Muſik des Sturmes. Es hebt ſich zu vollen Akkorden, es ſenkt ſich zur müden Klage, es ſchwillt neuerdings an zu mächtigem Dröhnen, zu wuchtigem Toſen, deſſen Wut Himmel und Erde zu zerreißen droht, um dann wieder herabzuſinken zu einem weinenden Säuſeln. Und dramatiſch iſt das hohe Lied, wenn die Äſte der Bäume heftig aneinanderſchlagen, wenn die Stämme ſich biegen und dahinſtreben, als wollten ſie losſpringen von ihren Wurzeln, und wenn die ſchmetternd brechenden Wipfel hinſauſen und niederſtürzen. Warum fliehen die Menſchen vor dem Sturm in ihre dumpfen Hütten? Es iſt nichts auf Erden, das der halblahmen Seele einen ſolchen Schwung zu geben vermöchte, als der Sturm mit ſeinem erhabenen Gebrauſe. Peter ſtellt ſich auf die freie Höhe, unbeweglich ſteht er da und ſchaut in den Aufruhr. Sein Geſicht hat einen halb trotzigen, halb verzückten Ausdruck. Seit Tagen vielleicht hat er ſich abgemüht, einen Stein zu heben, der ihm auf dem Gemüte lag. Er fand das rechte Wort nicht und keine Geſtaltung, und das drängende Lied erſtickte in der Dumpfheit. Und nun plötzlich iſt

er erlöſt davon — der Sturm ſingt's hinaus in gewaltigem Klange.

Die dramatiſche Höhe erreicht der Schall im Donner des Blitzes. Der erzielt an dem Menſchen die größte Wirkung. Und doch iſt Blitz und Donner etwas Kleines, Begrenztes im Vergleich zum länderdurchflutenden Sturm, zu dem Hinklingen des Vogelgeſanges ins Ungemeſſene. Der Donner liegt dem Menſchen am nächſten. Das Heimchengezirpe und den Sturm in die Ferne hin kann er nicht machen; den Donner kann er machen. Iſt der Donner in den Wolken auch nicht ſo bösartig wie der Kanonenknall, der Menſch zittert doch vor ihm; aber iſt das Donnerwetter vorüber, ſo bleibt unſerem Gemüte nicht viel davon zurück. Der Donner iſt ein Schalleffekt, der bald verpufft. Peter ſteht aber doch auf ſeiner Anhöhe und horcht, wie der die Menge erſchreckende Schlag noch lange dahinhallt von Wolke zu Wolke, jetzt faſt erſterbend, dann wieder ſich erhebend zu einem ſchwerdumpfigen Rollen, vor dem der Boden bebt. Der heftigſte Donnerſchlag iſt nach einem kurzen Nachhall dahin; während ein anderer Donner gleichſam eine Reiſe durch den Himmel macht, in Hebungen und Senkungen, einmal wie das Schlegelrollen auf einer Trommel, einmal wie das rauhe Geräuſch einer Sandſchütte, einmal wie das Widerhallen im Walde. Je nach der Beſchaffenheit der Wolken, durch die der Donnerſchall zieht, kommt er wie Rollen auf hartem Boden oder wie Brauſen eines Waſſerfalls, wie das Niederſchütten einer Lawine an unſer Ohr, bis er endlich entweder jäh abzuckt oder in der Ferne allmählich erſtirbt. Da wird Peter ein Kind und hört in ſolchem Grollen das „Greinen des Himmelvaters“ und freut ſich. Na, wenn er nur wieder greint! So wiſſen wir doch, daß er noch da iſt und ſich nach uns umſchaut.

Nach Sturm und Donner kommt das Rauſchen der

Gewäſſer. Um dieſes Rauſchen, das oft die Luft erfüllt, ohne daß man irgendwo eine Bewegung wahrnimmt, hat Peter ſich eine ganze Waſſerpoeſie zurechtgemacht. Der tief in den Schluchten verſteckt grabende Wildſtrom gibt eine geheimnisvolle Offenbarung von ſich. Den einen regt dieſe ſüße Muſik an zu großen Ewigkeitsgedanken, den andern wiegt ſie in Betäubung, Traum und Schlummer. Da meldet ſich in den Lüften zitternd eine Naturkraft, die nicht aufgezogen, nicht angerichtet werden muß und nicht abgeſtellt werden kann. An dem Problem des Perpetuum mobile ſind manche Denker wahnſinnig geworden. Hier, der rauſchende Bergbach iſt ein Perpetuum mobile, ſowie die Natur an ſich eins iſt, das nicht wahnſinnig macht, das uns beruhigend vom ewigen Spiel und Streben nach unerreichbarem Gleichgewicht ſingt, und vom ewigen Leben. Und wer nicht ſinnen mag, der lege ſeine Seele in die Sänfte des Waſſerrauſchens, ſo wie man ein Kind in die Wiege legt — ſie wird zu einer ſüßen Ruhe kommen. Daß die Schöngeiſtler noch keine Äſthetik der Naturtöne, beſonders des Waſſerrauſchens, geſchrieben haben, iſt ein wahres Wunder und — ein wahres Glück. Peter wollte es einmal verſuchen; er ſpitzte ſchon den Griffel, da beſann er ſich und warf ihn in den Bergſtrom. Und nahm die Leier, um dem ewigen Rauſchen ein Lied zu ſingen. Aber die Waſſer haben das Lied überrauſcht. — Höher ins Gebirge gedrungen, begegnet er erſt den großen Muſikanten. Die niederfahrenden Erd- und Schneelawinen ſchlagen ihre hohldröhnenden Pauken, und in den Felsriſſen, Spalten und Löchern bläſt der Weſt ſein klagendes Lied. Dieſes ſchauerliche Klagen der Luft in den geklüfteten Felswänden wird vielfach noch ſo gedeutet, als prophezeiten ruheloſe Geiſter ein nahendes Schickſal. In manchen Gegenden trifft es zu, daß, wenn hoch oben die Wände weinen, über kurz

ſchwere Wetter und Wildwäſſer kommen und Bergſtürze die Anſiedlungen der Menſchen zerſtören.

Aber Peter ſucht nun die Stille.

Noch tiefer in die Einſamkeiten wandernd, iſt es endlich ganz ruhig geworden um ihn, und da hat er einen andern Ton gehört: das Klingen der Stille. Wie es ſo ganz urweltein ſam und urfriedensſtill um ihn geworden war, da vernahm er ein Klingen — zart, leiſe, wie aus den Fernen der Ewigkeit her. In weher Stille klang es ſo fort. Und als es unterbrochen wurde von dem Geläute einer heranfreiſenden Hummel, da war dieſes dagegen, wie das Glockendröhnen auf dem Dome. Als die Hummel über Gebüſche und Geſtein davongeſchwommen war, und als Peter plangend noch trautſamen Tönen aushorchte, da war wieder nichts als das ewige Klingen der Stille. — — Nun iſt in dem Naturwanderer die Sehnſucht wach geworden. Er ſehnte ſich und wußte nicht recht nach was; es kam ſachte eine Betrübnis über ihn, er wußte nicht recht warum. Er hatte ja alles, was er je gewünſcht — das köſtliche Empfinden des Seins. Plötzlich ſcholl von der Höhe herab ein gellender Schrei. Ein Menſchenſchrei. Kein Hilferuf, dafür war er zu fröhlich, kein Geſang, dafür war er zu gellend. Es war ein Naturlaut, wie der des Waſſerfalles und der des Hirſches. Es war das Jauchzen eines Hirten, der zu ſeiner Maid ging.

Da hat ſich Peter erhoben. Dieſer Laut hat ihn aufgeweckt und jetzt hat er gewußt, was ihm fehlt. Das Sein war nicht genug, er mußte auch etwas haben. Er hatte nichts, und was noch ſchlimmer war, er hatte — niemand. Jetzt fiel ihm ein, das er manchmal geträumt hatte von etwas Liebem. Genau beſehen, war es ein holdes Menſchenmädel geweſen. Er hatte es früher öfter geſehen und nun dünkte ihn, zum rechten Daſein gehörten ihrer zwei. Aber wo ein Neſt? Allein

konnte er in verfallenden Hütten wohnen, unter alten Bäumen ſchlafen. Aber nicht zu zweien.

Jetzt ging er mißmutig umher, es freute ihn kein Blumenblühen, kein Vogelſingen, kein Waſſerrauſchen. Nur des Hirſches wilder Schrei regte ihn auf.

Da begegnete ihm eines Tages ſein Freund Paul. Peter wollte ſeitabducken, denn jetzt in ſeiner Liebesnot konnte er das Rechnen und Wägen ſchon gar nicht brauchen.

„Wohin?“ rief ihm Paul zu. „Du kommſt mir gerade zu recht. Wiſſe, ich habe ein Haus gebaut, das will ich morgen einweihen und du ſollſt dabei ſein.“

„Ziehe ein und lebe glücklich!“ rief Peter und winkte mit der Hand ab.

„Ich ziehe ja gar nicht ein,“ lachte Paul. „Ich wohne ſchon lange im eigenen Haus. Während du in den Wildniſſen herumgeträumt haſt, und ausgehorcht, was die Mücken ſagen, habe ich fleißig Häuſer gebaut. Eins davon iſt dein. Bin ich gleichwohl ein nüchterner Patron, ſoviel von deiner Naturſchwärmerei iſt doch an mir hängen geblieben, daß ich bisweilen, wenn die Feierſtunde iſt, mich nicht bloß am Werte des Holzes, ſondern auch an der Schönheit des Waldes freuen kann. Das iſt ein guter Gewinn für mich, der an Wert ſteigt, je ſatter ich an der Materie werde. Und dafür bekommſt du das Haus.

Und ſeither erfreut ſich Peter erſt des wahren, ſchönen Seins, denn er *iſt* nicht bloß, er *hat* auch etwas und er hat *jemand*. Einen wackeren Freund und ein liebes Weib. Jetzt zirpen die Heimchen noch lieblicher als früher, der Sturm iſt noch herrlicher, ſeit er ihn auch fürchten muß. Er iſt nicht mehr bloß Poet, er iſt auch Menſch geworden. Und lange kann's nicht mehr dauern, ſo wird er einen Naturklang vernehmen, der an Lieblichkeit alles andere übertrifft.

Ein Bergflieg auf den Dobratſch.

Das viele Bedenken vorher hat mein Lebtag manche beabſichtigte Handlung erſtickt und hier ſollte eine unbedachte Handlung ſo köſtlich gelingen. Die Sehnſucht nach dem mir unerreichbaren Berg hatte ich mit Vernunftgründen endlich zum Schweigen gebracht. Lieber gelegentlich zwei Eintauſender, auf denen noch Wieſenblumen wachſen, als einen Zweitauſender mit bemooſtem Steinhaupte. Nach Kärnten war ich gefahren, um in Frieſach der alten Burgenſtadt, eine Vorleſung zu halten. Nach derſelben fuhr ich mit einem kärntneriſchen Sangesbruder nach Villach, in der Abſicht, von dort am nächſten Morgen heimzureiſen. Die Anſtrengung der nationalen Tat in Frieſach war es kaum, die mich erſchöpft hatte, doch fühlte ich mich müde, ohne aber in der Nacht einen Schlaf zu finden. Ein Ungemach, mit dem ich mich beſonders auf Reiſen abzufinden habe. Am nächſten Frühmorgen leuchtete ein wolkenloſer Himmel über das Kärntnerland und ſeine ſchimmernden Berge. Mein Freund und ich gingen vom Hotel ins nächſte Kaffeehaus, um zu frühſtücken. Als wir nach demſelben auf die Gaſſe traten, ſtand da ein Einſpänner.

„Was koſtet ſo ein Wagen bis Bleiberg?“

„Sieben Kronen, Euer Gnaden.“

„Gut. Fahren wir. Sie, munterer Kärntner Poet, wollen ſie mit? Dann einſteigen, wir fahren ſogleich.“

Eine Minute später sind wir zur Stadt hinausgefahren.

„Ja, wohin geht's denn eigentlich?" fragte mein etwas verdutzter Begleiter.

„Nach dem Dobratsch natürlich."

Ohne Bergschuhe, ohne Mantel und Wanderstock, ohne Karte, ohne Proviant, kurz, ohne alles, wie man eben ins Kaffeehaus geht, so fuhren wir wegshin. Ich hatte nicht den Mut gehabt, vorerst im Hotel die nötigen Sachen zu holen, aus Furcht, es könnte sich bei einigem Herumtrödeln der Wille schwächen. Mit Hinterlassung unserer sieben Sachen und der Hotelschuld haben wir Villach fluchtartig verlassen. Im Westen, blau vor Ferne, stand der Dobratsch, am Himmel kein Wölklein, klar und rein die Luft. Das war ja ein Tag zum Schuldenmachen! Schon hatten wir die Dörfer St. Martin und Vellach hinter uns, der Wagen rollte sachte über eine Anhöhe. Auf der Hochebene urfrischer Fichtenwald, durch den die schöne tischglatte Straße zieht. Mitten im Walde malerische Häuser eines Kurortes. Mittewald. Über die Baumwipfel starren die Wände des Dobratsch her. Sie sind etwas näher gekommen, aber sie haben nicht mehr die weichen Linien, wie von der Ferne, sie sind höher, steiler, ruppiger, finsterer geworden. Man sieht auf der Spitze des Berges auch schon die Gebäude. Die Straße geht talwärts in einen Graben, der links von den waldigen Abhängen des Dobratschstockes, rechts von dem mit Felsgestalten besprenkelten Bleiberge begrenzt wird. Ein Bach rauscht uns entgegen in dieser Schlucht, bleifarbiges Wasser. Rechts am Hange lehnen noch Bauerngehöfte, weiterhin die Schutthaufen von Bergwerken. Am Wege wird von alten Leuten würfelförmiger Lehm bereitet für Pulversprengungen. Die Straße setzt über den Bach, macht ein paar scharfe Biegungen links den Berg hinan. An einer solchen

Biegung war vor kurzem ein junger Mann verunglückt. Auf sausendem Rade kam er herab, fuhr mit aller Wucht an die Mauerbrüstung, das Rad blieb auf der Straße, der Mann wurde über die Brüstung hinweg in die Tiefe geschleudert. — Ein wenig weitet und lichtet sich das Tal. Es ist Almboden. Zerstreute Häuser, ein Kirchturm. Wir sind in Bleiberg. Alte, hochergiebige Bleibergwerke. Wir sind zwei Stunden lang gefahren und haben nun eine Seehöhe von 923 Metern. Hier verlassen wir das Tal. Es steigt weiter an, fällt dann gailtalwärts ab und trennt den Tobratsch von dem langen Gailtaler Alpenzug. So steht der riesige Bergstock da, isoliert von Tälern, zwischen Hochgebirgszügen, als wäre er eigens geschaffen für Touristenfreuden.

Wir lassen den Wagen im Gasthause „zur Post" zurück und sagen, abends 8 Uhr würden wir wieder da sein, um in der Mondnacht nach Villach zurückzufahren. Nach kleinem raschen Imbiß beginnen wir um ½11 Uhr den Aufstieg. Der Berg schaut beängstigend unfreundlich herab. Zur Winterszeit hat dieses Hochtal wochenlang keinen Sonnenstrahl. Die finsteren Schatten der Felshänge und Kare bedrohen das Tal mit Lawinen. Ein letzter großer Lawinensturz vor 28 Jahren hat in Bleiberg 7 Häuser und 29 Menschen verschüttet.

In der Verfassung, wie man am warmen Sommermorgen ins Kaffeehaus geht, haben wir den Aufstieg an. Der Weg ist zwar gut angelegt, quer durch Wald hinan und anfangs nicht steil. Aber mir begann doch ein wenig zu schwanen von der Torheit, in die der Dämon Bergrausch mich plötzlich gestürzt hatte. In vier Stunden könnten wir leicht oben sein, hatte der Postwirt gesagt. Aber das war ein Hochgebirgler. Wir konnten uns schon auf sechs Stunden gefaßt machen. Von hundert zu hundert Metern Höhegewinnung sind Stäbe mit der Zahl aufgestellt. Nachdem wir schon zwei Stunden ge-

gangen waren, hatten wir erſt 1300 Meter Höhe. Wir gingen und gingen und ſagten kein Wort. Mein armer rüſtiger Kamerad mochte vor Langweile faſt vergehen neben dem überaus langſam ſchreitenden ſtummen Genoſſen. Aber er hielt treu bei mir aus. Ich ſpürte leiſe Aſthmamahnungen. Die Bruſtbeklemmung ſteigerte ſich, wie ein Hauch von Erſchöpfung ſchauerte es durch den Leib. Ein paarmal tauchte der Gedanke auf: Umkehren! Trutzig wurde er zurückgeſchlagen. Am Knie des Berges umgekehrt zu ſein, das ertrüge ich nicht. Nimm einen Biſſen Brot zu dir. Lockere die Halsbinde. Gehe noch langſamer, ſchau nicht nach rechts und nicht nach links, ſchone den Atem, ſprich kein Wort — hinaufkommen mußt du. Der Abſtieg an dieſem Tage noch war bereits in Vergeſſenheit gekommen.

Der Weg hatte in der Richtung gegen Villach allmählich den Berg halb umgangen. Der Wald wurde ſchütterer. Almboden. Die Fichtenbäume zerzauſter, verknorrter. Zwiſchen dieſen Beſtänden ſteht die Ottohütte. Ein Schutz- und Wirtshaus. Es hat ſchon Ausſicht auf Villach und Mittelkärnten. Es ſteht auf halber Höhe des Berges; wir waren bereits über drei Stunden gegangen. Mittagsraſt. Ein Glas prachtvoller Milch. Kaiſerſchmarren mit Kaffee. Ein Muſikſpielkaſten drohte jeden Augenblick mit Kärntnerliedern. Ich wollte ſolche aber von der jungen Almerin hören, die unſere Wirtin war. Sie ſagte, juſt heute wäre wieder der Tag, wo ſie heiſer ſei. Mein Kamerad verſtand das und drang nicht weiter. — Um 3 Uhr machten wir uns wieder auf den Marſch. Zuerſt mit Wegabkürzung zwiſchen jungen Beſtänden ſteil an; zwiſchen durch im Südoſten ein paarmal der Silberblick des Mittagskogels. Dann kamen Halterhütten unter alten, verknorrten Wetterbäumen. Dann kam glatter Almboden mit munterem Jungvieh und vor uns lagen die ge-

waltigen Hochkuppen, die ſich von Villach aus ſo niedlich und gemütlich anſehen. Der Weg hat ſich weſtwärts gewendet, geht ſtellenweiſe glatt und eben über die Matten hin, um dann wieder ſteil und ſteinig aufzuſteigen. Die ganze Strecke her haben wir an dieſem Wege die Drahtſtangen des Telegraphen und des Telephons. Und die Höhenmaßſtäbe verkünden in kürzeren Abſtänden die Zahlen: 1590 — 1600 — 1800 Meter! — Meine Beine waren leichter, meine Bruſt freier geworden. Eine ſtille Frohheit war in mein Herz gekommen und hatte dort alle Lebensgeiſter aufgeweckt. Denn vor uns im Norden und im Süden begann ſich die Herrlichkeit auszubreiten. Oberkärnten mit ſeinen braunen Bergzügen und Kuppen bis gegen die Tauern hin, Mittelkärnten mit ſeinen Seen und Hügeln. Mit Hügeln, die ſie unten ebenfalls Berge nennen. Bis zum Zirbitzkogel und zur Koralpe reicht das Auge knapp. Weiterhin alles in undurchdringlichem Dunſte. Plötzlich im Süden, über eine Einbuchtung her, erſchreckend nahe, einige der roten, ſchründigen Türme der Juliſchen Alpen. Wie ein feuriger Hochaltar ſtand der Mangart in den blauen Himmel hinein. Hier hatte er noch keine Konkurrenz, hier war er noch der einzige. Dieſes allmähliche Auftauchen einzelner Gruppen unterwegs hat für mich allemal einen faſt größeren Reiz, als oben am Ziele das Geſamtbild. Die Berge von unten hinauf oder gerade gegenüber, ſolange ihre Umriſſe noch in den Himmel hineinſtehen, ſind ſtets maleriſcher und impoſanter anzuſchauen, als wenn man ſie vom höchſten Punkte aus ſieht, wo hinter jedem Berge ein ſcheinbar noch höherer ſteht, bis im fernen Hintergrunde die kleinen Konturen zumeiſt in Dunſt und Höhenrauch verſchwimmen. In dieſem Sinne ſind die Vorberge dankbarer, als die Hochſpitzen, die freilich des Wunderbaren ſonſt genug haben. Jen-

ſeits des Gailtales, ſüdlich, vor wildfelſigem Hochgewände, ſehe ich einen ſchoberartigen Vorberg mit ein paar kaum bemerkbaren Gebäuden an der Spitze. Das iſt der Berg Luſchari, ein berühmter Wallfahrtsort. Von dem habe ich ſchon in meiner Kindheit gehört. Ein Nachbar von unſerem Hofe war damals mit ſeinem Weibe nach dem Berg Luſchari gereiſt, um ein große Sünde abzubüßen, die ſie auf dem Herzen hatten und niemandem ſagen wollten. Sie wanderten hinwärts acht Tage lang und zurück wieder acht Tage lang. Heimgekehrt wußten ſie nichts zu erzählen, als daß ſie in viel wildes Birg gekommen ſeien, die Leut' eine fremde Sprache geredet hätten und daß die Muttergottes Luſchari ihnen eine rote Kerze mitgegeben hätte, die ſie in ihrer Sterbſtunde anzünden ſollten. Die rote Kerze habe ich noch mit eigenen Augen geſehen, in ihr war das Gnadenbildnis der „Luſchari-Mutter" eingeprägt, aber ſie war ſchon ſtark niedergebrannt, denn jeder Sterbende in Alpel wurde mit dieſer Kerze „abgeleuchtet".

Doch, zum Rückerinnern und Betrachten gab es heute keine Zeit. Anwärts, immer anwärts; dort an der Hochkuppe, über die der Telegraphenſtrang läuft, wird ja das Ziel ſein. Dort war aber erſt Meterzahl 2000, das Ziel alſo noch nicht. Es beginnt eine karſtige Hochebene mit Steinkaren und trichterartigen Löchern, und hinter derſelben erſt erhebt ſich der letzte Kegel mit ſeinen Gebäuden. Nachdem wir den erſten offenen Blick nach Weſten und die Tiefſchau ins Bleiberger Tal genoſſen hatten, ſtiegen wir — immer ernſt und ſtumm wie Einherier — das letzte ſteile Stück des Weges hinan. Nach nahezu achtſtündiger Wanderung von Bleiberg aus traten wir ins Touriſtenhaus ein, an deſſen Tor uns die Hausmutter, eine hübſche, lebensfriſche Kärntnerin, mit einem „Grüß Gott!" empfing. Wir traten ins Herrenſtübel und am Fenſtererker zog's mich wie magne-

tisch auf die Bank, wo ich eine Viertelstunde regungslos und verschnaufend lehnen blieb. Mein treuer Weggenosse hielt sich an den anwesenden Touristen und Touristinnen nun schadlos für die stummen acht Stunden, zu denen er an meiner Seite verdammt gewesen war. Milch war auf der Alm nicht zu haben, also Bier her! Nach der Erfrischung neuerlicher Aufbruch, um vollends auf die nahe Spitze des Berges zu kommen und den Sonnenuntergang zu betrachten.

An diese 2156 Meter hohe Dobratschspitze hat man ein Dörfchen hingebaut. Ein Touristenhaus, ein dazugehöriges Unterkunftshaus, die sich nördlich an den Kamm schmiegen, ein deutsches Kirchlein, das auf der höchsten Spitze steht, und ein slovenisches Kirchlein, das knapp unter der Pyramide der nahen anderen Spitze im südlichen Gewände hängt. Der alte Teil des stattlichen Touristenhauses ist schon im Jahre 1810 erbaut worden; damals wohl kaum als Touristenhaus, vielmehr als Herberge für die Wallfahrer, die zu den Gnadenkirchlein heraufgestiegen waren. Jene Bergwanderer damals haben die Wunder der allherlichen Gebirgswelt nicht gesehen und wir von heute sehen die Wunder der alten Kirchlein nicht; höchstens stehen wir ein paar Sekunden in ihrem kahlen, mit einigen geschmacklosen Bildwerken verzierten Raum. Wer soll denn auch da in der dunkeln, frostigen Kapelle beten können, wenn draußen vor der Tür im Sonnenleuchten oder in Stürmen Gott so unmittelbar sich offenbart!

Ich denke, daß die beiden Kirchlein einst als Votivkapellen zum Andenken an den großen Bergsturz erbaut worden sind. Vielleicht war ein Wallfahrtsort wie auf dem Berg Luschari geplant. Sicheres über den Ursprung dieser Kirchen habe ich nicht erfahren können.

Abseits von den Touristenschwarm, der mit Lärm die Aussicht und den Sonnenuntergang bewunderte, stand

ich an der höchsten Kante des Berges, voll stiller, dankbarer Seligkeit darüber, daß es mir noch einmal gegönnt war, von solcher Höhe aus unsere erhabene Alpenwelt anzuschauen. — Von Süden her wehte ein heftiger, lauer, feuchter Wind der Fernsicht augenblicklich höchst günstig, aber keine Ursache zum Jubilieren . . . Die Aussicht von diesem Berge ist unbeschreiblich schön und weitaus mannigfaltiger, als etwa die vom Großglockner.

Ebene und Hügelland, kleine und große Seen, Täler und Flüsse, Wald und Alm, Schnee und Gletscher, meilenlang sich erstreckende Felswälle, großartig geformt und beleuchtet, und in der Ferne höchste Gipfel der Bergwelt. Ich nenne nur Gruppen südlich von Ost nach West: die Karawanken, die Julischen Alpen mit dem „zum Greifen" nahen Triglav, die karnischen Alpen, die oberitalienische Alpenwelt bis zu den fernsten Spitzen der Dolomiten. Über den italienischen Alpen lag ein weißes Meer von Nebel, aus dem nur einzelne Spitzen und Rücken schwarz hervorstanden. Solche Nebel am Abend hatte ich bisher noch nie gesehen und es war mir seltsam, daß Italien einen trüben Tag gehabt haben sollte, während über uns der klarste Himmel war. Es ist eigen: wenn im Lande Nebel liegt, da sieht der im Tale den Himmel nicht und der auf hohem Berge die Erde nicht. — Doch ich merke die Aussicht nördlich an von Ost nach West: Murtaler Alpen, Oberkärntner Alpen und die Tauernkette mit ihrer scharfen Hochspitze, dem Großglockner. Auch die Dachsteingruppe, die Venediger Gruppe, die Zillertaler Alpen schimmern niedlich gezackt aus unsicheren Weiten, und in fernstem Westen einzelne Spitzen der Ötztaler Alpen. Tief unten und ganz nahe an beiden Seiten des Dobratsch das Bleibergtal und das Gailtal. In das letztere macht der Berg einen Absturz, der wahrhaft gräßlich zu nennen ist. Ich stehe hart an der Kante, sehe keinen Abhang,

doch ganz unvermittelt das in seiner Tiefe blauende Tal vor mir liegen. Im Jahre 1348 zur Winterszeit ist hier ein Teil des Berges niedergebrochen und soll im Gailtale 17 Ortschaften verschüttet haben. Dort unten liegt noch die Trümmerwüste, von kümmerlichem Waldgestrüppe bewuchert, darüber hin zieht sich der dünne Faden der Gailtalerbahn. Und das Gailtal mit seinen Hochbergzügen, seinem Flusse und einem blinkenden See liegt vor uns groß und abendlich düster und zieht sich fast gerade hin viele Meilen lang bis zur Grenze von Tirol. Die äußersten Punkte der Dobratschaussicht sind das Uskokengebirge in Kroatien, die Grenzberge der friaulischen Ebene, die Ötztaler Ferner und der Dachstein!

Und siehe, die Hunderte von hohen Bergen, die da draußen untereinander wimmeln, verlieren an ihrer Würde; einer macht den anderen klein. Vor einem Berge, über dessen Haupt man hinwegsehen kann, verliert man die Ehrfurcht. Sogar der Berg, der uns zu solcher Höhe erhoben hat, liegt in seinen nächsten Hochalmen wie ein Tal vor uns, weil wir seine Plastik nicht mehr erkennen, seine steilen Hänge und Wände, die ihn so hoch tragen, nicht mehr sehen. Man hat nicht das Gefühl, als stünde man auf einem schwindelnd hohen Berg, außer man beugt sich über den Rand und blickt in die Täler, in welchen die Ortschaften wie Sandhäufchen daliegen.

In den Tälern brüten die Dämmerungen des Abends. Aller Augen sind dem Sonnenuntergange zugewendet. Aber die Sonne versinkt in ein Gewirre von zerrissenen Wolken, die sich über die Tauern und die Zillertaler Alpen hingelagert haben. Eine tiefe Glut des Himmels scheint diese Wolkenschlacken schmelzen zu wollen, aber endlich vergeht das Licht ohnmächtig und die Alpenwelt liegt dahin in kalter, nüchterner Dämmerung mit ihren

verloſchenen Schönheiten. Seine Hochaltarlichter zum Abendſegen hat der Herr diesmal nicht angezündet. —

Nun eilten wir, von heftigem Winde gepeitſcht, dem Hauſe zu. Da gab's für die vielen anweſenden Bergbeſteiger eine kleine Hungersnot. Es war aus dem Tale der Fleiſchträger noch nicht gekommen und ſo mußte man ſich mit Brot und Eierſpeiſe begnügen. Mir war's ganz recht; und ein Glas Rotwein dazu, das tröſtete den müden Alten ſehr. Als die Herrſchaften dann aber mit den leidigen Anſichtskarten herankamen und ums Autograph erſuchten, flüchtete ich auf mein Zimmerchen. Es war ein ſchmuckes, reinliches Stüblein, wie man ſie auch in Stadthotels findet. Das ſpeziell Alpine daran waren nur die drei ſchweren Bettkotzen mit einer vierten, für die Zeit wüſter Stürme, ſo die dicken Mauern wie einen Heckenzaun durchdringen. Das Fenſter ſchaute gegen Nordweſten, aber man ſah bloß ein graues Nichts. Nur die weißen Steine der nächſten Umgebung ſchimmerten im Mondlicht. Ich ſank ins Bett, Gott dankend, daß auch dieſer Tag ſeine Ruhe hat. Aber er hatte ſie nicht. Ich habe keinen Schlaf gefunden die ganze Nacht. Nach Mitternacht begann es ſachte zu blitzen von den Tauern her. Ich ſtimmte mich auf ein Gewitter, aber es kam keines. Schlimm, dann kommt ein Landregen. Als der Morgen dämmerte, kam der Hausvater auch zu meiner Tür, um mich für den Sonnenaufgang zu wecken. Als ich aus dem Bette ſtieg, zitterten mir Arm und Füße. Langſam taumelte ich zur Bergſpitze hinauf. Die Berge ſtanden rein aber glanzlos. Kein Nebel lag auf den Höhen. Jedoch im Norden und im Weſten waren die dunkeln Gebirgszüge von dunkeln Regenwolken nicht zu unterſcheiden. Die Sonne, die hinter den Lavanttaler Alpen träge emporſtieg, hatte ein verweintes Geſicht und barg ſich bald wieder hinter den leichten Wolkenſtreifen, die den öſtlichen Himmel durchzogen. Der Wind, der

noch stoßender als gestern aus dem Süden kam, hat mich die Entwicklung der himmlischen Mächte nicht weiter beobachten lassen. Die beste Verteidigung dagegen, so schien mir, sei die Flucht. Im Touristenhause einen frischen Kaffee*) und dann bald nach 5 Uhr allein den Abstieg angetreten. So ein heißer Kaffee und so ein drohendes kaltes Wetter wirken Wunder. Ganz leidlich ging es talwärts über die Karste, über die Almen, durch den jungen Fichtenanwuchs. Um 7 Uhr in der Ottohütte ein Glas Milch besserte die Sache noch bedeutend, und als mein braver, besorgter Kamerad mich dort eingeholt hatte, ging es in gutem Marsch durch die Wälder dahin, ein paarmal von leichtem Regenschauer zu rascherem Ausschreiten angeeifert. Um halb 9 Uhr vormittags waren wir in Bleiberg, wo der Kutscher schon gespannt auf uns wartete.

Als wir vier Stunden später im Schnellzug den Ossiacher See entlang fuhren und zurückblickten auf den Schauplatz unserer Alpenfreude, wurde der Dobratsch bereits von fahrenden Nebeln umkreist und nach ein paar Stunden später soll er bis zur Ottohütte herab beschneit gewesen sein. Es war der erste einer Reihe kalter Sturm- und Regentage.

So unglaublich vernunftlos diese Partie unternommen wurde, so überaus glücklich ist sie ausgefallen. Nachher im Coupé hüllte ich mich in den Überrock, in den Plaid, den wir auf wilden Birg nicht gehabt und nicht gebraucht hatten. — Hochtouristen werden wohl die Achseln zucken über die Wichtigtuerei mit diesem Dobratsch, der eine Spielerei für zehnjährige Kinder sei.

---

*) Auffallend in diesem berühmten Alpenhause ist die große Billigkeit, die besonders den Mitgliedern des D. u. Ö. Alpenvereines zuteil wird. Man bezahlt für Jause, Nachtmahl, Frühstück und das Zimmer, also für alles zusamen 2 K 82 h.

Für gesunde Lungen und junge Beine ist er's auch. Mir war er mehr. Mich erfüllt eine köstliche Befriedigung, daß ich das schöne Kärntnerland — seit vielen Jahren von mir in kreuz und krumm durchzogen — nun mit einem Hochblick noch einmal überschauen konnte — sei es zum Abschluß, sei es zum Vorspiel für künftige Wanderungen.

Ein Sträußl von den Bergen.

Wunderlich, wunderlich, daß die Außenwelt immer und überall ein Gleichnis iſt von unſerem inneren Leben! Die Natur führt Tagebuch über unſer Fühlen, Denken und Tun, zwar oft nur in der Blumenſprache, aber immerhin deutlich genug. —

Der Schnee iſt vergangen, die Sennhütten ſtehen noch leer auf den Höhen, doch möchte ich wiſſen, warum jene ſonſt friſchgrünen Kuppen ſo ſeltſam erröten? So erglühen die Wangen der Jungfrau, wenn ſie das Verhängnis des Herzens zu fühlen beginnt. Die Alpenroſen blühen. Sie haben ihre Glut gebreitet vom Rande, wo der Wald aufhört, empor über die freien Höhen. Sie haben den dämmernden Grund der Legföhren durchbrochen mit ihrem hellen Roſenlichte. Die Luft iſt erfüllt mit ihrem Hauche; den Alpenbalſam nennt man ſie, und wer ihren ſüßen Duft trinkt, der muß jauchzen, denn er wird berauſcht in Freude und Luſt — wiſſet, auch den Alpenrauſch nennt man ſie.

Warum die immergrünen Blätter ſo ſehr an die Myrte gemahnen! Kelchförmige Blumenkronen, ein Tröpfchen Taubalſam auf roſafarbigem Grund, goldne Staubfäden, der halbverborgene Fruchtknoten ſchämig winkend, und das im glänzend grünen Myrtenwald! Die ſcharfen Härchen und Dörnchen ſieht man aber nicht, die knorrig derben, harzigen Stiele und Zweige ahnt man nicht, bis man ſie fühlt. — Und trotzdem iſt der rote Blumenſtrauß nur ſchön, wenn du auch ein Zweiglein der grünen Myrte dazu tuſt.

Wissen will man, daß die Alpenrose einst dem alten Donnerer zugehört habe; ihr flammendes Rot hätte sie vom Blitz, den sie anziehe. Darum heißt man sie auch die Donnerrose. Man hat sie nicht gerne in der Nähe der Hütten und die Almer weichen ihr an wetterschwülen Tagen aus.

Im Schwabengebirge lebt ein Jäger, der in den Nächten über Alpenrosengebüsche den Schimmer von blauen Flammen sehen will. Das wäre das Schmiedfeuer, meint er, in welchem der Donner die Blitze schmiede.

Andere Leute gibt es wieder, die den Blättern der Alpenrose wunderbare Heilkräfte zuschreiben, in Leibesschäden und in Seelennot — und der Glaube setzt sich auch hier in Kraft um.

Über 6000 Fuß steigt die Alpenrose gern empor, aber die Spitze des Glockners und die Gipfel der Ennstaler Alpen sind ihr doch zu hoch; hingegen springt sie an diesen Bergen gerne neben den Schutthalden niederwärts bis zum Tale, wo sie unter den Menschen dann helles Entzücken erweckt.

Ein Hochtourist ist das nicht, der von seiner Partie auf dem Hut Alpenrosen mit heimbringt; er erging sich dort, wo die Berge noch freundlich und hold sind.

Um Pfingsten herum ist's, daß die Alpenrose sich entfaltet, und verlischt das rote Leuchten erst ganz, bis der erste Schnee die Sennin von den Alpen treibt. Dann hat sie ihr Freudenfest vollzogen und geht ans stille Auswachsen und endlich ans Hinneigen zu ihrem Kalkboden und ans Ruhen unter den Lasten des Schnees.

Heimisch ist die Alpenrose dort, wo die Berghäupter hinausschauen auf die blaue Fläche des Mittelländischen Meeres, und heimisch ist sie auch dort, wo die letzten

Höhen hinabblicken auf die grauen Ebenen Pannoniens; so webt sie über den ungeheuren Felsenkörper den Alpen ihren rosigen Schleier. Gelehrte haben sie schon nach dem Heimatschein gefragt, ob sie wohl auch zuständig sei in unseren Zonen, und was sie für Vorfahren aufweise? Und da haben sie es richtig herausgebracht, daß der Rhododendron hirsutum, und auch sein rostiger Verwandter, der Rhododendron ferrugineum, weit hinten in Skandinavien daheim sei. Es sollen ja auch die meisten anderen Alpenpflanzen, deren man nicht weniger als 693 Arten zählt, von dort heraufgekommen sein, teils zu Wasser, teils zu Land, teils auch durch die Luft, wie die Pflanzenwelt in ihren Samen und Keimen eben wandert. Ich glaube aber nicht recht an diese sonderbare Alpentouristik der Pflanzen; ich glaube, daß die Alpenpflanzen nur aus den Bedingungen und Zuständen der Alpen hervorkommen und an Heimweh vergehen, sobald sie auf fremde Erde getragen werden.

Wenn ich bisweilen zu meinem Liebchen sagte: „Du bist wie eine Blume!“ so meinte ich dahinter aber nicht die üppige Alpenrose, und auch nicht das bescheidene Veilchen — ich meinte vielleicht das lieblichste und das holdeste der Alpenblümlein — das süße Rohlröschen. Manche beschwerliche Partie habe ich unternommen, um dieses Liebchen zu werben. Man trifft es nicht häufig und etliche Male habe ich mir auf der hohen Veitsch und auf dem Stuhlegg die Füße wundgegangen, ohne es zu finden. Ein süßer Duft, der mir entgegengeweht, lockte mich: „Suche, suche, du bist nicht weit davon!“ Ich fand allerlei Holdes auf den Matten, zwischen dem Knieholz, zwischen den Steinen und in den Hütten, aber das kleine rote Wesen fand ich nicht.

Mitten in einer Juninacht stand ich vom Schlafe auf und stieg den hohen Lantsch hinan, um den Aufgang der Sonne zu sehen. Als ich hoch über der Teich-

alpe zwiſchen den weißen Steinen dahinging, befiel mich die Müdigkeit, ich legte mich aufs Gras und ſchlief ein. Als ich erwachte, ſchien die warme Sonne vom blauen Himmel hoch auf mich herab, und das erſte, was mir auffiel, war, daß heute die Sonnenſtrahlen gar ſo lieblich dufteten. Dann ſah ich's aber bald, ich lag mitten in einem Wildgarten von Alpenblumen. Da war das metallig ſchimmernde Alpenglöcklein und wiegte, als wollte es zu meinem Erwachen das Salve regina läuten: Gegrüßt ſeiſt du, Königin Natur! — Dann war die zartblütige Viola alpina; dann hielt die herrliche Gentine ihren blauen Kelch her — Ein Morgengläschen Enzian: ich bring dir's! Auch die Gemswurz war da und ſchaute mich mit ihrer gelben Roſe fragend an, ob ich wohl ſchwindelfrei genug wäre, um die Zinne des Hochlantſch mit ihrem gräulichen Nordabhange zu beſteigen, oder ob ſie mir mit ihrem Safte dienen dürfe, den nicht einmal die Gemſen verſchmähen wollten, wenn welche hier wären. Und unter dieſen und anderen Wundern Gottes war hundertfältig das Kohlröschen. Es wiegte ſeine erdbeerförmige Blüte auf langen Stengeln, es lugte halb verſteckt aus Moos und Federgras, und erfüllte die Luft mit ſeinem unbeſchreiblich feinem Gewürze. Iſt die Alpenroſe berauſchend, ſo iſt das Kohlröschen betäubend, iſt wie eine gütig tröſtende und beruhigende Freundin, die einen ſchmeichelnd und ſtreichelnd leicht in den Schlummer lullt. So eine braucht man bisweilen und darum heißt es auch, daß der ewige Jude das Kohlröschen freien wollte, worauf das ſchalkhafte Ding geantwortet: als ein langes Leben mit einem Alten, ſei ihr ein kurzes mit einem Jungen lieber. — Und allemal dieſelbe Bedeutung hat es, wenn dir ein hübſches Mädchen in der Blumenſprache ein Kohlröschen überreicht. Über Langlebigkeit hat die zarte Pflanzenmaid allerdings nicht zu klagen; wird ſie zu Pfingſten geboren,

so ist sie zu Fronleichnam in der vollsten Blüte ihrer Schönheit, und ehe Peter und Paul ins Land kommen, sind ihre Reize verfallen.

Die Farbe des Kohlröschens ist zumeist dunkelpurpurn, aber die lichtkarminroten Arten sind begehrter und riechen noch feiner. Sie werden in manchen Gegenden Blutstropfen Christi genannt.

Obgleich das Kohlröschen bis zu sechstausend Fuß in die Alpen hinaufsteigt, so hat es doch etwas üppig Weibliches, etwas Orientalisches an sich. Es erschien mir oft wie das Sinnbild jener braunroten, Honigsüße hauchenden Geliebten, von der das hohe Lied singt: „Wie schön du bist! Ende meinem Herzen diesen Zauberbann! Aufgelöst in Sehnsucht, nimmermehr begnügter, schmacht' ich hin und sterbe, sterb' an deinem Glücke, das die Brust, die schwache, menschliche, nicht fassen, nicht ertragen kann." —

Hat uns des Kohlröschens Wohlduft holde Gefühle aufgeweckt, hat uns sein Purpur entzündet, so wird uns das ruhigere Leontopodium alpinum, Edelweiß, wohl bald ein wenig kühlen.

Es sollte eigentlich rot sein, das Edelweiß, von dem Blute gefärbt, das seinetwegen schon ist vergossen worden. Der Sagen von abgestürzten Edelweißsuchern sind unzählige. Heute ist es freilich zumeist der Drang nach Gelderwerb, der den Burschen hinanhetzt in die unwirtlichsten Hänge, um mit gieriger Hand oder scharfem Haken die silberweißen Sterne aus den Runsen des überhängenden Gesteins zu reißen, wo sie auf spärlicher Erde wachsen. In großem Korbe schleppt er die Blümchen zu Tale und verkauft das Tausend um zehn Gulden. An den Eisenbahnstationen sind die Exemplare zierlich gepreßt oder auf Tannenzweige geheftet um zehn Kreuzer zu haben, und die Gassenjungen tragen Edelweiß auf ihren Hüten und dünken sich damit mehr als um zehn Kreuzer wertvoller.

Das Edelweiß kann weder durch ein farbiges Leuchten, noch durch Geruch bestechen, doch hat es in seinem weichen Pelzlein große Schönheiten, die aber das triviale Auge nicht sieht. Man soll sich den oft überaus fein gezeichneten Stern einmal betrachten, oder die rosmarinförmigen Blätter, oder das zierliche Samenkörnchen, in welchem Edelweiß vorbereitet ist für unsere künftigen Generationen, die seine Bedeutung vielleicht wieder erkennen werden.

Ich bin ein so großer Verehrer dieser Bedeutung, daß ich gegen die Ausrottung des Edelweiß — keine Vorkehrungen treffen möchte. Die raublustigen Hände erhöhen für die Zukunft nur ihren Wert.

Die Alpen und Karpathen sind die Heimat des Edelweiß; es kommt nicht just dort vor, wo die Berge am höchsten, sondern lieber dort, wo sie am schroffsten sind. Im Juli, wenn die Alpenflora sich schon zu dämpfen beginnt, steigt das Edelweiß heraus und erwartet mit Ruhe die Herbststürme, um sich in denselben auf seinen Stengeln zu wiegen. Was es dann im Winter macht — danach zu fragen und zu graben — nein, lassen wir ihm Ruhe.

Und gar in den schönen Kunstgärten herunter soll sie wachsen, diese Pflanze, deren Wert ja stets nur darin bestand, daß sie dem Finder und Pflücker ein Zeugnis des Mutes ablegte, daß sie auf dem Hute des Gemsjägers, des kühnen Touristen eine Siegestrophäe war nach der Eroberung einer hohen trotzigen Felsenfeste. Aber wie die große Menge schon alles Hohe und moralisch Wertvolle mißzuverstehen pflegt, und immer wie instinktiv geneigt ist, solches zu sich herabzuziehen, so äfft sie gedankenlos auch den Edelweißkultus nach. Daß in unseren Gärten neben der prunkenden Aster und dem gedunsenen Kohl das Edelweiß vor Ärger grün und gelb wird, ist wahrlich kein Wunder. Daß es in dem wärmeren Klima

bald den Pelz abwirft, ist ebenso selbstverständlich, und so bleibt schließlich ein Ding übrig, das weder weiß ist, noch edel, und an Schönheit nur mehr jener Abart gleichsteht, dem Leontopodium laneum, das aus altem weißem Kommißtuch erzeugt wird.

Da war's einst anders. Wenn so ein Junge dem Mädchen beteuerte, daß er ein Mann sei, so konnte er wohl die Entgegnung hören: „Wenn du ein Mann bist, so hole mir Edelweiß, dann will ich dich erkennen." Das war in der Tat eine gute Probe, denn wer sich aus Liebe einmal in Lebensgefahr begibt, für den mag sich die schöne Maid schon ausspielen — ich nähme sie aber nicht. Mir ist eine lieber, die mich gar nicht in Gefahr schickt. Wenn dann einer nach vergeblichem Werben im Abgrunde lag, den Edelweißstrauß für die Liebste an der Brust, eine anklagende Bestätigung: Er ist ein Mann gewesen! Da war des Jammerns kein Ende bei der schönen Maid, die den Treuen in den Tod geschickt und endlich den Untreuen nehmen muß, wenn sie einen haben will. Und haben will sie freilich einen.

Boshafte Leute sagen, die Alpenrose sei das Sinnbild der Ehe, das Kohlröschen das Sinnbild der Liebe und das Edelweiß das Sinnbild der Treue. Da hätten wir's nun in drei ganz verschiedenen Gewächsen was wir bisher für eine heilige Dreieinigkeit gehalten haben. Vielleicht macht sich's doch besser, wenn ich sage, die Alpenrose erinnert an den Rausch des Schwärmens, das Kohlröschen an die Betäubung im Genusse, das Edelweiß an die Tatkraft der Pflicht.

Touriſtentod im Hochgebirge.

Vor vielen Jahren, als der erſte Touriſt in unſere Alpen trat, war das erſte, was ihn an Straßen und Wegen begegnete — eine Unzahl von Martertafeln. Das hätte ihm eine Warnung ſein müſſen: Nimm dich in acht, wenn du dem Hochgebirge naheſt! Es hat unermeßliche Gefahren, die nicht einmal der kundige und abgehärtete Eingeborne zu überwinden vermag, wie erſt du, der fremde, unerfahrene, ungeübte Menſch!

Aber der Wanderer hat ſich nicht zurückſchrecken laſſen. Zwar weniger des Sportes, des Naturgenuſſes wegen iſt er zuerſt vorgedrungen, vielmehr als Pionier der Wiſſenſchaft. Und als ſolcher bedachtſam, mit großer Vorſicht und allmählich. Wer die Touriſtengeſchichte unſerer wilden, hohen Berge durchgeht, der iſt erſtaunt zu ſehen, ſeit wie kurzer Zeit wir einen Großglockner, eine Jungfrau haben, oder einen Ortler. Früher blieb man ihnen in ſchaudernder Ehrfurcht fern, und in Tauſenden von Jahren hatte es kein Menſch gewagt, ſeinen Fuß auf ihr Haupt zu ſetzen. Die erſten Mutigen, die es taten — welche faſt unüberwindlichen Hinderniſſe hatten ſie zu bewältigen, welch unbeſchreibliche Mühſal hatten ſie auszuſtehen, welche Gefahren zu beſiegen, um einzudringen in die unbekannten Wüſteneien, um emporzukommen in die mit unheimlichen Sagen umwobene ſchauerliche Eiswelt! Und verunglückt waren ſie nicht. Mit zweckmäßigen Mitteln —

was ſie auch koſteten — mit ruhiger Ausdauer, mit ſtrengſter Vorſicht, vor allem aber mit der entſprechenden Körperkraft und Geſundheit ausgerüſtet, ſo eroberten ſie das Reich. Zum grenzenloſen Erſtaunen der Eingeborenen haben dieſe Männner die Standarte aufgepflanzt auf den höchſten Alpengipfeln, ohne die Martertafeln auch nur um wenige zu vermehren. Aber das wurde anders. Den Beſonnenen folgten die Tollkühnen. Die Überwindung größter Gefahr pflegt ſo zuverſichtlich, ja übermütig zu machen, daß man dann oft an einer weit geringeren Gefahr zugrunde geht. Wohl wurden die Menſchen vertraut mit allen Beſchwerden und Tücken des Hochgebirges und wurden erfinderiſch, bis ſie ſogar glatte, ſenkrechte, ja überhängende Hochwände überwanden. Jeder hat Gelegenheit, manchmal Abbildungen von Touriſtenaufſtiegen zu ſehen, die ihn ſchaudern machen, die unglaublich erſcheinen. Wenn uns nun ſchon das kleine Bild Entſetzen einflößt, wie erſt, wenn wir einen ſolchen Aufſtieg an Ort und Stelle betrachten! Wie ſie in Kaminen ſich mit geſtemmten Gliedern hinanzwängen, turmhoch; wie ſie über ſenkrechten, Hunderte von Metern meſſenden Abgründen wie Fliegen an der Wand kleben, ſich mit Händen und Füßen weitergreifen, wo wir weder Vorſprung noch Spalte zum Feſthalten erblicken können; wie ſie ſich gleich Spinnen an dünnen Seilen hinanarbeiten, in freien Lüften hängen — unerträglich für den Zuſchauer. Doch der in der Gefahr Schwebende empfindet keine Angſt, er iſt ganz erfüllt von der Sicherheit des Gelingens. Und in der Tat, das Wagnis gelingt.

An gefährlichſten Stellen geht ſelten jemand zugrunde, da iſt die Vorſicht zu groß. Wenn aber ſolche Stellen öfters paſſiert werden, ohne daß etwas „geſchieht", dann werden ſie eben als nicht gefährlich bezeichnet; und nicht gefährliche Stellen geht man mit weniger Vor-

ſicht an. Und der Draht trägt die Nachricht des Unglücks heim zu den verwaiſten Familien.

Den Tollkühnen folgen die Nervöſen. Das ſind die, ſo mit Haſt und Aufregung den Berg erſtürmen wollen. Zumeiſt Städter, fühlen ſie in ſich ſo viel unverbrauchte Kraft zum Steigen, Klettern, Schwingen und Springen, daß ihnen iſt, als gäbe es keine Not, kein unbeſiegbares Hindernis. Aber es geht in Ungeſchicklichkeit und Übertreibung, bald läßt die ungeübte Kraft aus, Erſchöpfung iſt da, Zittern und Beben und Mutloſigkeit. Und verunglücken ſchließlich an ungefährlichen Stellen. Die richtigſten Martertafelngründer aber ſind jene eiteln Geſellen, die ſich im Klub ſchlechterdings einen Namen machen wollen. Sie möchten einen Bergſteig, einen Schrund, einen Gipfel haben, der ihren Namen führt. So müſſen ſie natürlich einen bisher nicht bekannten Anſtieg ſuchen, einen unbegangenen Hang oder Schrund traverſieren, eine jungfräuliche Spitze beſteigen. Oder ſie wollen mit kühnen Wageſtücken die Leiſtungen anderer übertrumpfen — haben es auf verblüffende Bravour abgeſehen. Derer liegen viele in den Alpen begraben.

Dann aber die unzähligen Bergſteiger, die mit allerbeſtem Vorſatz, vorſichtig zu ſein, ihr Heim verlaſſen, allerlei Sicherheitsmaßregeln beobachten, ſich aber auf dem Wege verirren, in Nebel, in Nacht, in Unwetter geraten, nach aufgeregtem Eilen, Klettern, Suchen erſchöpft liegen bleiben. Oder die ſich bei kleinem Sturz, auch nur einem Fehltritte, verletzen, nicht weiter können, keine Hilfe zu erſchreien vermögen und an Ort und Stelle erfrieren oder verhungern. Solche Zufälligkeiten ſind oft ſo unvermeidlich, als ſie unvorausſichtlich ſind. Und beſonders wenn einer allein geht — er mag ſich die kräftigſten Vorſätze machen, gewiſſenhaft acht zu geben, er mag glauben, für allerlei denkbare

Fälle ausgerüstet zu sein; der Weg an sich mag noch so unbedenklich daliegen: plötzlich gibt eine Scholle nach, und er rutscht, oder er macht einen schiefen Tritt und verstaucht sich den Fuß, oder es kommt von oben ein Stein geflogen, verwundet oder erschlägt ihn. Zu Zeiten des reichen Schnees, der Lawinen, lauert der Tod in allen Hängen. Wanderungen über leichtverschneite Gletscher, Kletterungen über verwittertes Gestein sind nichts anders als Tänze über dem offenen Grab. Und dann, was in Gewittern die Stürme, die Wildwässer, die Blitze vermögen! Kurz, der Gefahren gibt es unzählige in allen Formen. Gehen die Wanderer in Gruppen, mit Führern, so ist es oft nur, daß anstatt einer mehrere umkommen. Die Geschichte der Touristik, so jung sie noch ist, weist schon zahlreiche Beispiele auf, wie der „weiße Tod" seine Hand auch gegen musterhaft ausgerüstete Expeditionen ausstreckt. Der weiße Tod? Wir sahen ja oben, daß er nicht bloß auf Schnee und Gletschern, im blassen Nebel haust, daß er auch im Grauen und Grünen, in allen Farben vorkommen kann. Seit dem Roman von R. Stratz „Der weiße Tod" pflegt man aber unter dieser Bezeichnung den Touristentod im Hochgebirge zu verstehen.

Es läge nahe, hier eine Reihe drastischer Unglücksfälle, wenigstens die typischen, zu beschreiben. Aber das tun die Zeitungen mit großer Passion. Das Abstürzen über Gewände, das Einbrechen in Gletscherspalten, das Erschlagenwerden durch springende Steine, das Begrabenwerden unter Lawinen, das an einen Felsen Geschleudertwerden beim Abrutschen oder Abfahren über Gletscher, das Erfrieren an Stellen, wo kein Weiterkommen mehr möglich ist — das sind so die gewöhnlichen Todesarten. Andere finden den Tod durch versuchsweises Überspringen von Spalten oder durch verzweifeltes Abspringen; oder es kommt bei übermäßiger Anstrengung und Anspan-

nung der Herzschlag. Und dann die unzähligen Vermißten, die in unzugänglichen Schründen und Abgründen zerschmettert liegen, nimmer gefunden und bestattet werden können. Und noch eine besondere Ursache von Touristenunfällen wäre zu nennen: Jene Jäger, die im Hochgebirge Markierungen auslöschen oder gar fälschen, was auch schon geschehen ist. Wenn man, denkt sich so einer, diese Hahnenscheuchen, diese Hirschen- und Gamsenschrecker schon nicht hängen kann, leider Gottes! — so sollt' man ihnen wenigstens die Wege aufheben. Ich weiß mehr als einen, der sich auf solche Weise verirrt hat und in Gefahren gekommen ist. Las man doch erst vor kurzem, daß im Tännengebirge, von gefälschten Wegmarkierungen verführt, eine Person verunglückt ist.

Von Hochpartien ohne Führer will ich nicht ein Wort reden. Daß die allermeisten Unglücksfälle bei führerlosen Bergbesteigungen sich ereignen, liegt klar zutage. Doch „auch beim Führer ischt der Tod im Rucksack", wie jener alte Tiroler Kempe sagte, der mich einmal übers Glocknereis geführt hat.

Wie bei allem, was uns umgibt, so kann man auch in der Hochtouristik, wenigstens für Vernünftige, die Gefahren mindern, aber nie und nimmer aufheben. Ich beabsichtige mit dieser Betrachtung nicht, die Bergwanderer ängstlich zu machen, doch aber sie an immer wache Vorsicht zu mahnen. Und noch viel weniger sollen und werden sie sich durch die Schilderung der Gefahren abschrecken lassen, diesen herrlichsten aller Sporte zu pflegen. Ja, die Touristik ist mehr als Sport, sie ist die höchste Weihe des Daseins. Und die Sache ist so groß, daß man die Leute für Touristik mit besonderer Sorgfalt erziehen sollte. Erziehen für die Heiligkeit der Alpenwildnis, und daß man nicht in die Berge geht, um sich auszulaufen, Bravourstücke zu machen oder Ulk zu treiben. Man müßte sie lehren, das zarteste wie das gewaltigste

Weben der Natur zu beobachten und dieſes hohe Lied von ewigen Dingen zu verſtehen, wenigſtens zu ahnen.

Manchmal ſteht der Hochtouriſt vor einem viele hundert Meter tiefen Abgrund, und es fällt ihm ein: Wer ſich da auch nur ein paar Spannen Länge vorbeugt, der iſt von allem erlöſt. Er zerſchellt in der Tiefe, ohne ſich im geringſten weh getan zu haben. — Sollten die gute Gelegenheit ſich nicht bisweilen Lebensüberdrüſſige zunutze machen? Es mag ſchon geſchehen, aber ich denke, nicht allzu häufig. Mancher mag mit der finſteren Abſicht hinaufſteigen; aber in den Herrlichkeiten des Hochgebirges herrſcht ein Hauch, waltet ein Geiſt, der einer Selbſtmordſtimmung nicht günſtig iſt. Und dieſe in ſolchen Regionen ſich ſteigernde Lebensenergie iſt es ja, die alle Touriſtengier, ſelbſt vielleicht die übermütigſte, faſt entſchuldigt, den Touriſtentod aber um ſo tragiſcher macht. Einen Fall indes weiß ich, daß ein überſeliger Touriſt mit Gewalt zurückgehalten wurde, um nicht in den Abgrund zu ſpringen. Die Natur hatte ihn in eine ſo göttliche Wolluſt verſetzt, daß er auf der Stelle jauchzend ſterben wollte. Er zürnte heftig, als man ihn daran hinderte, und rief aus, wie es denn nach ſolcher Himmelsluft möglich ſein werde, das Alltagsleben zu ertragen! — Man kann den Mann faſt verſtehen. Im grünen Tale angekommen, dankte er aber doch ſeinen Lebensrettern, die ihn für neue Weltſchönheiten und Hochbergfreuden aufgeſpart hatten.

Ähnliches erzählte mir vor einiger Zeit ein Wiener. Der ſei einmal ſieben Stunden lang an einer „Latſchen“ gehangen. Aus Verdruß über geſchäftliche Mißerfolge und anderes ſei er eines Tages auf die Rax geſtiegen, abſichtlich an gefährlichen Stellen. „Das Leben is ja ſo nix.“ Dann ſei er über Riedgras abgerutſcht, über eine Wand geſtürzt und im Gezirn hängen geblieben. Unter ihm ein wenigſtens neunzig Meter tiefer Abgrund.

Und in dieſen allerſchlechteſten Stunden ſeines Lebens habe er das Leben erſt ſchätzen gelernt, viel höher als in glücklichen Zeiten. Er ſei ſehr froh geweſen, als aus Hirſchwang Leute gekommen, die ihn mit einem langen Seil gerettet hätten.

Der plötzliche Sturz in die Tiefe iſt ein Glücksfall. „Das Fallen tut nicht weh," ſagte mir einmal ein alter Bergſteiger, „am Ausrutſchen ſtirbt man nicht, und das Aufſchlagen erlebt man nicht." Es herrſcht der Glaube, daß ſchon der Luftdruck betäuben, ja töten könne. Was aber in ſolchen vorgeht, die ſchwer verletzt liegen bleiben und mit klaren Sinnen den Tod vor Augen ſehen! Sind vielleicht reich an Liebe, an mächtigen Freunden, an Gütern und Ehren und müſſen unerreichbar in der Wildnis wie ein Tier verenden.

Einer, der es erfahren, hat mir einmal erzählt von dem Seelenzuſtande in den Augenblicken, da er im Vorhofe des Todes ſtand. Er hatte mit ſeinem Führer eine Felswand durchquert. An einem Abgrund, wo ein Weiterkommen unmöglich war, kehrten ſie um und kletterten mit aller Vorſicht an einem kaum fußbreiten Felsbande dahin, bis ſie ſahen, daß eine Lawine ihnen den Rückweg abgeſchnitten hatte. Nun waren ſie gefangen. Sie ſchritten wieder gegen die andere Seite. Unter ihnen ſteilſte Wand, auch über ihnen eine mehrere Meter hohe, ſenkrechte Platte. Na, habe der Touriſt ſich anfangs gedacht, jetzt heißt's geſcheit ſein, daß wir auf gute Art hinwegkommen. Erſt einmal raſten, was eſſen und überlegen. Sagte der Führer — und ganz ruhig ſagte er es —: „Da wird's halt nit viel zu überlegen geben. Mir ſcheint, wir müſſen einrucken." — Wieſo? Standen wir doch auf feſtem Boden, war doch Steinwerk da, um ſich feſtzuhalten, ſtehen dort unten auf den Almen doch die Sennhütten mit den Haltern und Jägern, ſteht über allem doch der liebe, warme Sonnenſchein — wo ſoll

denn da die Gefahr liegen? Der Führer hatte mit seinem Eisenstecken versucht, ob das Gestein etwa morsch sei und sich ein Weg ausmeißeln ließe. Es war stahlhart. Da wurde er tiefrot im Gesicht. Mir huben an, die Beine zu zittern, aber zum Niedersitzen war kein Platz. Nur an die Wand lehnen konnte ich mich. Kalter Schweiß. Und das Augenlicht verging mir. Da dachte ich noch: Es ist gut, es ist schon so viel als vorbei. — Als ich wach wurde, war Dämmerung. Ich lehnte noch immer an der Felswand. „Stehn's nur fest!" sagte mein Führer, der neben mir eng zusammengekauert hockte auf einer Kante, mich stützend, und mit dem Stecken ein Seil heranhakte, das pendelnd von oben herabhing. „Ich hab's schon. Jetzt heißt's schauen, daß wir oben sind, eh's finster wird." Während ich ohnmächtig gewesen, hatte der Mann um Hilfe gerufen; auf der Felszinne waren Hirten zusammengekommen und hatten das Rettungsseil herabgelassen. Nun band mich der Führer an, und wie ein lebloses Ding wurde ich hinaufgezogen. Als auf demselben Wege endlich auch er selbst nachkam, brummte er: „Der Teuxel, das wär mir bald zu dumm worden jetzt, da unten!" Tapfer war er gewesen, nur das Wort vom „Einrücken" sollte ein Führer nicht aussprechen.

Hingegen mag der Tourist, wenn er des Morgens hochgemut in die Wildnisse ansteigt, manchmal an solche Möglichkeiten denken.

Nicht so sehr die wildesten und gefährlichsten Berge fordern die meisten Opfer, als vielmehr solche, die in der Nähe einer großen Stadt stehen. Da läuft alles hinauf. Greis und Knabe, Mann und Weib, der Schwächling wie der Kraftprotz, der Dümmling wie der Überkluge. Die meisten Großstadtleute sind ja überhaupt wie Kinder nach der Schule, wenn sie aufs Land kommen. Da fühlen sie sich uneingeschränkt, frei, werden vor lauter

Freiheit übermütig und sind anderseits den Unbilden schlechter Wege, schlechter Wetter, schlechter Wirtshäuser nicht gewachsen. Da dampft des Morgens der unerfahrene Bursche von Wien ab, mit dem Vorhaben, auf den Semmering zu fahren. Unterwegs sieht er die Rax, wie sie bei wunderschönem Wetter so klar, so nahe vor ihm aufragt. Er entschließt sich rasch, und ohne alle Ausrüstung, ohne Mundvorrat geht er auf die Rax. Oder der Münchner wollte ursprünglich einen Ausflug nach Innsbruck machen, unterwegs entschließt er sich für das Kaisergebirge. Ein geringer Umstand genügt, um eine solche obendrein meist führerlose Bergpartie mißlingen, ja verhängnisvoll werden zu lassen. Wir wissen, daß für Wien die Rax, für München das Kaisergebirge zu einem berüchtigten Touristenfriedhof geworden ist. Je entlegener und schwieriger ein Berg, je weniger Unglücksfälle wird er aufzuweisen haben. Natürlich, mit Erschließung neuer Hochalpengebiete durch die Eisenbahm, mit dem noch größeren Aufblühen der Touristik mehren sich auch die Unglücksfälle. Die Wege, die Schutzhäuser, die im Hochgebirge gebaut werden, vermindern zwar einerseits die Gefahr, locken anderseits auch wieder um so mehr Leute herbei, wovon viele mit gutem Weg und Unterkunftshaus sich selbstverständlich nicht zufrieden geben, sondern immer nach neuen Bereichen ausgreifen in der unerschöpflichen Alpenwelt.

Die Touristensaison des letztvergangenen Jahres 1906 hat an Unglücksfällen alle vorhergegangenen Jahre weit übertroffen. Vom Mai bis in den Herbst hinein brachte jeder und jeder Tag die Nachricht von einem, oft auch mehr toten oder mindestens schwerverletzten Touristen. Wenn schlechtes Wetter einerseits Touristen von geplanten Partien abhielt, so ist dasselbe schlechte Wetter manch Mutigem zum Verderben geworden. Mit der völligen Eröffnung aller unserer neuen Alpen-

bahnen, fürchte ich, wird die Zahl der Unglücksfälle noch immer zunehmen. Wimmelte es schon im vergangenen Sommer trotz des vielfach so ungünstigen Wetters im Gebirge von Menschen, was wird erst ein günstiges Jahr leisten an Hochtouren und Unglücksfällen!

Wir erinern uns noch, wie zu Beginn der Volkstouristik ein Unglücksfall mit Entrüstung oder gar mit Spott glossiert wurde. „Die Narren! Warum steigen sie hinauf? Was haben sie denn zu suchen in den Bergen? Dumme Jungen! Bravourjäger! Verbieten sollte man die Fexerei!“ — In unserer Zeit verstummen solche Anschauungen mehr und mehr. Die Unfälle machen ihrer Häufigkeit wegen nicht mehr so großes Aufsehen, man liest sie, bedauert sie und geht an ihnen vorüber, wie an einem Unabänderlichen. Und es wird wohl auch unabänderlich sein, solange die Hochtouristik blüht und das Schicksal dem einzelnen in die Hand gegeben bleibt. Und solange unsere Städte noch immer wachsen, wird als notwendiges Gegengewicht die Wildheit der Natur, die touristische und sportliche Körperbetätigung aufgesucht werden. Insofern die Touristik der Mode unterworfen — und zum Teile ist das gewiß der Fall — wird sie sich ändern. So kann es im Hochgebirge wieder einsamer werden. Verloren gehen wird das Höhenglück, das der modernen Menschheit gleichwie eine neue Religion geschenkt worden ist, wohl nimmer. Und so werden auch die Unglüksſäulen, die statt der alten, frommen Martertafeln erstanden, immerfort Zeugnis geben davon, daß der erhabene Hochaltar der Natur auf Menschenopfer nicht verzichtet.

Von Schuhen, die zum Spender zurückkehren.

Nun kommen Geschichten aus der Waldheimat von den Ahnen bis zu den Enkeln. Anheben sie mit meiner ersten Jugend. Ja noch ein wenig früher. Beim Alitschhofe.

Niemand ging öfter am Alitschhof vorüber, als der junge Lenzel. Er stieg von seinem Berghause herab ins Tal, diesseits wieder herauf, am Alitschhof vorbei, gegen die Waldhöhe hin. Was er auf der Waldhöhe tat, wußte niemand, man sah ihn nur allemal wieder zurückkehren denselben Weg — am Alitschhof vorbei. Der jungen Weiddirn Mirzel, die am Raine Gras mähte oder im Garten Kohlköpfe abschnitt, fiel es zuerst auf, aber sie sagte nichts. Das erstemal, als sie ihn sah, dachte sie auch nichts und schnitt ihr Gras. Das zweitemal dachte sie, der muß auf einem Viehhandel umgehen, jetzt, und schnitt ihr Gras. Das drittemal, als er am Gartenzaun stehen blieb und eine Weile zuschaute, wie sie den Kohl abhieb, dachte sie: Stehen bleibt er! ich tu nix desgleichen — und hieb Kohlköpfe ab.

Der Lenzel war noch vor keiner so lange stehen geblieben, obschon nach des Vaters Tod die Mutter gesagt hatte: „Bub, ich kann's nimmer dermachen mit der Wirtschaft, du mußt umschauen! Aber bring mir keine Dudl in Haus, die alleweil nur ein schönes Gewand anhaben und nix arbeiten will!"

Nun also. — Die dort im Krautgarten, die arbeitet ja, und Gewand hat's auch kein schönes an. Das gestrickt'

Wollenjöppel und das blau' Leinwandkitterl wird's wohl noch klecken. Schuh' hat's eh keine an. — Daß sie mit ihren drallen Barfüßlein daſtand auf der ſchwarzen Erden, wollte ihm ſo übel nicht gefallen. Aber er ſagte nichts und trottete wieder davon. Und dann tat's ihm leid, daß er ſie nicht angeredet hatte. Das nächſtemal nahm er ſich's vor, ging aber wieder unverrichteter Sache vorüber, weil ihm nichts einfiel. Ihm war das Anſchauen einſtweilen ganz und gar genug; aber daß ſie denken konnte: der muß ein Tappel ſein, weil er nix zu reden weiß — das war's.

Das nächſtemal ging er am Samstag vorbei, zur Feierabendſtunde. Und wenn es auch ſchon finſter ſein ſollte, das macht nix. Einfallen tut einem bei der Nacht leichter was. Da will er's bei ihr mit dem Fenſterln probieren. Aber er kam zu früh, es war noch licht. Die Mirzel ſtand am Brunnen und ſcheuerte mit dem Strohwiſch einen Zuber ſo heftig, daß das Kitterl luſtig hin und wider ſchlug. Und dann ließ ſie das kalte Waſſer auf ihre Barfüße rinnen, bis Staub und Erde weggeſchwemmt waren und ſie feucht und roſig daſtanden auf dem Brunnenſtein. Und neben ihr ſtand der Soldat. Der Steinlacher Zenz, der auf Urlaub daheim war. Er hatte blaue Hoſen und einen weißen Rock an, und einen ſchwarzglänzenden Tſchako mit dem goldenen Kaiſeradler auf, und am ſchwarzen Lendenriemen das Stilett. An den Ohren zwei gefettete Haarſechſer geſchwungen und unter der langen Naſe zwei falbe Bartſpitzen. Mit ſolch bewaffneter Macht war ſie jetzt beſetzt, die Dirn, unter drohender Gefahr eines Belagerungszuſtandes. Der Lenzel ſtand am Hundskobel und ſchäkerte mit dem Kettenhund, dem er die Hand in den Rachen hielt, der darob ſchrecklich knurrte, mit den langen weißen Zähnen nagte und doch nicht dreinbiß. Aber des Burſchen Auge war beim Dirndl, wie jetzt der Soldat

mit ihm ſchäkerte. Einen langen Kornhalm hatte er vom Wege aufgeleſen, der Kaiſerliche, ihn in den Mund genommen und beim Plaudern ſo hin und her bewegt, daß der Halm ein paarmal in das weiße Rundgeſicht des Dirndls ſchlug. Wie man Fliegen abwehrt, ſo tat ſie mit der Hand und ſcheuerte wieder an dem Zuber. Jetzt wendete der Soldat den Halm bodenwärts und hub an, damit an ihren Barfüßen herumzugaukeln. Das war nicht mehr auszuhalten. Der Lenzel ließ Hund Hund ſein, trat raſch an den Brunnen und ſagte: „Laß mich ein wenig trinken, Mirzel?“

Sie lachte ihn freundlich an und meinte, das Waſſer würde wohl noch ausreichen.

Er hielt ſeinen Mund ans ſprudelnde Rohr und trank. Der Soldat gab ihm als alten Kameraden die Hand und ſprach: „Ich ſag gleich grüß dich Gott und b'hüt dich Gott auf einmal!“ Daß hieß ſo viel als: Nun kannſt ſchon wieder gehen. Aber der Lenzel blieb ſtehen; er müſſe warten, bis er noch einmal durſtig werde. Das ſei ganz geſcheit, antwortete ſie, und ob er ſich nicht an den Trograud niederſetzen wolle? Da merkte der Urlauber, daß er ſeinen Abſchied habe, grüßte kaiſerlich und marſchierte ab.

Und nun waren ſie allein, der Lenzel und die Mirzel.

Es dürfte kaum der Mühe wert ſein, das Geſpräch zweier blöder Bauernkinder aufzumerken. Solch junge Leute ſind ja ſonſt ganz munter und witzig, aber in einer gewiſſen Standzeit ſind ſie äußerſt ungeſchickt und befangen. Aber die zuckenden Augen und die errötenden Wangen plaudern mehr, als ſie ſollen und wollen. Und die Lippen haben reichlich zu tun, um durch täppiſche Herumrederei die Wahrheit zu verleugnen. Und das leidenſchaftliche Verneinen iſt ein heimliches Bejahen.

Als der Lenzel nachher davonging, ſoll es keinen Erdboden gegeben haben. Er ſchwebte.

Drei Wochen später war Allerheiligen. Da kam in den Altischhof ein mit steifem Zuckerhutpapier eingewickeltes Packel. Der Schickbub sagte: „Für die Weiddirn Mirzel!“ und lief davon als ob er gejagt würde.

Die Leute guckten: „Mirzel, dir soll's gehören!“

„Mir soll's gehören?“ sagte sie und nahm zagend das Packel in den Arm. Trug es in die Kammer und machte es nicht auf. Sie hatte es aufs Fensterbrett gelegt, stand davor und schaute es an. Und den ganzen Nachmittag dachte sie: Was denn da drin sein könne? Das blutarme Kind war so reich an diesem Tage. Zehnerlei schöne Sachen dachte sie, jede konnte drinnen sein in dem blauen Papier. Hoch hatten ihre Wünsche sich ja nie verstiegen. Ein paar Wecken. Ein Rocken Flachs. Oder sollte der alte Kohlenbrenner-Vetter vom Kreßbach Wollenstrümpfe schicken, die er selbst so schön strickt? Oder gar die Hausteinerin, bei der sie nächst Jahr dienen soll, Zucker und Kaffee? — In Gottesnamen, tun wir halt schauen. Am End' sind's Fichtenzapfen oder eine andere Fopperei. — Im blauen Packel waren ein Paar Schuhe. Ein Paar neuer kohlschwarzer Kalbslederschuhe mit Ochsensohlen, gezähnten Laschen und Riemen. An den Zehenspitzen hübsch „abgehackt,“ wie die Bezeichnung lautet. Man sah unten am Sohlenrand keinen Pechdrath, wie bei den „Grobgnathen“; die Naht war inwendig versteckt. Bei der Wichtigkeit die dieses Paar Schuhe für mich hat, habe ich mich neuzeit an einen Schustermeister gewendet, daß er mir die Technik solch versteckter Nähte erkläre; aber der lachte, da könne er nicht dienen; sohlengenähte Schuhe seien längst abgekommen, seit man die „Zwecke“ habe. Also wäre mein weiteres Herumfragen zwecklos.

Das Dirndl war sehr vergnügt. Schuhe! Buderlweiche Kalblederschuhe mit Zahnlaschen! Und durchgnaht! „Jesseles, die hat mir frei der lieb' Herrgott

geschickt! — Flugs an die Füße damit. „Für Strümpfeln sind sie gerichtet. Habn ma keine, so tun ma Stroh um die Zehen, ist auch schön warm. Und nix dabei? Kein March und kein Nam'. Wer's mir nur so gut tut meinen? — Du josl maron, was das für saubere Schuh sein! Und gut gehen drein!" Wie sie etliche Mal im Zimmer hin und her getrippelt, streift sie die Schuhe wieder ab, schaut sie noch einmal an über und über und wischt mit einem Lappen etwaigen Staub weg. Dann stellt sie sie in ihren Gewandkasten, zieht den Schlüssel ab, was sonst nicht der Brauch ist im Alitschhof, und steckt ein paar klobige Holzschuhe an die Füße.

Etliche Wochen später ist auf dem Hof des Lenzel Brecheltag gewesen. Mit Holzwerkzeugen, Brecheln genannt, wird der Jahresbau des vorher im Dörrofen getrockneten Flachses gebrochen, von Spreu und Agen befreit, so daß das gelbliche weiche Rockenhaar hervorkommt. Zu dieser Arbeit pflegt der Bauer Nachbarsleute einzuladen, damit sie an einem langen Nachmittage vollzogen werden kann. Am Abende darauf große Mahlzeit, Tanz und andere Lustbarkeit. (Siehe mein „Volksleben in Steiermark": Das Fest der Hausehre.) Zu diesem Brecheltag lud der Lenzel unter andern auch die Weibdirn vom Alitschhof. Und richtete es so ein, daß ihre beiden Brecheln nebeneinander standen. Vor allem war er auf eins begierig, aber sie hatte — die Holzschuhe an. Sie plauderten nicht viel selbander, sondern schwangen ihre Brechelscheiter über den Flachs. Aber als es Feierabend ward und sie nebeneinander zum Hause hingingen, fragte der Lenzel ruhig: „Tust nit schwer gehen in deinen Holzschuhen?"

„Im Winter seins halt schön warm, im Sommer trag ich gar keine," antwortete sie.

„Im Sommer, meinst. Und tun dich nit immer einmal die Halme stechen?"

„Das ist man schon gewohnt," sagte sie, verstand es nicht, auf was er angespielt hatte.

Da fragte er endlich zögernd: „Hast nit auch andere Schuh?"

„Ich hätt' ein paar schöne Schuh im Kasten, aber die behalt ich mir für die Feiertäg."

„Tragst du sie im Winter, da mußt sie dir nageln lassen."

„Weißt leicht, daß sie nit genagelt sind?"

„Werden eh, werden eh! Wie soll ich das wissen?"

„Die Schuh sein mir geschickt worden," sagte sie und lauerte ein wenig.

„So, geschickt worden? Von wem denn?"

„Ja, Lenzel, wenn ich das könnt herausbringen! Will sie nit eher tragen, bis ich's weiß."

„Hast keinen Gedanken?" fragte er.

„Wohl schon gehabt, aber jetzt wieder nit. Herumfragen mag ich nit. Die Hausteinerin hab' ich einmal gemeint. Die sagt: Nein. Der Kreßbach-Vetter ist's auch nit."

„Wirst ja noch mehr Bekannte haben. Vielleicht —"

„Was sagst?"

„Vielleicht der Urlauber Zenz?"

„Uh narrisch! Der ist selber barfuß gegangen, ehvor ihm der Kaiser die Stiefel hat geschenkt."

Blinzelte der Lenzel ihr mit großem Wohlgefallen ins Gesicht, aber ganz flüchtig. Das Wort hat ihm getaugt.

„Einen Rat tät ich dir wohl wissen, Mirzel," sagte er hernach. „Jetzt kommt bald die Thomasnacht. Da wirfst du die Schuh über den Kopf hinteri, und wie sie nachher auf dem Fletz liegen und nach welcher Seiten ihre Zehenspitzen hinzeigen, von derselben Seiten sind sie hergekommen. Weißt du, geschenkte Schuh trachten immer zurück."

Da sagte sie nichts mehr.

Der Thomastag ist der kürzeste Tag des Jahres, und doch konnte das Dirndl den Abend kaum erwarten. Nach dem Mahle erzählte ein alter Knecht Geschichten und die Alitschbäuerin wollte Lieder singen, bei denen die Mirzel ihr sonst mit ihrer „zweiten Stimm" zu helfen pflegte. Heut aber sagte das Dirndl, es sei nicht ganz richtig, und zog sich bald in ihre Kammer zurück. Nicht ganz richtig! Das deuteten die Hausleute auf eine arge Schläfrigkeit. Allein, es war was anderes. Wenn eine immer ein paar Kalblederschuhe mit Ochsensohle im Kopf hat, wie soll sie da singen können? — Als die Tür hinter ihr verschlossen war, zündete sie die rote Ampel an, die sonst nur an hohen Festabenden vor einem Marienstatuettlein brannte. Dann holte sie aus dem Kasten die Schuhe und warf sie rasch hinter sich auf das Fletz. Und schaute, wie sie gefallen waren. Beide hatten ihre Zehenspitzen nach der Seite hin, wo das menschenleere Gebirge stand. Das war sicherlich falsch, von dort konnte kein Schuh kommen. Sie warf ein zweitesmal, da war's noch dümmer, die eine Schuhspitze zeigte nach St. Kathrein, die andere nach dem Mürztal. Sollten zwei Spender aus verschiedenen Richtungen zusammengeschossen haben? Aller guten Dinge sind drei, dachte sie, hub die Schuhe auf und warf sie ein drittesmal über den Kopf nach hinten. Diesmal mit bedachtsamer Vorsicht. Jetzt hatte sie's. Beide Schuhe zeigten einstimmig die Richtung quer über das Hochtal, nach dem Berg, auf dem der Hof des Lenzel stand. Nun warf sie nicht mehr. Nun war's ihr recht. Sie nahm ein Tüchlein, reinigte die Schuhe sorgfältig von jedem Stäubchen und stellte sie mit Zärtlichkeit in den Kasten. Dann legte sie sich nieder und schluchzte die halbe Nacht.

Vier Tage nachher war Christtag. Der Lenzel legte sein neues graues Lodengewand an mit den grünen Aufschlägen an Kragen und Ärmel und setzte den

ſchwarzen Haſenhärenen auf. Der breite ſchneeweiße Hemdkragen war von einem roten Seidentuch zuſammengehalten. In der Weſte hatte er an einem Packſongkettlein hängend eine große Taſchenuhr mit Stahlgehäuſe. Dieſe Uhr zog er nun auf dem Weg zur Kirche mehrmals heraus, aber nicht, um nach der Zeit zu ſehen, ſondern um rückwärts ins blanke Gehäuſe zu gucken, ob er wohl auch ein ſo freundliches gutes Geſicht hatte, als er heute haben wollte. Tags zuvor hatte es geſchneit. Nun ſtieg hinter dem Wald die rote Sonnenſcheibe groß herauf, daß die weite Schneelandſchaft zart erglühte. So kam der Lenzel zur Kirche. Dort drängte er ſich mit anderen durch das rückwärtige Tor hinein, das unter dem Turm iſt. Ganz flüchtig hatte er bemerkt, daß hinter ihm die Mirzel nachging und daß ſie am Tor zurückblieb. Denn ſie hatte heute die neuen Schuhe an und da wäre es gerade, als trippelten ſie ihm — dem Spender nach. Das durfte nicht ſo ausſehen, ſo ging ſie außen links um die Kirche. Das hatte er bemerkt, kehrte um und ging außen rechts um die Kirche.

Und draußen, juſt hinter dem Schiffe des Hochaltars, unter einer ſchneebeſchwerten Tanne haben ſie ſich begegnet.

Nach der erſten Verwunderung darob, daß die neuen Schuhe ſchnurgerade zum Spender zurückgekehrt waren und nach dem heftigen Schreck darüber, daß bei dieſer Rückkehr ſie ſelbſt in den Schuhen ſteckte, hat ſie aber lachen müſſen. Während drinnen ſchon die Orgel klang, haben ſie ſich die Hand gegeben — das ſchweigende Verſprechen.

Das Büſcherl auf dem Hut.

Ungefähr wie ein jugendlicher Landpfarrer. Ein ſchwarztuchener Gehrock, der ziemlich ſchwerfaltig um die Knie pendelte und oben einen hochaufgebauten Kragen hatte. Schwarze Hoſe, die an den Knien in hohen Stiefeln ſtak, deren Röhren glänzend gewichſt waren. Die Weſte ebenfalls dunkel, aber mit rotbräunlichen Sternchen durchſetzt und mit einer Reihe ſchwarzer Hornknöpfe. Der breit übergelegte weiße Hemdkragen vorne mit einem kirſchroten Seidentuche loſe zuſammengehalten. Der ſchwarze Filzhut faſt zylinderartig hoch und mit breiten, gerade ausſtehenden Krempen. Es war ein „Haſenhaarener" und ſeine wolligen Flächen waren weich wie Seide und hatten einen zarten Glanz. Im ſchwarzen Hutband linkerſeits ſtak ein buntes „Büſcherl" Wenn der Mann an einem Bildſtöckel vorüberkam, da lüpfte er den Hut und da ſah man ſchön das rötliche Rundgeſicht mit dem falben Haar, das über die halbe Stirn herabgekämmt lag, ſah den offenen, freundlichen Blick der runden grauen Augen, ſah die munter hervorſpringende nicht zu lange Naſe, ſah unter den Ohren die blonden Bartſchöpfchen und auf der Oberlippe den leichten Schnurrbart, der ſich von der Hautfarbe ſo wenig unterſchied, daß man den Mann von gewiſſer Entfernung wirklich für einen bartloſen Pfarrer halten konnte — der er aber durchaus nicht geweſen iſt. Die Bräutigamstracht und Art war's, nach damaliger Sitte.

Ich war nicht dabei, als mein Vater von ſeiner Hochzeit heimkam; aber ſo ungefähr mußte er ausgeſehen haben, als er in ſein Waldbauernhaus das junge Weib einführte, das nachher meine Mutter geworden iſt. Denn zehn Jahre ſpäter hat er an hohen Feſttagen noch genau dasſelbe Gewand getragen. Ja, der feierlich lange Bräutigamsrock und der würdige ſchwarze Hut mit dem „Büſcherl“ iſt noch nach zwanzig Jahren und länger in Ehren geſtanden.

Bauersleute halten nicht viel auf Schmuck mit natürlichen Blumen. Solche wachſen auf der Wieſe und ſind für die Kinder zur Kurzweil und fürs liebe Vieh. Und ſelbſt wenn es Gartenblumen ſind, was iſt viel dran, ſie wachſen ja ſelber. Es müßte nur des Duftes wegen ſein, wie bei der Nelke oder bei der Reſede oder beim Kohlröſerl, dann ſteckt man ſich wohl einmal auch etwas „Friſches“ auf den Hut. Für die Hochzeit jedoch waren zu jener Zeit natürliche Blumen und Roſen viel zu ordinär! Die Hochzeitsgäſte und der Altar waren geſchmückt mit Blumen aus roter oder weißer oder blauer Leinwand. Die grünen, fein gekerbten, glänzend lackierten Blätter waren aus Papier, zierlich gezähnt. „Gewachſen“ waren ſie beim Dorfkrämer in großen Schachteln. Dorthin war denn auch das ſchwarzhaarige Dirndl gegangen und hatte für ſeinen Bräutigam ein „Büſcherl“ ausgeſucht. „Es ſoll gar nit groß ſein, aber ſchön rot und grün und gut ſchmecken ſoll's.“ Gut ſchmecken (riechen) eine gemachte Blume? „Gewiß, du liebherzige Braut, wir haben ſchon auch ſchmeckende!“ Und der Krämer neſtelte ihr aus der Schachtel ein niedliches „Büſcherl“ hervor; wie ein volles Heckenröslein war es anzuſchauen und auf den Blättern, deuchte ihr, zuckten Tautropfen und am Stengel lauerten zwei Dörnlein und ſtachen ſie zärtlich in den Finger. Und wie ſie das halb entfaltete hellrote Leinwandröslein

an die Nase hebt, da duftet es wie Nelken. Denn dort drinnen im Blumenherzlein, wo sonst die Staubgefäße sind und das Fruchtknötlein, steckt ein braunes „Gewürznagerl" und gibt würzigen Hauch der Nase, so oft sie davon haben will. — Und so kam es, daß auch ich es noch habe erfahren können nach vielen Jahren, wie schön rot das Brautbüscherl war und wie gut es „schmeckte".

Selbst zur Zeit, als der Jungbub schon anfing, nach schönen „Büscherln" auszulugen, um jemandem damit heimlich den Busen zu schmücken, hat Vaters Bräutigamsbüscherl immer noch geblüht, freilich schon recht blaß und blind, aber immer noch stak es am schwarzen, weichwolligen Hut und immer noch dünkte dem Vater, es sei völlig neu und leuchte und rieche so, wie einst am Hochzeitstage. Daher verwahrte er — wenn er von einem „heiligen Tage" heimkam — den Hut mit großer Fürsorge in seinem Kasten, hing ihn ganz an den obersten Nagel, daß ja keines von dem kleinen Gezücht über sein Büscherl komme. Die Mutter hatte an jenem weit verwichenen Hochzeitstage den Rosmarinkranz bekommen, aber der fand sich schon lange nicht mehr. Dem dritten Kinde hatte sie ihn um seine weiße Totenstirne geschlungen.

Der Vater hatte bei diesem Leichenbegängnisse und bei späteren und bei Hochzeiten und bei Kindstaufen und bei Osterbeichten seinen schwarzen Rock getragen und seinen Hut mit dem Büscherl. Ob inwendig Trauer war oder Freude oder Übermut oder Andacht — auswendig blieb er gleich, im Gewande und im Betragen, und das bunte Büscherl auf dem schwarzen „Hasenhaarenen" war wie ein Sträußchen Gleichmut und Ergebung in allen Wandel. Nur alljährlich, wenn vor Ostern die „schwarze Woche" kam und in der Kirche alle Kränze und Fahnen abgenommen und alle Bildnisse

mit blauen Tüchern verhüllt wurden, da hielt der Vater den Hut mit dem roten Büſcherl im Verborgenen des Kaſtens und trug eine ſchwarze Kappe. Am Oſterſonntag hingegen bürſtete er die weichen glänzenden Haſenhaare glatt, blies mit gebauchten Wangen heftig in das Büſcherl hinein, um den Staub auszujagen, und dann ging der Mann mit dem roten Flämmchen auf dem Haupte gemeſſenen Schrittes kirchwärts.

Der große Hut hatte aber auch noch inwendig ſeine Geheimniſſe. Am unteren Rande war er mit einem drei Finger breiten Lederſtreifen beſetzt. Weiter in der Huthöhlung war ein rotſeidenes Futter, das am oberen Rande mittelſt eines Schnürchens in Falten ſo zuſammengezogen werden konnte, daß es ſich der Kopfform anpaßte. Hinter dieſem zuſammengezogenen Seidenfutter war dann ein leerer Raum, in welchem der Vater manchmal ſein Sacktuch barg oder eine Semmel, die er uns Kindern mit heimbrachte, oder eine „Herrſchaftsſchrift", wenn er beim Amte zu tun hatte, oder wohl gar die Brieftaſche mit Geld. Im Gewande hatte er ja ſeine Säcke, aber das Obergeſchoß dünkte ihm am ſicherſten, zumal der Hut, außer wenn man an der Wegſäule dem Herrgott begegnete, nicht von der Stelle gerückt wurde.

Für die gewöhnliche Zeit hatte der Vater ja ſein graues Lodengewand, in den beſten Jahren die Knielederhoſe mit blauen Strümpfen und ſtarkbenagelten Bundſchuhen getragen, einen roten Bruſtfleck auch, darüber den grünen Hoſenträger, und mancherlei Gattung von Hauben und Hüten. Aber Blumen oder Sträuße trug er keine dran, weder gewachſene noch gemachte. Er verſchmähte an den Jacken die grünen Aufſchläge, er trug nie einen grünen Steirerhut mit Hahnenfedern und Gemsbart. Ich weiß auch nicht, ob er immer eine Taſchenuhr gehabt hat oder einen Fingerring oder ſonſt ein Behängſel.

Dünkte es ihn wie Hoffart? Oder hatte sein rosiges freundliches Gesicht mit den hellen Rundäuglein alle weitere Zier überflüssig machen sollen? Dieses ernstfrohe Antlitz mit den noch in späten Zeiten goldigschimmernden Blondhaaren, mir war es freilich wohl lieber gewesen als Gesträuße und Geschmeide. Es veränderte sich auch kaum. Während der langen Jahre, als ich ihn kannte, war er aus einem jugendlich schlanken Manne zu einem runzeligen Greislein zusammengeschrumpft, aber dieses stand noch ziemlich gerade aufrecht und hatte immer noch das rosige Rundgesichtlein.

Dann kam jener Tag, als sie ihm sein Weib forttrugen aus dem Waldhause. Er ging fröstelnd hinter dem Sarge drein, faltete die Hände und betete. Da stieß meine ältere Schwester mich am Ellbogen und flüsterte: „Wir müssen uns frei schämen, was der Vater heute für ein Gewand an hat! Hab's in der Früh nicht beachtet, so hätte ich ihn nicht mit der Mutter gehen lassen." Er war zwar ganz in Schwarz. Oder vielmehr, diese verschabte Hose, dieser faltige Gehrock, dieser Hut waren einmal schwarz gewesen. Jetzt waren alle Fäden bloßgebürstet und der „Hasenhaarene", der sonst eine so zarte Wolle gehabt, hatte das letzte Härchen längst verloren. Aber im halbzerfransten Bande stak das Büscherl. Das verknitterte, schier farblos gewordene Büscherl.

„Vater, ihr hättet doch Euer besseres Lodengewand anlegen sollen."

Er schaute drein. Was war denn da nicht in Ordnung? In diesem gleichen Festgewande war er doch auch vor just dreißig Jahren mit der Mutter in die Kirche gegangen? Für wen soll er den schönen Rock und den guten Hut noch viel aufsparen?

Den schönen Rock und den guten Hut! Ja, so waren im Hause diese Kleidungsstücke genannt worden

seit dreißig Jahren. Das treue Herz hat trotz schwerer Zeiten nicht gefühlt, daß es selbst alt geworden und hat also auch das alte Gewand noch immer in seiner einstigen Pracht gesehen. Und als unten vor der Dorfkapelle der Totenbeschau wegen die Truhe noch einmal geöffnet wurde, stand der Vater daneben und schaute auf ihr weißes Gesicht. Er lächelte ein wenig, dieweilen die Augen voll Wasser standen und sagte leise vor sich hin: „Meine Mirzel! Daß du mir so jungerheit hast sterben müssen!"

Und nachher auf dem Heimweg an demselbigen Abend, da schritt er uns voraus und setzte den Stecken bedächtig auf den Erdboden und schaute nicht rechts und nicht links. Die schwammigen Falten des Rockes pendelten ein wenig um die Knie, der große Hut saß fest auf dem Kopfe.

Und das Büscherl? Das Büscherl ist nicht mehr dran gewesen. Ich weiß nicht, wohin es auf einmal geraten sein konnte, vermute aber, daß es ihm — in ihr Grab hinabgefallen war.

Die Geschichte vom Schlüssel.

Sind vor etlichen Jahren Schweizer in die Waldheimat gekommen, aber haben weder Glück noch Stern gehabt. Und sind wieder verzogen. Doch haben sie ein Denkmal zurückgelassen, das fein ist. Auf einer Anhöhe, die mitten aufragt, ringsum die Waldberge, die Almen, haben diese Schweizer eine Aussichtswarte gebaut. Diese ist so hoch, daß sie einen großen Fernblick bietet und auch einen guten Rückblick in die Vergangenheit. Letzteren freilich nur für mich.

An der Stelle, wo diese Warte steht, in Moos und Heidekraut, muß ich einst den Schlüssel verloren haben. Den Schlüssel zu meinem Schatz.

Diese kindische Geschichte aus der Kindheit muß ich ja erzählen. Auf der Warte rücklings liegend, um mich nichts als Himmel, sehe ich sie deutlich.

In der großen Stube meines Vaterhauses stand ein brau[illegible] Winkelkastel, das sich dreieckig in den Wandwinkel schmiegte. Es hatte drei Fächer und ein Lädchen, in denen ich meine Schätze barg. Es waren ganz besondere Sachen, wie sie kein anderer Bewohner des Waldbauernhauses aufzuweisen hatte. Besonders hervor leuchtete ein runder Taschenspiegel aus verzinntem Blech, aber ohne Glas. Eine Mundharmonika, der einige Zähnchen, und ein altes Kartenspiel, dem einige Blätter fehlten. Ein weißbeschaltes Taschenmesser, an dem die Klingenspitze abgebrochen war, ein stählernes Pfeifen-

beſchläge ohne Pfeife und ein ganzes Säckchen voll Meſſingknöpfe ohne Haſteln. Wie man möglicherweiſe merkt, hatten die Dinge einige Mängel, aber es iſt zu bedenken, daß ich gerade dieſen Mängeln ihren Beſitz verdankte. Es war eine wertvolle Sammlung unbrauchbarer Dinge. Zudem hatten die „Meſſingdukaten“ echten gegenüber den Vorteil, daß einem nicht leid zu ſein brauchte, wenn man einmal einen verlor. Mir tat's aber doch leid, ich hätte am liebſten allen meinen Hoſenknöpfen die Haſteln abgeriſſen, um den Dukatenbeſitz zu vermehren. Zudem hatte ich in dieſem Kaſtel noch andere Schätze, die den genannten an Wert nicht nachſtanden. So etwa die dünnen, mit feſtem Zwirn zuſammengenähten Papierhefte, in welche der kleine Bub ſchon was hineingedichtet hatte. Sonntags brachte mir der Vater vom Kirchgang manchmal eine Semmel heim, die verwahrte ich ſofort in meinem Winkelkaſtel und behielt ſie dort ſo lange auf, bis ſie ſteinhart war, dann aß ich ſie.

Die Tür des Kaſtels hielt ich natürlich ſtets zugelehnt und ließ niemanden gern hineinſchauen. Die Tür hatte ein Eiſenſchloß, das ganz gut ſperrte, wenn es einen Schlüſſel gehabt hätte. Aber es hatte keinen Schlüſſel. Der mußte verloren worden ſein ſchon vorzeiten, ich hatte ihn nie geſehen. Seit Menſchengedenken war das Kaſtel unverſperrbar und ich mußte alle meine wunderſchönen Sachen vor aller Welt offen halten. Es war mir zwar nie das mindeſte abhanden gekommen, mit Ausnahme von ein paar Dukaten, die ich beim oftmaligen Zählen verloren hatte. Meine jüngeren Geſchwiſter zeigten ſich zwar manchmal habgierig gegen manches beſondere Glanzſtück. Der Jakerle ſchreckte auch vor Gewalt nicht zurück, wenn es ihm nach der zahnſchartigen Mundharmonika gelüſtete. Das Gewahrſam des Kaſtels aber reſpektierten ſie. „Das iſt dem

Peterl ſein Kaſtel, da darf man nichts herausnehmen.“ Hielt es doch auch ich mit ihrem Eigentum ſo. In gemeinſamer Anweſenheit wurde gerauft um die Sachen, doch hinter dem Rücken des Eigentümers waren ſie ſicher.

Und dennoch ſtand mein Denken und Plangen nach einem Schlüſſel. Der umgedreht und abgezogen in den Sack geſteckte Schlüſſel ſollte nicht bloß das unverſehrbare Siegel auf mein Beſitztum bedeuten, es ſollte vielmehr auch noch ſein, als ob ich mit dem Schlüſſel gleichſam alle meine Schätze in der Taſche mit mir herumtrüge. — So lange betrieb ich die Sache, bis auf Zureden der Mutter eines Tages der Vater das Schloß vom Kaſteltürchen löſte und es auf ſeinem Kirchgange mit nach Krieglach nahm, um dort beim Schloſſer einen Schlüſſel dazu machen zu laſſen.

Mein Lebtag ſelten war ich in einer ſolch geſpannten Erwartung als an jenem Sonntag. Es war Herbſt, ich hatte in der Talwieſe beim Bache das Vieh zu hüten. Sonſt pflegte ich bei dieſem Hirtenamte im Waſſer den Fiſchen nachzuſpähen, wie ſie von Stein zu Stein oder von Uferraſen zu Raſen hin und her glitten, legte mich wohl gar auf den Bauch hin an den Bach und fing mit der Hand manche Forelle unter dem Raſen hervor. Machte dann ein Feldfeuer an, bereitete die Fiſchlein zu und briet ſie an der Glut. Wobei dieſe Arbeiten weitaus genußreicher waren, als nachher das Eſſen des halbverbrannten Fiſchfleiſches. An dieſem Sonntage aber gab es keinen Bach und keine Forelle und kein Feldfeuer. Gab es nur einen ſteinigen, waſſerdurchwaſchenen Fahrweg, der über die Wieſe hereinzog und auf welchem mein Vater von Krieglach kommen mußte mit dem Schlüſſel. Er kam ſehr lange nicht, aber endlich — es war ſchon abend — ſah ich ſeine Geſtalt zwiſchen den Erlen herangehen. Aber er hatte keinen

Schlüſſel. Der Schloſſer hatte geſagt, vor acht Tagen könne er ihn nicht machen. Mir ward auf ſolchen Beſcheid übel bis in den Magen hinab. Wie ſoll jetzt wieder eine Zeit kommen ohne Schlüſſel! — Die Ungeduld iſt überhaupt mein Lebtag oft ein quälendes und verzehrendes Geſpenſt geweſen. Sie hat mich manche harmlos ſchöne Stunde überſehen, verſäumen laſſen, weil dieſe nicht juſt das brachte, was ich erwartet hatte. Übrigens iſt jene Woche ganz glatt vergangen auch ohne den Schlüſſel. Am nächſten Sonntag war der Knecht auf dem Kirchgang. Schon am Freitag begann ich, ihm aufzutragen, ja gewiß zum Schloſſer hinzugehen; am Samstag gab ich ihm ſchon die zwei Sechſer; ſo viel ungefähr konnte der neue Schlüſſel koſten. Am Sonntag kam der Knecht beizeiten heim. Er ſetzte ſich zu ſeinem ihm aufbewahrten Mittagsmahl und aß empörend gleichgültig wie jeden Tag und — ſagte nichts. Mit zuckendem Atem fragte ich ihn endlich nach Schloß und Schlüſſel. Da tat er gelaſſen ſein Ledertäſchchen aus dem Sack, kletzelte die zwei Sechſer hervor und legte ſie auf den Tiſch. Auf den Schloſſer habe er vergeſſen. — Mir war hilflos zumute, hilflos zum Verzweifeln. Totſchlagen konnte man dieſen Knecht nicht, ja nicht einmal ihn einen Todel ſchimpfen. Er hatte die Gewohnheit, in Fällen, als der kleine Bub ſich ihm gegneriſch zeigte, denſelben bei den Ohren zu nehmen und zu ſchütteln. — Nun verſtrichen zwei Wochen, bis wieder jemand aus unſerem Hauſe nach Krieglach ging. Das war diesmal die Weidmagd. Weiberleute ſind immer verläßlicher. Ich konnte ſicher ſein, heute bekam ich den Schlüſſel. Ich bereitete ſchon den Hammer vor und die Eiſennägel; deren ſechs mußten ſein, um das Schloß ſofort ans Kaſtentürlein zu ſchlagen. Dann den Schlüſſel anſtecken, umdrehen, abziehen und an der Tür rütteln, um zu ſehen, daß ſie nicht aufgeht. Es

wunderte mich, daß an diesem Tage im Hof alles seinen gewöhnlichen Trott ging und sich nicht schon die ganze Welt auf das Ereignis zuzuspitzen begann. Je tiefer es in den Nachmittag ging, je unbändiger ward mein Herzschlag. Ich konnte nicht mehr stehen und nicht mehr sitzen, nur immer aus und ein gehen nach dem Wiesenwege und berechnen, wo die Weidmagd unterwegs jetzt sein könne. Bei der Holzerreide. Beim Brünndl am Alpsteig. Jetzt beim Höllkogel. Jetzt bei der Zettelbauernbrücke. Jetzt beim Müllner. Jetzt bei der Heidenbauernmühle. Diese Mühle war am Rand unserer Wiese, ich wendete meinen Blick unverwandt hin und siehe — der Weiddirn roter Kittel schimmerte durch die Erlenbüsche. Ich lief ihr entgegen: „Hast den Schlüssel?"

„Na freilich hab' ich ihn."

Umständlich setzte sie sich auf den Steinhaufen, aber so, daß der rote Kittel hübsch ins Breite gelegt ward, und nestelte aus dem Knopfe ihres Handtüchels den Schlüssel hervor. Er war zierlich und glänzte wie Silber. Mit beiden fiebernden Händen habe ich danach gegriffen — nach dem schönen, kalten, kleinen Schlüsselein.

„Und das Schloß?" fragte ich.

„Jeß Manand Josef!" kreischte die Weidmagd auf, „jetzt hab' ich's Schloß vergessen, daß ich's hätt' eingsteckt. Das liegt beim Schlosser auf dem Fensterbankel!"

Ich wage es heute noch nicht, die Höllenpein zu berühren. Am liebsten, wenn der Abend nicht schon gedämmert, wäre ich stehenden oder besser laufenden Fußes selber nach Kricglach geeilt, um endlich dieses boshafte Glück persönlich zu zwingen. Aber noch eine Woche lang mußte das Türlein ungeschlüsselt auf und zu gehen, bis am nächsten Sonntag ich selbst zum Schlosser kam. In der Phantasie meiner Erregung erwartete ich beinahe,

daß mittlerweile das Schloß in Verluſt geraten ſein konnte — ſo weit war ich in der Einſicht auf die tückiſchen Menſchengeſchicke bereits geſchult. Aber das Schloß hat ſich vorgefunden. Ich habe es heimgebracht und noch an demſelben Tage angeſchlagen.

„Jetzt ſollt juſt einmal der Schlüſſel nit paſſen!“ ſagte mein Vater, der mir zuſah. Als ich den Schlüſſel anſtecken wollte, fiel er mir zweimal zu Boden; das letztemal ſchnellte er ſo weit unter die Bank hinein, daß wir ihn mit dem Spanlicht ſuchen mußten. Aber endlich ſteckte ich ihn an und er — paßte. Wie geſchmiert ließ er ſich umdrehen, abziehen — und jetzt ſaß das Türl im Falz und rührte ſich nicht. Das Kaſtel war zugeſperrt.

Das war einmal ein Gefühl!

Vor den Augen meiner ſtaunenden Geſchwiſter ſperrte ich das Kaſtel auf und ſperrte es zu und eine Luſt zu hören, wie allemal der Riegel klapp einſchnalzte. Dann hub ich an, auch meine anderen Sachen, die zufällig noch zerſtreut geweſen, ins Kaſtel zuſammenzutun; ſo das neue Paar Socken, das die Mutter erſt fertiggeſtrickt; ſo das grüne Wollentäſchchen mit dem Kreſen- (Taufpaten-) Geld, das bislang mir der Vater aufbewahrt; ſo die Kaiſerbirne, die mir an jenem Tage eine uns beſuchende Muhme geſchenkt hatte. Und als das alles im Kaſtel war und nach einigem Nachdenken auch noch anderes zuſammengetragen wurde, damit jegliches Kleinod, ſo ich auf Erden beſaß, in ſicherem Horte ſei, ſperrte ich das Kaſtel mit einem flotten Schnalzer zu und ſteckte den Schlüſſel in den Hoſenſack.

Wie das bequem war, überall — auf Wieſe und Feld, in Wald und auf der Alm ſeine Sach geſchloſſen bei ſich zu haben! Ich ging den Schafen nach, die ſich auf den Kogel verlaufen hatten. Eine Weile mußte ich mich mit dem Widder herumhetzen, der über den Zaun auf das Riegel-

berger Gebiet gesprungen war. Endlich hatte ich die wollige Bande glücklich im Stall und nachher, wie ich wieder zu meinem Winkelkastel gehe, um es aufzusperren und die Kaiserbirne zu verzehren — ist der Schlüssel nicht im Sack . . .

Tagelang habe ich gesucht in Moos und Heidekraut des Kogels und ringsum, wo das Schafgjaid war — der Schlüssel hat sich nicht gefunden. Mich verlangte, mein Leid in Verse zu bringen, ich konnte nicht zum Papier; mich fror in die Zehen, ich konnte nicht zu den Socken. Alles, was ich Tag für Tag bedurfte, war im Kastel.

Endlich, da nach abgelaubtem Heidekraut die Spätherbstsonne auf den Boden schien und der Schlüssel trotzdem nicht zu finden war, habe ich alle Hoffnung fahren lassen. Mein Vater bog einen Nagel krumm und öffnetete das Schloß. Mit Ausnahme der verfaulten Kaiserbirne alles in guter Ordnung. Das Türl ging wieder ungesperrt auf und zu wie früher — und so ist es verblieben.

Jetzt steht auf dem Kogel die Warte. Sollte von einem Besucher derselben der Schlüssel gefunden werden, so möge ihn der redliche Finder behalten. Ich brauch' ihn nicht mehr, mir fehlt jetzt das Kastel dazu.

Ein Neujahrsmahl beim Hammerherrn.

Aus der steirischen Eisenadelszeit.

In meinem eilften Lebensjahre am Silvestertag ging ich ins Mürztal. Ziemlich weit' hinauf, in die Mürzzuschlager Gegend, bis dort, wo mein Vetter Jakob lebte und Sensenschmied war. Er hatte, als ich ankam, just Feierabend gemacht und schritt mit mehreren anderen Schmieden über die Brücke, vom Hammerwerk herüber. Er war so rußig, daß ich ihn nicht wieder erkannt haben würde, wenn er mich nicht mit zwei Fingern beim Ohr gefaßt und gezupft hätte. Das war stets seine Zärtlichkeitsbezeugung, wenn er den „kleinen Vetterbuben" sah, wie er mich nannte. Dann fragte er, wie es dem Vater ginge und der Mutter und dem Bruder und dem kleinen Schwesterl. Meine Antwort ist sicherlich fix gewesen: „Dem Vater geht's gut, die Mutter tut spinnen, der Bruder hat einen Kinigkhasen und das Schwesterl hat Zahnweh."

„Gut ist's," sagte der Vetter Jakob, „aber daß deine Mutter spinnen tut, das ist nit wahr. Oder ist bei euch der alte Brauch abgekommen, daß man in den Rauchnächten nicht spinnt?"

Wenn solche Buben unrecht haben, werden sie immer keck, und so sagte ich: „Was die Mutter jetzt tut, kann

ich nit ſagen, weil ich nit daheim bin. Im Winter tut ſie halt ſpinnen, weißt es eh!"

„Du biſt ein Schnabel," verwies er, „ich hab' dich nit gefragt, was ſie tut, ſondern wie's ihr geht."

Da antwortete ich: „Gut," und damit war der Sache Genüge getan.

Während der Vetter dann ſeinen Waſchtrog mit Waſſer füllte, Seife, Raſierzeug und Kamm aus dem Wandkaſtel nahm, um ſich „ſchön zu machen" für den hohen Feiertag, ſaß ich vor der Hütte auf der Bank und ſchaute das vornehme Hammerhaus an, das jenſeits des Baches ſtolz wie ein Schloß daſtand mit den vielen kunſtvoll vergitterten Fenſtern, dem zweifach auffſpringenden Schindeldach, in dem es neben den weißen, ſchlank und zierlich gebauten Rauchfängen auch noch funkelnde Fenſter gab. Die Sonne ſchien ſchräg herein auf meine Bank, es war ſo lauwarm, daß ich mein Gebetbüchel aus dem Sacke zog und den Schulbleiſtift, und anfing, hinten auf dem leeren Blatt das Hammerhaus abzuzeichnen. Als der Bau fertig war, tat ich ein übriges und zeichnete darüber die dreieckige Mariazeller Muttergottes und Glanzſtreifen, die von ihr gerade auf das Haus niedergingen. Denn ich hatte das Hammerhaus lieb, obſchon ich nicht wußte, wem es gehörte und wer darin wohnte. Indes, zu dem auf dem Papier war ja ich der Hausherr, und gerade wollte ich das Büchlein zumachen und in die Taſche ſtecken, als hinten von der Ecke danach eine Hand herübergriff.

Ein dicker Herr mit rotem Schnauzer war da, der rief lachend: „Du Sauſchwanz, was haſt denn da?" Hat mein Kunſtwerk in die Hand genommen und bewundert. Hat mich vor lauter Vergnügen über mein Talent einen kleinen Rotzbuben genannt, hat mich gefragt, wer und woher, und hat zum Schluß folgende Einladung gemacht: „Wenn du morgen noch da biſt,

Bauernböckel, so kannst bei mir essen mit den Schmieden, und dein Kunststückel da muß ich dem Schulmeister zeigen, verstehst, Schlingel?"

Dann ging er mit kurzen Schritten davon über die Brücke.

Seiner Höflichkeit nach zu schließen, war das der Hammerherr selbst gewesen. Wen so einer lachend „Sauschwanz" nannte, der stand in seiner Gunst, gleichsam geadelt. Mein Vetter, der mittlerweile so „schön" geworden war, daß man in seinem guten breiten Gesichte wieder alle Warzen sah, nannte mich obendrein einen „Teufelsbuben", was wieder nur eine Huldigung war, und zwar zu dem Glück, im Hammerhause zum Neujahrsfestmahl eingeladen worden zu sein.

Denn das war was! Das war mehr, als so ein Waldbauernbub denken kann. Ein Neujahrsmahl im Hammerhaus! „Brauchst drei Tag vorher und drei Tag nachher nichts zu essen," sagte der Vetter. „Mußt dich um einen starken Ledergürtel umschaun, damit der Bauch seinen Reif hat. Oder mußt eine Hahnfeder rupfen, daß du dir, was zu viel ist, wieder aus der Gurgel herauskitzeln kannst." Zur weisen Vorbereitung gab's beim Vetter an demselbigen Abend bloß ein „Wasserfaferl"

Am nächsten Tag in der Kirche fehlte mir die Andacht. Wo denn hernehmen, wenn mir der Hammerherr das Betbüchel weggenommen hat! Nach dem Gottesdienst bin ich mit dem Vetter ins Hammerhaus gegangen. Die Luft roch schon in der ganzen Umgebung nach Gebratenem und Gebackenem. Die große „Leutstuben" war schon voller Schmiede, die an dem langen, mit Zinntellern, Stahlbesteck, Beinlöffeln und braunen Tonkrügen bedeckten Tisch herumstanden. Es waren deren wohl an die zwanzig, alle in schwarzem Festgewand oder grauem Steireranzug. Sie hatten hochgefederte

Hüte auf, an den Westen schwere Uhrketten mit allerlei Anhängseln baumeln und etliche sogar an den Ohrläppchen güldene Scheiblein. Sie waren so gründlich durch Haar und Bart hinein gescheuert und in so weißer Wäsche, daß man die Feuer- und Kohlenteufel der Woche nicht wieder erkannte. Ich hielt mich hinter dem breiten Rücken meines Vetters und schämte mich ein wenig, daß ich kein Schmied war.

Plötzlich rauschte eine dicke, schwarzseidene Frau durch die Stube. An den teilweise ganz soldatischen Schmiedreihen ging sie vorüber, rings um den Tisch, um die Anordnung zu prüfen. Auf ein paar versuchte Handküsse entgegnete sie: „Ja ja, ist schon gut, ist schon gut. Später!" Damit rauschte sie in ein anderes Zimmer, wo die Herrschaft und die geladenen Ortsgrößen beisammen waren. Man hörte aus diesem Zimmer die laute Stimme des Hammerherrn und manchmal ein Gelächter der übrigen.

Nach einem gemeinsamen lauten Gebet setzten sie sich zur Tafel. Zuerst der graubärtige erste Hammermeister und dann je nach Rang bis hinab zum letzten Kohlenbuben. Mein Vetter war in der Reihe der Wassergeber. Ich stand hinter dem Uhrkasten und sog in Ermanglung von anderem an meinem Zeigefinger. Ich war vergessen worden und meinte schon, mit solchem Eigenbau fürlieb nehmen zu müssen, da rief der Bärtige: „Was ist's denn mit demselbigen Bübel dort?" Und wurde ich am untersten End der Tafel mitten in die Kohlenbuben getan. Aber auch da noch fand ich's betäubend vornehm. Daß jeder seinen besonderen Teller hatte und sein glänzendes Besteck und sein Trinkglas und sein Stück Brot daneben, mutete mich, aus dem Bauernhause, wo wir alle aus einer Schüssel aßen, an, wie eine wahre Kaisertafel; oder so, wie ich mir eine Kaisertafel dachte. Aber ich habe mich mit Ehren drein-

gefunden. Auch andere schienen von der Würde des Tages überwältigt, sie bezähmten ihre Reden oder sagten sie leise und saßen sehr anständig da.

Es begann. Zwei Weibsbilder mit aufgekreselten Hemdärmeln trugen die Schüsseln auf. Zuerst kam eine braune Brotsuppe mit Fleischgehack. Bei der hielten wir uns eine Zeitlang auf. Die Schmiede aßen mit ihren großen Hornlöffeln so langsam, daß ich schon berechnete, wie lang bei etwa viergängigem Mahl das Essen dauern konnte. Hernach wurde Bier eingeschenkt.

„Kriegen die Buben auch ihr Maß?" fragte der Schenk den Hammermeister.

„Alles, was Mannbl ist, kriegt seine Maß!" beschied der Bärtige.

Aber mir half das nichts. Seit jenem Schluck Bier, den mir beim „Bäcken" einmal ein Holzknecht reichte und den ich sofort unter den Tisch spie, war ich mißtrauisch gegen derlei. Gallhantiges Zeug oder so was. Nicht alles ist so gut trinken, wie Wasser. Und Wasser bekam ich heute nicht. Der zweite Gang brachte Brustkern mit Krennkoch. Spießte man die Fleischbrocken, tauchte sie ins Koch und verschlang sie. Dann kamen zwei Schüsseln voll Selchfleisch, eine Schüssel voll Bratwürste und ein großes Blechbecken voll Sauerkraut. Das gab Arbeit für längere Zeit. Die meisten aßen in schweigender Andacht, einer oder der andere aber begann schon Witze zu reißen, zuerst verstohlen, allmählich dreister. Manche hoben die Biergläser, tranken einander zu. Dabei fehlte es an kräftigen Ausdrücken nicht.

„Die abgstanden Lacken! Da hat sich der Alt' schon drin gebadet!"

„Batsch du! Der Alt' badet sich ja gar nit!"

Das brauchte nicht mehr verstohlen gesagt zu sein, denn im Herrenzimmer ging es schon so laut her, daß die verwegensten Reden gewagt werden konnten. Das mit dem Nichtbaden war übrigens nur des Witzes wegen gesagt, denn damals badete sich überhaupt noch niemand, am wenigsten die Schmiede. Deshalb, hat einmal einer gesagt, sei damals noch das Gebirgswasser so rein gewesen.

Nun erschien, hochgetragen von den drallen Armen der Mägde, kälbernes Bratel mit gespecktem Krautsalat. Jeder langte mit kühnem Gabelstich sein „Trumm" aus der Schüssel, schleuderte es auf den Teller und bekränzte es mit Krautsalat. Jetzt kamen auch die ersten Flaschen Wein. Weißer untersteirischer Tischwein, kein „falsches Luder", wie es der Dorfwirt im Gebinde hat, sondern herb und echt. „Man kriegt davon seinen Rausch, aber kein Kopfweh." Mancher Hammerherr hatte im Unterland seinen eigenen Weingarten, bloß für den „Leutwein". Im Herrenzimmer hatten sie eine andere Gattung; wir sahen ihn nicht, wir schmeckten ihn nicht, aber wir hörten ihn knallen.

„Hau, bei dena drina geht's schun an!" sagte einer der Schmiede. „Knallen tuat's ban uns nit!"

„Knallen tuat's ban uns ah!" sagte ein anderer, rückte ein wenig auf der Bank und brachte dafür einen ausgiebigen Beweis. Der machte weiter kein Aufsehen.

Ich verging fast vor Durst, aber statt Wasser wurde nur Wein eingeschenkt.

„Ja, so nobel wie bei dem Waldbauern," spottete mich einer, „künnen mir's nit geben. Aber wenn auch unser Trank nit so stark ist, wie der eurige, der Mühlräder treibt —"

„So treibt er wenigstens das Radl im Kopf," setzte ein anderer bei und zog mit dem Finger Kreislein an

der Stirn. Da rückten neue Schüsseln an mit „Einmachfleisch“ und „Lungenkoch“.

Auf dem Kirchturm läutete es schon das erstemal zum Segen. „So lang ma Segen im Haus hat, holt ma kein' in der Kirchen,“ bemerkte ein Witzbold und wies auf das schweinerne Bratel, das eben in großen Flachpfannen auf den Tisch kam, begleitet von Schüsseln voll Triät. Der besteht in gerösteten Semmelschnitten mit Wein getränkt und mit Zimmt gewürzt — ein steirischer Leckersalat, zu hohen Festlichkeiten üblich. Dieses Gericht munterte meinen schon lange erlahmten Appetit wieder auf. Die Tropfen Wein, wovon die Semmelschnitten vollgesogen waren, schmeckten mir und brachten es dahin, daß ich nun auch aus dem Glase Wein zu trinken begann. Jetzt merkte ich erst, es sei sehr lustig, und lachte mein Teil munter mit zu den Späßen, die sich immer üppiger entwickelten.

Einer griff sich mit dem Finger in den Mund und wußte mit dem Schneller des aufgeblasenen Backens einen Knall zu erzeugen, der dem Champagnerknallen im Herrenzimmer ganz ähnlich war. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, der gewerkschaftliche Kohlenschreiber schaute mit brennendem Gesicht heraus und gebot Ruhe.

Diese Gelegenheit der offenen Tür wollte der Eßmeister (heut war er's in doppeltem Sinn) benützen, um mit gehobenem Glase eine Gesundheit und ein glückseliges neues Jahr auszubringen auf den „hochehrengeachteten Herrn Vattern und die gnädige Frau Mutter!“ aber schon war die Tür wieder zugefallen, so daß die Gesundheit und das glückselige neue Jahr uns selber verblieb.

Länger als drei Stunden hatte der Schmaus gedauert, und als ich schon hoffte, nun würde des Guten genug sein, zündete der Hausknecht Lampen und Kerzen

an, denn es begann zu dunkeln. Und jetzt kamen große, dampfende Schüſſeln herein. Die Reisſuppe. — Sollte es denn vom neuem beginnen? Das geht ja nicht mehr, dachte ich mir; aber es ging. Bis aufs Neigerl haben wir die Suppe ausgelöffelt. „Ein' warme Suppen iſt gut auf n nüchternen Magen!“ Mit dieſem Sprichwort leitete man luſtigerweiſe die neue Epoche ein. Es war die große, langerſehnte Krapfenſtunde gekommen. Auf rieſigen Reittern hoch getragen, erſchienen, üppig gegupft, gelblich gerandet und bräunlich geſchmort, die Butterkrapfen. Alle goſſen die Gläſer voll mit friſchem Wein. Mit den Fingern zerriſſen wir die Krapfen zu Fetzen und verſchlangen ſie, und goſſen Wein nach. Eine gewiſſe Wütigkeit war ins Eſſen gekommen, als ob aus dem Hunger, dem das Haupt abgeſchlagen worden, ſieben neue gierige Häupter hervorwüchſen. So lange hatten ſie getrunken, bis ſie beſoffen wurden, und wieder ſo lange hatten ſie gegeſſen, bis ſie nüchtern wurden. Aber mir kreiſte im Kopf das Rädchen. Bereits tanzte die große, qualmige Stube ein wenig, als in weiten flachen Schüſſeln die Germnudeln kamen, über und über mit brauner, ſüßer Branntweintunke begoſſen. Und das war zu viel.

Denn es war zu wenig. Faſt balgten ſie ſich um die walzenförmigen Kräpflein, obſchon immer und immer noch friſche Nachſchübe kamen. — Daß ſie ſo ſchwer zu ſättigen waren, iſt kaum zu glauben, aber daß ſie gar nicht zu ſättigen waren, das leuchtet ein. Wer von der Unerſättlichkeit genießender Weltkinder je etwas gehört hat. Trotz der Vorräte, die alle Schüſſeln und Teller deckten, war zwar allmählich eine gewiſſe Erſchöpfung eingetreten, aber in der Beſorgnis, daß ſie im nächſten Augenblick wieder anheben könnten, erhob ſich der graubärtige Hammermeiſter — er torkelte ein wenig und ſagte: „Wünſch allerſeits wohl geſpeiſt zu

haben." — Er lallte ein wenig. — „Aber eh wenn ihr die Pfeifen anzündet," setzte er bei, „wollen wir bei der gnädigen Herrschaft anfragen, ab wir danken gehen dürfen."

Hernach suchte er die Tür zum Herrenzimmer zu gewinnen und als es ihm gelang, klopfte er an. Die Doppelflügel gingen auf. Durch Rauchqualm, auf silbernen Armleuchtern schimmerten die Kerzen. Die Tafel da drin war eine prachtvolle Ruine, noch voll beladen von den Trümmern und Resten einer großen Vergangenheit. Nur wenige saßen mehr daran; der Hammerherr, der Bezirksrichter, der Pfarrer, der Schullehrer, der russische Agent lehnten an den Sofas und den Kästen herum, lärmten und lachten und rauchten Pfeifen, ja sogar nach der neusten Mode Zigarren. An kleinen Tischchen standen die weißen Schälchen des schwarzen Kaffees.

Die Hausmutter saß ausgebreitet auf einem großblumigen Kanapee und winkte uns mit der flachen Hand durch die Tür zu: „Nan nan, Leutln, kemts nur herein!"

So gingen sie nun hinein, schön der Reihe nach, trotz allem möglichst sittsam. Manches halblaut gemurmelte Wort über die liebe gnädige Herrschaft war fürs Gehörtwerden gesagt, manche in den Bart hinein gekicherte Äußerung war nicht dafür berechnet.

Den Vortritt in die Herrenstube hatten die Hammermeister, denen schlossen sich die Wassergeber an und diesen die Schmiedgehilfen und Kohlenbuben. Einer der Gehilfen wollte sich unauffällig in die Reihe der Wasserer schmuggeln, aber der bekam einen ausgiebigen Rippenstoß, ihn an seinen niedrigeren Gesellschaftsgrad erinnernd. Dann kam aus anderen Räumen her von Tischen, die man gar nicht gesehen, das Gesinde der Hauswirt-

ſchaft, der Mar, der Marknecht, die Ackerer, der Miſtknecht, der Kutſcher, der Staller, die Roßknechte und die Jäger. Endlich erſchienen ſchüchtern und ruckig getorkelt die Köchin, das Stubenmädchen, die Kuchldirn, die Mardirn, die Hausdirn, die Schweizerin, die Kuhdirn, die Felddirn und zuletzt ein paar alte Einleger.

In ſolcher ſtreng vorgeſchriebenen Ordnung, die der Vetter mir nachher erklärte, drückten ſie ſich zum Handkuſſe vor. Die Hammerfrau war ſehr gnädig und ſtreckte jedem die reich beringte Hand entgegen. Mancher machte ſeine Sache derb und ungeſchickt, mancher gleichgültig, flüchtig, mancher zärtlich. Die Hammerfrau hatte für jeden ein bezeichnendes Wort, lobend oder auch tadelnd. Jeden duzte ſie und nannte ihn bei ſeinem Taufnamen. So ſagte ſie gleich zum graubärtigen Hammermeiſter, der kurz ſeinen Neujahrswunſch vorgebracht hatte: „Is ſcho recht, is ſcho recht, Franzl. Wünſch dir auch ſo viel. Und daß du geſund bleibſt und uns noch viel Sengſen klopfeſt. Tuts euch nit verlaufen, Leut, 's kommt nachher noch was.“ — Zum Eßmeiſter, der ſich für das Eſſen bedankte: „Hat's gſchmeckt? Na, wenn's na gſchmeckt hat!“ — Zu einem andern: „Du kunntſt dir auch beſſer die Pappen waſchen, wenn du zum Handkuß kommſt!“ Wieder zu anderen: „Biſt auch da, Hieſel? Dein' Weib geht's gut, gelt? Will ihr ein Körbel voll Reſteln ſchicken laſſen. — Laß gut ſein, Michel, und ſchieb dich weiter, daß die Hinteren nach können! — Wart, Joſel, dir werd' ich ein beſſeres Halstüchel ſchenken, daß d nit mit dem alten Fetzen zum Neujahrseſſen gehen brauchſt! — Geh, Ferdl, reib deinen Bartwiſch einer andern in die Hand. Wenn du ſo gut ſengſenſchlagen kannſt, wie Bußlgeben, nachher werden die Ruſſen ſchon zufrieden ſein.“ Zu meinem Vetter ſagte ſie: „Mir ſcheint, Jakel, du haſt nit mehr weit

zum Vormeister. Gfreut mich, gfreut mich. Aber die Fingernägel kunntst dir einmal zwicken!"

Als nachher aus der Küche und den übrigen Wirtschaftsräumen, wo auch großes Essen stattgehabt hatte, die Weibsleute herbeikamen zum Handkuß, mit denen war sie weniger gnädig. Zur Köchin: „Die Nudeln sau dir heut nit bsunders graten. Is halt wieder einmal die Germ nix nutz gwest, gelt!" — „Wie windschief hast denn heut s Halstüchel schon wieder um!" rügte sie an einer Küchenmagd. Und zu einer andern: „Verhoff mir mit dir eine bessere Zufriedenheit fürs nächst Jahr! — Nau, du Rotkittlete, was machen denn d Schweindln? Schau, daß wir zum Fasching ein paar feiste auf den Tisch kriegen. — He, da kommt ja meine liebe Rathl! Brav bist alleweil, brav bist; nur so fort. Ist schon gut, ist schon gut."

So ging es die lange Reihe der Schmiede und des Gesindes bis zum letzten Abwaschdirndl und den Einlegern, und knapp hinter diesen kam der Waldbauernbub. Der schämte sich noch immer, daß er kein Schmied war und trachtete sich so gut als möglich hinter den Vorgängern zu verstecken, damit die Herren ihn nicht sollten bemerken. Endlich kam ich zum Handkuß. Ich tat's wie bei einem Pfarrer und bedankte mich fürs Essen.

„Was ist denn das für ein Grill?" rief die Hammerfrau, „den kenn ich gar nit."

„Ho ho!" lachte der Hammerherr von seinem Sofa her. „Das ist der klein Spitzbub, der so sauber zeichnen kann. Na, geh her da, daß ich dir dein Gebetbüchel zurückgeb. 's Bildl hab' ich herausg'rissen, das b'halt ich mir. Da, seh — das g'hört dein."

Einen Silberzwanziger warf er mir zu; der blieb auf dem Teppich liegen. Die Herren schauten mich alle

an und betrachteten die Zeichnung, die von Hand zu Hand ging. Und so war ich, der in der Menge verschwinden wollte, aller Welt zum Anschauen ausgesetzt. Sogar die Schmiede verwunderten sich, daß der kleine Kerl, der ihnen unbeachtet unter den Füßen herumgelaufen war, Hammerhäuser zeichnen konnte.

„Der Knabe sollte in eine Zeichenschule kommen," meinte einer der Herren; das wunderte mich. Wenn man's schon kann, wie sie sagen, was braucht man denn da noch in eine Zeichenschule zu gehen?

„Waldbauer ist dein Vater?" fragte der Pfarrer. Und gleich setzte der Hammerherr bei: „Sag deinem Vater, dem Locherl, er sollt mir einmal Holzkohlen bringen!"

Dann konnte ich gehen.

Aber es kam noch nicht dazu. „Wer einen Kaffee haben will, der soll wieder auf seinen Platz gehen!" verkündete die Hammerfrau so laut, daß es in allen Zimmern und Gängen zu hören war. Da truderten die Mägde vergnüglich in die Küche und die Schmiede setzten sich wieder an ihre lange Tafel. Ich war unsicher, ob das auch mir noch vermeint sei und stand wieder so herum, bis der Vetter mich an meinen Platz winkte. Der Tisch war derweil gedeckt worden mit Kaffeeschalen, Zuckerbüchsen, Germbroten und wuchtigen Gugelhupfen. Neben jeder Kaffeeschale lag ein rosenrotes Tüchlein und unter demselben — der Kohlenbub hatte es zuerst entdeckt — ein güldenes Kreuzerlein. Ein Aufruhr entstand um den ganzen Tisch, denn Kenner hatten erklärt, daß es keine Kreuzerlein wären, sondern Dukaten. Auch bei mir lag einer und da ich kein Neujahrsgeschenk beanspruchen durfte, so nahm ich ihn als Ehrenlohn für das gezeichnete Hammerhaus, das der Herr mir aus dem Gebetbüchlein gerissen und das ich nachher nie mehr gesehen habe.

Und auf einmal war der stattliche Hammerherr in der großen Schmiedstube. Mitten unter den Leuten stand er da, in seiner ganzen Höhe und Breite. Mit beiden Armen schlug er Räder und rief: „Lost's auf, Schmied!"

„Der Herr Vatter, der Herr Vatter!" flüsterte alles, und sie horchten.

Der Hammerherr sagte die gewichtigen Worte: „Alle Tag geht's euch nit so gut wie heut — gelt? Mir auch nit. Mir müssen jetzt neue Schmiede haben. Verhoff's, daß ihr euch gut mit ihnen vertragt. Eine große Bstallung aus Rußland ist da, eine großmächtige. Bis Ostern brauchen wir um dreißigtausend Sengsen mehr — was! Was sagts denn da dazu — ha? Von der Türkei sind auch wieder Bstallungen da. Unser steirisches Eisen hat den Preis davongetragen vor dem englischen und dem schwedischen. Werds nit Vivat schreien, ihr Locherln?"

„Vivat!" riefen sie, „Vivat!" daß die Fenster surrten.

„Das hab' ich euk sagen wollen und jetzt könnt's heimgehen."

Also ist dieser merkwürdige Tag beschlossen worden. Für mich war's der erste und der letzte dieser Art gewesen. Für andere ist er überall und oft wiedergekehrt in jener großen Eisenzeit, die das Land weltberühmt gemacht hat. Derb sind die Leute gewesen, aber einen guten Kern haben sie gehabt und weitum in ihrem Kreise hat's keine Not gegeben. An Essen und Trinken haben sie was geleistet und an Arbeit auch. Seither hat die steirische Eisenindustrie unvergleichlich größere Dimensionen angenommen, die Technik hat sich fabelhaft vervollkommt, aber die Gediegenheit jenes altsteirischen Eisens und Stahls ist nicht mehr erhöht worden. So sind die alten Geschlechter der Hammerherren in

ihrer Art Adelsleute gewesen, die schon fest auftreten durften: „Mir san wer!“ Ein großer Teil steirischen Wohlstandes und steirischer Sitte stammt noch aus ihrer Zeit. Und nebenbei haben sie auch Kunstmäcene gespielt, wie jener Mürztaler Hammerherr, der dem Waldbauernbuben ein bekritzeltes Blatt Papier mit einem Zwanziger, einem Dukaten und einem sieben Stunden langen Festessen honoriert hat.

Sündigen und büßen.

Den 7. Februar 1864 Faſchingſonntag. Auf der Freimuſik beim Jager am Alpſteig. Ein Gſchnaidel gegeſſen, einen Wein getrunken, eine Zigarre geraucht, beim Kartenſpiel (Mauſcheln) was verloren. Zuſammen macht 24 Kreuzer." — Das der Tagebuchbericht von meinem letzten Faſching in der Waldheimat. Das hieß „aufgehaut"! Tänzel iſt keines verbucht. Ich habe mein Lebtag nicht einen Schritt getanzt, die nicht ernſthaften Verſuche ausgenommen, wobei ich allemal ſchwindelig wurde und in den Winkel taumelte. Mit einem Dirndl kann man das doch nicht riskieren. Der Kamperl-Nick war außer mir der einzige Burſch, der nicht tanzte. Denn er ſprach: „Das Weibsbild iſt mir beim Tanzen zu viel und zu wenig." Zu viel, das verſtand ich ſchon, weil man umfallen auch allein kann. Aber wie einem das Weibsbild beim Tanzen zu wenig ſein kann, das verſtand ich nicht. Der Herr Pfarrer ſcheint auch das kapiert zu haben, denn er gab dem Nick vor allen Leuten einen Verweis: „Solche Reden führt man nicht, Nikolaus! Wenn dir die Weibsbilder ohnehin nicht anſtehen, wie ſie umſtehen auf dem Tanzboden, ſo ſetze dich zu uns an den Tiſch!" Darob erſchrak der Nick; der Pfarrertiſch am Faſchingtag war ihm noch zuwiderer als die Dirndln auf dem Tanzboden, maßen man bei ihm keinen Augenblick ſicher iſt, daß man nicht aus dem Katechismus ausgefragt wird. Aber diesmal geſchah ihm nichts.

Des Pfarrers Vorfahrer, der alte Herr Plesch, war ein abgeschworener Feind des Tanzvergnügens gewesen. Es war ihm gut zuzuhören, wie er auf der Kanzel gegen diesen „Fallstrick des Teufels" predigte. Ich verstand darunter eben meinen Schwindel, der mich so leicht niederbrachte. Andere scheinen aber anders verstanden zu haben und drängten sich zu den „Fallstricken". Der Pfarrer Plesch schloß sich während einer Wirtshaus-Freimusik in sein Zimmer ein und betete für die Seelen in der Gefahr. Nicht immer mit Erfolg! — Der neue Herr war anders. Auch er predigte am Vormittag, daß, wer die Gefahr liebe, leicht darin zugrunde gehe — am Abend aber war er selber beim Ball. Und je unangenehmer dem jungen Volke seine Anwesenheit, um so notwendiger war sie. Da trugen sich weniger Unglimpflichkeiten zu; dafür sagten nachher die Leute: 's war ein bissel langweilig. Aber nicht allemal.. Beim Liedersingen tat der Pfarrer manchmal selbst lustig mit, da kam kein „Schweinschmalz" dazu.

So ungern der Kamperl-Nick sich zum Pfarrertisch setzte, so gern tat ich's. In meinen ersten Lehrjahren war das ausgeschlossen gewesen. Aber als ich meine „Zeit- und Ewigkeitkalender" geschrieben, die vom Pfarrer beinahe die Imprimatur erlangt hätten, wenn nicht gar so viele Schreibfehler drin gewesen wären, da rückte man und ich konnt' mich zum Nobeltisch setzen! Anfangs begriff ich die Ehre nicht und meinte, der Pfarrer würde eben auch bei mir Verdacht schöpfen von wegen zu viel oder zu wenig bei den Weibsbildern. Aber schließlich hockte ich ganz bescheidentlich an der Ecke der Tafel, wo der Herr Pfarrer saß mit der gefleckten Schildkrötendose und der Fürstand mit der versilberten Tabakspfeife und der Schulmeister mit der Zigarre und den funkelnden Augengläsern, die manchmal fast lieber quer durch die Tür auf den Tanzboden hinauslugten, als auf die

großen Schaumaugen ſeines Bierglaſes. Daneben der weißkopfige Kaufmann und der wuchtige Schmied und die zarte und zierliche Figur meines Lehrmeiſters. In der Nähe ſolcher Perſönlichkeiten durfte ich mein Gſchnaidel eſſen und ſchließlich zum Austunken der Schüſſel eine Semmel dazu. Beim großen Tiſch in der Vorſtube hörte ich meine Kameraden ſchreien und ſingen und — tuſcheln. Das letztere war peinlich, denn ich fühlte allzu deutlich, es galt mir. Sie machten ſich luſtig darüber, daß auch ich bei dieſer „Freimuſik“ am Pfarrertiſche ſitzen mußte.

Zum Glücke, denn mich ödete ſchon ſtark, begann endlich das Raufen. Die Gäſte einer Freimuſik haben keinen Eintritt zu zahlen, auch im allgemeinen kein Spielleutgeld, und können nach Belieben tanzen, ſolange es dem Tanzaufriemer recht iſt. Wer einen beſonderen Tanz aufgeſpielt haben will, der geht an den Spielleuttiſch und wirft einen Gulden hin. Dann nimmt ein ſolcher „Tanzaufriemer“ ſeine Schöne her und tanzt, und alle Mittanzenden ſind jetzt gleichſam ſeine Gäſte. Natürlich tanzt auch der Nebenbuhler mit oder ſonſt einer, der mit jenem auf Kriegsfuß ſteht, tut ſich mit Lärmen und Strampfen hervor, herausfordernd, bis der Tanzaufriemer plötzlich ſeinen Reigen abbricht. Mit aufgeſtreckten Hemdärmeln tritt er hin zum Eindringling und fragt ganz ſänftiglich: „Wer hat denn dir's derlaubt, da mitzutanzen?“ Das iſt der Kriegsfall. Denn der andere wirft ſich in die Bruſt: „Iſt's dir eppa nit recht?! Geh nur her, wenn d dich traust!“ Eine Minute ſpäter krachen ſchon die Stuhlfüße und über die weißen Ärmlinge rinnt rotes Blut.

Als es an jenem Abend ſo weit war, ſtob natürlich auch der Honoratiorentiſch auseinander. Auf dem Tanzboden wirbelte ein Knäuel von Menſchen hin und her und der Wirt ſchrie mit ſeinem weinerlichen Stimm-

lein: „Nur nit ſtechen, meine Herren, nur nit ſtechen!“ Da hatte er auch ſchon eine auf der linken Wange, daß der Schädel klang. Das war ja nicht geſtochen. Der unter den Knien des Siegers auf dem Boden lag, rief aus: „Meinetwegen, dem Herrn Pfarrer zulieb geb' ich nach. Lump elendiger, ich verzeih' dir, ſchau daß d weiter kommſt!“ Aber ſeine Tracht hatte er ſchon aufgemeſſen, und wer ſah, daß er weiter kam, das war er ſelber.

Früher einmal bei einer Freimuſik im Tatzhofe zu Rattenz war mir etwas zugedacht. Ich hatte mich zwar anſtändig verhalten und ſann nichts Schlimmes, war aber der einzige Eindringling aus Alpel. So beſchloſſen die Rattner Burſchen, mich zu prügeln. Sie begannen zu ſtänkern und meckerten wie eine Ziege. Das ging den Schneider an. Sie ſangen Schnaderhüpfeln auf den „Dichterixel, Dichteraxel, hot koan Hintern und koa Haxel.“ Aber ich wurde nicht zornig. Das reizte ſie erſt. Eine Stunde lang heizten ſie mir ein, da hub's an in mir zu brodeln und zu kochen, bis ich endlich explodierte. Mit einer Wut, deren Friſche mir heute, in ferner Erinnerung, noch wohl behagt, lief ich, eine Waffe ſuchend, ins Vorhaus, in die Küche, erfaßte dort den Aſchentopf und ſchleuderte ihn in die nahende Gruppe meiner Gegner. — Ach, hätte ich den ſchönen Zorn meiner Jugend noch! Er kam ſelten, aber dann war er auch da. Der heutige Ärger kommt viel häufiger, entwickelt ſich aber höchſtens bis zum knurrenden Unmut. Der ſchöne, brave Zorn kommt im Jahr kaum einmal — und dann hübſch zu unrechter Zeit.

Aber der Leſer bemerkt, daß ich abſchweife. Er will wiſſen, wie mir der Aſchentopf bekommen hat. „Du Schneiderſeel!“ hatte einer geſchrien. „Aſchermittwoch iſt heut noch nit! Heut iſt blauer Montag!“ Drei Wochen iſt auf meinem Oberarm hinten noch aller-

hand blaues Fleckwerk zu ſehen geweſen. Bin dann lange Zeit nicht mehr nach Ratten gegangen. Hingegen haben wir Alplerburſchen im nächſten Faſching beim Jäger am Alpſteig einen „Ball“ gegeben. Ein Ball iſt keine Freimuſik, der Ball wird von einer beſtimmten Körperſchaft gegeben, die dazu ihre beſonderen Gäſte ladet. Da iſt der Holzknechtball, der Schmiedball, der Fuhrleutball uſw. Nun, wir gaben einen „Alplerball“. Eingeladen waren alle Burſchen von St. Kathrein und Ratten, die „noch a Schneid haben“, wie wir ſagen ließen. Von den Kathreiner Burſchen kamen die meiſten, von den Rattnern — gar keiner. Und gerade auf die hatten wir gerechnet. In der Bauernſchaft, ſollt ihr wiſſen, werden bei ſolchen Gelegenheiten die Gäſte nicht geladen, um ſie zu bewirten, ſondern um ſie zu prügeln. Bewirten kann ſich jeder ſelber — das andere aber tut ſelten einer. Alſo, die Rattner Burſchen kamen nicht und meine blauen — Montage blieben ungerächt.

Nun muß ich doch endlich wieder zu meiner Freimuſik zurück, bei der der Schwächere dem Pfarrer zulieb nachgegeben hatte. Das Gewitter war nun vorüber und jetzt wurde es erſt heiter. Die Spielleute wirbelten mit Klarinette, Flügelhorn, Geige und Baßgeige die Luft auf bis in die hinterſten Spinnwebenwinkel. Die Kerzenlichter, ſo an den Wänden herumſtanden, flackerten arg und hatten einen Heiligenſchein. Der Staub ſchwebte wie ein zarter Schleier über den Paaren, die in bloßen Hemdärmeln oder Miedern durch die Stube flogen. Rotes Blut blühte auf allen Wangen. Der Dunſt roch nach Unſchlitt, Wein, Braten und Schweiß. In der Küche draußen hatte neuerdings ein heftiges Kochen begonnen, und was nicht tanzte, das aß und trank. Ich hatte das, was des Lehrlings Geldbeutel vermochte, ſchon hinter der Binde, durfte aber auf weiteres hoffen. Das wußte ich wohl, zu Hauſe hatte es an demſelben

Abend reichlich Fleischkrapfen, Brantweinnudeln und Schweinsbraten mit Saft und Rohnen (roten Rüben) gegeben und die Mutter hob mir meine Portionen auf. So konnte ich sorglos den Freuden obliegen, die für Auge, Ohr und Nase im Wirtshaus geboten wurden. Und hell mittun, als nach dem Abgange des Herrn Pfarrers die Faschingshymne angestimmt wurde:

„In Alpel da ist's lustig,
In Alpel, da ist's lustig,
In Alpel, da ist alles frei,
Da gibt's ka Polizei.
Sonntags singen, saufen,
Tanzen, spielen, raufen,
Montags da wird blau gemacht
Bis auf die spate Nacht."

Der Schulmeister hob sein Glas und trank mir zu. Der Komperl-Nick schimpfte, daß ich das Lied „gfalschelt" hätte. Ich hatte es aber nur umgearbeitet, weil der Urtext für weibliche Ohren nicht zu brauchen gewesen. Übrigens begannen auch heute manche Jungfrauenohren bereits schreckig zu werden. Es wurde alleweil schöner, denn es wurde alleweil wilder. Jählings fiel es mir ein: Bist ja einer vom Nobeltisch! Nimmst deinen Hut und gehst!

Vor mir war einer gegangen über das Feld hin, der hatte den schmalen Schneepfad nicht treffen können. Auch fiel er so oft hin, bis er liegen blieb. Ich eilte an ihm vorbei und war nun im stillen Walde. Es war eine himmeltrübe Mondnacht. Es war ein friedsames Wandern über den weißen Boden unter schwarzen Bäumen, nach dem wüsten Wirtshaustrubel ein seliges Zusichselbstkommen. Der Weg war eine Stunde lang bis zum Vaterhaus. Dort standen die kleinen Fenster noch im roten Schein, die Leute waren alle noch wach. Die Mutter barg die reichlichen Reste des Faschings-

mahles im Kasten. Zu mir aber sagte sie: „O, Kind, daß du so spat kommst! Jetzt darfst nix mehr essen!“ Denn es war Mitternacht vorüber, es war nicht mehr Faschingtag, es war — Aschermittwoch.

Ich hatte Hunger nach den im Kasten geborgenen Krapfen und Braten und es war Aschermittwoch. In der Küche stand die alte Magd Regerl über dem Wassertrog und scheuerte mit dem Schürzenzipf ihren Mund aus. Kein Fäserchen Fleisch und kein Bläschen Schweinsfett durfte vom Faschingtag her im Munde bleiben — Aschermittwoch gehört zu den drei heiligsten Fasttagen des Jahres. Einmal soll zwar ein Kirchenlehrer gesagt haben, Fleisch, das an den Zähnen hängen geblieben, könne man auch am Fasttage essen. Sich strenge nach der Lehre haltend, hing ein Bauer sein geschlachtetes Schwein an die Eisenzähne der Egge und verzehrte es dann in der Fastenzeit. In Nachbarsgegenden hatte schon damals die sinnreiche Neuerung eingerissen, daß die Reste des Faschingmahles am nächsten Donnerstag oder Sonntag aufgegessen werden durften; der Kettenhund Walzl war meiner Mutter sehr dankbar, daß sie an dem strengen alten Brauche festhielt. Ich aber mußte auf den nächsten Bissen Fleisch sieben Wochen lang warten, weil wegen der ausgelassenen Freimusik die letzte Stunde versäumt worden. Zu jener Zeit ist in Alpel nicht bloß die vierzigtägige Fasten strenge gehalten, sondern sind dem lieben Herrgott die sechs Sonntage noch freiwillig gänzlich fleischlos draufgegeben worden. Fastenspeisen gab's zeitweilig erklecklich viel, aber in der „Arbeßwoche“ kam schon die Erbsensuppe in den Vordergrund; in der „Schwarzwoche“ wurde den Mehlnocken nur noch Kraut beigegeben und in der „Antliswoche“ hatte die Wassersupe nicht mehr Augen als ein Mensch, und selbst diese schienen zu weinen. Wie die Eßzeit abnahm, so nahm die Gebetzeit zu. Alle Abende auf

den Knien ein Rosenkranz; und mancher heimliche Vorwitz, der bei solchem Gebet unter jungen Leuten sonst vorkam, in der Fastenzeit erhob er sein Fratzenhäuptlein nie, da lagen die Seelen mit Andacht vor dem Kreuze.

Fastenzeit! Ihr könnt sie selber sehen. Alle Fahnen sind fort mit Ausnahme der schwarzen, weißverbrämten Totenfahne. Die bunten Florbänder und Papierblumen sind weg und schon vom ersten Tage der Fastenzeit an ist das Bildnis über dem Hochaltar verhüllt mit einem blauen Tuch. Allmählich werden es auch die Nebenaltäre und in den drei letzten Fastenwochen ist jede Statue, jeder Fahnenstern, jedes Kruzifix der Kirche mit blauem Tuche verhüllt. Dasselbe blaue Tuch liegt gleichsam auch über der Kirchenmusik. Pfeifen und Geigen, die tollen Liebespaaren zum Tanze aufgespielt hatten, pflegen sonst auch in lustiger Frömmigkeit auf dem Dorfkirchenchore mitzutun; jetzt zur Fastenzeit haben sie dort keine Stimme. Nur die Orgel tönt umflort und auch sie wird von Woche zu Woche gedämpfter, bis sie in der „Antliswoche" ganz verstummt. Verstummt mitsamt den Glokken am Altar und auf dem Turme. Auch die Lichter an den Altären scheinen verlöschen zu wollen; nur das „ewige Licht" in der roten Ampel glimmt stille fort wie ein letzter Funke der Hoffnung, daß es sich noch einmal wende. Also ist wie ein blaues Bußtuch die schwere Trauer niedergesunken über alles. Die Beter haben kein buntes Fetzelein am Leib; in mattfarbigen Gewändern knien sie in ihren Stühlen, mit vorgeneigtem Haupte. Darunter auch die Dirndeln, die vor wenigen Wochen noch voll warmblütigen Lebens gewesen, und darunter die Burschen, die an den Faschingtagen so trotzig die Nebenbuhler niedergeschlagen und so herlebig nach den Früchten des Paradieses gegriffen haben. Seht ihr, auf scharfer Kante des Kniebrettes kniet der Kamperl-Nick

und in der dunkeln Reihe der Gestalten, die sich dort vor dem Beichtstuhle anstellen, steht mancher Unhold, der jetzt aus allen Muskeln und Adern seines derben Körpers die Sünden zusammensucht und sich allen Ernstes vornimmt, ein frommer Mensch zu werden. Seit manchem Jahre nimmt er sich das vor bei jeder Osterbeichte und von Jahr zu Jahr merkt er ein immer tieferes Sinken in das Luderleben. Mit solcher Selbstunzufriedenheit des Beichtkindes ist der Beichtvater nicht übel zufrieden. Er weiß es, sobald der Mensch sich selber sagt: Du fällst ja immer noch tiefer! hebt er schon an, aufwärts zu steigen. Gebt nur acht, es ändert sich! — Die Zeit heilt nicht bloß alle Wunden, sie heilt auch alle Sünden. Beginnt bei so einem Adam einmal der Magen empfindlich und eigensinnig zu werden, dann wird die schöne Tugend der Mäßigkeit hervorgesucht. Fühlt er einmal in den Glieder das Zwicken und Reißen der Gicht, dann gibt er das wütende Dreinfahren und und Zuschlagen auf und wird ein ganz verträglicher Mensch. Und läuft das rote Blut einmal langsamer und kühl durch seine Adern, dann findet er, diese Geschichten mit den Weibsbildern wären einfach dumm. Da mag Ostern kommen und Frühlingszeit so viel der will, da mögen in wie außer der Kirche alle Rosen leuchten, alle Fahnen wehen, alle Pfeifen klingen — über dem alten Adam bleibt das blaue Tuch gesenkt. Es hebt sich nimmer.

Der „Dichterixel-Dichteraxel" wundert sich baß, daß er aus jenen blauen Zeiten sein bißchen rotes Blut bis auf heute herübergerettet hat. Alle anderen von damals haben ihren Aschermittwoch angetreten — für immer.

Der erſte Chriſtbaum in der Waldheimat.

Biſt doch noch kommen! Wir haben ſchon gmeint, s Wetter! Der Nickerl hat ſchon gröhrt, hat glaubt, du kunntſt im Schnee ſein ſtecken blieben. Na, weil d nur da biſt. Was magſt denn gleich? Ein Eierſpeis? Ein Kaffee? Weihnachts-Guglhupf han ich auch ſchon."

Kennt ihr ſie? Kennt ihr ſie nicht? Das iſt ja die Stimme der Mutter!

Es waren die erſten Weihnachtsferien meiner Studentenzeit. Wochenlang hatte ich ſchon die Tage, endlich die Stunden gezählt bis zum Morgen der Heimfahrt von Graz ins Alpel. Und als der Tag kam, da ſtürmte und ſtöberte es, daß mein Eiſenbahnzug ſtecken blieb ein paar Stationen vor Krieglach. Da ſtieg ich aus und ging zu Fuß, friſch und luſtig, ſechs Stunden lang durch das Tal, wo der Froſt mir Naſe und Ohren abſchnitt, daß ich ſie gar nicht mehr ſpürte; und durch den Bergwald hinauf, wo mir ſo warm wurde, daß die Ohren auf einmal wieder da waren und heißer, als je im Sommer. Der Naſe vergaß ich, doch ſtak ſie ſicher feſt im Geſicht, wo ſie heute noch ſteckt. Auch mein Bündel Bücher ſchleppte ich, denn die Profeſſoren waren ſo grauſam geweſen, mir Hausaufgaben zu diktieren, beſonders in der Mathematik und Grammatik, die ich heute noch haſſen könnte bis aufs

Blut, wenn es nicht gar so blutlose Wissenschaften wären.

So kam ich, als es schon dämmerte, glücklich hinauf, wo das alte Haus, schimmernd durch Gestöber und Nebel, wie ein verschwommener Fleck stand, einsam mitten in der Schneewüste. Als ich eintrat, wie war die Stube so klein und niedrig und dunkel und warm — und urheimlich. In den Stadthäusern verliert man ja allen Maßstab für das Waldbauernhaus. Aber man findet sich gleich wieder hinein, wenn die Mutter den Ankömmling ohne alle Umstände so grüßt. „Na, weil d nur da bist!"

Auf dem offenen Steinherd prasselte das Feuer, in der guten Stube wurde eine Kerze angezündet.

„Mutter, nit!" wehrte ich ab, „tut lieber das Spanlicht anzünden, das ist schöner!"

Sie tat's aber nicht. Das Kienspanlicht ist für die Werktage. Weil nach langer Abwesenheit der Sohn heimkam, war für die Mutter Feiertag geworden. Darum die festlichere Kerze.

Und für mich erst recht Feiertag!

Als die Augen an das Halblicht sich gewöhnt hatten, sah ich auch den Nickerl, das achtjährige Brüderlein. Es war das jüngste und letzte. Es stand in seinem blädernden Höslein gerade wie ein Bäumchen da und hatte natürlich den Finger im Mund. Seine schwarzen Augen waren weit offen und ganz rund, so verwundert schaute er mich an. Der, um den er schon „gröhrt" hatte, war jetzt da und die Vertraulichkeit stellte sich erst allmählich ein. Selbst als ich ihn zum Kaffee einlud, war es noch nicht so weit, daß er den Finger für das Stück Guglhupf vertauschen wollte.

„Ausschaun tust gut!" lobte die Mutter meine vom Gestöber geröteten Wangen. Sie hatte ihr Gesicht, das nicht gut und nicht schlecht ausschaute — das alte, süße,

kummervolle und doch frohgemute Mutterantlitz. Ich ſchaute dieſes Geſicht nie lange an, immer nur verſtohlen — es war immer eine Schämigkeit da, bei ihr auch ſo, wie bei zwei heimlichen Liebſten. Zärtlich bin ich mit ihr nie geweſen, wohl auch nie grob — und diesmal bei der Heimkehr haben wir uns nur die Hände gegeben. Aber wohl war mir! Wohl zum Jauchzen und Weinen. Ich tat keines, ich blieb ganz ruhig und redete gleichgültige Dinge.

Der kleine Nickerl ſah blaß aus. „Du haſt ja die Stadtfarb, ſtatt meiner!“ ſagte ich, und habe gelacht.

Die Sache war ſo. Der Kleine tat huſten, den halben Winter ſchon. Und da war eine alte Hausmagd, die ſagte es — ich wußte das ſchon von früher — täglich wenigſtens dreimal, daß für ein „huſtendes Leut“ nichts ſchlechter ſei, als „der kalte Luft“. Sie verbot es, daß der Kleine hinaus vor die Tür ging, ſie hielt immer die Fenſter geſchloſſen, ja auch die Tür durfte nur ſo weit und ſo kurz aufgehen, wie eben noch ein Menſch raſch aus oder ein ſchlüpfen kann. Die Eltern wußten es der Alten Dank, daß ſie ſo gewiſſenhaft für den Kleinen mitſorgen half. So kam der Knabe nie ins Freie und kriegte auch in der Stube keine gute Luft zu ſchnappen. Ich glaube deshalb war er ſo blaß, und nicht des Huſtens halber. Gehuſtet hatte auch ich als Knabe, aber damals gab's noch dieſe alte Magd nicht und ich trieb mich mit meinen Geſchwiſtern in der freien Weite um, wälzte Schneeballen, rodelte über Berglehnen, rutſchte auf dem Eis die Hoſen durchſichtig, ſo lange, bis der Huſten wieder gut war. Aber der arme Nickerl hatte keinen gleichgeſinnten Kameraden mehr, er war unter Großen das einzige Kind, das Haſcherlein im Hauſe und fügte ſich hilflos den Geſetzen. Ich nützte die wenigen Ferialtage gewiſſenhaft, um ihn der lebensgefährlichen Fürſorge der Hausmagd abſpenſtig zu

machen. Ich lockte ihn aus dem Hause, verleitete ihn zum Schneeballenwerfen, zum Schneemandelbauen, wobei er warme Hände und rote Wangen bekam. Und am Abende hustete er noch mehr. Mich schützte meine Stadtherrenwürde zwar vor dem Schlimmsten, aber das konnte die Alte nicht bei sich behalten, daß ich lieber in meinem Steinhaufen hätte bleiben sollen, als da herkommen, um Kinder zu verderben. Wir setzten munter unsere Winterfreuden fort und noch eh ich in die Stadt zurückkehrte, war beim kleinen Brüderl der Husten vergangen.

Doch ich laufe der eilenden Zeit voraus. Und will mich doch beim lieben Christfest aufhalten.

In der demselben vorhergehenden Nacht schlief ich wenig — etwas Seltenes in jenen Jahren. Die Mutter hatte mir auf dem Herde ein Bett gemacht mit der Weisung, die Beine nicht zu weit auszustrecken, sonst kämen sie in die Feuergrube, wo die Kohlen glosten. Die glosenden Kohlen waren gemütlich; das knisterte in der stillfinsteren Nacht so hübsch und warf manchmal einen leichten Glutschein an die Wand, wo in einem Gestelle die bundbemalten Schüsseln lehnten. Aber die Schwabenkäfer! die nächtig aus den Mauerlöchern hervorkrochen und zurzeit einmal Ausflüge über die Glieder und das Gesicht eines Studenten machten! Indes wird ein gesunder Junge auch die Schwabenkäfer gewohnt. Aber sie nicht ihn. Da war's ein anderes Anliegen, über das er noch obendrein schlüssig werden mußte in dieser Nacht, ehe die Mutter an den Herd trat, um die Morgensuppe zu kochen. Ich hatte viel sprechen gehört davon, wie man in den Städten Weihnacht feiert. Da sollen sie ein Fichtenbäumchen, ein wirkliches Bäumlein aus dem Walde auf den Tisch stellen, an seinen Zweigen Kerzlein befestigen, sie anzünden, darunter sogar Geschenke für die Kinder hinlegen und sagen, das

Christkind hätte es gebracht. Auch abgebildet hatte ich solche Christbäume schon gesehen. Und nun hatte ich vor, meinem kleinen Bruder, dem Nickerl, einen Christbaum zu errichten. Aber alles im geheimen, das gehört dazu. Nachdem es soweit taglicht geworden war, ging ich in den frostigen Nebel hinaus. Und just dieser Nebel schützte mich vor den Blicken der ums Haus herum arbeitenden Leute, als ich vom Walde her mit einem Fichtenwipfelchen gegen die Wagenhütte lief, dort das Bäumlein in ein Scheit bohrte und unter dem Karren- und Räderwerk versteckte. Dann ging ich nach Sankt Kathrein zum Krämer, um Äpfel zu kaufen. Der hatte aber keine, sie waren im selben Jahre zu Pöllau und Hartberg nicht geraten und so war kein Obstträger in die Gebirgsgegend gekommen.

Nun fragte ich den Krämer, ob er vielleicht Nüsse habe.

„Nüsse!" sagte er. „Zum Anschauen oder zum Aufschlagen? Ich habe ihrer noch ein Sackel, vom vorigen Jahr her. Aber die sind nur zum Anschauen. Schlagst sie auf, so hast einen schwarzen oder verdorrten Kern, der nit zum Essen ist."

Die Nüsse ließ ich ihm. Das wollte ich dem Brüderl nicht antun: Eine schöne Schale und kein Kern. Solche Sachen darf man ihm nicht angewöhnen

Was sollte ich nun kaufen. Er hatte ja allerhand schöne Sachen, der Krämer. Rote Sacktücheln, Hosenträger, Handspiegel, Tabakspfeifen, sogar Maulwetzen (Mundharmoniken). Doch abgesehen davon, daß der angehende Pädagoge manches nicht passend fand, hatte ich mit meinem Geldvorrat zu rechnen, der mich ja auch wieder nach Graz bringen sollte.

„So wär' ich halt umsonst gegangen," sagte ich.

Darauf der Krämer: „Damit du nit umsonst gegangen bist — wenn man noch du sagen darf zum

Herrn Studenten — so trink da ein Stamperl Roten.“ Damit goß er mir aus der Flasche süßen roten Schnaps in ein Gläschen.

Als ich den getrunken hatte, war mir der Mut gestiegen und die Geldsorge gesunken. Aber nicht beim Krämer wurde eingekauft, daraufhin war der Rote auch nicht gespendet vom alten braven Haselgraber. Ich ging über das Brückerl zum Bäcker hinüber und kaufte einen Vierkreuzerwecken, den ich fürsorglich in die Brusttasche steckte, so daß der Fuhrmann Blasel, der mir nachher begegnete, lachend auf mich herrief: „Nau, der Waldbauern-Peter hat ja eine Hühnerbrust bekemma!“ denn die Vierkreuzerwecken in Sankt Kathrein waren damals nicht danach, daß sie unter dem zugeknöpften Rock verborgen bleiben konnten.

Ich kam nach Hause und nun war für den Christbaum alles beisammen. Aber kaum mir darob behaglich ward, fiel mir ein, daß gerade noch etwas sehr Wichtiges fehlte: die Kerzen. Ich hatte der kleinen Wachskerzen vergessen; wo nehme ich sie her?

Ich nahm sie einfach her.

In einem Bauernhause ist für alles Rat, nur gehört zur Herbeischaffung manchmal eine Notlüge dazu. Sie ist nicht schwer zu machen. Zur Mutter ging ich und bat, ob sie mir nicht ihren roten Mariazeller-Wachsstock leihen wollte. Sie fragte wozu? Na, dann tat ich's halt. Ich ginge in der Nacht zur Christmette, wo in der Kirche alle Leute ihre Lichter hätten, so möchte ich auch eins haben. Sie langte nur in ihren Gewandkasten, da hatte ich den Wachsstock.

Dann ward es Abend. Die Gesindleute waren noch in den Ställen beschäftigt, oder in den Kammern, wo sie sich nach der Sitte des heiligen Abends die Köpfe wuschen, und ihr Festgewand herrichteten. Die Mutter in der Küche buk die Christtagskrapfen und der

Vater mit dem kleinen Nickerl beſegnete den Hof. Hatte nämlich der Vater in einem Gefäß glühende Kohlen, hatte auf dieſelben Weihrauch geſtreut und ging damit durch alle Räume des Hofes, durch die Stallungen, Scheunen und Vorratskammern, in alle Stuben und Kammern des Hauſes endlich, um ſie zu beräuchern und dabei ſchweigend zu beten. Das ſchweigende Beten, ſagte die Mutter gern, ſei wirkſamer als das laute. Ja freilich, weil es ein Gebet des Gedankens, des Gefühles iſt. Nun, und den Vater begleitete der Nickerl mit einem Gefäß Weihwaſſers und mit dem Sprenggraſſel. So wie der Vater durch das Räuchern ſegnete, ſo tat es der Kleine mit Sprengen. Es ſollten böſe Geiſter vertrieben und gute ins Haus geſegnet werden. So hat man aus den altgermaniſchen Rauhnächten kirchliche Rauchnächte gemacht.

Wenige Jahre vorher hatte ich dem Vater bei dieſem prieſterlichen Amte noch geholfen, nun tat es ſchon das Brüderl, und gewiß auch mit jener ehrfürchtigen Andacht, die den Geheimniſſen dieſer Nacht gebührt.

Dieweilen alſo die Leute alle draußen zu tun hatten, bereitete ich in der großen Stube den Chriſtbaum. Das Bäumchen, das im Scheite ſtak, ſtellte ich auf den Tiſch. Dann ſchnitt ich vom Wachsſtock zehn oder zwölf Kerzchen und klebte ſie an die Äſtlein. Das plagte ein wenig, denn etliche wollten nicht kleben und fielen herab. Ich hätte ſehr gern Geduld gehabt, um alles ordentlich zu machen, aber jeden Augenblick konnte die Tür aufgehen und vorzeitig wer hereinkommen. Gerade dieſe zitternde Haſt, mit der ſie behandelt wurden, benützten die Kerzchen, um mich ein wenig zu necken. Endlich aber wurden ſie fromm, wie es ſich für Chriſtbaumkerzchen geziemt und hielten feſt. Es war gut. Unterhalb, am Fuße des Bäumchens legte ich den Wecken hin.

Da hörte ich über der Stube auf dem Dachboden auch schon Tritte — langsame und trippelnde. Sie waren schon da und segneten den Bodenraum. Bald würden sie in der Stube sein, mit der wir den Rauchgang zu beschließen pflegten. Ich zündete die Kerzen an und versteckte mich hinter den Ofen. Noch war es still. Ich betrachtete vom Versteck aus das lichte Wunder, wie in dieser Stube nie ein ähnliches gesehen worden. Die Lichtlein auf dem Baum brannten so still und feierlich — als schwiegen sie mir himmlische Geheimnisse zu. Aber da fiel es mir ein — wenn sie niederbrannten, bevor die Leute kommen! Wie konnte ich's denn hindern? Wie sollte ich sie denn zusammenrufen? Da konnte ja alles ganz dumm mißlingen! Es ist gar nicht so leicht, Christkindel zu sein, als man glaubt.

Endlich hörte ich an der Schwelle des Vaters Schuhklöckeln — man wußte schon immer, wenn es so klöckelte, daß es der Vater war. Die Tür ging auf, sie traten herein mit ihren Weihgefäßen und standen still.

„Was ist denn das?!" sagte der Vater mit leiser, langgezogener Stimme. Der Kleine starrte sprachlos drein. In seinen großen runden Augen spiegelten sich wie Sternlein die Christbaumlichter. — Der Vater schritt langsam zur Küchentür und flüsterte hinaus: „Mutter! — Mutter! Komm ein wenig herein." Und als sie da war: „Mutter, hast du das gemacht?"

„Maria und Josef!" hauchte die Mutter. „Was lauter habens denn da auf den Tisch getan?" Bald kamen auch die Knechte, die Mägde herbei, hell erschrocken über die seltsame Erscheinung. Da vermutete einer, ein Junge, der aus dem Tale war: Es könnte ein Christbaum sein. Sollte es denn wirklich wahr sein, daß Engel solche Bäumlein vom Himmel bringen? — Sie schauten und staunten. Und aus des Vaters Gefäß qualmte der Weihrauch und erfüllte schon die ganze

Stube, so daß es war wie ein zarter Schleier, der sich über das brennende Bäumchen legte.

Die Mutter suchte mit den Augen in der Stube herum: „Wo ist denn der Peter?"

„Ah," sagte der Vater, „jetzt schon, jetzt rait ich mir's schon, wer das getan hat."

Da erachtete ich es an der Zeit, aus dem Ofenwinkel hervorzutreten. Den kleinen Nickerl, der immer noch sprachlos und unbeweglich war, nahm ich an dem kühlen Händchen und führte ihn vor den Tisch. Fast sträubte er sich. Aber ich sagte — selber tief feierlich gestimmt — zu ihm: „Tu dich nicht fürchten, Brüderl. Schau, das lieb Christkindl hat dir einen Christbaum gebracht. Der ist dein."

Und da hub der Kleine an zu wiehern vor Freude und Rührung, und die Hände hielt er gefaltet wie in der Kirche.

Öfter als vierzigmal seither hab ich den Christbaum erlebt, mit mächtigem Glanz, mit reichen Gaben und freudigen Jubels unter Großen und Kleinen. Aber eine größere Christbaumfreude, ja eine so heilige Freude habe ich noch nicht gesehen, als jene meines kleinen Brüderleins Nickerl — dem es so plötzlich und wundersam vor Augen trat — ein Zeichen dessen, der da vom Himmel kam.

So lange die Lichtlein brannten, war es wie ein Gottesdienst, während der Mutter auf dem Herde richtig ein paar Krapfen verschmorten. Erst als die Lichtlein verloschen, eins ums andere, bis auch das letzte mit ein paar knisternden Flackern dahin war, huben die Leute an zu reden und einer brachte, weil es ja finster geworden war, von der Küche ein rötliches Spanlicht herein.

„Was denn da drunter liegt!" sagte der Vater und zeigte auf den Wecken. „Nickerl mich deucht, das gehört auch dein."

Der schöne bräunliche Wecken, mit Weinberln gespickt — weil es Weihnachtsgebäck war — wurde dem Kleinen in die Hand gegeben. Er hielt ihn ganz hilflos vor sich. Die Freude wurde nicht größer, weil sie nicht mehr größer werden konnte. Der Christbaum allein hatte sein ganzes Herzlein ausgefüllt, sowie er auch unsere Kinder ausfüllen würde, wenn der himmliche Lichterbusch nicht so sehr mit irdischem Tand verweltlicht würde.

Nachher beim Nachtmahl wurden allerhand Meinungen laut.

„Heut tat eigentlich 's Krippel auf den Tisch gehören," meinte die alte Magd.

„'s Krippel ist eh da oben," entgegnete der Vater und wies gegen den Wandwinkel, wo neben mehreren Heiligenbildern mit kleinen Figuren auch die Darstellung der Geburt Christi war.

„'s kommt halt eine neue Mod auf," wußte der Junge aus dem Tal zu sagen. „Der lutherisch Verwalter in Mitterdorf hat in ganz Mürzthal den Christbaum aufgebracht. Aber da sind wenigstens gute Sachen darunter, und daß jeder was kriegt."

„Aha, wenn du Geschenke kriegst," sagte ich gereizt, „da magst auch einen lutherischen Christbaum, gelt!"

„Still seids!" gebot der Vater, der solche Reden nie leiden konnte, und heut am wenigsten.

Also ist die Weihnachtsstimmung schön gewahrt geblieben. Und während wir gekochte Rüben und Sterz aßen, saß der Nickerl beim Christbaum und aß ein Stückchen Wecken, das ihm die Mutter herabgeschnitten hatte. Sich und dem Vater und mir, so war sein Wille, sollte sie auch ein Stück herabschneiden; aber mir war der lang entbehrte Sterz lieber. So zehrte der Kleine noch am Christtag und am Stephanitag und am Johannstage an seinem Wecken. Aber die Weinberln hatte er alle

ſchon am erſten Tag aus der Rinde gekletzelt. Endlich war der ganze Wecken weg.

Aber das Bäumlein war noch da, wenn auch kahl und leer, wie ſie im Walde ſtehen. Der Nickerl ließ es auf die Leiſte über ſeinem Bettchen ſtellen. Und dort ſtand es gewißlich bis die Nadeln begannen zu fallen. Dann nahm es die Mutter heimlich weg, hackte es klein, und legte es faſt zärtlich auf das praſſelnde Herdfeuer.

Der weiße Hansi.

Nun etwas von meiner zweiten Jugend, wie sie mir ebenfalls zur Sommerszeit in den Alpen wieder begegnet ist. Von meinen Kindern. Das war keine schlechte Aufregung unter den Sommergästen. Vom Wirtstische, wo sie just beim Mittagsmahl gesessen, liefen sie weg und in den Hof hinaus, wo der Mord geschehen war. Unter dem Häkselstock lag die Leiche auf dem Bauche, legte das langbeohrte Haupt und alle vier Füße von sich. Der Mörder saß oben in der dunkeln Wandecke, schnurrte und seine grünen Augen funkelten herab auf die Leute, die ihm nachtrachteten.

Das Herzbewegendste aber war noch die arme Waise, das junge weiße Kaninchen, das unweit der toten Mutter hockte, seine Ohren gegen Himmel spitzte und aufgeregt schnupperte.

Mein kleines Mädel, das auch herbeigeeilt war, erbot sich sofort, Mutterstelle zu vertreten an dem Häselein. Aber es hieß, da müsse erst die Frau Wirtin gefragt werden, deren Eigentum das Tier war und in deren Bereich und Gerichtsbarkeit sich das Ereignis vollzogen hatte. Da trat eine frische Wienerin hervor, fing ohne Umstände das weiße Kaninchen ab und schenkte es meiner kleinen Martha.

Das also ist die Geschichte, wie der weiße Hansi in unser Haus kam. Bei uns gibt es auch noch einen

anderen Hansi, der nicht weiße Haare und nicht rote Augen, nicht lange Ohren und nicht vier Füße hat, sondern der ein schlanker, munterer Universitätsstudent war. Zur Unterscheidung von diesem nannte die kleine Martha ihr Häselein den weißen Hansi.

Der Glücksfall für das arme Tierchen war kaum geringer als der jenes Judenknaben, welcher ertränkt werden sollte, von der Prinzessin des Pharao aber aus dem Nil gefischt und dann wie ein Prinz erzogen wurde. Das Mädel nahm den weißen Hansi ins Schürzlein, trug ihn nach Hause und legte ihn auf das großblumige Sofa, wo das Tier sofort Enttäuschungen erlebte. Fürs erste waren die Blätter und Blumen des Sofas nicht genießbar, fürs zweite durfte es in dieser Herrlichkeit seiner Natur nicht freien Lauf lassen. Immer war das lästige Menschenmädel hinterher: Du garstiger Hansi! Wirst hinabgehen! Gehst! Nein, da darfst du nicht mehr auf dem schönen Sofa liegen!"

Da sagte der Hansi: „Ich pfeif' auf dein Sofa. Mir ist's viel lieber auf dem Stroh im Stall, wo ich Ruh' hab', wo mich nicht alle fünf Minuten jemand an den Ohren nimmt, an seine Larve drückt und mit mir umscharmiert. Ich mag das nicht. Und dein verzuckertes Zeug kannst auch selber naschen, ich find' schon allein, was ich mag, wenn ich nur erst wieder in meiner Freiheit bin."

So sprach der weiße Hansi, aber das Mädel verstand nicht, glaubte, es sei ein leises Liebeswinseln, und koſete und herzte ihn um so mehr.

Allmählich jedoch, als er im Garten umherlaufen durfte, als man ihm Kohlblätter vorlegte, dieselben ihm sogar unter zärtlichem Zureden an das Schnäuzchen hielt, bis er anbiß, als man Katzen, Hunde und andere drohende Ungeheuer von ihm abhielt und ihn allabendlich in das sichere Nest einer Holzkiste tat, schien es der

Hansi doch einzusehen, daß er bei guten Leuten war, und seine Anhänglichkeit wurde bald so groß, daß kein Mensch im Hause einen Tritt tun konnte ohne Gefahr, dem Hasen auf die Pfoten zu treten.

Und im Spätherbst, als das große Packen und Reinmachen begann und das Übersiedeln in die Stadt, gab es Konflikte. Das Haupt der Familie gab die Parole aus, daß der weiße Hansi nicht mitgenommen werde, weil es ihm für die „Gesellschaft" doch entschieden zu sehr an Bildung fehle; so reizend die ländlichen Manieren auf dem Lande wären, so anstößig wären sie in der Stadt. Gegen dieses Vorurteil lehnte sich das kleine Mädel auf. Dürfe der weiße Hansi nicht mit in die Stadt, so bleibe auch sie auf dem Lande. Vom Hansi wolle sie sich nie wieder trennen. Und die entsprechenden Tränen dazu, während der Hansi auf den Hinterbeinen hockend sich aufrichtete, die Vorderprankerln demütig gebogen hielt und die Ohren himmelwärts reckte, gleichsam zum Schwure, daß auch er der Gönnerin treu bleiben wolle. Da hat das Haupt der Familie kapituliert.

In einem verdeckten Körbchen, dessen Henkel die kleine Martha nicht vom Arme ließ, machte der Hansi nun die Reise mit in die Stadt. Das Mädel hatte auf der ganzen Reise Angst vor dem Zollmann am Stadtbahnhofe; wenn der den Hansi nach Wert und Wichtigkeit besteuern würde, dann möchten die Dukaten, die sie in ihrer Sparbüchse hat, nicht reichen. Sie war daher nicht wenig verwundert, als auf die Angabe, daß im Korbe ein lebendiges Kaninchen sei, der Zöllner mit der Hand eine wegwerfende Bewegung machte: „Passiert!" Die Freude war gemischt mit Unmut über die Geringschätzung: „Der gute, dumme Zollmann!"

In der Stadtwohnung angelangt, durfte der neue Hausgenosse durch alle Zimmer laufen, um sich sein

Winkelchen zu wählen. Den runden Hinderteil stets in die Höhe schupfend, hüpfte er von Stube zu Stube, beguckte und beschnupperte alles und schnellte manchmal den Kopf mit den Rotäuglein und der Schafsnase hin und her.

„Nicht wahr, Hansi, bei uns ist's schön?" rief das Mädel. Aber dem Hasen schien weder der glatte Fußboden zu imponieren, noch der niederwallende Fenstervorhang, noch das Klavier, noch der Bücherkasten mit den schönen Schnitzereien, noch der Spiegel mit den Goldrahmen. Noch das meiste Interesse zeigte er für das Puppenwägelchen, sofort hüpfte er hinein und hockte sich neben die Puppe hin; die aber ruhig weiterschlief, bis das Mädel sie aufrichtete zum Sitzen und ihr zeigte, wer da sei. Jetzt schlug die Puppe die großen, schwarzen Augen auf und schaute in die leere Luft hinaus. Entzückt schien sie also nicht zu sein über den neuen Rivalen. Der Hase im Korb wäre auch richtig der Hahn im Korb gewesen, wenn er nicht sofort eine Dummheit gemacht hätte. Anfangs beschnupperte er das Rosakleidchen der Puppe und zerrte es aus der Ordnung, plötzlich biß er in den Schenkel, daß die Sägespäne herausrannen.

„Du!" schrie das Mädel und versetzte ihm einen Klaps, daß er erschrocken aus dem Korbe sprang. Damit war das herzliche Verhältnis gestört, aber nicht auf lange. Als der Hansi in der Zimmerecke an einer Papierschachtel zu knuspern begann, lachte sie schon wieder über ihn, fing ihn ab und kraute seine Stirn. Das hatte er besonders gern, da hockte er ganz ruhig auf ihrem Schoß, rührte kein Ohr und schloß die Augen.

Endlich wählte er sich in der Wohnung sein Quartier. Das Mädel war betroffen, daß er nicht unter seinem Bettchen nächtigen wollte, nahe dem Ofen.

Draußen im Vorhause, hinter der Kohlenkiste hatte er sich bequem gemacht. Und tagsüber, wenn er just nicht umworben war — denn alles huldigte dem Hansi, alles überhäufte ihn mit Kosenamen, streichelte ihn im Vorbeigehen — hockte er im dämmerigen Gelaß vor der Küche und schaute ruhig vor sich hin. Stundenlang. Ich hätte dem Tiere eine solche Beschaulichkeit nicht zugetraut. Es schlief nicht, es duselte nicht stumpfsinnig, es saß mit zurückgelegten Ohren da und schaute klug in die Kammerecke hinein. Er dachte sicher an etwas — vielleicht an seine Kindesheimat im Ochsenstall beim Dorfwirt. Vielleicht auch an die Zukunft, an die Gründung einer Familie, die in seiner babylonischen Gefangenschaft leider völlig ausgeschlossen schien. Dem Mädel ist es kaum jemals eingefallen, welch Unglück es für so ein Tierchen ist, der Liebling des Menschen zu sein! Die beiden Kanarienvögel im Käfig wußten auch ein Lied davon zu singen. Wenn dem Menschen ums Kosen zu tun ist, da erdrückt er das Tier beinahe und meint, demselben müsse auch so menschlich zum Liebeln sein. Und wenn er je nach Laune das arme Wesen vernachlässigt, vergißt, es bei Kälte und Hunger in der stummen Verlassenheit schmachten läßt, da wiederum entschuldigt er sich damit: Es ist doch nur ein Tier und ein Tier fühlt's nicht so.

Gewöhnlich, wenn jemand durch den Vorraum ging, kam der weiße Hansi hervor, schloß sich ihm an, hüpfte ihm an den Fersen nach und trachtete durch irgend eine Tür mit hineinzuschlüpfen. Sei es, daß er bisweilen gern neue Gegenden sah oder daß er wieder einmal auf einem Teppich oder Sofa ruhen wollte. Da bekam er denn mit der Schuhspitze manchen Rippenstoß oder manchen Fußtritt auf die Pfote, der ihm nicht vermeint gewesen; er muckste nicht, sondern dachte wohl, er sei selber schuld, wenn er sich so unter

die menschlichen Füße begebe, die keine Augen haben. Hingegen empfand er absichtliche Neckerei sofort als eine Kränkung, stampfte mit der Pfote oder biß um sich. Als der andere Hansi, der mit den langen Beinen und kurzen Ohren, von seiner Universität nach Hause kam, gab's fortwährend Reibungen. Dieser wollte nämlich an dem Tiere mancherlei physikalische und psychologische Studien machen, zum Beispiel Versuche anstellen, wie weit bei Kaninchen die Intelligenz reiche, ob sie entwicklungsfähig wäre oder wo und wodurch bei ihm das Schmerzgefühl anhebe. Das ließ sich nun der weiße Hansi durchaus nicht gefallen und durch scharfe Bisse gab er dem Forscher zu verstehen, daß auch er wissen möchte, wann beim Menschen das Schmerzgefühl anfange, und daß er nicht gesonnen sei, ihm ein Versuchskaninchen abzugeben!

Durch Semmelkrümchen und Nußkerne wollte der Student nachträglich wieder alles schlichten, allein der Hase ging nicht darauf ein, er schnappte nicht nach dem Nußkern, sondern nach dem Finger. Der Student war dann auf alle Wege bestrebt, sich bei ihm einzubiedern, er gab seine Versuche gänzlich auf, er bestrebte sich, genau wie alle andern unter Kosenamen ihn zu streicheln, tat's aber weislich nicht ohne Handschuh. Der weiße Hansi ließ sich stets ein Weilchen ruhig streicheln, lauerte aber auf Momente, da der heuchlerische Gegner sich eine Blöße gab, und wenn zwischen Handschuh und Ärmel die Haut offen lag, schnappte er hinein. Das unversöhnliche Gemüt fiel uns um so mehr auf, als der Hase von allen anderen sich die dreistesten Neckereien gefallen ließ. Ich möchte sehen, was ein anderer dazu sagte, wenn man ihn so bei den Ohren nähme und in die Luft höbe, wie wir es dem Hansi gerne machten. Und er verhielt sich dabei ganz ruhig. Das hatte er schon weg: je mehr man dabei zappelt, je schärfer

ſpannt's an. Solche Tatſachen muß man raſch benützen um Moral zu verkünden: Nimmt dich das Schickſal bei den Ohren, ſo halte ruhig ſtill!

Wir waren verwundert, immer und überall zu merken, daß das Kaninchen ſtets genau wußte, was es wollte oder nicht wollte; die Perſonen unterſchied es ſcharf, die einen waren ihm unſympathiſch, die andern ſympathiſch, und daran konnte keine Behandlung, kein Beſtechungsverſuch etwas ändern. Das Weſen hatte Charakter!

So wie der weiße an dem ſchwarzen Hanſi ſeinen unverſöhnlichen Feind ſah, ſo hatte er insgeheim eine ganz beſondere Zuneigung zur Netti. Das war ein zartes Verhältnis. Schon am Morgen, wenn die immer fleißige Netti die Kleider klopfte oder die Schuhe putzte, ſtand der weiße Hanſi daneben, machte Männchen und ſchnupperte. Nicht als ob ihm bloß darum zu tun geweſen wäre, ein wenig Stiefelwichs zu naſchen, er wußte auch, daß die Netti ihm nachher das Schälchen Milch brachte, daß ſie es war, die ihm ſein Strohbettchen ſtets in gutem Zuſtande hielt, die ihn an froſtigen Tagen mit in die Küche nahm und die immerfort beſorgt war, daß von all den haſtigen Leuten des Hauſes keiner auf das kleine Weſen trete und es zerquetſche. Solches Wohlwollen ſchätzte er und deshalb zeichnete er die Netti mit ganz beſonderer Anhänglichkeit aus. Selten war ſie im Vorhauſe, in den Zimmern zu ſehen, ohne daß der weiße Hanſi hinter ihr herhüpfte und wieder ſeinerſeits Wache hielt, daß ihr nichts geſchehe. Der Hausmann einmal, als er mit ſeiner Scheiterkränze in die Küche gekommen war und eine verdächtige Bewegung nach Netti gemacht hatte, der hat's erfahren müſſen! Wie ein Delphin aus dem Meere plötzlich in die Luft emporſchießt, ſo ſchnellte der weiße Hanſi vom Boden auf und ſchnappte nach der vorwitzigen Hand. Nein, in dieſen Dingen vergab er ſich nichts.

Anderseits verschmähte auch der weiße Hansi keine Näschereien. Er nagte an dem Schuhwerk, an den alten Papierschachteln, an dem zerfahrenen Spielzeug des Mädels. Dieses ließ gewähren, klatschte nun sogar jubelnd in die Hände, wenn von den betagten Puppen ganze Arme und Beine weggenagt wurden oder meine schönen Bücherdeckeln zuschanden genagt, und entschuldigte den Hasen immer damit, daß er ein Nagetier sei. Das stand in ihrer kleinen Naturgeschichte schwarz auf weiß. Ein Paar braunledernen Schuhe, die in der Vorkammer gestanden, waren mit der Zeit gänzlich aufgegessen worden bis auf ein Stückchen Sohle, das schließlich sich nicht als Leder, sondern als ein Holzbrettchen erwies. Das wurde dem Schuster zurückgegeben mit dem Bemerken, daß Holzschuhe wohl noch bei Naturvölkern vorkommen, bei zivilisierten Nationen aber gänzlich aus der Mode gekommen seien. Worauf der Schuster sagen ließ: Sein Werk trotze dem Zahn der der Zeit und der Kaninchen. Daß der weiße Hansi übrigens das Allerungenießbarste fraß, bewies seine Vorliebe für meinen Papierkorb. Sturm und Drang, glühender Gymnasiasten klassische Dramen, wie Jungdeutscher Bardengesänge mit Raubmord, Meuchelmord, Lustmord und Selbstmord fraß er und blieb gesund.

Eines Tages hatte der Studiosus — wohl infolge seiner Forschungen — die Behauptung aufgestellt, der weiße Hansi sei eben ein Optimist, der alles im rosigen Lichte sehe, gleichzeitig aber auch ein Philosoph, der alles nach zwei Seiten betrachte. Beweis des ersten, weil der Hase rosenrote Augen hätte. Beweis des zweiten, weil diese Augen nicht vorn im Kopf, sondern rechts und links seitlings stünden, wodurch es natürlich komme, daß jedes der Augen gleichzeitig ein anderes Bild sehe. Im Ernste wurde von den Bewohnern des Hauses einen ganzen Tag lang diese Ansichtssache be-

ſprochen, während der Schelm aus der Univerſität ſich heimlich freute, über ſeinen Todfeind eine falſche Meinung verbreitet zu haben.

Dann erlebte der weiße Hanſi einen unvorhergeſehenen Glücksfall, wenigſtens in unſeren Augen. Es kam das Frühjahr und wir nahmen ihn wieder mit in ſeine grüne Alpenheimat. Wir dachten, er würde vor Freude ſpringen und hüpfen auf dem freien Raſen im hellen Himmelslichte; im Gegenteil, er hielt ſich zitternd an den Kleiderſäumen der Leute, er wagte ſich lange nicht ins Freie. Vielleicht tat ſeinen roten Augen die Sonne weh. Endlich tat er's doch und fing vor dem Hauſe an den Gräſern an zu naſchen. Sehr ungeſchickt, er erwiſchte immer die ſperen, ſpröden Halme, biß ſie ab, ließ ſie wieder fallen, allmählich erſt zur Einſicht kommend, welches Kraut das beſte iſt. Das ließ er ſich dann aber auch ſchmecken.

Doch der Anfechtungen unter freiem Himmel gab es nicht wenige. Da galt es nicht bloß, ſich gegen Wind, Regen und Steinwürfe der Nachbarsrangen zu ſchützen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel ſchoß eines Tages eine Schwalbe nieder, kerzengerade auf den weißen Hanſi. Der ſchob ſich ſo blitzſchnell über vor Schreck, daß der Vogel auch ſeinerſeits erſchrak und den beabſichtigen Angriff nicht vollführte. Von dieſer Stunde an wagte der Haſe ſich lange Zeit nicht auf den freien Raſen hinaus, ſondern blieb ſtets in der Nähe einer Bank, unter die er ſich drohendenfalls flüchten konnte.

Weil ſich alles befehdet, was da kreucht und fleucht auf Erden, ſo kam für den weißen Hanſi ein Tag der höchſten Gefahr und Aufregung, aber dieſer Tag dauerte nur eine Stunde. Die kleine Martha hatte auf der Straße einen herrenloſen jungen Hund gefunden. An dem war der Kopf ſo groß wie der ganze übrige Körper

und die Schnauze wieder so groß als der ganze Kopf. Im ganzen war er sehr klein, schwarz und weiß gefleckt. Das Mädel trug ihn kosend auf dem Arm und fand, daß es auf der ganzen Welt nichts so Herziges mehr geben könne, als dieses „Hunderl". Der Hase gewahrte es sofort und begann unruhig zu werden. Ein neuer Liebling? Wir mochten nun gerne wissen, welchen Standpunkt die beiden Nebenbuhler zueinander einnehmen würden und ließen den kleinen Hund auf den Rasen hinab, drei Meter weit vom weißen Hansi. Dieser war so entsetzt, daß er erstarrte, der Hund schmiegte sich zitternd und wimmernd ins Gras — so starrten sie einander an, der eine in dem andern wohl das schrecklichste Ungeheuer erblickend. Der Hase war ein Riese gegenüber dem nichtigen Hündchen, einen Augenblick stellte er sich stramm auf die Vorderfüße zu einer drohenden Haltung. Der Hundeknirps lauerte hin und begann sachte zu kriechen — nach vorwärts. Das gab dem Hasen einen Ruck, hoch auf von der Erde schnellte er mehrmals und hüpfte dann in großen Sätzen davon. Der größte Hase läuft vor dem kleinsten Hunde. Dem weißen Hansi wäre es ein leichtes gewesen, mit einem Pfotenhieb das wohl kaum drei Tage alte Tierchen niederzuschlagen und damit die Herrschaft vielleicht für alle Zeit sich zu erobern — aber ein Hase tut das nicht. Und der Hund ist des Hasen Feind aus keinem anderen Grund, als weil er ein Hund und jener ein Hase ist.

Es wären die Kämpfe der Zukunft nicht abzusehen gewesen. Da kam eine Magd: ihre Frau hätte einen jungen Hund verloren, einen scheckigen, so klein, daß er noch kaum laufen möge, weshalb er nicht weit sein könne. Ob man ihn nicht etwa gesehen hätte? Die Martha war nicht erbaut über die Reklamation, mit dem Finger zeigte sie ins Gras dort krabbelte er. Die Magd rief

Freuden- und Dankesworte aus, faßte den Hund in die Schürze und trug ihn davon.

Das drohende Unheil war vorüber und für den weißen Hänsi kamen wieder sonnige und friedliche Tage, die zur Zeit, als diese Hasenchronik verfaßt wird, noch andauern. Sollte sich fürder noch etwas Großes mit ihm ereignen, so wird's nicht geheim bleiben; sollte aber eine böse Katze oder ein sportlustiger Jagdhund das Ende sein, oder gar ein kaninchenfleischlustiger Zigeuner — dann schweigt die Geschichte.

Landa und Scott.

Es kann sein, daß man aus Liebe zu den Tieren kein Tier um sich haben mag. Man belüde sich ja mit einer Last von Mitleid, von der man sonst nichts weiß. Denn ein Tier um sich haben, heißt nicht bloß seinen Nutzen genießen, seine Schönheit sehen, seiner Anhänglichkeit sich freuen, mit ihm spielen — es heißt auch, sich quälen mit Sorgen, ob es nicht etwa leide. Und diese Sorgen sind um so drückender, als das Tier es nicht sagen kann, wie ihm ist, daß man's erraten muß. So sind wir veranlaßt zu Versuchen, uns in das Tierherz hineinzudenken, und weil wir es da immer mit unseren menschlichen Empfindungen messen und weil das Unheimliche des uns halbverdeckten Tierseelenlebens doch auch dazu kommt, und anderseits, weil wir am Tiere fast nie eine Bosheit wahrnehmen, so kann das Tier unser Herz oft mehr und wärmer beschäftigen, als ein lieber Mensch. Wenn unser Kind hungert oder friert, oder sonst wie leidet, so verlassen wir uns vielleicht auf seine Sprache, die sehr laut und deutlich ist; das Tier kann wohl auch winseln oder blöken, kann uns traurig anblicken, kann abmagern und hinliegen — was ihm ist, das müssen wir doch erst mit unserer Teilnahme zu erfahren trachten.

Des Tieres Schicksal ist der Mensch. Ich denke da vor allem ans Haustier. Was dem Menschen

Armut, Knechtschaft, unglückliche Ehe, Hunger, Krieg und Pest ist, das zusammen ist dem Tiere der rohe Herr, so wie der gütige Herr des Tieres Glücksstern ist. Nun aber das Bewußtsein, meines Tieres Schicksal zu sein, macht mich unruhig, belastet mein Gewissen und deshalb mag ich egoistischerweise kein Tier um mich haben. Als ob es dann schon geborgen wäre, als ob für den armen Hund ein wüster Herr nicht noch schlimmer wäre als ein nachlässiger!

Und doch ist bei mir daheim selten ein Sommer auf dem Lande tierlos; da sorgen schon die Kinder, daß immer etwas vorhanden sei, das man zum Fressen liebhaben kann und vor dem man sich ein klein wenig fürchten kann, gefressen zu werden.

— „Määäh!“ sagte es sehr vernehmlich. Da wachte ich auf und an meinem Bette stand ein Knab', im Arm ein weißes Lämmchen. Erschrocken über mein plötzliches Erwachen vergaß der Knabe „guten Morgen!“ zu sagen, sondern hub seinen Spruch an: „Mein Vater laßt Ihna schön grüßen und da tät er halt ein Lampel schicken von wegen dem, daß wir jetzt ein Schulhaus haben, weil er sonst auch nichts tät wissen zum Schicken und er laßt schön danken und fressen tut's Gras und alle Tag ein bissel eine Milch.“

Wo ist's Mädel? Wo ist die kleine Martha? Für sie ist dieser Tag gemacht und mit diesem Lamm ist plötzlich das Sommerglück da — ein ganz unvorhergesehenes, fabelhaftes. Gott ja, so manche Freude, die uns an den Weg gelegt ist, würde nicht aufgehoben, nicht bejubelt und nicht genossen, wenn kein Kind im Hause wäre. Wir Alten traben so schrecklich hoch, wenn's nicht Nutzen oder Ehre oder sonst einen Brocken Vorteil gibt, wenn's nicht eine Betätigung unseres Wünschens und Könnens ist, so blicken wir gar nicht seitlings, rühren keinen Finger; und was so die Abfälle

sind, die kleinen Freudenspäne, die überlassen wir gleichgültig den Kindern und diese wissen damit oft mehr zu profitieren für ihre Seelenlust als wir mit unseren „großen Aufgaben."

Vor Jahren war einmal ein weißes Lamm gewesen und das hatte Landa geheißen. Diesen Namen wollte das Mädel nun auch dem neuen Lamme geben, da machte der Bruder aufmerksam auf die zwei Knorpeln, die über den Ohren zwar noch in der Wolle verborgen waren, aber doch leicht getastet werden konnten. Das Mädel erschrak. Hörner? Kleine Hörner? — Sie werden groß werden, meinte der Bruder, sie werden ganz krumm wachsen und wie ein Strick gewunden sein. — Hörner hat ja der Ging-Gangerl! erinnerte nach einem Ausspruch des Stubenmädchens die kleine Martha und war aufs höchste betroffen. — Ob der Ging-Gangerl (der Teufel) Hörner hat, das weiß ich nicht, versetzte der Bruder, aber daß des Leitenbauern Ziegenbock Hörner hat und daß des Steffel-Jocks Schafwidder Hörner hat, das weiß ich. Ich sag dir nur, daß du dieses Vieh nicht Landa heißen kannst. — Warum nicht? — Weil der Weibername nicht tut passen für ein Mannsbild.

Da war es dem Mädel, als könne es sich auf weitere Erörterungen nicht einlassen. Bei dem Namen Landa aber blieb's, selbst als die Hörner schon groß geworden waren und das Lamm damit schon lustig zu bocken beliebte. Denn es begann sich beizeiten zu üben für den grimmen Lebenskampf, von dem ihm doch niemand etwas gesagt hatte. Wehrhaft sein müssen auf dieser Welt, das weiß sogar ein Schaf. Anfangs hatte ihm als Gegner eine müßige Faust genügt, an die es tapfer anrannte, bald ließ es sich mit einem so kindischen Feind gar nicht mehr ein, sondern beanspruchte für den Zweikampf einen erklecklich ausgehärteten Menschenkopf, den der Bruder zur Verfügung stellte. Da wir als

Kleinhäusler etwas arm an Weidegrund sind, so führte Martha ihren Liebling täglich in den Gemüsegarten und behauptete, das „Lampel“ fresse an Salat und Petersilien und Spinat ohnehin nur das Unbrauchbare weg. Nach wenigen Wochen war der ganze Garten ausgenagt und da machte der Bauer so nebenbei den Vorschlag, man könne statt des Salates nun ja — Lämmernes essen. Von dieser Zeit an warnte das Dirndl die Landa vor dem Garten, denn das viele Gemüse könne leicht — gesundheitsschädlich werden.

Zurzeit kam uns ein Hund ins Haus. Ich weiß nicht wie oder durch wen, er war plötzlich da und ging nicht mehr fort. Ein schöner, stattlicher, rot- und weißgefleckter Zottel, mit seinem langen Buschschweif und seinen scharfen Fangzähnen schreckbar wolfsmäßig aussehend. Alles bewunderte den schönen Hund. Aber wie es auch oft bei schönen Männern ist — nicht immer sind sie auch die klügsten. Es war zu possierlich, wie der Scott — so nannte jemand zuerst den neuen Hauswolf — sich fürchtete vor dem Lamm. Als er zum ersten Male das kleine, weiße, wollige Ding heranhüpfen sah, erschrak der Hund so heftig, daß er Zuflucht suchend mir beinahe unter die Füße purzelte. Dem Lamme machte das Spaß, es begann den Eindringling zu verfolgen und so jagte das Lämmlein den Zottel lustig ein parmal rings um mich und dann durch den Garten. Manchmal versuchte er es, sich zur Wehr zu setzen, kauerte sich mit den Vorderfüßen nieder und wartete, bis das Lamm herankam. Es kam, bockte und siegte. So trieb sich der Scott dann tagelang flüchtig in Haus und Garten herum. Da war's die Langeweile, die beide allmählich zusammenführte. Der grimme Hund merkte, daß das Lamm schließlich nicht ganz so schlimm war, als es aussah und der junge Widder kam zur Einsicht, daß das rot- und weißgefleckte Ungetüm eigent-

lich zu gutmütig sei, um es ernstlich zu befeinden. Auch hatte das Schaf im Hunderachen die langen, schneeweißen Zähne gesehen und dieselben bei einer zufälligen Berührung gar einmal ein wenig an der Haut gefühlt. Der, wenn er wollte! mochte es sich denken. Aber das kam nie so weit, sondern Hund und Schaf wurden traute Spielgenossen. Der Widder bockte den Hund mit den Hörnern, er ließ es geschehen. Dann zupfte er mit den Zähnen das Schaf manchmal ein bißchen an der Wolle, dann jagten sie einander, hüpften und schnappten aufeinander, der Scott schüttelte die „Landa" an den Ohren, die Landa stieß ihn an den Kopf, da begann er schrecklich zu bellen, sprang dem Gegner beißend an den Hals und mich wunderte es baß, daß nachher an der weißen Wolle nie auch nur ein einziges Blutströpflein zu sehen war. Der gesellige Umgang der beiden Genossen war nicht immer ein durchaus moralischer, wobei sich aber das Schaf zurückzog in seine Kammer, um dem übermütigen Spielkameraden zu entkommen. Die Landa war ganz Naturkind und nahm Speise und Trank, wo sie es fand; der Scott mußte eine ausgezeichnete Erziehung genossen haben, er wahrte das Mein und Dein im Sinne des bürgerlichen Gesetzbuches nachgerade musterhaft. Obschon er gar manchmal Zutritt fand in Küche und Vorratskammer, er nahm von selbst nie einen Bissen. Schaute mit seinen treuherzigen Augen wohl den guten Bissen an und dann fragend auch die Köchin, wartete stets geduldig, ob und bis etwas für ihn abfiele. Wenn ja, dann nahm er es glimpflich mit der Schnauze, ging in den Winkel und verzehrte es sauber. Was man so einen guten Kerl nennt, das war er, der Scott, und wie er anfangs auch diesem und jenem Hausbewohner im Wege gestanden oder schon als Hund an sich zuwider gewesen war — allmählich gewann sein anständiges, bescheidenes Betragen alle Herzen und so war eine idyl-

liſche Verträglichkeit hergeſtellt zwiſchen Schaf, Hund und Menſchen. So wie „die Landa“ an dem Dirndl ihre eigentliche Gebieterin ſah, der ſie auf den Wink folgte, ſo ſchloß der Scott ſich am liebſten dem Bruder an. Dieſer wie das Mädel waren ſtets darauf beſorgt, daß ihre Günſtlinge weder Hunger noch Durſt, noch Kälte, noch ſonſt eine Not litten. Der Scott ſollte allerhand Künſte lernen, als über den Stock ſpringen, weit hingeworfene Stöcke wieder herbeitragen, Kaſtanienſchalen aus dem Waſſer holen und dergleichen. Er tat es recht eifrig, brachte es aber zu keiner Fertigkeit; am liebſten tat er nichts, lag auf dem Rücken und ließ ſich den Bauch kratzen. Auch Landa hatte keine höheren Lebensziele, ſie ſchnupperte und naſchte ſo im Garten herum, ging bisweilen ins Haus und trappelte die Stiege hinauf bis an meine Zimmertür. Dort gab's regelmäßig Händel. Den Poſten vor der Tür hatte Scott inne und der ließ niemand durch. Zwiſchen den beiden hatte ſich eine große Eiferſucht entwickelt. Kam das Schaf, um an meinem Bein ſeine Wolle zu reiben, allſogleich war auch der Hund da und ſprang mich ſchmeichelnd an, in der Abſicht, das Geſicht zu belecken. Daraufhin bockte ihn das Schaf einmal derart in die Hinterbeine, daß er über den Haufen purzelte und dann beſchämt davonſchlich.

Das Mädel konnte nicht genug ſagen von dem guten Kerl; der Bruder entzog ihm darob ſeine Achtung. Ein Hund, der vor dem Schafe davonlauft, was iſt das für ein Hund? Solches war immer ſein Lied.

Endlich als der Herbſt kam, hatte der Widder an Stattlichkeit den Hund erreicht, nur war er viel fetter und hatte üppige Wolle. Derlei Entwicklung iſt für ein Schaf immer gefährlich. Martha hatte es mit Fürbitten geſchützt, ſo lange als möglich, aber endlich kam er doch. Der Dachswirt kam, der eine weiße Schürze

trug und vorne herab einen meſſingnen Meſſerwetzer baumeln hatte. Er tat ſehr freundlich mit dem Tier, ſtreichelte ihm das Haupt und den Nacken, lobte die ſchönen Hörner und legte ihm ſo nebenbei einen Strick um den Hals. Als er es dann davonführen wollte, ſtand am Tore der Scott, zog den Schweif ein und knurrte. Als der Dachswirt hernach mit der Landa ganz arglos davongehen wollte, ſprang der Hund wütend an ſeine Bruſt und riß ihm ein Stück Tuch aus der Weſte. Das war das Ende vom Lied.

Eine Stunde ſpäter kam der Sicherheiter des Ortes, konſtatierte, daß Scott den Dachswirt gebiſſen habe und verlangte, daß der Hund Waſſer ſaufe. Da dieſer prinzipiell ohne Durſt nicht trank, ſo wurde er für verhaftet erklärt. Für Martha war das zu viel, ſie erhob ein Klagegeſchrei. Das gab nichts aus. Da kam der Bruder. Der ſagte dem Sicherheiter ganz gelaſſen: Ich ſtehe für den Hund. Er hat ſich nur für ſeine Freundin eingeſetzt, hat nicht die Hundewut. Bis der Abend kommt, wird er Waſſer trinken.

Der Hund bekam Galgenfriſt. Und als er am Abend beim Brunnentroge ſtand und mit der Zunge Waſſer hineinſchlamperte, viel Waſſer, da lachte der Bruder, ſtreichelte das zottige Haar und ſagte: Scott! Heute habe ich's geſehen, du biſt ein ganzer Kerl. Wir bleiben beiſammen.

Der Walterbub.

Und endlich kommt meine dritte Jugend — die Zeit der Enkel. Auch hier ist es wieder die Alpensommerszeit, die mich zu den kleinen Enkeln führte. Diese haben jetzt noch das Glück wie einst Großvater, auf ländlicher Flur Kind sein zu dürfen. Vor wenigen Tagen noch war ich selbst so ein Junge, wie jetzt mein zweieinhalbjähriges Enkerl ist. Es kann nicht viel länger her sein, zählen doch nach der Heiligen Schrift tausend Jahre wie ein Tag. — Freilich nicht, so lange sie währen, denn da gibt es Tage, die wie eine Ewigkeit sind — aber wenn tausend Jahre vorüber sind, dann zählen sie wie ein Tag. Und das Erinnern des alternden Mannes ist flinker als seine Beine, es überspringt mit Leichtigkeit sechzig lange Jahre, um wieder dort zu sein, wo es am nettesten gewesen ist — in der Kindheit, voll Sonnenschein und voll Dämmerung zugleich.

Ich bin nun aber gar nicht mehr auf die Erinnerung angewiesen, es ist auch kein Verlaß auf sie, man wird so oft auf Abwege geführt von ihrer leichtfertigen Freundin der Phantasie. Ich brauche nur ein paar Stunden auf der Eisenbahn zu fahren und stehe als alter Mann leibhaftig vor mir, dem kleinen Küttel-Buben. Wenn dieses Wunder ein einzigmal geschehen wäre, kein Mensch würde dran glauben — aber es geschieht millionenmal,

es geschieht täglich; da denkt man, 's ist halt natürlich und geht zur Tagesordnung über. Die Tagesordnung aber ist nichts anderes, als immer wieder: Vater, Sohn, Enkel und so fort in ewiger Dreieinigkeit.

Wenn ich vor meinem Enkerl knie, so geschieht das ja freilich nicht in Anbetung, sondern weil es so klein ist. Als eines Tages der große Zar und dieser kleine Knabe um mich rangen, wer hat gesiegt? Zu Mürzzuschlag auf dem Bahnhofe war ich gestanden, um mit lebhafter Neugierde den russischen Kaiser zu erwarten, der von der Mürzsteger Jagd zurückfuhr. Da fiel mir plötzlich das Enkerl ein, das in einem Stündlein auf ein Stündlein zu erreichen war, den Zar ließ ich Zar sein und lief dem Kinde zu. Damals war der Großherrscher noch nicht einmal durch Japaner geschwächt und ist doch das Kind stärker gewesen. Zu Großen kommt man am besten mit Geschenken und so auch zu Kleinen. Doch wie ich meinen Kindern nie etwas mitzubringen pflegte, so halte ich es auch bei meinen Enkeln. Sie sollen mir in die Augen schauen, anstatt auf die Hand, ich will den Empfangsjubel für mich haben, nicht für meine Tasche. Daher frägt auch keines je: Großvater, was hast du mir mitgebracht? Und in Ermanglung eines anderen Spielzeugs spielen die kleinen Saggra mit meiner Nase, mit meinen Ohrläppchen, mit meinem Schnurrbart — mit meinem Herzen. Manchmal habe ich mich schon gefragt, ob wir Erwachsenen und Alten die Kinder nicht bisweilen wie Spielzeuge behandeln, anstatt wie junge, lebendige Menschen. Recht oft, von unserer Stimmung und Laune hängt es ab, wie wir zu ihnen sind, was wir mit ihnen treiben, und gar selten bedenken wir, ob das den kleinen Wesen wohl auch immer gut und angemessen sei. Und trotzdem sind wir, besonders wir Großelternleute, mit Haut und Haar die Beute dieser Kinder. Die Liebe zum Enkel ist eine so wonnesam süße, lum-

vige Liebe! Lumpig deshalb, weil es eine Liebe ohne Sorgen ist; denn diese überläßt man den Eltern. Alte Leute fühlen, wie es um sie immer kühler und stiller und einsamer wird. Aber sie dürsten nach Liebe, die keiner, der Liebe kennen gelernt, je wieder entbehren will. Und wenn nun im Nachsommer die zweite Ernte aufgeht, die Enkelschar, da ziehen die Alten aus, um mit Lusten und Listen noch einmal ein Stück süßer Liebe zu ergattern. Und ist ihnen kein Mittel zu schlecht. Wo die Eltern ernst sein müssen, haben die Großeltern kindische Zärtlichkeit; wo die Eltern abhärten wollen, möchten sie verweichlichen. Wo die Eltern ängstlich für die Gesundheit der Kleinen sorgen, kommen Großeltern und überladen ihnen die Mägen und ersticken sie fast in übermäßig geheizten Stuben. Wo die Eltern systematische Zucht anstreben, da arbeiten die Großeltern immer daran, diese Zucht zu durchbrechen, den Kindern alle Begehren zu erwirken, zu erlauben und hinter dem Rücken der Eltern sogar kleine Übertretungen anzuzetteln. Alles aus Liebe zu den Enkelkindern? Nein. Vieles aus Liebe zu sich selbst. Eine Großmutter kennt kein größeres Glück auf Erden, als wenn sie beim Fortgehen sieht, wie das Enkerl ihr nachweint. Und ein Großvater weiß nichts Lustigeres, als im Vereine mit dem lockeren Enkel dem strengen Papa oder Lehrer einen Schnabernack zu spielen. Alles, um eifersüchtig den größten Brocken Liebe für sich zu gewinnen. — Diese Gattung von Großeltern hat der Walterbub zum Glücke zwar noch nicht kennen gelernt, wenn nicht vielleicht ich selbst mich einmal auf einer solchen kleinen Herzensgaunerei ertappt habe.

Sie sagen, daß ich keines vernünftigen Wortes fähig wäre, daß ich auf ganz ernsthafte Fragen gar keine oder nur traumhafte Antworten gebe, wenn ich beim Enkerl bin. Aber das soll nur erst einer erleben. Das

Buberl, wie es den ihm trautsam gewordenen Alten mit leuchtenden Braunäuglein anschaut, ganz andächtig, mit ruhigem Behagen, und halblaut vor sich hinspricht: „Goßvater!“ — Und nach einem Weilchen wieder: „Peterosegger-Goßvater!“ (Zur Unterscheidung von einem anderen, dem „Senex“-Großvater.) — Und wieder nach einer Pause: „Goßvater!“ — Und er dann mit dem weichen Händchen leicht und ein wenig schämig meine Wange streichelt und mir forschend ins Gesicht lugt und das Wort sagt: „Adiar!“ — Das heißt: Augengläser — und nun fassen seine Fingerchen auch schon die Spange und zerren die Brillen über die Nase herab. Und als dieser Fremdkörper beseitigt ist, blickt der Kleine neuerdings mit stillem Vergnügen in mein Gesicht und sagt wieder ganz leise „Goßvater!“ — Und bei dieser Beschaulichkeit hat der Junge eines Tages etwas entdeckt. „Walterbub! — Walterbub!“ jubelte er, denn in meinen Augen hatte er sein winziges Köpfchen gesehen und erkannt. — Nun bitte ich einmal auf etliche Minuten lang alle Uhren stillstehen zu lassen, alle Werkstätigkeit der Welt einzustellen, selbst deinem Herzschlag zu gebieten, daß er ganz leise poche, denn was jetzt ist, das ist lautere Ewigkeit. Das Enkerl ist im Haupte des Großvaters drinnen. Es sieht dort sich selbst wieder! Und auch umgekehrt. — Allerdings nur so lange, bis in unsäglicher Herzensseligkeit heiles Wasser die alten Augen verschleiert. Was du da fühlst, wenn das Enkerl dir so treuherzig ins Auge schaut und auf einmal sagt es lachend: da drinnen ist der kleine Bub! — Das hat noch kein Lied ausgesungen. Und mit den Gedanken, die darob uns aufsteigen, könnte man ein Buch füllen und das Buch könnte heißen: Der seligste Augenblick, wenn nicht ein herrlicherer und tieferer Titel dafür gefunden werden sollte.

Aber die Feierlichkeit hält nicht lange an. Über eine halbe Minute lange Ruhe hat es (außer in der Schlafenszeit) der Walterbub überhaupt noch nicht gebracht. Er will, daß man ihm Lieder ſinge, Sprüchlein leſe, Geſchichten erzähle — jedoch länger als eine halbe Minute darf die Nummer nicht dauern, oder er zieht mir die Uhr aus dem Sack, um dem Ticktack zu horchen und mich zu bewegen, ſie aufzumachen; oder er zerrt den Spielkorb herbei, damit ich ihm mit den Bauſteinen einen hohen Turm baue; oder er macht mich, durchs Fenſter zeigend, auf den „Perſonſug“ oder den „Güterſug“ aufmerkſam, der drüben an der Berglehne vorbeirauſcht. Aber gleich darauf bittet er wieder: „Vom Vogel ſagen!“ „Vom ſim Fanzl“ ſagen!“

„Aber du biſt ja nicht ruhig!“

„Vom ſim Fanzl ſagen!“

„Gut, ich will dir vom ſchlimmen Franzl erzählen, wenn du mir vorher ein Lied ſingſt. Aber ſchön langſam, nicht hudeln!“

Er ſperrt ſich eine Weile, verlangt immer mit der gleichen Gelaſſenheit: „Vom ſim Fanzl ſagen!“ bis er wie immer ſeinen Willen durchſetzt. Ich bin mit meiner Geſchichte noch nicht zu Ende, ſo langt er ſchon wieder nach der Uhr oder hat etwas anderes vor.

„Pſt! Die Uhr mache ich dir erſt auf, wenn du mir das Lied geſungen haſt.“

Während er ſein Ovalgeſichtlein nach allen Seiten hin wendet, den Ofen anſchaut und mit dem Spielkorb raſchelt und allerhand andere Verlegenheits- oder Zerſtreutheitsbewegungen macht, ſingt er ganz korrekt nach der Volksweiſe:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie gün ſin deine Bäuer.
Ni boß zur ſenen Sommerſeit,
Ol auch im Wint — en's ſchneibt —“

Das übrige ist schon wieder so gehudelt, daß man nichts versteht; die letzte Silbe kaum gemurmelt besteht er auf seinem Schein. Das funkelnde Rädchenwerk der Taschenuhr kann er sich nicht genug angucken und sein Zeigfingerchen spitzt sich, um die Rädchen zu berühren, und das um so angelegentlicher, je strenger es verboten ist. Allzu schnell wird das Werklein wieder geschlossen, übrigens nicht einen Augenblick der Zeit versäumt. Denn Großvater bleibt nie länger als eine Stunde. Der Kleine schleppt also seine Bilderbücher herbei, daß ich ihm den Struwwelpeter verlästere oder die kleine Taubenfütterin belobe, oder ein Liedel vorlese von den Schneeballenwerfern oder von der Maus, der ganz kleinen Maus, die plötzlich mitten im Zimmer saß, mit hellen Äuglein dreinguckte und schwupps weg war — ein Lieblingsstück, das sich monatelang auf dem Repertoire erhielt!

Ein paar Minuten solcher Kunstgenüsse und es ist die Zeichenstunde da. Der Kleine legt irgend ein zerknittertes Papier auf, gibt mir den Bleistift in die Hand: „Goßvater, Vogel machen! Hundi machen! Bubi machen!" Solche Zeichnungen werden dann von ihm eigenhändig mit Korrekturen versehen.

Draußen vor den Fenstern ist der Garten, er ist noch so jung, daß die Winterschneedecke gerade ein wenig wellig erscheint über den niedrigen Sträuchern. Nur ein einziges Fichtenbäumchen steht dunkel aus dem Schnee empor, von dem der Walterbub behauptet, es wäre der Christbaum, der einmal in die Stube gekommen war und an dem die vielen Lichter gebrannt haben. Als es apert, will der Knabe mit ihm nähere Bekanntschaft machen, vielleicht um zu untersuchen, ob unter seinen Ästen nicht etwa noch Bleisoldaten, Mundharmoniken oder wenigstens Lebkuchen verborgen lägen. Aber da gibt's Verdruß — der Baum sticht; weinend kommt das

Buberl zu mir, hält mir das weiße Händchen vor, um die Wunden zu zeigen. Aber es ist keine dran und der schreckliche Schmerz ist auch fort, man weiß nicht wohin, und der Kleine lacht mit noch nassem Auge. — Ja, mein kleiner Walterbub, derlei kann dir noch öfter passieren, da darf man nicht wehleidig sein. Stiche, wo du sie am wenigsten vermutest; Schmerzen, die plötzlich kommen und ebenso plötzlich wieder fort sind, ganz wie die kleine Maus — schwupps sind sie weg! — Komm, wir gehen selbander zum schlimmen Bäumerl. Aber das ist ja gar nicht schlimm, siehst du, wie ich es anfasse und es sticht ja gar nicht. Es tut nur schön streicheln, schau einmal. Es hat dich nur streicheln wollen und nicht stechen, nein, das mußt du nicht von ihm denken, vom lieben Christbaum. Komm, greife ihn einmal an, greif' ihn nur fest an, er tut dir nichts!" Der Knabe wollte nicht, er wimmerte vor Angst, als ich sein Händchen an die Fichtennadeln führte, und er lachte auf, daß es nur kitzelte, daß es eigentlich gar nicht wehe tat. Ganz gerührt streichelte er dann — aber doch mit einiger Vorsicht — die benadelten Zweige: „Du guter Baum! Du lieber Baum! Du bist ja so viel brav!" — Und seither herrscht das herzlichste Verhältnis zwischen Baum und Buben.

Hingegen hat sich einige Tage später in demselben Garten das Verhältnis zwischen dem Walterbuben und dem Großvater etwas getrübt. Am Rande der Beete standen Mohnstämme mit Knospen, die sich noch nicht entfaltet hatten. Nun riß der Knabe eine solche Knospe ab, gab sie mir in die Hand und verlangte, daß ich „Manderl mache". Ich bog die grüne Umhüllung der Knospe auf, da kam das zarte, rote Blütenknollchen zum Vorschein und das war das „Manderl". Ein paarmal tat ich ihm den Spaß, dann sagte ich, nun wäre es genug mit dem Manderlmachen und er solle keine

Mohnstämme mehr abreißen, denn sie würden bald selber anfangen, Manderl zu machen, ihre Knospen zu entfalten, und dann gäbe es große rote Blumen, die weit schöner wären, als das armselige Manderl. Aber der Walterbub achtete nicht darauf, sondern brach Stamm um Stamm und warf sie weg. — Na nu, das war Trotz! Er war ungehalten, daß nicht mehr „Manderl" gemacht wurde, er riß die Mohnstämme ab und warf sie weg.

Woher nur jetzt geschwind ein strenges Gesicht nehmen! Es war schon da und ein beinahe echtes noch dazu. „Walter, jetzt bin ich bös! Ich habe gesagt, du sollst nicht abreißen, und du folgst mir nicht. Siehst du, jetzt ist der Großvater sehr bös! Sehr bös!" Damit wendete ich mich ab, ließ ihn stehen und ging den Zaun entlang gegen das Gartentor. Der Knabe kümmerte sich wenig darum, riß noch ein paar Stämmchen ab und warf sie auf den Sandweg. Dann stand er so herum, ging ein paar Schritte weiter, machte sich mit einem Steine zu schaffen, aber alles mit einer Gelassenheit die zu seiner sonstigen Hast in Gegensatz stand. Für mich hatte er nicht einen Blick, als ob ich so ganz und gar nicht da wäre. Ich aber stand an einem Setzling, scheinbar untersuchend, wie der an den Stab gebunden wäre, und tat, als ob es auf der ganzen Welt keinen Walterbuben gäbe. Heimlich aber beobachtete ich den Knaben. Der stand in seinem weißen Kleidchen und mit seinem kirschroten breitkrempigen Hute dort, wie ein kleiner heiliger Vater, ein ganz kleiner. Mir den Rücken zugewendet, stand er am Strauche und tat, als ob er Blätter pflücken wollte, pflückte sie aber nicht. Dann wendete er sich sachte und als er merkte, daß ich nicht mehr da war (weil ich mich hinter die Hausecke versteckt hatte), schaute er mit seinen großen runden Augen auf die Stelle hin, wo ich gestanden. Stand

unbeweglich da und ſchaute hin. Endlich ging er langſam dem Hauſe zu. Vor der Türe ſtand er wieder ſtill wie eine kleine Bildſäule und blickte auf ſeine Schuhſpitzen hinab. — Armes Menſchenkind, die erſte Schuld, deren du dich bewußt biſt. — Wir begegneten uns dann im Hauſe. Ich trug auf meiner Zunge ſchon das Wort: Komm her, Walter! Großvater iſt wieder gut! und meine Arme zuckten ſchon danach, ihn an die Bruſt zu ſchließen. Aber der Walterbub ging tief unten zu meinen Füßen vorüber, als ob ich nicht vorhanden wäre, er zeigte weder Reue noch Freude, ging an ſeinen Spielkorb und begann die Bauſteine auszukramen. Alles wie ſonſt, wenn er allein war, nur ganz ſchweigſam und um ein paar Grade ruhiger. Dieſer Stolzheit konnte ich meine Verzeihung nun freilich nicht vor die Füße werfen Der Abſchied nachher. Da war nicht das Anklammern mit beiden Armchen an meinen Nacken, nicht das faſt unwiderſtehliche: „Nicht fortdehn, Goßvater. Bei Walterbub beiben!“ Kühl ließ er das Handlein, als ich danach langte. Dann blieb er ſtehen wo er ſtand, und begleitete mich nicht zur Türe. Ich hätte lachen und weinen mögen über den kleinen verſtockten Sünder. Als ich von der Straße nochmals zurückblickte auf die Fenſter, war in keinem derſelben das dunkellockige Köpfchen meines Walter.

Mein nächſter Beſuch verſpätete ſich zufällig um Wochen und war bei mir jener Konflikt längſt vergeſſen Es hatte überhaupt ſonſt niemand um ihn gewußt. Kaum wieder in der Stube, hob ich den Knaben wie gewöhnlich aus ſeiner Niederung empor, daß das Kleidchen flog, küßte ihn auf die Stirne, auf die Wangen, und fragte luſtig: „Na, Walterbub, Schatzhauſen, was treibſt du? Grüß dich Gott!“ Nicht wie gewöhnlich ſagte er ſein leiſes: „Goßvater! Peteroſegger-Goßvater!“ Er war ganz ſtill und ſchaute mich forſchend an. Und

plötzlich hob er sein Händchen, als wolle er meine Wange streicheln, und fragte beklommen: „Goßvater bös?“

„Aber nein, mein Kind, ich bin nicht böse. Warum sollt' ich denn böse sein?“

„Walterbub Manderl abreißen,“ erinnerte er leise.

„Ach ja so. Na, das wirst du ja nicht mehr tun. Nein, ich bin nicht böse, mein Buberl, komm her!“

„Goßvater wieder gut,“ sagte er, streichelte mich und über sein Gesichtlein ging die lichte Freude.

Aber noch Monate später, wenn ich kam, fragte er mich manchmal forschend, ob ich böse sei.

Derbere und vielleicht manchmal sogar handgreifliche Verweise der Seinigen nimmt er nicht so tragisch. Wenn er den Verboten zuwider auf das Fensterbrett hinaufstieg, um den flatternden Falter zu erwischen, oder auf den Waschtisch kroch, um dort des Vaters Rasiermesser zu versuchen, oder zwei Stühle übereinandertürmte und auf dieselben kletterte, um von der Wandleiste den geladenen Revolver herabzuholen, da gab's ja manchmal abscheuliche Donner- und Hagelwetter, doch wie das im lieben Menschenmai schon geht, in einer halben Stunde, manchmal schon nach fünf Minuten, scheint die Sonne wieder. Und Sonnenschein, hellen, warmen Sonnenschein braucht es ja, das junge Herz. Die feinsten Früchte reifen im Sonnenlande und im Schatten wachsen die Giftpflanzen. Welch eines wonnigen Lichtsternenhimmels erfreust du dich, kleiner Walter! Da ist die Doppelsonne der Eltern, da sind die Nebensonnen der Großväter und Urgroßväter, der Großmütter und Urgroßmütter, da sind die Wandelsterne, die wechselnden Monde und Kometen der Freunde und Bekannten. Alles strahlt dir Licht und Liebe zu. Ein wahres Glück, daß jüngst ein munteres Brüderlein erschien, mit dem der Walterbub wird fürder teilen müssen.

Als ich das erstemal an der Wiege des Neuangekommenen stand, der gleich ganz unbefangen ins Licht der Welt blickte, da kam eilig Walter herbei, zerrte mich am Beinkleid, daß ich mit ihm komme und er mir seine Arche Noahs zeigen könne. Ich aber hob den kleinen Schlaumeier auf, zeigte ihm das Kindlein und sagte: „Schau, da haben sie einen Bruder gebracht, der gehört dein.“ Alsogleich begann er sein neues Eigentum zu streicheln und liebzuhaben, und wenn man es recht kost und herzt, so hat er gar ein vergnügtes Gesichtlein, ist es doch fein. Sein „Bü fein“. Und von Eifersüchtelei keine Spur. „Bü fein“ heißt „Brüderlein fein“. Der Walterbub ist ein Freund von Abkürzungen. Wenig Worte, viele Tat! Das ist sein Grundsatz.

Schweigend ist er ununterbrochen beschäftigt, sein Spielzeug zu verbessern, indem er den hölzernen Pferden und Eseln die Beine wegschlägt, den Bleisoldaten die Köpfe umbiegt, der Trommel das Fell durchstoßt, im Bilderbuch die Gemälde mit dem Bleistift vervollkommt, sie dann herausreißt und dem „Bü fein“ bringt. Hellfried schmunzelt ihn an, als wollte er sagen: „Warte nur, Bruder, bis ich dir helfen werde!“ Unsere auf dem Markte gekauften Spielzeuge sind ja alle so schrecklich fertig und vollendet, daß ein schaffenslustiger Junge mit ihnen nichts anderes anzufangen weiß, als sie zu zerbrechen. Gib so einem dreijährigen Knaben einmal eine Taschenuhr. Glaubst du, daß er sich begnügen wird, sie in die Tasche zu stecken und manchmal nachzusehen, wieviel Uhr es ist? O nein, er wird sich bald dranmachen mit einer Tischgabel, das Räderwerk zu prüfen, es wo möglich in rascheren Gang zu bringen, die Zeiger kreisen zu lassen, ein Rädchen ums andere loszukriegen, bis schließlich die Uhr in Scherben ist. Damit hat der kleine Mensch sich die Aufgabe geschaffen,

die Uhr wieder zuſammenzubringen. Erfolgreiche Tätigkeit iſt es, was das Kind braucht. Juſt ſo wird auch mit dem Spielzeug verfahren und wer dem Kinde fertiggeſtellte Spielereien gibt mit dem Gebote: „Aber zerbrich es nicht!“ der iſt kein Kinder- und wohl auch kein Menſchenkenner.

Gar allerhand wüßte ich vom Walterbuben. Heute gedenke ich nur noch eines Herzleides, das mir lange nachging. Bei einer munteren Balgerei auf dem Fußteppich war unverſehens ſein Schuhabſatz meinem Auge etwas ſtark nahe gekommen. Ich ſtand auf, legte ein feuchtes Tuch an die Schläfe, hielt es, am Tiſche ſitzend, mit der Hand feſt und ſagte nichts. Der Bub ſtand ein paar Schritte hinter mir, ganz bewegungslos, die Händchen ließ er aneinandergeſchlungen niederhängen und ſchaute mich an. Eine Holzfigur kann nicht unbeweglicher und ſchweigſamer daſtehen. Und auf einmal tat er einen tiefen, hörbaren Atemzug. Ein Seufzer unermeßlicher Ratloſigkeit. — Dieſer tief ſchmerzhafte Atemzug des unſchuldigen Kindes hat mir länger wehe getan, als die Beule am Auge.

Wenn man mich fragte, was mein Augenlicht iſt, das Auge in meinem Kopf oder dieſer Junge ...

Traudi.

Die kleine blonde Wienerin hatte bei uns Sommerfrische genommen. Schon auf dem Bahnhof, beim Empfang, als sie ihr blühendes Wängelchen an mein Gesicht legte, bangte ich um meine Herzensruhe. Besonders auch, als meine danebenstehende Frau, die für derlei scharfen Instinkt hat, einen kurzen zuckenden Blick über uns hinschießen ließ. Freilich, um gleich selbst auf die junge Dame zuzustürzen und sie mit Liebkosungen zu ersticken. Schon am ersten Tag war dieser Gast der Liebling des Hauses, und ich darf wohl sagen, er wurde auf den Händen getragen. Denn zu Fuß gehen konnte die Kleine noch nicht, obschon sie es nach wenigen Tagen ihres Landaufenthaltes weg hatte wie man das macht, daß man ein Bein vor das andere setzt und dabei nicht umfällt. Viel zu rasch machte sie das anfangs, so daß sie immer vor sich hinpurzelte. Um nicht unverrichteter Sache aufzustehen, erraffte sie am Weg allemal eine Handvoll Steinchen. Sie naschte nämlich gerne Kieselsteine — weil ihr das verboten war. Wären der Eva im Paradiese anstatt Äpfel Kieselsteine verboten gewesen, so hätte sie eben Kieselsteine gegessen. Unsere kleine Wienerin tat es mit einer solchen Blitzschnelle, daß — wenn wir ihr zuriefen: „Nit Steiner essen, Traudi!" — sie jedesmal schon längst eine Handvoll im Munde hatte. Mit der größeren Gewandtheit in den Fuß-

wanderungen erweiterte sich auch das Reich. Alle erreichbaren Blätter und Blüten abzureißen, war gestattet, nur ein einziger Stock von roten Blumen, der mitten auf dem Rasen stand, war verpönt. Das Fräulein achtete hier gewissenhaft des Verbotes, wer aber konnte dafür, wenn es auf seinen raschen Läufen immer dort zu Boden fiel und sich am Blumenstock erfing, so daß allemal ein schönes rosenrotes Krönlein in der kleinen Hand blieb! Dasselbe war auch der Fall, wenn die Kleine aus lauter Liebe die „Bu" streichelte; diese zärtliche Vorsicht, daß ja nichts die Blumen schädige, trieb sie allemal so lange, bis die krabbelnden Fingerchen urplötzlich eine davon geknickt hatten. Da bekam sie freilich von uns die drohenden Finger: „Du! du! du!" Mit demütiger Gelassenheit ertrug sie stets den Verweis, und wenn einem von uns auch einmal etwas passierte, so daß eine Pflanze geknickt oder bei Tische ein Wasserglas umgeschüttet war, da erhob sie das Fingerchen: „Du! du! du!" — zur heilsamen Erinnerung für uns, daß niemand unschuldig durch die Gärten des Lebens wandelt. Bei solcherlei kleinen Konflikten oder wenn sie sich sonst eines, ach du mein Gott, oft wie natürlichen Versehens bewußt war, machte sie sich am liebsten in der Nähe von mir zu tun. Bei Goh — ist es doch noch am sichersten für alle Fälle.

Die Kleine hatte sich eine eigene Sprache hergerichtet, eine von nachgerade chinesischer Einfachheit, urfremd und urheimlich zugleich, wir verstanden sie alle. Selbst mir, dem großen Sprachignoranten, hat diese Sprache nicht die mindeste Mühe gemacht. „Ma" heißt Mama, „Bu" heißt Blume, „Wa" heißt Wasser, „Bo" heißt Brot, „Bugl" heißt Kuß, „Mugl" heißt Kuh, „Hogl" — Hose, „Sogl — Schuh, Pa pa! heißt so viel als: hinausgehen; wird es mit einer lebhaften Handbewegung gesagt, so bedeutet es: Schau, daß du weiterkommst!

Entſchiedener und artiger zugleich kann man doch niemanden abſchaffen, als mit dem entſprechenden Handwinken: „Pa, pa! — Pa, pa!“ Später vervollkommnete ſie aus uns unbekannten Gründen das Pa pa in „Pa pag“; Nein, nein in „Nein ag“. Wenn ſie früher jede ihr nicht genehme Annäherung oder Verbindlichkeit in zarter Züchtigkeit mit einem leiſen, ein wenig ſingenden „Nein, nein!“ abgelehnt hatte, ſo tat ſie es ſpäter mit einem ruhigen, aber entſchiedenen „Nein ag!“ —

Ferner „Gohgl“ heißt Großmutter und „Goh“ Großvater.

Da ich vorhin geſagt, daß ſie ſich gerne zu Goh flüchtet, ſo iſt das Inkognito kaum länger mehr aufrecht zu halten. Es iſt nicht anders, die kleine blonde Wienerin iſt eben auch meine dritte Jugend. Die erſte Jugend erlebt man an ſich ſelbſt, die zweite an ſeinem Kinde, die dritte an ſeinem Enkel. Und dieſer Enkel war ein Jahr alt und hieß Traudi — da habt ihr alles auf einmal.

Und daß man in der dritten Jugend noch am allerkindiſcheſten wird! Des Morgens am Schreibtiſch, die Arbeit mochte noch ſo ſtreng, die Sammlung noch ſo nötig ſein, wohl alle zehn Sekunden zog's mein Auge zum Fenſter hinaus, ob durch den Garten her das Wägelchen mit dem weißen Kobeldach nicht endlich komme. Ja? Dann bin ich auch ſchon unten. „Goh! Goh!“ ſagt ſie ruhig und reckt die Ärmchen entgegen, und ſchon ſitzt ſie am Alten, ganz oben, und ſtreichelte das borſtige Kinn: „Ei ei! — Ei ei!“ Und gleich dem „Goh“ auch ein „Bugl“, welches Wort ſie mir raſch ins Geſicht pfaucht — und das iſt der Morgenkuß. Dann zum „Bom“. Denn mitten im Garten ſteht ein Lärchbaum, an dem ſie gerne die riſſige Rinde betrachtete, und die Käferchen, Würmchen und Ameiſen, die daran krabbelten. Ganz beſonders anziehend dort waren ihr ein paar

Harztröpfchen, die sie nicht „angreifen“ durfte, die sie also nur mit dem Zeigefingerchen betupfte, dann aber in Kalamitäten geriet, weil jedes Splitterchen dranhängen und das Kleidchen drankleben blieb, also daß es war, als hätte sie einen Finger, der ihr nicht gehorchte, der plötzlich mit den Dingen ganz eigenmächtig handelte und bei sich behielt, was sie fallen lassen wollte, als wäre es gar nicht mehr ihr Finger. Mit einem unbehaglichen, vorwurfsvollen Blick schaute sie auf diesen mißratenen Finger, bis er wieder ganz gereinigt war. Aber das nächstemal betupfte sie wieder die Harztröpfchen.

Gegen körperliche Schmerzen war sie gleichgültig; fiel sie hin, so stand sie wieder auf; stieß sie mit dem Kopf an den Türpfosten oder an den Lehnstuhl, so sah sie sich das Hindernis prüfend an, um ihm das nächstemal gelassen auszuweichen. Gegen kleine Zurechtweisungen war sie empfindlicher und ein im ernsten Tone vorgebrachtes: „Du schlimme Traudl, du! du! du!“ schreckte sie ein Weilchen in sich zurück, um es eben gelegentlich, wenn andere was anstellen, zurückzugeben: „Du! du! du!“ Sie konnte sogar die Konsternierte spielen, ohne es zu sein, wenn sie ein verdrossenes Maulchen machte, um sich hinterher ins Fäustchen zu lachen. Und ein Schmutchen konnte sie ziehen, mit der aufgebauschten Oberlippe schier die Nasenlöcher verdeckend, wenn ihr etwas gegen den Strich ging. Das war aber auch das einzige Zeichen des Mißfallens. Das Zornige, Mürrische, Launische war ihr fremd. Da zerfloß sie lieber in Zärtlichkeit, streichelte, herzte und „buglte“ alle Gegenstände, nicht bloß die „Gohgl“, die „Evi“, die „Taudl“ im Spiegel, sondern auch das Milchtöpfchen, den Hut. Selbst den aus dem Rohre sprudelnden Brunnen streichelte sie und wenn dabei die Finger „britschelnaß“ wurden, so machte ihr das ein stillfröhliches Vergnügen.

Vor allem aber die Tiere! Jeder von uns hat's vielfach erfahren, wie zugetan die Kinder den Tieren sind, wie unbefangen und treuherzig sie an bissige Hunde, halbwilde Rinder, zornige Hähne herankommen und wie diese nicht die mindeste Feindseligkeit gegen das Kind zeigen. Die Feindseligkeiten eröffnet wohl zumeist der erwachsene Mensch. Das Kind aber wäre imstande, das paradiesische Verhältnis zwischen den Geschöpfen aufrechtzuhalten. Wenn die Traudi in den Nachbarsstall zur „Mugl" geführt wurde, wie da das kleine Menschenwesen aufging und sich nicht genug tun konnte, das klobige, vierfüßige Ungetüm zu herzen, und „Bugl" geben wollte es ihm auch an Stellen, die sonst nach allgemeiner Meinung nicht dazu geeignet sind.

Wenn fremde Kinder ins Haus kamen, so beobachtete die Kleine sie zuerst mit forschendem Blick. Merkte sie Unarten, so ahmte sie dieselben mit komischer Übertreibung nach, um sich dann allemal mit ganzer Zärtlichkeit den Kindern anzuschließen. Nachbarskinder, selbst wenn sie schon größer waren, stellten sich zur kleinen Fee gerne in ein vasallenartiges Verhältnis, das die Traudi nur insoferne ausnützte, als sie dieselben tyrannisch nach Herzenslust küßte und koste.

Traudis Vater ist ein Mann, der gerne mit den großen Kanonenschiffen auf den Meeren herumfährt, damit die fremden Länder sehen, daß auch Österreich-Ungarn ein finsteres Gesicht machen kann. Viel wird in unserem Parlament über die Kriegsmarine herumgesprochen, bisher aber noch nie erörtert der Nachteil, den Traudi durch sie hat, indem sie den Vater oft lange Zeit entbehren muß. Heute merkt sie das noch nicht so recht, aber aufgefallen muß es ihr doch sein, damals, als er wochenlang nicht da war. Denn als er eines Morgens kam, stand sie in ihrem Bettchen unbeweglich da und schaute ihn an. Plötzlich rief sie „Vaterl!"

und verlangte an seine Brust. Nicht der glänzenden Knöpfe wegen, die sonst den Damen an Offizieren so interessant sind, denn die bemerkte sie zuerst gar nicht; sie blickte nur immer in sein Gesicht, drückte jählings ihr Mündchen drauf: „Bugl, Bugl!“ Das war ihr aber nicht genug, jetzt begehrte sie die junge Mutter herbei, drückte mit beiden Händchen deren Kopf zum „Waterl“ hin: „Bugl, Bugl!“ Und alle Hausbewohner, der „Han“ und die „An“ und die „Mart“ und die „Len“ und die „Evi“ und der „Goh“ und die „Gohgl“ mußten herbei, um dem Ankömmling ihre Liebe zu bezeugen.

Von Eifersucht in dem kleinen Herzen also noch keine Spur. Sie will nicht alle Zärtlichkeiten für sich haben, sie dirigiert derlei sehr oft ihren Lieblingen zu und ist still beglückt zu sehen, wie alle sich untereinander gern haben.

Damals freilich wußte sie sich der Alleinherrschaft noch sicher. Sie war das funkelnde Sonnlein, um das alles andere Gestirn des Hauses kreiste und von dem es all sein Licht erhielt. Aber auf einmal wurde es anders — ein zweites Sonnlein war da, noch kleiner und noch funkelnder. Ein Brüderlein. Daß sie es liebkost und heftiger, als es zärtliche Liebe eigentlich verlangt — es wundert uns nicht. Aber daß sie auch uns andere immer wieder an der Hand nimmt oder am Rockzipf packt, um uns zur Wiege hinzuzerren, daß auch wir den winzig kleinen Peterl herzen und küssen sollten und daß wir ihr an solchen Liebkosungen gar nicht genug tun können — das wundert uns doch ein wenig von einem jungen Frauenzimmer. Die Kinder wissen es sonst fein zeitlich, worauf es ankommt, um nicht zu kurz zu kommen — mit den spitzen Ellbogen die junge Nebenbuhlerschaft sachte beiseite und sich unauffällig in den Vordergrund drängen. Bei der Trauderl davon keine Spur. Sich selbst ganz vergessend, lebt sie nur im

Brüderlein und fürs Brüderlein. Von allem, was ihr gegeben wird, muß zuerſt der Peterl bekommen, und ſie nötigt es ihm auf. Die Semmel ſucht ſie dem Säugling in den Mund zu ſtecken, den Strohhut will ſie ihm auf das Köpflein ſetzen und ihm ein Kleidlein anziehen. Dafür ſollte er ſich auch ſtets zu rechter Zeit auf das weiße Porzellangeſchirr begeben, und ſie ſchien anfangs ſehr verblüfft, wenn ihm erlaubt war, was ihr ſo ſcharf verboten; freute ſich aber darüber, daß das Brüderchen, es mochte was immer treiben, nicht ſtets der Gefahr des Ausgezanktwerdens ausgeſetzt war. Auf jeden Fall konnte hier ein Bundesgenoſſe heranwachſen, wenn's drauf ankam. Das nebenbei. Mich entzückt ihre ſelbſtloſe Liebe zum Brüderlein und ihr ruhigfrohes in den Hintergrund Treten und ſich Beſcheiden und ihr wonniges Zuſehen, wenn dem Brüderlein etwas Gutes geſchieht.

Wie iſt ſo ein junges Menſchenkind doch rührend, wie möchte man vor ihm langſam aufs Knie ſinken als vor dem reineren Weſen, an dem noch ſo viel von Gott lebt und webt, weil es ja erſt vom Himmel gekommen. Am liebſten möchte man einen großen Glasſturz darüber geben, daß die kleine himmliſche Seele nicht beſtaubt oder gar zerbrochen werde.

Unſere Traudi verändert ſich von Woche zu Woche und hat alle Tage was Neues, lauter Kinderſelbſtverſtändlichkeiten und doch lauter kleine Wunder, die uns entzücken. Die ſcheue, reine Kinderſeele bewahre dir Gott — du ſüße, kleine Traudi!

Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt.

Ich habe schon viele zweijährige Kinder gesehen, aber ich habe noch kein zweijähriges Frauenzimmer gesehen. Bevor die Traudel kam. Die ist geboren am 20. Juni 1904, und heute, am 26. Juli 1906, ist sie komplett. Sie hat alle wesentlichen Eigenschaften der Menschen fertig, so besonders die Energie, die Arbeitsamkeit, die Güte, die Klugheit, die Schlauheit. Da diese Eigenschaften kaum noch steigerungsfähig sind, so müssen wir froh sein, wenn sie nicht sinken. Die Zeiten, wo das Menschenkind ein „Fratz", ein wilder Flegelknabe oder ein dummer Backfisch wird, kommen erst später. Wenn du immer zweijährig bleiben könntest, Trauderl, ich glaube auch du würdest damit am besten fahren. Daß du dich heute vor den Mücken so angstvoll fürchtest und den brüllenden Rindern so vertrauend nahest, ist zwar eine Torheit, aber eine sehr weise. Aller Tage sind die großen Tiere der Menschheit nie so gefährlich geworden, als die kleinen. Der Mensch tötet den Walfisch und wird von den Bazillen getötet.

Darum ist heute auch das winzig kleine Dirndel unbändiger, als es das große sein wird. Eine Gönnerin hat dieses Wesplein in eine bunte Hülse gesteckt. Aus altem Mägdekittel ein neues Steirergewandel, kirschrot, mit weißen Tupfen, ein kurzes, faltiges Kitterl, das bei jeder ihrer raschen Bewegungen lebhaft um die Beinchen

ſchlägt. Auf dem weißen Hemd laufen die roten Kittelhalter über die Achslein. Weiße Strümpfe mit Bundſchuhen, ein ſpitzes, breitkrempiges weißes Strohhütlein mit grüner Schnur und kühn aufſtehender Hahnenfeder — ſaget, kann ein Menſch überhaupt vollkommener gekleidet ſein? Die Hemdärmlinge hat ſie zurückgeſchlagen, ſo daß die Vorderärmchen nackt ſind — bei den Sand- und Erd- und Steinarbeiten kann man das flatternde Zeug nicht brauchen.

Die Kleine iſt ſtets mit Bauarbeiten beſchäftigt. Sie gräbt Löcher in die Erde, ſie führt Sandwälle auf, ſie baut Türme aus Steinen, ſie zieht Schanzgräben und leitet Waſſer hinein. Und alles perſönlich, mit eigener Hand ohne alle Umſtände. Ihr eigener Architekt, Bauherr und Baumeiſter, ihr eigener Grundfeſtengräber, Maurer und Dachdecker, führt ſie emſig und ſchweigend in einer Viertelſtunde die Feſtung auf. Federleicht, wie ſie iſt, torkelt ſie bei jedem ſchiefen Trittchen, kippt um, huſcht auf, und arbeitet und baut wieder, läßt ſich von keinem Zuruf und Lobſpruch beirren, gräbt mit den Fingern, formt und glättet mit der Hand die Sandwälle, um nach Vollendung alles wieder mit ein paar Ruckern zu zerſtören, wenn es nicht ungefähr von anderen Mächten geſchieht — um ſogleich wieder mit derſelben Arbeit zu beginnen. Oder ſie fängt an anderer Stelle an, ſchier vergeſſend des alten Baues und der Erfahrungen, die ſie dabei gemacht. Das iſt das Bauen der Natur, ſo baut die Ameiſe, die Biene, der Bieber, die Schwalbe, nur ein bißchen mehr für den praktiſchen Zweck, während das Schaffen des kleinen Menſchenkindes ein ideales iſt. Für das Ungeſchickte und Unbrauchbare hat der Menſch nämlich das ſchöne Wort „ideal" erfunden. Oder will mir die Natur durch dieſen kleinen, ununterbrochen krabbelnden Menſchenkäfer zu verſtehen geben, daß alles nur an der Regſamkeit und Tätigkeit liegt, ob nun

daraus was entſteht oder nicht? Wenn meine kleine Traudel nicht ſchläft oder nicht juſt einmal todkrank iſt, wie damals in der Halsbräune, ſo hat ſie das mit der Erdkugel gemein: „ſie bewegt ſich doch“. Ja ſelbſt, wenn der alte Joſua käme und ſeinen weltenhemmenden Befehl erließe: Kleine Sonne, ſtehe ſtill! — es würde ihm nichts nützen. So wenig wie der Mutter mit ihrer dringenden Bitte: „So ſitz auch nur einen Augenblick ſtill, daß man dir um Gottes willen wenigſtens die Schuhbandeln kann zuknüpfen!“ Sie bewegt ſich doch und das rote Kitterl fliegt. Beſchäftigt ſie ſich mit einer Sache, dann vermag nichts ſie davon abzulenken. Für Perſonenkultus iſt ſie nicht zu haben; wer auch herumſtehen mag und ihr Beiſtimmung ausſprechen oder von ihr ein Patſchhanderl erſchmeicheln will, ſie blickt gar nicht auf, ſondern gräbt, zieht, ſchiebt, hämmert und flattert umher wie ein roter Falter. Vor der Großmutter für brav zu gelten, das iſt ihr einziger Ehrgeiz, und dieſe Auszeichnung iſt kinderleicht zu erreichen. Sie mag ſich am Brunnen pritſchelnaß machen, ſie mag den Sand handvollweiſe eſſen, ſie mag alle Schlüſſellöcher mit Steinchen verſtopfen, ſie mag Brüderleins Fahrwägelchen mitſamt dem Brüderlein umwerfen — ſo daß von allen Seiten die drohendſten Gewitter aufſteigen —, bei der Großmutter iſt ſie „brav“, da „kann ſie nix dafür“, da „ſollen die Großen geſcheiter ſein“ und „vorher auf ſie ſchauen, das Kind iſt ja noch nicht vernünftig genug!“ Obſchon ſonſt Großmutter das Dirndel für das „geſcheiteſte“ erklärt, für das „allergeſcheiteſte auf der ganzen Welt“; wenn es gilt, Gefahr abzuwenden, dann verſchmäht ſie entſchuldigend die Worte „unvernünftig“, „kindiſch“ nicht. Ja, als eines Tages Traudel den Schuh auszog, aus der Kanne die Milch hineingoß, um ſie aus dem Schuh bequemer trinken zu können, vergaß die Großmutter ſich ſogar einmal bis zu einem

„dummen Ding!“ Doch dauerte diese Anschauung nur ungefähr drei Sekunden lang. Dann sagte nämlich die Kleine ruhig und ernsthaft im Tone der Mißbilligung: „Taudel tut's nicht mehr. Taudel vom Fascherl tinken“, und Großmutter rief entzückt aus: „Habt ihr's gehört, was sie sagt? Aber mein Gott, das ist doch das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!“

Die Kleine spricht von sich selbst in dritter Person: „Taudel bav!“, „Taudel muß Wasser pitscheln“ (muß sagt sie, wenn sie etwas will), „Taudel geht sasen“. Oder: „Sie muß pitscheln“, „sie geht sasen“. So auch zur zweiten Person, zum Beispiel zur Mutter: „Sie soll Taudel vom Bunnen wegtun, sonst tut Taudel pitscheln!“ Dinge, die sie haben möchte, aber nicht haben darf, will sie von sich entfernt wissen. „Goßmutter, Messer wegtun! Sonst Taudel sich Finger seiden!“ Dann wieder die Großmutter: „Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!“

Da habe ich aber der kleinen Person den Spaß verdorben. Aus Besorgnis, die viele Bravheit und Gescheitheit, die sie immer zu hören bekommt, möchte ihr das Köpfel verdrehen, habe ich die Hauskatze, wenn sie kratzte oder sonst was Unschönes tat, ein „braves, gescheites Vieh“ genannt und das so lang wiederholt, bis die Kleine Großmutters Lobsprüche für Rügen hielt und sich wehrte: „Taudel nicht bav! Taudel nicht gescheit! Taudel nicht katzen!“

Diese bösartige Begriffsverwirrung hat mir natürlich keine Rosen gezeitigt. Großmutter erklärte die Traudel offiziell für ihren Liebling, mir aber rief sie einen anderen Namen schnurgerade ins Gesicht. Wüßte ich mich von der klippen Bezeichnung ganz unbetroffen, so könnte ich sie ja wiederholen. Ich wiederhole sie nicht.

Sonach ist es auch begreiflich, daß die Beziehungen Traudels zu Großvater nicht immer die denkbar intimsten waren. Er war in ihrer Gegenwart zwar auch geneigt

zu Schmeicheleien und Katzbuckeleien, aber sie ignorierte das. War sie einmal auf seinen Arm geraten und in Gefahr, auf ihren Wänglein seine Bartstoppeln zu fühlen, so trachtete sie von ihm loszukommen, aber möglichst unauffällig, stets die gute Form wahrend. So sagte sie, hinabverlangend: „Taudel muß Büderl wiegen!" oder „Taudel muß pitscheln!" bis sie losgelassen auf freiem Erdboden stand. Ja, meine Gegenwart war ihr selten so recht behaglich, da gab es bisweilen ein: „Pst!" das sie zu stören schien und das manches Kosewort unangenehm überwog. Eines Tages im Garten, als ich wieder einmal lange in ihrer Nähe stehen blieb und ihr einstweilen noch schweigend zusah, wie sie auf dem Resedenbette herumtrippelte und Rosenknospen abriß, wendete sie sich plötzlich nach mir und sagte gelassen, aber deutlich: „Er soll auf seine Stube gehen! — Auf seine Stube soll er gehen!" Und ein anderes Mal im Zimmer, als ich mit irgendeiner Dreinrede unbeabsichtigt den Traudel-Kultus störte, der eben von mehreren Frauen lebhaft gefeiert wurde, wendete die Kleine sich mir zu und sagte — physisch von unten herauf, psychisch von oben herab: „Er soll in die frische Luft gehen!"

Da sie aber bald merkte, daß mit so entschiedenen und unmotivierten Abdankungen nicht viel auszurichten war, bediente sie sich feinerer Formen. Saß ich einmal am Fenster und schaute hinaus. Gegenüber auf dem Platz war ein Ringelspiel mit Musik. Traudel machte sich in meiner Nähe zu schaffen, stieß ein wenig an den Stuhl, streifte an mein Knie. „Goßvater!" sagte sie endlich mit ihrem zarten Stimmlein, bei dem das alte Trommelfell allemal wonnevoll erzittert. „Was denn, Kind?" „Er soll auf Goßmutters Bett sitzen." Das tat ich nämlich gern, blieb aber doch jetzt sitzen am Fenster und blickte hinaus. „Goßvater soll auf Goß-

mutters Bett sitzen!" wiederholte die Kleine. „Ja warum denn?" „Beim Fenster kalt ist," antwortete sie. Gerührt ob ihrer Besorgnis für meine Gesundheit setzte ich mich aufs Bett. Wupps, war sie auf dem Stuhl am Fenster und guckte hinaus aufs Ringelspiel. O du kleiner Schlaumeier!

Lieber als mit den Anwesenden befaßt sie sich mit den Abwesenden. Vom „Vaterl", der schon seit Wochen auf hoher See ist, spricht sie täglich und manchen guten Bissen, sei es nun Backwerk oder Obst, legt sie dem „Mutterl" in die Hand, daß sie ihn für „Vaterl" aufhebe. Auch hat sie des Abends vor dem Einschlafen für „Vaterl" ein bestimmtes Gebetlein. Als aber Tante Anna, die ihr's gelehrt, ins Nördliche Eismeer fuhr, um endlich einmal den Nordpol zu entdecken, und Mutterl ein Abendgebet mit Traudel beten wollte, stutzte und stockte das Tirndl und sagte: „Das ist das jechte nicht!" Bis schließlich im Familienrat der Urtext festgestellt wurde, der der „jechte" war.

Mit aller Fürsorge bemuttert sie das einjährige Brüderlein, rückt ihm das Bettkissen, streichelt ihm die lichten seidenfeinen Härchen, hält ihm das Milchfläschchen in den Mund: „Tjink, Peterl, Kinder müssen Milch tjinken," wobei sie ihm manchmal noch ein Übriges gönnt und ihm ein Löffelchen voll Sand in den Mund stecken will. Sand hält sie nämlich für einen besonderen Leckerbissen, aber die Umgebung hat ein Vorurteil dagegen. Ferner, wenn das Brüderl gesättigt ist, singt sie ihm Kinderlieder vor:

„Saf, Kinderl, saf,
Ofen ob sie Taf,
Die wazen und die weißen,
Tun stime Buben beißen."

Einmal hörten wir, wie sie das Liedel unterbrach und plötzlich fragte: „Feut dich das Leben, Peterl?"

„Unglaublich, was dieſes Kind geſcheit iſt!“ Wen ſollen ſolche Ausrufe der Großmutter noch wundern! Trotzdem geſchieht es, daß Großmutter ſich auch mit einem andern Enkel zu ſchaffen macht. Anfangs pflegt Traudel das zu überſehen und macht ſich ſtolz mit irgendeinem Feſtungsbau oder einer notwendig anzulegenden Waſſerleitung zu ſchaffen. Wenn's aber zu lange dauert, das Koſen mit den übrigen jungen Zeitgenoſſen, dann ſchießt ſie plötzlich auf Großmutter hin und erinnert, daß ſie der „Liebling“ ſei.

„Aber ja, du biſt mein Liebling, du biſt das bravſte, geſcheiteſte Kind auf der ganzen Welt!“

Das genügt. Dann macht ſich die Kleine wieder an ihre Arbeit. Wenn andere Kinder miteinander ſpielen und tollen, da hält Traudel ſich am liebſten abſeits. Wenn Peterl ſich an Großvater macht, um ihm mit behenden Kunſtgriffen den Hut vom Kopf zu ziehen, die Augengläſer vom Geſicht zu reißen, wobei der Alte allemal mitſcherzt, blickt Traudel vielleicht einmal ein paar Augenblicke darauf hin — aber mit größter Geringſchätzung, gleichſam: das ſind ſchnöde Kindereien, des Jungen wie des Alten gleich würdig.

Eines Tages hatte Traudel lange ſcheinbar gleichgültig zugeſehen, wie andere Enkel gehätſchelt und gefüttert wurden, beſonders der kleine dicke Friedel war Hahn im Korb. Als dieſer immer wieder nach Großmutter begehrte, um ſich womöglich den Titel des zweitbravſten zu erſchleichen, war Traudel mit ihrer Geduld am Ende. Zuerſt nahte ſie ſich dem Friedel, legte ihm die Hände auf die Achſeln und blickte ihn ſchelmiſch an, ſo ungefähr, ob er nicht ein Tänzel mit ihr machen wolle? Der Friedel, zwar um ein Stück größer wie ſie, ſchaute zaghaft drein, nicht wiſſend, wie man ſich einem ſo zutunlichen Frauenzimmer gegenüber zu verhalten habe. Da packte ſie ihn jäh um den Leib, zerrte ihn

aus dem lachenden Kreis in die Zimmerecke, die zur Walstatt erliesen war. Dort erhob sich denn von ihrer Seite ein heißes Ringen, daß das rote Röcklein flog, während der Friedel in seiner gesetzten Weise mehr den passiven Widerstand beobachtete. Daß man in solchem Falle nicht Gewalt anwendet, das war ihm ritterliches Gesetz. Aber mit diesem Gesetze lag er bald am Boden, während die Siegerin über ihm hockte und ihn tüchtig knetete. Der pessimistische Teil der Zuschauer hielt das für Rache, während die Lösung des Kampfes dafür sprach, daß der Handel nichts anderes als eine heftige Zärtlichkeit gewesen war. Denn die Traudel nahm den Friedel schließlich um den Hals und herzte ihn lieblich, während das Büblein seine Ruhe bewahrte, aber noch lange konsterniert auf die dreiste Angreiferin blickte. Die Kleine hat auch ihre Seelenkämpfe, wie es sich für jedem ordentlichen Menschen geziemt. Wird ihr befohlen: „Schön guten Tag sagen! Schön Handerl geben!“ so tut sie's nicht. Da ließe sie sich lieber totschlagen. Ist aber der Absolutismus vorüber, dann kommt sie freiwillig: „Duten Tag!“ und reicht das Händchen. Letzteres kompliziert sich insoferne, als es immer das rechte sein soll, wobei es sich herausstellt, daß man die rechte Hand allemal auf der andern Seite hat, als der Gegenübermensch.

Doch über derlei kommt der Mensch hinweg. Schlimmer sind die Käferchen, so über den Schuh laufen, davor faßt sie Entsetzen, während sie ruhig zu den klobigsten Rindern hintritt. Wenn ein solches dann weitertrottet, ruft die winzig kleine Person ihm beruhigend zu: „Schjek dich nit, Mugl, Tandel tut dir nix.“

Einmal ging sie an der Hand des Vaters durch den Garten, es war schon Sternenhimmel. Da stach die Kleine mit dem Zeigefingerchen hinauf und zählte die Sterne: „Eis — zei — drei — vie — füf!“ — „Was, du kannst schon bis fünfe zählen?!“ bewunderte

sie der Vater. Und später in der Stube hatte er Anlaß zu sagen: „Du Traudel! Wer schon bis fünf zählen kann, der soll doch das Höserl nimmer naßmachen!“ Die Kleine schwieg. Am nächsten Tag zählte sie wieder: „Eis — zei — drei — vie. — Jetz daf sie das Höserl naßmachen.“ — Mit weiser Überlegung hatte sie nicht bis fünfe gezählt, bei dem — nach Vaters Äußerung — die Pflicht eintrat, das Höschen trocken zu halten. — Sonst sucht sie überall nach dem Rechten und pflegt leitend einzugreifen. Die Magd hatte einen schweren Kasten zu rücken und brachte ihn nicht von der Stelle. Da Traudl beobachtete, daß die Magd sich vergeblich mühte, wir anderen aber alle müßig herumstanden, so rief sie plötzlich ihrem Vater zu: „Aber, Fanzl, so hilf doch!“

Einmal spielte sie im Zimmer — wo derlei verboten ist — Ballen und warf richtig so glücklich, daß die Bombe auf den Kaffeetisch in den Topf fiel und die Milch allen Umsitzenden ins Gesicht spritzte. Entsetzt fuhr die Gesellschaft empor, darob erschrak Traudel ein wenig und murmelte zerknirscht in sich hinein: „Sie war slimm!“

So häufte Traudel Missetat auf Missetat. Da kam die Lebensrettung. Es ist schon gesagt worden, daß der kleine Peter, wenn er Großvaters Gesichte nahekam, stets nach den Augengläsern plangte. Vielleicht, weil ihr strenges Funkeln den natürlichen Blick des Großvaters manchmal zu sehr fälschte. Kurz, der Kleine lechzte danach, sie vom Antlitz zu reißen. Allerdings reizte der Alte sein Begehren, indem er die Nase ganz nach ihm vorstreckte, um — als der Kleine nach den Brillen haschte, den Kopf zurückbiegen. Eines Tages, als der Alte auf dem Angerrasen saß, kroch der Peterl ihm sehr lebhaft ins Gesicht, um endlich einmal die Beute zu erringen; um so mehr wuchs aber der Kopf

nach hinten. Da glaubte nun aber der kleine Friedl mit eingreifen zu sollen, denn im Haschen und Habenwollen fühlt auch die junge Menschheit sich von gemeinsamem Geiste beseelt. Der Friedl kletterte dem Alten rasch aufs Knie, an die Brust, klammerte sich an, trachtete einen Haarfetzen zu erwischen, um das Haupt nach vorne zu zerren. Ich — ja, ja, ich! — wehrte mich wie ein Löwe gegen die beiden Feinde, erwägend, daß ich zurzeit nur das einzige Augengläserpaar besaß und daß sie kaput zu machen nachgerade nichts anderes hieß, als mir das Lebenslicht auszublasen! Ein lustiges Kreischen und Lachen begleitete den Kampf und schon wollte es gelingen, mit strammen Armen die Gegner von mir zu schütteln, da kam ein dritter Feind dazu. Der Walterbub. Und der wußte, wo ich meine Achillesferse habe. Ich habe sie an der linken Seite knapp unterhalb der dritten Rippe. Dort bin ich kitzlich. Kaum fühlend, daß an der Stelle die Fingerspitzlein krabbelten, schmolz ich mit kreischendem Gekicher ohnmächtig hin. Traudel hatte anfangs dem Ringen von Ferne ruhig aber mit einiger Verblüffung zugeschaut. Nun sie merkte, dem Großvater ginge es an die Haut, warf sie die Ärmchen in die Luft und schrie: „Nit! Nit! Nit Goßvater weh tun!" Aber das war gerade so, wie wenn bei dem blutigen Kriege zweier Staaten ein dritter Staat mit Zeitungsartikeln beschwichtigen will. Als Traudel merkte, daß ihr Geschrei ganz und gar unbeachtet blieb und der Unterliegende nur noch leichte Zuckungen machte, nahm sie ihre Sandschaufel und warf den Angreifern den ganzen Festungswall ins Gesicht. Die Feinde stoben krächzend auseinander und meine Brillen — sie hingen schon schief über die Wange herab — blieben vor dem Äußersten bewahrt.

Seit dieser schönen Heldentat hat sich das Verhältnis Traudels zu Großvater völlig geändert. Eine

schweigende Intimität hat Platz gegriffen. In normalen Zeitläuften kümmert sie sich nicht viel um ihn, alle Gemütsduselei ist ihr ja ein Greuel. Wenn sie aber den Großvater irgendwie benachteilt glaubt, dann tritt sie auf das energischeste ein, um ihn zu seinem Rechte zu helfen. In allen zweifelhaften Fällen und bedenklichen Situationen stellt sie sich auf Großvaters Seite, besonders wird ihr Auge finster beobachtend, wenn der kleine Peter nach den Brillen tastet.

Klein-Peterl.

Weit habe ich's gebracht! Nun nennt man mich schon sogar in meinem eigenen Hause den Kinderverderber. Und wenn ich mich dagegen verteidigen will, heißt es: Du sei nur still und red' nix!

So bin ich still und red' nix.

Aber schreiben. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist die Sache ja nicht ganz so schlimm, als daß ich darob den ehrlichen Namen verlieren sollte.

Unter meinen Enkeln ist also einer, der heißt Peter und ist ein flachshaariger, rundgesichtiger, rotwangiger und blauäugiger Junge. Und kommt er schon in die Jahre, in welchen ihm allerhand verboten ist — Tag und Nacht. Ich verbiete bei mehreren Dingen tapfer mit und bin auch bereit, ein martialisch finsteres Gesicht zu ziehen, wenn an manchem Morgen leidenschaftliche Klagen einlaufen über schlimme Aufführung. Zweijährige Buben muß man schon strenge erziehen. Und wenn dann sein Gesichtlein ganz verstockt schalkhaft wird, wenn alle Wetter über ihm hindonnern, ohne daß es einschlägt, so muß ich mich seitab wenden, damit er mein vergebens verhaltenes Lachen nicht gewahrt. Zeitweilig gewahrt er's und dann werden seine Augen noch spitzbübischer und er merkt es, daß der überlaut grollende Großvater insgeheim ein Gesinnungsgenosse ist.

Nach solch mißratenen Erziehungsversuchen ziehe ich es vor, vom Kothurne herabzusteigen und mich mehr als seinesgleichen zu gehaben.

Dem Peterl ist es — besonders von Seite der Großmutter — strenge verboten, über Holzzäune zu steigen, auf Bäume zu klettern oder Sessel übereinanderzutürmen, um auf die Hochzinne des Kleiderkastens zu gelangen. Es ist ihm verboten, sich mitsamt den Kleidern in den Brunnentrog zu legen oder mit dem Zweirad eine Spazierfahrt zu unternehmen. Es ist ihm verboten, unter dem Wagen herumzukriechen, wenn die Pferde schon angespannt sind oder zur Nachtzeit mit Streichhölzern Wetterleuchten zu spielen. Es ist ihm verboten, dem grauen Stier beizukommen, um auf demselben zu reiten und es ist ihm verboten, am Ufer sich auf ein Brett zu setzen und über den Teich hinauszufahren. Es ist ihm überhaupt alles verboten, was das Leben, das täglich neu gewonnen sein will, lebenswert macht. Das lebenswerte Leben also einerseits und das mit steter Ahndung drohende Gebot anderseits haben in das Büblein den ersten Konflikt gelegt. Natürlich siegt das Leben. Aber wenn's heimlich geschehen kann, ist es zweckmäßiger, als wenn die kühne Tat vom Lärme der anderen, unter stets drohender Verhinderung, begleitet ist. Bereits durchdrungen von der Wahrheit, daß Selbständigkeit nur in der Einsamkeit gedeihen kann, hält er sich am liebsten abseits von der Volksmenge der Geschwister, Tanten, Onkel, Eltern und Großeltern, um hinter den Büschen den Zaun zu erklimmen, ein Dach zu erklettern oder den Bach zu durchwaten. Da behalte ich ihn denn im Auge, und unter dem Vorwande, daß der Kleine Aufsicht haben müsse, schleiche ich mich zu ihm und erteile ihm hübsch flüsternd Anleitung, wie man über den Wassergraben springt, über den Lattenzaun steigt oder den Baum hinanklettert. Nötigenfalls schiebe

ich ein wenig nach beim Steiß und muntere ihn auf, immer höher, immer verwegener — bis er plötzlich hoch von einem jungen Kiefernwipfel herabruft: „Gohgl! Gohgl! Schau!“ — Freilich, die „Gohgl“ (Großmutter) schaut und hebt ein Angstgeschrei an, und weil Klein-Peterl sich gemütlich auf einem Aste wiegt, so stößt sie schreckbare Drohungen aus. Aber das Büblein lächelt; in dieser gesicherten Stellung ist keine Drohung der Großmutter ernst zu nehmen. Und das ist der Meinungsunterschied: Die Großmutter hält den schaukelnden Baumwipfel für gefährlich, und das Büblein in diesem Augenblick den festen Erdboden. Die Frau schaut ratlos um sich und will aus Angst schon ohnmächtig werden, aber vorher noch ruft sie hinauf: „Nan du, Peterl, freu dich! Das sag ich dem Großvater! aber heute ganz gewiß. Der wird dich — du weißt schon was!“

Und schreit das Büblein lachend herab: „Gohvater mir holfen!“

„Waaas? Der Großvater hat dir auf den Baum geholfen? Na; da hört sich doch alles auf. Ist wieder der Alte mit dabei? Der ist so dumm wie der Junge, oder noch dümmer. Auf den Baum hat er ihn steigen lassen!“ Und wie sie dann mich hinter dem Stamm erblickt, klettet sie über den Busen die Finger beider Hände ineinander und sagt ganz weichmütig: „Ja, um Gottes willen, Mann! Willst du denn das Kind zugrund richten? Soll es sich denn totfallen vor unseren Augen?“

Wenn die Großmutter solche Geschütze aufrasseln läßt, da ist es am klügsten, sofort zu kapitulieren. Diesmal aber wollte ich doch ganz unmaßgeblich andeuten, daß meine Absicht die denkbar beste war. Gerade das Totfallen sollte verhindert werden, durch Übung im Klettern. Und fiele er schon einmal herab, so am

beſten in meiner Gegenwart, wo man ihn auffangen könne.

„Du ihn auffangen!“ lacht ſie eiskalt, aber während wir alſo wortelten, ſtieg der Kleine langſam und vorſichtig niederwärts im dichten Aſtwerk. Mir bangte faſt vor dem Wagnis, aber als ſie mit ausgeſtreckten Armen ihn erreichte, riß ſie ihn an ſich und empfing ihn mit zärtlichen Küſſen. Klein-Peterl war ſchier verblüfft darüber, daß eine verbotene Tat ſo liebreich belohnt werde. Ein nächſtesmal tat er's wieder, und zwar vor ihren Augen.

Klein-Peterl iſt keine ſchwärmeriſche, beſchauliche Natur. Aufs Reden gibt er nicht viel, ſowie auch er wortkarg iſt. Geſchichtenerzählen vom Struwel-Peter oder dergleichen verachtet er Liebeln und Zärteln verachtet er ſchweigend und geht für ſich immer einer körperlichen Beſchäftigung nach. Was man kindiſch, oder poſſierlich, oder altklug nennt, das iſt er nicht. Schweigen und Wirken iſt ſeine Sache, rückſichtslos arbeiten mit Hammer oder Haue, auf eigenem oder fremdem Gebiet, das gilt ihm gleich. Auch ſucht er Fehden, nur findet er keinen mutigen Gegner. Schweſter Trauderl kreiſcht, ſobald er ſie anrührt. Das iſt kein Vergnügen.

Man verſteht den Jungen. Ein geſundes Kind, deſſen weiche Gliederlein ſich üben wollen, mit Vorliebe im Klettern. Und dieſe natürliche Luſt, die ihn kräftigen, abhärten, gegen Gefahren tüchtig und mutig machen ſoll — das Mannwerden will man ihm verbieten? Nein, da will ich lieber ſein Spießgeſelle ſein. Blaue Flecken und Beulen gibt es ja, auch blutige Naſen — aber nie ein naſſes Auge. Übel, die ihm von anderen zugefügt werden, beſonders moraliſche Demütigungen, können ihm wohl einmal ein heimliches Tränlein herauspreſſen; ſelbſtverſchuldete Leiden trägt er mit heroiſchem Gleichmut.

Etliche Personen im Hause versuchen es mit kläglichen Mitteln, ihn zu einem Hascherl zu machen, zu einem zärtlichen Kindlein, zu einer herzigen Puppe, zu einem niedlichen Spielzeug — aber der kleine Mann geht ihrem süßen Schmeicheln und Kosen kühl aus dem Wege. Sollen es schon Süßigkeiten sein, so höchstens Zuckerln. Auf die fällt er 'rein und das ist Großmutters Stärke um ihn. Aber selbst die Schokoladebonbons scheinen für ihn mehr einen moralischen Wert zu besitzen. Er nimmt sie mit Vorliebe in die Faust und hält sie dort fest zusammen, bis sie patzig werden, dann wirft er sie weg. Und beweist, daß eines Mannes Faust für etwas anderes da ist, als zur Aufbewahrung von Süßigkeiten. Sein Schwesterlein Traudel hat es schon erfahren, daß Klein-Peterls Faust kein Bonbonschachterl ist! Trotzdem scheint sie täglich auf neue Beweise dieser Tatsache lüstern zu sein, wenn sie ihm den Hammer versteckt, sich auf die Haue setzt, mit der er graben will, oder wenn sie ihn des Morgens schnöde denunziert: „Gohgl! Heut bei der Nacht hat der Peterl wieder was angestellt!" Der Junge macht über eine solche Dreistigkeit einstweilen nur ein verblüfftes Gesicht und ist eigentlich eher geneigt, der kleinen Widersacherin ruhig aus dem Wege zu gehen, bis ich ihm zurufe: „Laß dir nur nix gefallen, Peterl!" Da besinnt er sich rasch des Faustrechtes, bis das Schwesterl in ein Wehgeschrei ausbricht. Und da ist es wieder die Großmutter, die es auf das gründlichste feststellt, daß ich ein Kinderverderber bin.

Aber die tödliche Feindschaft zwischen den Kleinen dauert nicht dreißig Sekunden. Die Traudel erhält von der Großmutter Genugtuung in Form irgendeines Leckerbissens und da sagt das Mädel: „Gohgl, gib auch dem Peterl was!" Ohne auf so rührende Fürsprache weiter zu achten, nimmt der Kleine sein Teil, verzehrt es etwa und geht wieder an die Arbeit.

Doch nicht bloß manueller Tätigkeit widmet er sich, auch der Beobachtung. Da steht er dort abseits mit in die Seiten gestemmten Ärmchen und vorgeneigt schaut er unverwandt auf ein krabbelndes Ameislein, oder auf einen sich ringelnden Regenwurm, oder auf eine rastende Heuschrecke. Den Hang, mit einem Fußtritt solche Tierlein zu vernichten, habe ich an Klein-Peterl nicht ein einzigmal bemerkt; mit ruhiger Ausdauer steht der kleine Naturforscher vor seinem Objekt, bis es ihm entlaufen ist. Aber auch mit Mechanik befaßt er sich und untersucht das Kinderwägelchen und das Spinnrad der Muhme und das Fahrrad des Onkels darauf hin, weshalb es läuft, wo die Ursache der Beweglichkeit denn nur stecken mag. Und wenn er beim Berühren sich einmal das Fingerchen einklemmt, so verzieht er keine Miene und läßt sich bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen nicht stören.

Eine alte Sache, daß, wer gut Werktag macht, auch gut Feiertag machen kann. Es war bei der Festlichkeit einer Hauseinweihung, an der auch meine Familie mitsamt Klein-Peterl teilnahm. Auf dem bekränzten Festwagen mitten unter fremden, hüteschwingenden und jauchzenden Burschen saß der Kleine und jauchzte hell mit. Und bei dem Gesange „Steirer san ma, Steirer bleibn ma!“ wiederholte er immer: „Teira san ma, Teira beim ma!“ Noch nie hatte man seine Äuglein so lebhaft leuchten gesehen. — Und weißt doch gar nichts, o Kind, noch von der Heimatsliebe, wie heiß, wie wonnig, wie qualvoll sie kann sein. Und rechthaberische Leute wollen dir am Ende noch dein Steirertum streitig machen mit dem Vorhalte, daß dein Vater ein abgestammter Reichsdeutscher, ein geborner Ungar, ein erzogener Kärntner und dein Geburtsort die Wienerstadt ist. Aber unentwegt singst du: „Teira san ma, Teira beim ma!“ wie es sich übrigens für den Enkel eines steirischen

Zither- und Hackbrettmannes auch gar nicht anders gehört.

Dieſe wenigen Nachrichten genügen. Als Klein-Peterl zwei Jahre und drei Wochen alt war, vergaß er einſtweilen ſeines Vorhabens, Steirer zu bleiben und — ging in die Fremde. Da weit unten in Pola beſichtigt er die Kriegsſchiffe darauf hin, welches das größte ſei und etwa den höchſten Maſt habe. An den will er hinauf. — Soweit, junger Mann, kann ich dir nicht mehr folgen. Siehe zu, wie du ſelber fertig wirſt mit der Welt. — Nur ſo voran, immer der Höhe zu!

Wie Bauernkinder „tatnen“.

Diesen Unterhaltungen mit meinen Nachkommenschaften soll nun auch ein Blick folgen auf die Bauernkinder, wie sie mir im Alpensommer neuerdings begegnen, und wie sie in ihrer Art anheben, Leute zu werden. Daß man den Kindern ganz unrichtige Spielzeuge gebe, meint ihr? Spät kommt ihr drauf, aber das Richtigste ist es noch nicht. Denkt noch ein wenig weiter. Vielleicht sollte man den Kindern gar keine Spielzeuge geben, überhaupt keine! Hingegen aber Materialien, um sich selber welche zu machen.

Lasset die Kleinen in den Hof hinaus, in die Holzkammer, zu den Steinhaufen, zu den Trümmern alter Geräte, lasset sie in die Rumpelkammer zu dem Getrödel — dort werden sie zum richtigen Spielzeug kommen. Wie das Spielzeug heute ist, das gekaufte, über und über fertige, damit lehret ihr den Kindern nichts als das Zerstören. Es ist ja sonst nichts damit anzufangen. Das Spielen mit fertigen Eisenbahnzügen, das Pumpen an den kleinen Blechbrunnen, wo eingeschüttetes Wasser herausrinnt, das immer wieder in die Reihe stellen der schönen Tiere aus der Arche Noahs, das Blättern in den unzerreißbaren Bilderbüchern ist langweilig zum Totwerden. Bis das „tiefere“ Interesse erwacht und die Kinder einmal sehen wollen, wie die Sachen inwendig ausschauen und den Hammer nehmen, um sie zu

zerſchlagen. Das iſt ganz natürlich. Doch nicht zerſtören lernen ſollen unſere Kinder, ſchaffen lernen ſollen ſie — deshalb habe ich geſagt: Gebt ihnen Materialien, damit ſie ihr Spielwerk ſelber machen können.

Wie ſpielen denn die Bauernkinder? Ach, ihr Herrenbabys, die Bauernkinder haben es gut! So luſtig ſpielt ſich's nirgends auf der Welt, als im Bauernhof, und ſo fein wird ihnen das Spielen nirgends gemacht. Denn es iſt ihnen — ſobald ſie einmal ein wenig krabbeln können — eigentlich verboten. „Zum Tatnen iſt keine Zeit. Arbeiten heißt's!" So könnt ihr euch denken, wie köſtlich die halben Stündlein ſind, da es gelingt, der Arbeit zu entlaufen, um eigenmächtig was zu leiſten. Und dieſes kindliche, eigenmächtige, unbefangene, zweckloſe Leiſten heißt: Spielen.

Unſer Waldbauer da droben ſagt aber nicht: ſpielen. Darunter verſteht er eigentlich nur das Kartenſpiel! Spielen tun die Lumpen. Das, was wir an Kindern ſpielen nennen, heißt er: todnen oder tatnen. Zu freier Laune eine Tat machen. Und hat inſofern dagegen nichts einzuwenden, falls damit nicht eine wichtigere, eine praktiſche Tätigkeit verſäumt wird. Der Bauer ſieht es gern, wenn ſeine Kinder in ihrer freien Zeit ſich mit etwas emſig beſchäftigen, „Umanond hockendi Kinner, aus ſöltn wird nix. Wer nit kon todna, der kon ah nit orbatn" Am liebſten iſt es dem Landwirt freilich, wenn ſeine Kinder — Mädel wie Bub — gleich von der Mutterbruſt weg mit Überſpringen der „Todnerei" zum „Orbatn" anheben. Dagegen aber lehnt ſie ſich auf, die junge friſche Menſchennatur, die das Beſte und Schönſte, was ſie ſchafft, ohne Hinblick auf praktiſchen Lohn vollführt. Manchmal kommt's mir wahrhaftig vor, als ſei die Natur weniger eine nüchterne Arbeiterin, als eine Künſtlerin. Denn recht vieles, was ſie ſchafft, iſt weniger praktiſch als ſchön.

Aber es will hier erzählt werden, womit und wie die Bauernkinder tatnen. Die Spiele der Körperübungen gehören nicht hierher. Sonst müßte das „Buckelringen", „Haspelanschlagen", „Geieraustreiben", „Salzhalten", „Blindemausfangen", „Ringelreiatanzen", „Eselreiten", „Eierdutschen", „Engerlfliegen", und hundert andere Körperspiele, wobei viel Schalkheit und Fopperei mit unterlauft, beschrieben werden. Derlei Übungen sind in der Bauernschaft unter dem Sammelnamen „Raufen" oder „Bären" bekannt. „Se bärn scha wieda, de Sapperawold!" sagt der Hausvater und geht mit der Gerte, um den wirbelnden Knäuel von Buben und Tirndln reinlich auseinander zu scheiden.

Das erste des Spieles, vielleicht der menschlichen Tätigkeit überhaupt, ist das Bestreben, schon Gesehenes und Erfahrenes nachzumachen. So kommt gleich die „Docken" (Kinderpuppe) dran. Das kleine Dirndl macht's der Mutter nach, wickelt den Stiefelknecht, es kann auch ein Strohbündel oder ein Staubhadern sein, in Windeln wie ein kleines Kind, säugt es, gibt ihm mit einem Löffel Brei in den Mund, schaukelt es, bis dem Kleinen die Augen zufallen. Hauptsache sind diese Verrichtungen; daß dem „Kindel" der Mund fehlt und die Augen und alles andere, das macht gar nichts; daß es ein oft noch so häßlicher Popanz ist, das Dirndl sieht's nicht, es beschäftigt sich eben mit dem Kinde, ohne daß eines vorhanden zu sein braucht. Also das Spielzeug an sich ist Nebensache, die Beschäftigung damit ist alles.

Der Sohn des Hirtenbauers beginnt schon in seinem vierten oder fünften Jahre mit der Viehzucht. Er sammelt unter den Bäumen Fichtenzapfen, das sind seine Ochsen, stellt sie unter ein aufgespreiztes Brettchen, das ist sein Stall. Wird der Junge größer, so schafft er sich eine feinere Rasse an. Köpft junge Fichten oder Lärchen, stutzt und entschält die Wipfelchen und stellt

nun die quirlartigen Dinger der Reihe nach auf. Das sind die Ochsen. Das Mittelstämmchen dran ist der Leib, zwei der Ästchen sind die Vorderfüße, zwei andere die Hörner. Hinterfüße, Schweif und Kopf sind nicht vorhanden. Die entschälten Quirlchen haben nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Tiere, aber der Junge ist, wie sein Vater, nun Eigentümer von einigen Paar Ochsen, die er mit einem Hölzlein jochartig zusammenspannt, denen er einen Karren anhängt, der nichts als eine gerollte Baumrinde ist. An einem Stäbchen hat er den Spagatfaden, die Peitsche, mit der er das Ochsenpaar antreibt. Es rührt sich zwar nicht von der Stelle, aber das macht nichts, nach einigen „Hi" und „Hott" ist die Strecke zurückgelegt, die Ochsen werden ausgespannt und gefüttert. Mein Brüderl, das Jakoberle, hatte es auch so getrieben; dem wollte ich zweckmäßige Neuerungen einführen. In einer Rübe höhlte ich ein Loch, tat Heu hinein und das war die Krippe. Dem Jakoberle war das schon zu kompliziert, oder vielmehr seine Phantasie wollte mehr Spielraum haben, ihr genügte ein unförmliches Grübchen im Erdboden, um die schönste Krippe sich daran vorzustellen.

Dann kommen die Bauarbeiten. Mit einem hölzernen Gräbel oder eisernen Nagel wird am Rain die Erde aufgewühlt, aus der Erde werden spitze Häufchen gemacht, das sind die Häuser, und um ein aufrechtstehendes Holzstäbchen wird Erde geschichtet, einen ganzen Hut hoch, das ist die Kirche. Dazwischen werden Birkenzweige in die Erde gesteckt, das sind die Bäume. Daneben wird von oben bis hinab ein Graben gezogen, da gießen wir einen Sechter voll Wasser hinein. So, jetzt haben wir ein Dorf und eine Kirche und einen Garten und einen Bach. Als ich den Nachbarsbuben einmal gezeigt hatte, wie man die Häuser und Kirchen und Schlösser aus Papier schnitzen und so umbiegen

könne, daß sie auf dem Brette allein stehen, wie man diesen Gebäuden zu Fenster und Tür hineingucken könne in die Zimmer, die so weiß und licht sind, wie jene im Pfarrhofe zu Krieglach — da nahm einer der Buben die Wangen voll und blies mir die ganze Herrlichkeit über das Brett hinab. Da bauten sie ihre Häuser, wenn schon ein so vornehmes Material sein mußte, doch lieber aus Gebetbüchern und Spielkarten. Das erinnerte zwar nicht an die wirklichen Häuser, wohl aber an die allerersten Bauten, die ihnen der Oheim aufgeführt hatte. Das allein war das richtige.

Zur vollen Höhe gedeiht die kindliche Lust, wenn ein Wasser da ist. Auf dem Tümpel lassen sie das mit Sand belastete Baumrindchen schwimmen — das ist das Schiff. Der Mast mit dem Segel ist auch leicht zu machen und der wirkliche Wind stellt sich selber ein. Oder wenn ein Bächlein da ist, an dem sich kleine gehende Wasserradeln anbringen lassen. Und welche Lust, wenn ihnen der Oheim eine klappernde Windmühle aufs Hausdach stellt. Die will aber bald langweilig werden; denn man kann nicht hinauf, oder darf es nicht, um das Werkel beliebig anzurichten oder abzustellen, während das Wasserrädchen in aller Art verändert werden kann. Mit dem Schauen und Hören ist dem gesunden Kinde nicht gedient, es will zugreifen und mittun.

Hört so ein Junge auf einer Holzpfeife spielen, so wird er keine drei Minuten ruhig zuhören. Fürs erste wird er selbst hineinblasen wollen, fürs zweite wird er das Ding auseinandernehmen wollen, um zu sehen, was inwendig los ist, und endlich wird er probieren, ob er nicht auch selbst so was machen kann. Die Tätigkeit ist alles, die Musik dabei ist Nebensache.

Erfinderisch ist der junge Ritter in Herstellung von Waffen. Die Peitsche mit dem „Schmiß" — damit

kann man hieben und knallen. Die Waſſerſpritze, mit einem langen Bohrer aus Eſchenholz ſelbſt gemacht, mit der kann man die Mädeln jagen, die braven nur ſcheinshalber, die ſchlimmen wirklich anſpritzen. Die Ballenbüchſe, auch ein ähnliches Zeug, aber ſtatt des Waſſers den knallenden Stöpſel über die Feinde! Gewehrfeuer. Wer einen Kanonenſchuß haben will, der ſetzt auf dem Söller ein Brett an, hält es ſchief und tritt es plötzlich mit dem Fuß nieder — da meinen die Nachbarn all, es wäre der Franzos im Land. Weniger harmlos als dieſe ſchmetternde Kanone ohne Kugel iſt die Steinſchleuder. Jeder, der einen Haſelſtab und ein Taſchenmeſſer hat, kann mit dem Meſſer in den Stab an einem Ende den kleinen Spalt machen. Kleine ſcharfe Steinchen gibt's überall — ein Schwung und die Kugel fliegt in hohem Bogen pfeifend durch die Lüfte. Vom Treffen kann kaum die Rede ſein; das Vergnügen iſt, daß man mit einer Armbewegung den Stein hinausſauſen laſſen kann in Fernen, die ſonſt weit aus unſerem Bereiche ſind. Daß jeder rechte Bub ſich Pfeil und Bogen machen kann, verſteht ſich; ebenſo verſteht ſich auch die Herſtellung der Sportſachen mit den allereinfachſten Mitteln. Die Fiſchangel wird aus einer Stecknadel gemacht; die Vogelfange iſt ein Weidenkörbchen mit Hüpfſprangel, Köder und Fallbrettchen. Die Kugelbahn, Kegel und Kugel, ſtellt ſo ein Bauernjunge mit Axt und etlichen Holzſtückchen in ein paar Stunden her. Ebenſo den Handſchlitten zum Rodeln im Winter. Aber hier ſind wir an des Spieles Grenze, denn es beginnt der Zweck.

Die Heiligenbilder im Bauernhauſe, die Bildſtöckeln an den Wegen, die Gemälde und Statuen in der Kirche wecken in vielen Kindern den Kunſtſinn. Schon Zweijährige ſtecken ein paar Kienſpänchen ſo zuſammen, daß es ein Kreuz darſtellt. Fünfjährige verſtehen eine

Anzahl solcher Spänchen ineinanderzuflechten, daß es eine Monstranze bildet. Mit solchen Spänchen zimmern sie auch „Häuser", die freilich durchsichtig sind, weil jede Fuge so breit ist, wie jeder „Balken". Sie schnitzen aus Holz Messer, die nicht schneiden und Gabeln, die nicht stechen; was tut's, sie wollen ja sonst nichts, als Messer und Gabel schnitzen. Aus Kohlkopfstengeln schnitzen sie „Engerln" und „Christkinderln". Auch Rüben und Erdäpfel sind ein leicht zu bearbeitender Marmor für allerlei Figuren, als Sterne, Herzen, Kreuze, Kronen. Vorgeschrittenere Künstler lassen sich, wenn die Mutter Brot bäckt, einen Teigklumpen geben, aus dem sie „unsern Herrgott auf dem Kreuz", „unsere liebe Frau" oder irgend einen Heiligen bilden. Weltlicher veranlagte Künstler machen auch Hunderln, Hasen, Hirschen und ähnliches. Diese Gestalten werden dann in den Ofen getan, hartgebacken, um sie für die Ewigkeit dauerhaft zu machen. Gebräunt kommen die Kunstwerke aus dem Ofenloch herfür, eine halbe Stunde lang werden sie bewundert und dann — verspeist. Da hat das Schneemannel, das mit vereinten Kräften im Winter draußen auf dem Anger errichtet wird, immerhin noch eine längere Dauer. Doch bleibt auch von diesem bald nichts übrig als der Wäschehaken, der ihm als Tabakspfeife in den Mund gesteckt worden war.

Da hat der Waldbauernbub wieder andere Kunstwerke geschaffen, abgesehen von den Kohlenzeichnungen an der Ofenmauer, die leider allemal der vandalische Bürstel des Weißlers ehestens ausgetilgt hat. Die fingerlangen Priesterlein in der Kutte, aus Papier geschnitzt, an ein Steckhölzchen geklebt, daß sie stehen konnten, mit Tinte schwarz gemacht, dann mit einem papierenen Chorhemde, mit Stola und Barett bekleidet, waren gewiß würdige Werke. Sie wurden auch gebührend bewundert. Als jedoch der Riegelberger Bub mit einem

unförmigen Klumpen Kiefernrinde kam, der auf dem Tische stehen konnte, und als der Bub mit aller Dreistigkeit behauptete, den hätte er geschnitzt und es wäre ein Bär, da wandte die Bewunderung sich diesem Ungeheuer zu und das Priesterlein stand verlassen vor einer aufgestülpten Fibel, die sein Altar war. Nicht viel glücklicher war der Waldbauernbub, als er selbst das Hemd über dem Lodenrock anzog, die Kindsfatschen des Allerjüngsten als Stola umhing, um im Ofenwinkel Messe zu lesen. Kaum hatten sich seine Genossen als andächtige Gemeinde versammelt, so erhob sich draußen ein Geschrei: „Leut, tun ma Soldaten sein!“ Die Nachbarsbuben waren es und alles, Mädel wie Knaben, schlug sich zum Kriegsheer, das mit seinen Lanzen aus langen Hanfstengeln schrecklich wütete.

So herrscht im zarten Kinde schon der rauhe Sinn, der sich vom Spielzeug abwendet, sobald 's ins Geseinerte und Absichtliche umschlägt.

Die Arbeit des Bauern ist mannigfaltig genug, aber noch mannigfaltiger ist die „Tatnerei“ seiner Kinder. Sie ist unerschöpflich wie der Schaffensdrang eines jeden jungen, frischen Menschenkindes. Alles, was im Hofe vorgeht, was die Kleinen auf der Straße sehen, in der Kirche und im Schulhause, was sie an Märchen hören von der Ahne und an Aufschneidereien von den Hausierern, das wird Gegenstand ihres Spieles. Alles machen sie nach, gestalten sie eifrig; wie emsig dabei die Hände sind und wie die Wangen glühen! Nicht so sehr an dem Gegenstande freuen sie sich, vielmehr an der Beschäftigung mit ihm. Das Tätigsein ist die Lust, was fertig ist, wird bald zerstört. Machen es die Erwachsenen viel anders? Und da glauben die gescheiten Herrenleute noch immer sie müßten ihren Kindern fertige Spielsachen kaufen! Das heißt die Kinder systematisch untüchtig machen, zur Trägheit erziehen und zur lahmen Beschau-

lichkeit, die für niemanden weniger paßt, als für Kinder. Aber die gesunde Natur läßt sich kein Blümel-Blamel vormachen. Und besonders auf dem Lande, in solchen Bauernhöfen, wo die Kleinen mit Arbeit nicht überanstrengt werden, dort ist die richtige Hochschule für Kinder, auf welcher sie spielend lernen tätig zu sein, erfinderisch, schöpferisch zu werden. Man frage einmal nach, woher die tüchtigsten Techniker, die findigsten Mechaniker, die besten Baumeister, die ursprünglichsten Künstler kommen.

Täglich Brot.

Der Bachtag.

So haben meine Alpensommerwanderungen mich immer auch wieder dem Landvolke nahe gebracht, aus dessen Leben und Weben hier zur Ergänzung meiner Volksschilderungen einiges nachgetragen werden soll. Jener Stand, der das Brot erzeugt, kennt weder Mühlner noch Bäcker. Ein Bauer, der beim Mühlner malen läßt und beim Bäcker das Brot kauft, ist schon auf der Rutsche. Im Bauernhause vom alten Schlag ist der Hausvater Mühlner und die Hausmutter Bäcker. Der Bauer hat seine eigene Mühle mit ein oder zwei „Laufern" (Betrieben). Gibt's auf eigenem Grund und Boden nicht die nötige Wasserkraft, so steht seine Mühle altrechtlich am Bache eines Nachbargrundes. Ein ordentlicher Bauer, der nebst seiner oft vielzweigigen Landwirtschaft allerlei Gewerbe verstehen und betreiben muß, mahlt sein Korn gleich einem tüchtigen Mühlner.*) Und aus gutem Mehl ein gutes Brot zu backen, daraus macht die Hausmutter sich eine Ehre.

So ungefähr alle zwei Wochen ist „Bachtag", ein gar bewegter Tag. Eine Hausmutter, die beim „Bachen" nicht „grantig" wird, hat starke Nerven. Keine ist ihrer Sache sicher. Es gibt allzu viele Zufälligkeiten, die

*) Ich schreibe dieses Wort absichtlich „falsch", weil es einzig nur so richtig ist. Der Verf.

die „Bäck“ mißlingen lassen können. Die Hausmutter muß an alles denken, ihre Augen und ihre Hände überall haben, wenn auch unterstützt von mehreren Mägden, die an dem Tage in fieberhafter Aufregung sind.

Schon am Vortage wird von der Hinterkammer der große Backtrog in die Stube getragen, dann schütten sie einen Sack voll Mehl (Roggen oder auch Hafermehl) hinein, weichen es mit mehreren Kübeln voll Wasser an und versetzen es mit „Ura“. Das ist der Sauerteig, der von der vorherigen Bäck übriggelassen wurde, oder auch oft von einem Nachbarhause entlehnt werden muß. Dann möchte ich die junge Bäuerin kennen, die gleich das erstemal weiß, wieviel Salz in den Trog kommen muß, wieviel Anis oder Kümmel oder „Brotsamen“, Auch ist darauf zu achten, ob das Mehl fein oder grob, feucht oder trocken, kalt oder durchwärmt ist. Aber noch schwerer als der Kopf müssen die Hände arbeiten, besonders beim „Kneten“, das mit den nackten Armen eine Stunde lang so heftig geschieht, daß der Schweiß vom Gesichte rinnt. Eine Bäck hat ungefähr fünfzehn große Laibe und noch etliche „Stritzel“, weckenartige Gebäcke für die Hauskinder oder Armen. In dem großen finsteren Kachelofen, der zumeist vom Küchenherd aus heizbar, auch zum Durchwärmen der Hausstube bestimmt ist, wird von einem Knaben der große Scheiterstoß geschichtet. Alles das muß am Vortage vorbereitet werden.

Am Bachtage selbst wird „in aller Herrgottsfrüh“ der Scheiterstoß im Kachelofen angezündet. Es knistert und schnalzt, daß man glauben könnte, das ganze Haus stehe in Flammen. Bald herrscht in der Stube die Temperatur eines Schwitzbades, „hell zum Ersticken!“ Aber die Hausmutter öffnet keine Tür und kein Fenster. Nichts in ihrem ganzen Haushalte ist so wichtig, als daß beim Bachen alle Löcher geschlossen bleiben! Ein

einziger Luftzug und es „geht“ der Teig nicht, oder er „fallt zusamm“. Es vollzieht sich die Gärung nicht und das Zeug bleibt „ein Batzen“. Wenn alles recht ist, dann kommt die Magd mit den aus Stroh geflochtenen schüsselförmigen „Brotkörbeln“. Es macht sich die Hausmutter ans „Auskörbeln“, bei welchem der Teig klumpenweise aus dem Trog genommen, mit trockenem Mehl überstreut, dann jeder Klumpen in ein Körbel „gelupft“ und auch danach geformt wird. Während diese Taiglaibe in den Körbeln auf Tisch und Bänken herumstehen, ist noch die allergrößte Vorsicht nötig, daß kein kühles Lüftchen in die Stube dringt. „Blattern am Leib und Brot im Körbel brauchen Hitz!“ sagt die Bäuerin mehr tendenziös als geschmackvoll. Wer jetzt ein Fenster aufmachte, den würde sie sofort mit der Ofengabel durchbohren und dann vor Gericht sich bloß damit rechtfertigen: „Er hat beim Backen ein Fenster aufgemacht!“

Nun wird's zum „Feuerherausziehen“. Über dem Küchenherd ist das Ofenloch. Sonst war stets ein Blechdeckel davor gelehnt. Während des Feuers schlägt die Lohe hervor und der herauswirbelnde Rauch steigt in den „Feuerhut“ auf, aus welchem er dann nach Irrgängen durch die Küche den Weg in den Rauchfang findet. Ist im Ofen der Scheiterstoß zu Asche verbrannt, dann kommt die Hausmutter mit der „Ofenkruck“, an langem Stiel ein Hakenbrettchen, mit dem Kohle und Asche herausgezogen wird. Wohl geschieht es, daß dabei die hölzerne Ofenkruck lichterloh zu brennen anhebt; ein Stoß in den Wasserbottich, und mit feuchtem, rauchendem Werkzeug wird der Aschenrest aus dem Ofen geschafft; vielleicht noch ein Wischer mit feuchtem Besen und das glühheiße Ofenpflaster ist bereit, das Brot aufzunehmen.

Es kommt das „Einschießen“. Die Hausmutter hat an langem Stiel eine Holzscheibe, die „Ofenschüssel“.

Auf dieſe wird aus je einem Körbel ein Teiglaib geſtürzt, dann führt ſie ihn beim Scheine eines brennenden Spanes in den heißen Ofen, möglichſt in den Hintergrund, damit all die folgenden noch Platz finden. Sind alle Teiglaibe drin, dann raſch den Blechdeckel vors Ofenloch geſtülpt. — Die Arbeit der Hausmutter iſt einſtweilen beendet; bangend und hoffend wie der Glockengießer, der das Erz der Form anvertraut hat, wartet ſie nun, was werden kann. Daß ſie ſich auch jetzt nicht einen Augenblick Ruhe gönnt, verſteht ſich. Zuckt es doch in Händen und Füßen. Wie ſoll ſie müßig ſein, während im Ofen das Wichtigſte geſchieht. Zuerſt eilt ſie an alle Türen und Fenſter, um nachzuſehen, ob nicht etwa doch irgendwo ein Lüftchen hereinwehe. Denn gerade jetzt iſt die Gefahr des Erkältens fürs werdende Brot am gefährlichſten. Wer draußen iſt, darf nicht herein, wer im Hauſe iſt, darf nicht hinaus. Alles in der Wirtſchaft ſtockt, ſolange das Brot im Ofen iſt. Auf wie lange? Was iſt's auf der Uhr? Das ganze Jahr blickt die Hausmutter nicht ſo angelegentlich auf den Uhrzeiger als zur Bachzeit; die paar Stunden müſſen genau gemeſſen werden, ſollen die Laibe nicht „derb", unausgebacken oder zu hart geraten.

Endlich — die Zeit iſt um. Die Hausmutter entfernt den Blechdeckel und zieht mit der Ofenkruck einen Laib heraus. Der hebt ſich rundlich, zeigt noch die Flechtform des Körbels und hat eine bräunliche Farbe. Es ſcheint gelungen. So heiß er noch iſt, ſie nimmt ihn in den Arm, macht mit der Spitze des Tiſchmeſſers ein Kreuz darüber und ſchneidet ein „Scherzel" ab. Es iſt gelungen. Gott Lob und Dank! Die Schmolle iſt gut ausgebacken, hat ihre trockenen Blaſenlöcherchen und legt ſich überall gut an die Rinde.

Das Werk iſt vollendet. Das Ofenloch bleibt offen. Die übrigen Laibe können herausgezogen werden oder

noch ein wenig drinnen bleiben, sie können mit dem „Börstel“ abgeaſcht werden, oder nicht, sie können mit lauem Waſſer oder mit Milch beſtrichen werden, eines ſchönen Glanzes wegen, oder auch nicht — jede Hausmutter hält es hierin anders.

Nun können die Haustüren auf und zu gehen, können die Fenſter geöffnet werden. Nun kann die verſchobene Mahlzeit gekocht, der Tiſch in der Stube gedeckt werden. Nun haben wir Appetit. Das Brot aber wird an dieſem Tage nicht verkoſtet. Es werden Erinnerungen erzählt, wie ſich dieſer und jener aus neugebackenem Brot die Kolik und noch Schlimmeres geholt hat. Es iſt ja doch noch altes Brot vorhanden, allerdings vielleicht nur mehr ein halber Laib, und der trägt ſtellenweiſe ein graues Pelzlein. Er hatte nicht lange genug auf der „Brotdrendl“ gedörrt, war zu früh in die feuchte Kammer gekommen und da glaubte der Schimmel davon Beſitz ergreifen zu dürfen. Übrigens vor dem fürchtet man ſich nicht. „Wer ſchimmeliges Brot ißt, der kriegt eine helle Stimm!“ weiß man ſich zu ſagen. Darum können die Sennerinnen auf der Alm ſo hell jodeln, denn ihre Brotreſte ſind oft „rauch wiar a Mäuſerl“.

Ich getraue mir kaum zu erzählen, wie es hergeht, wenn „die Bäck“ mißlang! — Wenn die aus dem Ofen gezogenen Laibe platt und gedrückt daliegen, wenn die Schmolle „ſpeckig“ iſt, wenn ſie „derb“, d. h. noch teigig iſt, wenn zwiſchen Schmolle und Rinde eine leere Kluft gähnt. Da habe ich manche gute Hausmutter aufſtöhnen gehört, als ob ihr jählings ein Meſſer in den Bauch gefahren wäre. Da habe ich manche untröſtlich ſchluchzen geſehen in die Schürze hinein. Ihre Hausehre iſt hin und das Brot iſt hin. Zwar die Hausehre wird bis auf die letzte Möglichkeit verteidigt. Das „Ura“ war ſchlecht. Das Mehl iſt zu kalt von

der Mühle gekommen, das Ofenholz ist feucht gewesen, von einem Fenster hat die Luft gezogen oder es ist gar eine neidische Nachbarin vorbeigegangen und hat die Bäck verhext! — Das mißratene Brot ist übrigens auch nicht wertlos; es wird — wenngleich mit einiger Vorsicht in den Suppen gegessen und der Schragelhofer ist sogar ein Freund von „derbem" Brot, er sagt, es sei der Segen Gottes dabei, denn es reiche länger und gäbe mehr aus, als ein gut gebackenes. Man kann ihm das aufs Wort glauben.

Sind nun alle Brotlaibe aus dem Ofen gezogen, so werden sie in der Küche noch vorsichtig abgekühlt, dann in den Dachboden getragen und in die Brotdrendl gestellt. Die „Brotdrendl", das ist ein zumeist frei vom Dach niederhängendes Holzgestell, in welches zwischen reifenartigen Aufsätzen die Laibe so gelehnt werden, daß jeder für sich gesondert der streichenden Luft ausgesetzt ist. Das macht das Brot trocken und schützt es vor Mäusen, wenn nicht etwa eine oder die andere so schlau ist, den Weg von oben herab am Stricke zu nehmen. Von dieser Drendl verschwindet im Laufe der vierzehn Tage ein Laib um den andern, bis die neue „Bäck" sie wieder füllt.

Wenn das Brot aus dem Ofen gezogen ist, so wird die etwa noch vorhandene Ofenhitze zu weiterem benützt. Es wird Korn, Obst oder „Hablam" in ihm gedörrt. Hablam oder Heublum' sind die Blüten- und Samenabfälle des Heues, aus denen nach dem Trocknen Mehl für Mastvieh bereitet wird.

Endlich pflegt die Hausmutter zeitweilig auch das Bettzeug der Familie in den noch heißen Backofen zu stecken, weil dieses Mittel noch wirksamer sein soll als Zacherlpulver. Zur Winterszeit wird der noch warme Ofen nächtig manchmal als Schlafstelle benützt.

Wir aber wollen von der neuesten „Bäck" nun ver-

koſten. Einen der pfundſchweren Laibe nehmen wir, bekreuzen ihn dreimal mit der Meſſerſpitze, ſchneiden ein Stück ab. Und nun geſegne Gott den Biſſen Brot, der auf unſerem Heimboden gewachſen, durch unſeren Fleiß gediehen, durch unſere Kunſt geformt, Gottes und unſer Werk iſt. Und vergeſſen wir nicht des Wahrwortes: Eigen Brot macht ſtark!

Die Schüſſel Kraut.

Schlechten Appetit läßt ſich der Steirer nicht nachſagen; „eſſn", ſagt er, „tua ih olls, wos mih nit ißt." Zu ſeinen beſonderen Lieblingsſpeiſen aber gehört das „Kraut". Nicht das Gekräute im allgemeinen, obſchon er ziemlich mit jedem Gemüſe in Freundſchaft ſteht, ſondern eine ganz beſtimmte Gattung Kraut — der Kohl. „Kraut", ſagt er, „ißt da Menſch ollaweil gern, dos wird oan nit leicht zwida. Wird nit viel Leut gebn, de s Kraut nit gern eſſn. Scha gor, wan a Speck dabei is. Ban an Baurn, der an großn Krautgortn und an vulln Saufoll hot, is guat Knecht ſein." Und ein Kranker, dem ganz und gar der Appetit fehlt, verlangt immer noch „ein Kraut". „Nar an Löfferl vul Kraut!" Und weil es ihm abgeſchlagen wird, ſeufzt er: „Wan ih nar endla wieder ſo weit war, daß ih a Kraut eſſn deaffad!"

Und wo es Kraut gibt, da wird es nicht hoch angeſchlagen. Es iſt eben Kraut auf alle Tage. Es iſt ein ſo wohlfeiles Nahrungsmittel, daß ſogar der ärmſte Häusler damit auskommt. Und doch koſtet es ſo viele Mühe, Arbeit und Sorge! Von den zahlreichen Nahrungsmitteln, die der Bauer in ſeiner eigenen Wirtſchaft baut und erzeugt, iſt das Kraut immerhin nur ein Nebenzweig. Und ich ſage es noch einmal, wieviel

Verſtändnis, Plage und Fürſorge braucht ſchon dieſe eine geringe Frucht. Wir wollen einmal den Lebenslauf des gezüchteten Kohles betrachten von ſeinem Samenkörnchen an bis dahin, wo es den Weg alles Krautes geht.

Zeitlich im Frühjahr bringt die Bäuerin vom Krämer ein Dütchen voll „Krautſam“ heim. Auf wohlgedüngtem und gegen Wind und Froſt geſchütztem Gartenbeetchen ſät ſie ihn aus und kraut ihn mit dem Holzrechen in die ſchwarze Erde und legt dürres Dorngeſtrüppe darüber, damit die Hühner, die Vögel und anderes Getier daran nicht Schaden tun können. Nach kurzer Zeit kommt der Keim mit ſeinen zwei zarten Rundblättchen hervor, tauſendfach, daß es bald grünt auf dem Beete und ein dichtes Wäldchen von kleinen langſtieligen und ſchmalblätterigen Pflanzen daſteht. Nun zeigt es ſich um dieſe Zeit aber oft, daß der „Krautſam“ falſch war, daß er mit allerlei Unkraut verſetzt war oder daß die Bäuerin — Rübſamen gekauft hatte. Für neues Säen iſt's zu ſpät, die Zeit zum „Krautſetzen“ iſt da, woher jetzt Pflanzen nehmen? Zu einer Nachbarin eilt ſie, die glücklicher iſt und der Kohlpflanzen mehr hat, als ſie bedarf. „Ziach da nur aus, wos d' brauchſt,“ geſtattet dieſe, „mir gfulgn ſcha noh. — Wos d' ſchuldi warſt, frogſt? Geh, ſei nit naraſch. Leicht afs Johr, daß ih za dir muaß kema.“

Einen großen Armkorb „Pflanzen“ hat unſere Bäuerin ausgehoben, mit den ſchwarzerdigen Wurzeln und den bläulichgrünen, leicht gekerbten Blättern. Jetzt hat ſie Krautpflanzen und — jetzt will's nicht regnen. Bei trockenem Wetter aber „ſetzt“ man kein Kraut. Im feuchten Keller werden die Pflanzen verwahrt, bis eines Tages die Tropfen an den Bäumen hängen und die Nebel niederliegen an den Bergen. Der Weidbub eilt

mit der schweren eisernen „Steckstang", um in dem wohlbereiteten Garten Löcher zu stechen, der Reihe nach, eins einen Schritt vom andern entfernt, weil er schon an die großen Kohlköpfe denkt. Und hinterdrein kommt die Magd mit dem Jauchenkübel; in die braune Flüssigkeit getaucht, liegen die Pflänzchen mit den Wurzeln, denn diesen kann man's nicht gut genug meinen. Jauche stinkt überall, nur nicht auf dem Kohlgarten, dort ist sie lauteres Gold. Und Gold riecht nicht schlecht. Nun ist auch die Bäuerin da, nimmt von den Pflanzen und setzt sie Stück für Stück ins Loch. An die Wurzel ein fester Druck, an das Stämmchen lockeres Erdreich. Nun ist die Kohlpflanze in ihrem Heimatland, wo sie aufwachsen soll, wo ihr Lebensschicksal sich entwickeln wird. Die Bäuerin, wenn sie nach langem fertig ist, schaut in den Himmel, wie es mit dem Regen steht, denn junge Kinder trinken gern; aber es kommt Sonnenschein. Am zweiten Tage wieder Sonnenschein und auch am dritten, die Erde wird grau wie Staub, die Pflänzchen legen sich welk auf den Boden und gegen Abend muß im Hofe alles, was Füße hat, eilen mit Wasserbutten, als ob eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre. Nur doch gemächlicher machen sie's, wie sie jetzt auf dem weiten Garten von Pflanze zu Pflanze gehen, um sie zu begießen. Solange der Regen säumt, muß das Tag für Tag geschehen. Die Pflanzen verdorren nicht, allein zu wachsen heben sie erst an, wenn nasses Wetter kommt. Da entfalten und strammen sich die Blätter und bei späterem Sonnenschein breiten sie ihre gerippten „Plotschen", legen sich zuerst ins Weite und schließen sich dann im Spätsommer bauchig und fest zusammen zum „Gebel" (Krautkopf). Aber die Sorge um den Krautgarten ruht den ganzen Sommer über nicht einen Tag. Der Hagel kann die mühsam gehegte Frucht in fünf Minuten vernichten, die Hasen oder die Hirschen

können sie in einer einzigen Nacht zertreten und fressen. „Hasenschrecker“ sind aufgestellt, Popanze aus altem, mit Stroh ausgestopftem Männergewande. Für die Länge jedoch haben die Hasen keinen Respekt vor Männern, die sich nicht rühren; da tun die im Winde aneinanderklappernden Brettchen schon mehr, die dort an der Stange hängen. Aber auch diesen Spaß durchschauen die Hasen bald und fressen sich behaglich satt an dem Kohl. — Und die vielen weißen Falter, die den Krautgarten so lieblich umgaukeln! Der Bauer sinnt nach Feuer und Gift, um diese unheilvollen Weißlinge zu vernichten. Mit Unmut beobachtet er, wie die Plotschen täglich mehr und mehr Löcher bekommen. „Leut'!“ schreit er, „kemts, kemts, 's is zan Krautwürmklaubn!“ Kinder wie Erwachsene nutzen nun jede freie Stunde, um von den Krautblättern und Köpfen die Kohlraupen zu entfernen. Mancher Gebel, der sich sonst so rund und fest und buttergelb entwickelt hätte, ist fast schwarz vor lauter Gewürme, das, fein behaart, mit seinen hundert Füßchen auf ihm herumkraucht. In Kübeln werden die kleinen Untiere fortgeschaft, weithin zu einem Steinhaufen und dort mit dürrem Strauchwerk verbrannt. Aber von vielen Plotschen ist nur noch das Gerippe vorhanden und der Bauer beeilt sich, die übrigen Reste seines Kohls zu retten, indem er sie abschlägt und in den Kessel bringt. Im folgenden Jahre wird wenig Kraut gegessen.

Anders, wenn der Krautgarten vor Trockenheit, Gewitter, Wildeinbruch und Raupenfraß verschont geblieben. Da kommen die Leute im Oktober mit ihren Messern, köpfen die strammen Gebel, werfen sie auf Haufen und führen sie in schweren Wagen davon. Die Krautköpfe kommen in den Kessel oder in die „Schab“. Denn hier ist der Scheideweg, wo das „Grubenkraut“ und das Sauerkraut sich voneinander trennen. Die Be-

handlung des Sauerkrautes ist ziemlich bekannt. Das Putzen, das Schaben, das Eintreten in Bottiche, das Jesen(Gären)lassen, das Wasserableiten, das Aussassen — dann kommt ja endlich der Kochtopf dran. Anders die ältere Art, die Behandlung des Grubenkrautes, nur noch in vereinzelten Gegenden üblich. Da haben Ortschaften ihren „Gmoakessel". Ein schwerer eiserner Riesenkessel, der mit sechs Ochsen oder vier Pferden von Hof zu Hof geschleppt werden muß. Jeder Hof hat seine „Kesselgruben", einen festgemauerten schachtartigen Ofen, in den der Kessel von oben eingehangen und, während unterhalb Feuer angemacht ist, mit Wasser gefüllt wird. Wenn das kocht, werden auf den Karren die Gebel herbeigebracht und in den Kessel geworfen. Dreißig bis vierzig Gebel können auf einmal kochen, dann werden sie mit großen Seihern herausgefischt auf den Karren gelegt und, wenn das Wasser abgeronnen ist, in den „Krautaler" gebracht. Der Krautaler ist in der Nähe des Hofes im Freien. Er ist ein etwa eine Klafter weiter und vier bis fünf Klafter tiefer Schacht; die Wand ist mit Lärchenholz stark eingefaßt und der Grund mit Stroh belegt. Da hinab werden nun die weichgebrühten Gebel geworfen. Ist der Schacht voll, dann wird das Kraut mit einem runden Deckel zugedeckt und mit wuchtigen Steinen beschwert, die es zusammenpressen, daß die Steinlast selbst in die Tiefe des Schachtes sinkt. Somit ist das Kraut von der Luft abgeschlossen und da unten kann es nun Jahr und Tag verbleiben, ohne daß es verdirbt. Es braucht keine weitere Arbeit mehr.

Wenn aber die alten Vorräte aufgezehrt sind oder wenn das „Gebelkraut" (aus ungebrühten Gebeln im Herbst gekochtes Süßkraut) alle geworden oder die Erdäpfel, die zeitweise das Kraut ersetzen, zu Ende gegangen sind, dann wird aus dem Krautaler mit Stricken und

Hebeln die Steinbelaſtung gehoben, der Bretterdeckel entfernt und die Bäuerin nimmt je nach Bedarf die plattgedrückten Gebel herauf. Dieſes „Krautaufnehmen“ geſchieht von Zeit zu Zeit vermittelſt Leitern und iſt eine umſtändliche Sache, bis der Aler allemal von Steinen und Brettern befreit und dann wieder eingedeckt und beſchwert wird. Über dem Krautaler iſt weiters noch ein Wetterſchutzdach angebracht.

Nun kommen die flachen Krautplatten ins friſche Waſſer und dann in die Schabe. Die mit aufgeſtreckten Ärmlingen emſig auf dem ſchiefliegenden Schabbrette ſchabende Magd kann's ſchon nicht mehr laſſen, ſie nimmt zwiſchen die Finger das feingeſchabte lockere Kraut und naſcht. Rohes Kraut iſt geſund für den Magenkrebs. Sie hat aber gar keinen. Nun kommt die Bäuerin mit dem irdenen Kochtopf, füllt ihn mit Kraut, gießt Waſſer dran, ſalzt, läßt es ſieden und verſieht es dann mit „Gmachat“. Das iſt das Zugehör für die Bereitung: Das Kraut wird mit Speck „eingemacht“, in Ermanglung eines ſolchen oder wenn kirchlicher Faſttag iſt, mit Butterfett geſchmälzt oder mit „Einbrenn“ (geröſtetem Mehlbrei) verſetzt oder es werden Erdäpfel oder Fiſolen hineingekocht. In meiner Handwerkerzeit kam ich juſt einmal an den Herd, als die Bäuerin in Ermanglung eines anderen G'machets eine Talgkerze in den brodelnden Krauttopf ſteckte. Bei derſelben Mahlzeit hat's den anderen recht geſchmeckt, ich aber habe an der Krautſchüſſel nicht mitgehalten. Lebensphiloſophen ſagen es ja immer, daß das Wiſſen das Genießen verdirbt.

Nun alſo kommt das Kraut in einer großen Schüſſel auf den Tiſch, die Leute fahren mit ihren Löffeln oder Gabeln darauf los und beißen Brotſchnitten dazu. Vornehmere Bauern oder Gewerbsleute ſind aber längſt darauf gekommen, daß das Kraut am beſten iſt, wenn man Knödel und Selchfleiſch dazu ißt. Im alten Bauern-

hofe aber wird das „letige“ Kraut, es kommt täglich mittags und abends auf den Tisch, als ein Gericht für sich verzehrt. Erst wenn die Krautschüssel leer ist, kommen Knödel in der Fleischsuppe und Geselchtes oder „Grünfleich“, wovon der Hausvater jedem, der bei Tische sitzt, ein kleines Stück auf den Teller legt. Da wird seine Gabel wohl manchmal mit wachsamen Augen verfolgt, wer das größere oder bessere Stück kriegt; daraus kann man schließen, welches vom Gesinde beim Hausvater in Gnade steht. Hier spielen schon Intrigen und Scheelsucht, mit, während das Kraut in neidloser Friedfertigkeit verzehrt wird. Das Sprichwort „Ruben für die Buben, Kraut für die Braut“ ist wohl nur des Reimes wegen vorhanden. Oder wäre nach der Volkssitte, wie am Hochzeitstage die Braut das Kraut salzen muß, doch eine besondere Beziehung zwischen Kraut und Braut? — Man müßte einen Gelehrten fragen.

Das „Grubenkraut“ oder „Faßkraut“, wie dieses im Aler oder Schacht aufbewahrte Kraut genannt wird, ist kerniger als das Sauerkraut und hat einen feinen Naturgeschmack, der mit nichts zu vergleichen ist. Man wird seiner nie überdrüssig und ich kenne herrisch gewordene Bauernstämmlinge, die sich nur nach einem fast mit Sentimentalität zurücksehnen — nach dem Grubenkraut.

Das nun ist die Geschichte von der Schüssel Kraut. Und wenn dieser eine, nicht einmal der hauptsächlichste Nahrungszweig im obersteirischen Bauernhause schon eine so umständliche Geschichte hat, wie erst, wenn wir die noch viel längere und mannigfaltigere Geschichte des Brotlaibes betrachteten, als wir sie schon betrachtet haben — vom Säen bis zum Essen. Oder des Stückes Fleisch oder der Rein Milch oder des Plutzers Öl oder des Kruges Most oder des Sackes Erdäpfel oder des Korbes Obst! Alle die Besorgung dieser und noch anderer Nahrungszweige,

wie sie im Wirtschaftsjahre eines Bauernhofes neben- und ineinandergehen, hat ein einziger Kopf zu leiten, der Hausvater. Und wo ein solcher mangelt, bringt's auch eine kluge Hausmutter zuwege. Dazu kommt noch die Schaffung und Herstellung des Wohnhauses, der Kleidung, der Werkzeuge, alles muß der ganze Bauer verstehen und machen können.

Aber, um nicht zu vergessen, von dem [illegible]sprochen wurde, es ist der Bauer des alten Sc[illegible], jenes Bauerntums, das jetzt abkommt, größtenteils schon abgekommen ist. Damit kommt manche Art von Lebensführung, manche Art von Kleidung und Nahrung ab; darunter auch das Grubenkraut. Und ich habe mich daran noch nicht satt gegessen!

Altsteirische Bauerngastlichkeit.

Die Katz wascht sich! 's kimmt heut noch wer! Diesen Ruf hört man im entlegenen Bauernhof manchmal und er macht immer einiges Aufsehen. Wenn sich die Katz wäscht! Sie ist ja ein weibliches Wesen und putzt sich gern heraus, wenn sie ahnt, daß ein Fremder kommt. So schreiben es ihr die Hofbewohner zu und die Hausmutter selber reinigt den Tisch und die Schürze und die Hände, wenn sich die Katz wäscht. „'s kimmt wer!" das ist wie die Ankündigung eines Ereignisses, um so spannender, als man nicht weiß, wer es sein wird. Vielleicht ein „Umergeher," wie man die zweifelhaften Stromer nennt, die nicht eigentlich betteln und nicht eigentlich stehlen, gelegentlich aber doch beides tun. Oder es ist ein ehrlicher Bettler oder ein Hausierer oder gar der Herr „Diener" vom Steueramt, den man am höflichsten aufnimmt, aber am lebhaftesten verwünscht, obschon er „nix dafür kann, daß er gschickt wird." Es kann aber auch ein Stadtherr sein, so ein Bergsteiger, „wie sie jetzt alleweil umeinandergehen wie die Narren. Aber gscheit seins und Geld habns."

Beim Altbauernhof geht keiner zum Tor hinein, der nicht drinnen etwas Gutes erfährt. Wenigstens wird er eingeladen, er soll „ein bissel abrasten, der Berg da auffer ist hübsch stickl (steil)." Der Bettler bekommt

seine Gabe, der Umergeher wird auch gefragt, was er will. Wenn er um „bissel was zum essen“ ersucht, so kriegt er, was übriggeblieben ist; die Hausmutter fragt ihn noch, ob er selber einen Löffel bei sich hätte? Wenn nicht, so sucht sie aus der Tischlade einen hervor, wischt ihn an ihrer Schürze ab und legt ihn zur Schüssel. Ersucht der Fremde aber um nichts, sondern sitzt so da und sitzt nur immer da, dann fängt man an argwöhnisch zu werden. Ist die Bäuerin allein im Hause, so schreit sie in den Keller oder Dachboden Befehle hin, um glauben zu machen, es seien auch andere Leute daheim. Oder sie läßt den Kettenhund frei; wird aber selten dazukommen, den verdächtigen Menschen fortzuweisen.

Wer zur Essenszeit kommt, sei es der Fremde oder der nächste Nachbar, der wird zum Tisch geladen, er soll „a wengerl mithalten, viel wird er eh nit kriegen.“ Die Artigkeit begehrt's, daß der Eingeladene sich eine Weile weigert, „sich ehren laßt,“ bis die Einladung wiederholt wird. „Aber so geh her, setz dich zuwer, zum Ehrenlassen zahlt sich's nit aus“ und was der Redensarten mehr sind. „Nau, bin halt gleih so grob!“ mit diesen Worten nimmt der Gast an und setzt sich zum Tisch. Befreundeten oder verwandten Besuchern, wenn sie außerhalb der Mahlzeit kommen, wird extra was gekocht, ein „Sterz“ oder ein „Eierschmalz,“ und wenn's hoch hergeht, gar noch Kaffee dazu. Nachbarliche Schickboten, die was auszurichten haben, werden selten entlassen, ohne daß die Hausmutter ein Stückel Brot reicht oder sonst eine kleine Essenssache.

Und wer am Abend kommt — sei es wer immer — und bittet um Nachtherberge, der wird angenommen. Nicht immer mit großer Bereitwilligkeit, gar manchmal mit ein wenig Brummen, weil „man kein Bett hat,“ weil „man immereinmal nit weiß, wer die Leut sein,“ weil „oft immer einer mit dem Feuer nit tut achting

geben" und weil's halt „eigentlich verboten tut sein, fremde Leut' über Nacht zu behalten." Aber fortgeschickt wird doch niemand. Draußen ist ja das „wilde Birg," „der kalte Wind," „auf der nassen Erden soll kein Christenmensch schlafen." Im Altbauernhause wird auch der Hausierjud, so zuwider er manchen Leuten sein mag, wie ein Christenmensch behandelt, der „auf der nassen Erden nit schlafen soll." Und jeder, der über Nacht bleiben darf, bekommt eine warme Suppe. Dann wird er, wenn's kein Bett gibt oder der Gast aus irgendeinem Grunde als nicht recht bettfähig angesehen wird, hinausgeführt in die Scheune, auf Heu oder Stroh. Das tut stets der Bauer selber, der dem Fremden noch alles Feuerzeug abfordert. Es gibt ihrer aber solche, die das Feuerzeug verleugnen, nachher mit dem Streichholz die Pfeife anzünden. Am anderen Tag steht anstatt des Hofes eine Brandstatt da und kein Mensch weiß, „wie das hat geschehen können."

Mancher Bauer hat als Viehkäufer oder in anderen Berufsgeschäften zu wandern; in jedem Hause — er kann sich darauf verlassen — wird er aufgenommen, als gehöre er in den Hof, wird bewirtet und bekommt sein Bett.

Wenn im Bauernhause Wallfahrer einkehren, etwa auf der Rückkehr, und „ein schön Gruß von Mariazell" bringen, so werden sie besonders gut aufgenommen und verpflegt, wofür die Gäste damit danken, daß sie der Hausmutter ein „Zellerbreverl" oder ein „Wachsstöckel" oder eine „Rosenkranzbeten" oder ein anderes Andenken aus dem Wallfahrtsorte verehren. Wenn es sich gelegentlich zuträgt, daß ein junger Wallfahrer sich in die junge Haustochter verliebt, so heißt es, „wird der Segen Gottes wohl dabei sein." Und war ich einmal bei Wallfahrt und Hochzeit Zeuge, wie aus so einem bescheidenen Gaste der Hausvater geworden ist.

Indes gibt es unliebsamere Zusprüche im entlegenen Bauernhause.

Wenn die braune Bande kommt, die Zigeuner mit den schönen schwarzäugigen Männern, den wildlockigen Weibern, den halbnackten Kindern und den keifenden Hündlein, und wenn sie bitten um Obdach über Nacht! Da heißt es zuerst allerdings rauh und derb: „Wir behalten niemand! So ein Gesindel schon gar nit!“ Auf eindringliches Bitten meint die Hausmutter aber endlich doch: „Was sollens denn machen im schlechten Wetter auf der freien Weid? Mit den kleinen Kindern! Sollen halt in Gottesnamen dableiben, in der Streuhütten können sie schlafen.“ Und kocht in einem Riesentopf Brotsuppe, damit sie auch was Warmes in den Magen kriegen. Am nächsten Tage, wenn sie abziehen, muß freilich der Knecht dabeistehen und achtgeben, „daß nix mitgeht.“ Aber so ein simpler Knecht hat viel zu wenig Augen; wenn die Bande davongezogen, ist allemal auch etwas „mitgegangen.“

Der Tourist, wenn er sich im Gebirge verirrt hat und über ihn die unwirtliche Nacht hereinbricht, denkt: Wenn ich nur zu einem Bauernhaus hinabkommen könnte! — Niemandem fällt es ein: Ja, werden sie mich, den Fremden, wohl auch beherbergen? Jeder, und käme er um Mitternacht, wird aufgenommen und nach Möglichkeit betreut. Und wenn der Tourist am nächsten Tage nach der Schuldigkeit fragt, so antwortet der Bauer, falls er von der neueren Gattung einer ist: „Was S' halt gern hergeben.“ Ist es aber einer vom alten Schlag, so sagt er: „Wegen deswegen seids nix schuldig. Ist gern gschehen. Schauts nur, daß gut heimkommts.“

Nun muß ich noch einer besonderen Art von „Gästen“ erwähnen, die in sehr bösartiger Absicht kamen oder geschickt wurden, und die zumeist doch recht gerne gesehen waren.

In früheren Zeiten war es Brauch, und ich selbst habe es noch miterlebt, daß einem Bauern, der die Steuer nicht zahlen konnte, ein „Exekutionssoldat" ins Haus geschickt wurde. Konnte dieser das Geld schon nicht mit Gewalt nehmen, weil eben keines da war, so hatte er als Hauslast so lange auf dem Hofe zu bleiben, bis die Steuer aufgetrieben war. Er hatte Dach, Kost und Verpflegung zu beanspruchen und konnte den Herrn spielen. Mancher spielte ihn auch, sich einmal gründlich entschädigend für den Hunger und die Mißhandlungen, so er in der Kaserne erfahren. Die meisten dieser Exekutionssoldaten fühlten sich auf dem Bauernhofe ganz vergnügt, verdienten durch freiwillige Arbeitsleistung reichlich Kost und Pflege, waren freundlich und heiter und hatten oft nur den einen Wunsch, daß der Bauer doch ja solange als möglich die Steuer nicht sollte leisten können. Solche Gäste waren auf dem Bauernhofe natürlich sehr beliebt. Dieses Exekutionsverfahren trug daher durchaus nicht zur rascheren Einbringung der Steuern bei und wurde beizeiten wieder abgeschafft.

Ob man auch das zur Gastfreundschaft nehmen soll, was der Granegger in Alpel einst für jenen Soldatenflüchtling getan hat? Ich glaube schon.

Der Bauersmensch hatte dazumal noch den allergrößten Abscheu vor dem Soldatenleben, das ein gar elendes Hundeleben gewesen ist. Er entzog sich ihm, wenn irgend möglich, durch die Flucht. Zur Sommerszeit lebte er — um den beständig umherspähenden Häschern zu entgehen — in den Wildnissen nahezu wie ein wildes Tier. Den Winter über wohnte er in verborgenen Löchern der Bauernhöfte. Der Bauer hielt es für ein gutes Werk, solche Flüchtlinge zu verstecken und zu verpflegen. So hatte der Granegger in seiner Schaubkammer den Sagschneider Franz verborgen, der wegen Flucht aus der Kaserne schon zweimal Spießruten

laufen mußte, trotzdem das drittemal wieder geflohen war. Wenn sie ihn jetzt noch einmal erwischen, wird er kurzab erschossen. So hatte der Granegger ein ganzes System eingerichtet, um den Mann zu schützen. Das Essen wurde dem Flüchtling in einem Strohbund verborgen in die Kammer geschickt, in der er gerne auf einem Schaube saß und sich die Zeit mit Strümpfestricken vertrieb. Manchmal kamen „Überreiter" (Häscher) in den Hof, um nach Flüchtlingen zu fahnden. Da trieb der Bauer irgend ein Stück Vieh aus dem Stall zum Brunnen und knallte dabei mit der Peitsche. Dieses Knallen war das Zeichen für den Franz, sich in die Hohlwand zu verstecken, denn die Überreiter kamen auch in die Schaubkammer und stachen mit ihren Spießen im Stroh umher. So ging's vom Spätherbst durch den ganzen Winter. Im März noch ehe der Franz ins Hochgebirge flüchten konnte, bekam er die Lungenentzündung und starb. Jetzt der Tote machte dem Granegger mehr Sorgen als der Lebendige. Wenn er angibt, wer's gewesen, wird er hart bestraft. So führte er nächtig die Leiche hinauf in den Heugrabenwald und legte sie in eine verfallene Köhlerhütte, wo sie nach einiger Zeit von Häschern gefunden worden ist.

Bezeichnend für die Treue altsteirischer Bauerngastlichkeit ist eine Geschichte, die in meiner Jugend noch erzählt wurde, während die jetzigen Bewohner der Gegend allerdings nichts davon wissen. Im Fochnitzgraben (Pfarre Stanz bei Kindberg) steht der alte Fochnitzhof. Zur Franzosenzeit war es. Da wusch sich wieder einmal die Katz. Kamen zu diesem Hofe eines Abends aus dem Mürztale drei „Blaufüchse" herein. Sie schienen müde und erschöpft zu sein und ersuchten in schlechtem Deutsch höflich um Nachtquartier. Der Bauer bewirtete sie und wies ihnen dann bescheidentlich zum Schlafen die Heuscheune an, die oben auf der Wiese stand. Den Franzosen war das recht, sie begaben sich in die Scheune,

deſſen einziges Tor ſie von innen verrammelten. Um Mitternacht war's und ging ein Sturmwind, als es am Fenſter der Fochnitzſtube leiſe klopfte Der Fochnitzbauer ſtand auf und wollte wiſſen, wer draußen ſei? Und waren es etliche bewaffnete Bürger aus Stanz, die ſofort fragten, ob nicht Franzoſen im Fochnitzhofe übernachteten?

„Wohl wohl," antwortete der Bauer. „Draußen im Heuſtadl ſchlafen's."

Die wolle man überfallen und kalt machen.

Antwortete der Bauer: „Sie haben ſich mir vertraut. So lang ſie unter meinem Dach ſind, darf's nit ſein. Auch kann man nit hinein, ſie haben deucht mich, feſt verrammelt."

Gut, ſo werde man den Heuſtadl anzünden. Die Äſer müſſe man alle ausrotten.

„Morgen, wenn ſie auf der Straßen ſind, meinetweg, was ihr wollt. Unter meinem Dach laß ich nix geſchehen!"

Sie kümmerten ſich nicht um ihn, ſondern ſchickten ſich an, ihr Vorhaben auszuführen. Da riß der Fochnitzbauer ſein Schußgewehr aus dem Bettſtroh, wo er es vor den Franzoſen verſteckt hatte: „Den erſten, der mir zum Heuſtadl geht, brenn ich nieder!"

Die Stanzerbürger ſind unwillig abgezogen.

Festreden auf dem Dorfe.

Das fürnehmste Fest im menschlichen Leben ist der Hochzeitstag. Der steirische Waldbauer hält dran. Außerdem kennt er fast nur noch kirchliche Feste. Volksfeste, Bälle, Arbeitsmahlzeiten mit Musik und Spiel, wie beim Ernten, beim Flachsbrechen, ist er nicht geneigt, als Feste zu bezeichnen, derlei nennt er nur Unterhaltung. Oft recht hoch geht es her bei solchen Unterhaltungen. Es werden dabei auch Reden gehalten, gerne in gereimter Form, die zumeist noch von den Vorfahren stammen und eingelernt sind. Jede dieser Reden wäre nicht geeignet für das empfindsame Ohr unserer Damen; ja selbst die Herren, besonders wenn sie Geistliche oder gar Polizisten sind, würden warnend klingeln, wenn in Bauernstuben eine andere Glocke vorhanden wäre als die bekannte, die vom Redner unter Gelächter der Zuhörenden bisweilen geläutet wird. Die kernigsten Ungehörigkeiten, die grauenhaftesten Parodien priesterlicher Verrichtungen und kirchlicher Vorgänge kann man da hören, und doch ist dieser offene Zynismus bei weitem nicht so schlimm als die feinverdeckte Lüsternheit und frivole Spottsucht anderswo. Der Bauer bezweckt mit seiner derben Rede weder eine Verlockung, noch eine Verspottung, er freut sich nur des Übermutes. Doch wollen wir uns auf diese Art von Bauernreden lieber

nicht einlaſſen, ſondern uns zu dem großen und wirklichen Feſte des Dorfes wenden — zur Hochzeit.

Vormittags war die feierliche Trauung mit Einzug, Auszug, Muſik, Pöllerknall und allerhand alten Gebräuchen. Von Mittag bis Abend waren drei üppige Mahlzeiten, die in der Zwiſchenzeit verdaut werden unter Tanz und Geſang. Und nun am Abende, wenn die Lampen und Kerzen angezündet ſind, wenn die Männer in Hemdärmeln, den bebänderten Hut auf dem Kopf, ihre Schelmenliedeln ſingen und die Wangen der Mägdlein hold erglühen, kommt er auf einmal zur Tür herein. Es iſt der Hochzeitsführer oder ſonſt ein Angeſehener der Gemeinde, oder es iſt einer jener wunderlichen Heiligen, die man auf dem Dorfe Fabelhans, in der Stadt Dichter heißt. Im Falle des des Hochzeitsführers wird in hergebrachter Weiſe eine wohlgeſetzte gereimte Rede gehalten, die man „Weiswort" oder „Dankſagung" nennt. In letzterem Fall, nämlich wenn ein lang- und glatthaariger, oder ein borſtiger Fabelhans auftritt, bekommt die Geſellſchaft manchmal was Beſonderes zu hören, Anſpielungen auf den Tag, auf Gemeindezuſtände, auf Perſonen, ihre Eigenſchaften und bekannten Fehler, ſtets in gutmütiger, häufig in witziger Form, zuletzt ſtets ausklingend in einen Dankruf und Glückwunſch.

Da oft an hundert Hochzeitsgäſte geladen ſind, deren Bewirtung etwas grob in den Sack reißen würde, ſo pflegen die Gäſte ihr Gedeck ſelber zu bezahlen, jeder mit einem kleinen Überſchuß, wodurch die Gedecke des Brautpaares und des Hochzeitsführers mit beglichen ſind. So werden in Steiermark die Feſtgeber von ihren Gäſten bewirtet. Den Leuten ihre Schuldigkeit, wieviel jeder für ſein Gedeck zu „erweiſen" hat, anzuzeigen, iſt eigentlich die Hauptaufgabe des Weisworte.

Und das herkömmliche Weiswort lautet alſo:

„Meine lieben Manner und Weiber, Bub'n und

Dirndln! Ich heb' auf mein Glaserl mit guldenem Wein, und wenn ich jetzt kunnt der lieb Herrgott sein, dem Brautpaar wollt' ich schenken ein langes Leben und eine Butten voll Kinder daneben. Oder wenn ich kunnt der alt' Josue sein, heut' ließ' ich die Sonn' nit abigehn, sie müßt bis morgen schein'. Essen und trinken, tanzen und scheiben, und allerlei anderes Hallodritreiben. Ein so lustiger Tag wird sobald nimmer sein. Nur der Speisemeister (der Wirt, bei dem die Hochzeit stattfindet) schaut finster drein. Da — fressen's, hätt' ich bald g'sagt, wie die Haferdrescher und saufen wie die Bürstenbinder — wahrhaftig, meine lieben Kinder! Und zahlen? — Will denn keiner dran denken? Zwar will uns der Speisemeister schenken das Bratel und den Wein, aber 's Wasser dran möcht' er gern vergütet haben, und die Bein'. Die Manner und Lumpen, die ohnehin sind voller Schulden, denen laßt der Herr Speisemeister den ganzen Schmarn um drei Gulden. Die Weiber aber, die selten im Wirtshaus zu spüren, die will er heut' einmal rechtschaffen schnüren — jede durch die Bank, wie sie dasitzen, sie müssen dreihundert Kreuzer schwitzen! — Und wenn wir mit dem Zahlen fertig sein, nachher laden wir auch den Herrn Jesus ein, wie auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, auf daß er uns segne Wasser und Wein, die Hochzeitsgäst' und das Brautpaar, die Spielleut' und die ganz' Pfarr', und alle Schmarozer und Spatzenschützen, die beim Ofen sitzen, Amen."

Die Spielleute blasen einen „Tusch," die Leute erheben ihre Gläser und es beginnt das „Gesundheittrinken." Der Speisemeister und sein Hausknecht gehen mit dem Teller von Person zu Person und nehmen das „Weisgeld" in Empfang. Hinterher kommen die Spielleute. Auch ihr Vormann hat einen Teller, auf den die Tänzer für sich und ihre Tänzerinnen das „Spiel-

leut'geld" legen. Dabei singt jeder der Zahlenden einen lustigen Vierzeiler, dessen Melodie von den Musikanten allemal nachgespielt wird. Dieses Umherziehen des Speisemeisters und der Spielleute zu den zahlenden, singenden und trinkenden Hochzeitsgästen, vom ersten bis zum letzten, dauert bei großen Hochzeiten manchmal stundenlang. Es ist der Glanzpunkt des Festes für — den Wirt und die Musikanten. — Der Hochzeitsgebräuche sind übrigens fast in jedem Tale andere. Die hier erzählten kommen in der nordöstlichen Steiermark vor.

Einmal hörte ich das Weiswort eines Fabelhansen. Das war ein kleines behendiges Männlein, zünftig als Schneider. In der Werkstatt schwieg er die ganze Woche lang. Sonntags aber, sobald der erste Tropfen Wein über seine Zunge rann, ging das Rädchen an. Er sprach und reimte aus dem Stegreif und war, wenn er anhub, nach eigenem Geständnis selber allemal neugierig, was da herauskommen würde. Dieses glattrasierte zierliche Männlein mit dem schwarzen nach rückwärts gekämmten Haar sprang damals flink und lind auf einen Tisch und begann mit heller, ein wenig singender Stimme also zu sprechen:

„Liebes Brautpaar und Hochzeitsleute!

Im heiligen Paradies, als sie fertig waren allbeide — Gott dir sei Ehr, es ist schon lange her! — da küßt Gott Vater den Adam auf die Stirn — deswegen hat der's im Hirn; und küßt die Eva auf den Mund, auf daß sie viel schwatzen kunnt. Und sintemalen und alldieweilen das Weib den Verstand hat auf der Zungen, sagen's die Alten wie die Jungen; was sie von anderen für Geheimnis' wissen, die tun sie zeigen, die eigenen tun sie verschweigen. Und dessenthalb hat mir die schöne Braut just anvertraut, daß ihr heut' das Herz möcht' zerspringen vor Lust und Freud' und anderen

Dingen, weil ſie einen ſo braven Mann hat gefangen und daß ſo viel ehrenwerte Leut' ſind zur Hochzeit 'gangen. Und da wollt' ſie das Taſchel auftun und dem Speiſemeiſter vor allem die Hochzeit bezahlen, was die ehrſame Geſellſchaft genoſſen, auf den Beſcheidteller gelegt und in die Gurgel gegoſſen. Noch zu rechter Zeit ſtupft ſie an die Seit' der Engel aus dem Paradies und ſaid: Schönſte Maid, Geld verſchwenden willſt heut'? Und aufs Jahr tut liegen das Kindel in der Wiegen. Und in ſieben Jahren ſind ſieben Kindlein gefahren, ſchreien nach Brot und Brei und ſonſt allerlei. Bedenk's und gib Ruh' und mach' dein Taſcherl wieder zu. Und laß den lieben Hochzeitsgäſten die Freud' und Ehr', daß ſie ſelber büſſen, was ſie verzehrt, daß ſie dermalen auch fürs ehrſame Brautpaar bezahlen, auch für die Brautmutter lobeſam, und für den Brautvater, den alten Stamm, der tanzen ſoll und iſt eh ſchon matt, der predigen will und keine Stimm' mehr hat. — Juſt ſo hat ihr's der Engel geſteckt, das hat die Jungfrau Braut geſchreckt und hat mir's anvertraut, ſintemal ſie nix verſchweigen kunnt, weil ſie Gott Vater geküßt hat auf den Mund. Und was gilt die Wett', das Stuck hat der Bräut'ger ihm abgeguckt und macht's ihm nach alle Tag — wozu er Gottes Segen hat und unſern Glückwunſch für tauſend Jahr. Vivat das Brautpaar!"

Solche Anſprachen werden gar wohlgefällig aufgenommen. Und der Hochzeitleiter ruft bald dem Redner zu über den Tiſch: „Magſt was zu eſſen? Schmalznudeln ſind da und Zwetſchkenmus!"

„Wenn's ſein muß!" antwortet der Fabelhans. „Wenn's ſchon nit anders kann ſein, geb' ich mich drein und nehm' ſogar Bratel und Wein!"

Bei Kindertaufen und Begräbniſſen redet unſer Bauer nicht, je näher der Kirche, je tiefer ſein Schweigen.

Im kirchlichen Bereiche spricht bloß der Priester, und zwar zumeist — Lateinisch.

Nur wenn ein Bauerssohn als Priester die erste Messe liest, die „Primiz", die gewöhnlich in der heimatlichen Dorfkirche abgehalten wird, da ergreift der Bauer wieder einmal das Wort. Da wird denn bei der Mahlzeit von einem der Angesehensten, am besten dem Gemeindevorsteher, bisweilen eine wirklich groß angelegte Rede gehalten.

Er spricht von dem endlich erschienenen Festtage, auf den die Gemeinde sich schon gefreut seit Jahr und Tag, von der Ehre, die der junge Geistliche über die Familie desselben, über die Verwandtschaft und über die ganze Gemeinde gebracht, und von der hohen Freude, die besonders den Eltern widerfahren, wenn sie noch am Leben sind. Und dann von dem priesterlichen Beruf: „Es ist eine schöne Sach', wenn eine Mutter zu dir schickt ihr Kind, daß du ihm das Glaubenslicht anzündest und es nit irrgehen kann auf der dunkeln Welt. Und wenn wir' irrgehen und fallen auf dem halen (schlüpferigen) Weg, so hebst uns freundlich auf und weisest uns zurecht. Und wenn der Sünder mit der schweren Schuld demütig vor dir niederkniet, und du sprichst ihn frei und erlösest ihn von aller Schuld — das ist eine schöne Sach'! — Und wenn zwei zu dir kommen, denen langweilig worden ist allein, so gibst du sie zusammen und bindest sie mit der himmlischen Gewalt, dieweilen du selber keinen Gespons darfst haben von Fleisch und Blut. Die heilige Kirche ist deine Braut, so' weit hat's keiner noch gebracht in unserer Pfarre — es ist eine schöne Sach'! — Und wenn du dem müden Wanderer die Wegzehrung reichest für seine weite Reis' in die Ewigkeit! Mußt nit verzagen, wirst ihm zureden, dem Sterbenden; wir all' sind wie Blumen, wirst du sagen, die der Herrgott ab-

brockt, um daraus seinen Himmelskranz zu flechten. So wirst du ihn trösten — es ist eine schöne Sach'! — Und gibst uns allen, die wir dich haben aufwachsen sehen als braven Studenten, die wir heut' so große Ehr' und Freud' erleben vor deinem Altar, wenn's einmal heißt Urlaub nehmen, den lieben Segen mit ins Grab. — So danken wir Gott dem Herrn, daß er dich hoch hat gewürdigt. Und danken der Geistlichkeit, seinen Schulen und Lehrern, seinen Wohltätern und allen, die beigetragen haben zu diesem großen Freudentag. — Und ehe, daß wir Abschied nehmen von dir dem Sohn und Bruder, dem Freund und Pfarrgenossen, ehe wir das letzte Du zu dir sagen, dieweilen du von nun an geweiht an Statt Gottes stehst — eher bringen wir dar unser aller Gebitt: Wer dich unter uns einmal sollt' gekränkt haben, tu' ihm verzeihen. Und bringen dar ein demütiges Gebitt: Wenn du vor dem heiligen Altar wirst stehen, tu unser gedenken. — Ihr, Ehrmeß'leut' allsamt — schenket die Gläser voll — unser lieber, junger, hochwürdiger Priester soll leben! Vivat! Er soll steigen drei Staffel — zum Pfarrer, zum Dechant, zum Prälaten hinauf! Vivat und dreimal Vivat!"

Und nun — damit der Gegenstand nach allen Seiten gestreift wird — noch eine der Juxreden, wie sie zu unterschiedlichen Gelegenheiten gehalten werden. Bei einem Flachsbrechemahl in der östlichen Steiermark sah ich, wie nach dem Essen einer als Kapuziner auftrat und eine parodistische Predigt hielt. Zuerst „las" er mit salbungsvoller Stimme das folgende:

„In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Turm, und aus demselben gingen

heraus drei Leut' und ein Schneider. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen Hasen, der Lahme lief ihm nach und der Nackte schob ihn in den Sack. Das," schloß der Redner, „sind die Worte, über die ich heute nicht zu euch reden will."

Hierauf räusperte er sich feierlich, strich seine Kutte über den großen Bauch, strich seinen angeklebten langen Bart und begann die „Predigt":

„Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Schafscherer! Ich will gleich anfangen mit den Weibsbildern. Da gucken sie kaum heraus aus der Fatschen, soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen. Und ehe ihnen noch tut ein Häuberl passen, suchen sie schon einen Bräutger auf allen Straßen. Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch tut ihnen 's Herzl jucken und zucken. Es ist ihnen keiner zu jung und keiner zu alt, keiner zu warm und keiner zu kalt. Ist einer krumm oder kropfad, voller Glatzen oder grauschopfad, hohlwangig oder ohne Zähn — schiech oder schön — so heißt's: Du kannst mit mir gehn. Die Jungen sein auch nix besser. Sie tun an kein' Himmel und kein' Höll' mehr glauben, außer wenn sie heiraten oder sitzen bleiben. Sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr, außer sie kommt von lustigen Buben her. Vernehmt es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer. — Kommt ein Sonn- oder Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an, da krampeln und schmieren sie das Haar, das Biegeleisen ist ihr Hochaltar. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus, im Beten richten sie gar nix aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, auf dem Tanzboden möchten sie den ganzen Tag bleiben. Hüpfen, sich zieren und Buben verführen, das sind die

drei Haupttugenden, die sie g'spüren. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei, und wenn ein Kirchtag (Jahrmarkt) ist, wissen sie schon allerhand List, mit Schmeicheln und Lügen die Burschen ums Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laster, die sie begehen, kann nit einmal der Teufel all sehen. Ja, alles Schlechte, das sich gar nit laßt ergründen, kann man bei den Madel und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhör'n, sonst könnten sie verdrießlich werd'n — und das hätt' ich auch nit gern. Denn diese schlechten Weiberleut' sind den Mannern ihre größte Freud, Amen."

Zum Glücke ist es im Waldlande doch noch so, daß ein guter Teil der Zuhörer zu einer solchen Kapuzinade harmlos lachen kann. Der andere Teil lacht zwar auch, aber nur um glauben zu machen, daß er sich — nicht getroffen fühlt.

Es fällt wohl auf, daß solche Festreden sich vorwiegend auf religiösem Gebiete bewegen. Das Geistesleben dieser Waldbauern ist eben ausgefüllt, um nicht zu sagen, gefangen von religiösen und kirchlichen Vorstellungen. Daneben hat noch ein bißchen Heimatsliebe und Patriotismus Platz, die aber nicht im gesprochenen Wort, sondern im gesungenen Lied zum Ausdruck kommen. Die eigentliche, natürliche Festrede der Älpler ist das Lied, in ihm liegen alle höheren Gedanken und Gefühle gemünzt und fliegen in den Weihestunden leicht wie von selbst über die Lippen, während die gesprochene Rede doch ihre Mühe und — Gefahren hat. Denn das Steckenbleiben ist auf dem Dorfe noch viel unangenehmer als anderswo — nämlich weil dort der steckengebliebene Redner mit der größten Unbarmherzigkeit ausgelacht wird.

Waldbauernmode.

Jede Neuerung in der Arbeit und Lebensweise, die entwicklungsgemäß in der Bauernschaft eingeführt wird, bedarf mehrerer Generationen, um sich einzuleben. Der Vater entsetzt sich vor der Neuerung, der Sohn versucht sie, der Enkel erkennt sie an. So ist's mit der Bauart der Häuser, mit den Werkzeugen, mit der Arbeitsform, mit der Nahrung und mit der Kleidung. Wie lange braucht das Versicherungswesen, bis es durchdringt, wie viele Jahre lange Ablehnung hat das Wahlrecht, die Schule, erfahren. Gar manches neue, das in der weiten Welt lebhaft regiert, kommt wieder ab und wird still, ehe der Bauer „ja" dazu sagt. Die rationelle Düngewirtschaft, die Viehzucht auf Kosten des nicht mehr erträglichen Feldbaues wirbt seit Jahrzehnten um die Hand des Alpenbauers. Er bleibt seiner Jugendgeliebten treu, der alten Urgroßvaterswirtschaft, und geht daran zugrunde. Ja, kann man denn an der Pietät, an der Treue zugrunde gehen? Vielleicht. Sicher aber an der gedankenlosen Gewohnheit.

Das Bauerntum ist am Weltrade der Mittelpunkt, die Nabe, die sich nur langsam um sich selbst bewegt, während die Speichen, der Kranz viel rascher fliegen. Je weiter man vom Mittelpunkte der Natur entfernt ist, je unbeständiger, eilender und fliegender wird man. Der Kornhalm steigt heute in derselben Form aus der

Scholle, wie zur Urzeit, aber alles was Menschen machen, ändert sich — beim Bauer am langsamsten, beim überkultivierten Luxusmenschen am schnellsten.

Aber — das Bauerntum ist nicht mehr das entlegene, in sich abgeschlossene Bereich, nein, die Weltstraße geht jetzt mitten durch. Wer stehen bleibt, wird niedergerannt, und wer sich an den Wagen hängt, der wird — seiner Scholle entführt.

Die bäuerliche Altständigkeit hat aber eine schwache Seite. Ist schon die Vernunft zu schwach, um zweckmäßige Änderungen zu erzielen, der Nachahmungstrieb ist stark genug, um törichte Neuerungen einzuführen. Es ist schier possierlich, daß auch die Bauern tanzen, wie die Mode pfeift, und nach dieser Musik auch immer getanzt haben. Nur in etwas langsamerem Tempo. Ich denke hier vor allem an die Kleidermode. Doch gibt es mancherlei zu unterscheiden. Daß man heute statt der kurzen Lederhose die allgemein läufigen „Pantalons" trägt, daß man statt Schafwollstoffe Baumwollzeug hat und dergleichen, das geschieht mehr aus wirtschaftlichen Gründen, hat also mit der Mode wenig zu tun. Mode und Tracht ist nicht dasselbe. Die Tracht geht aus den Verhältnissen hervor, ist eine Frucht der Entwicklung; Tracht ist Eigenbau, Mode — Einfuhr. Mode entstammt dem Nachahmungstrieb und ist im gewissen Sinne Entartung. „Wer auswendig immer anders ausschaut," sagt mein alter Bachmichel in Birkfeld, „der hat auch inwendig keine Beständigkeit."

Zur Mode schlagen sich schon die Verzierungen, Verbrämungen der Gewänder, die Schnitte der Taschen, die Knöpfe, die Farbe, das Binden des Halstuches, die Form der Stiefel, des Hutes mit allem, was dran prangt. Derlei wird beherrscht von der Mode. Selbst über die Hemden und seine „Krausen und Kresen" herrscht sie. Natürlich auch die Tabakspfeifen-, Sack-

uhren-, Geldtaschen- und Handspiegelformen sind ansteckend. Was deren einmal einer der Hervorragenderen hat, das müssen bald auch die anderen haben. Im ganzen wechselt die Kleidermode bei den Männern langsam und selten. Der Gemsbart auf dem Hut, die Gehänge an den Taschenuhren mit ihren alten Talern, in Silber gefaßten „Wolfszähnen", die in manchen Alpengegenden Sitte, vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht.

Anders aber bei den Weibern! Die stehen in naher Beziehung zu dem wechselnden Mond, denen ist die Abwechslung eine Naturnotwendigkeit; man muß noch loben, wenn sie sich bloß auf Sachen beschränkt. Manchmal scheint es, als beziehe auch der Bauersmensch seine Mode, wenn zwar nicht gerade aus Paris, so doch aus dem Stadtsalon. Der alte loderne Holzknechtfrack mit den grünen Aufschlägen und Verbrämungen hat wohl starke Familienähnlichkeit mit jenem goldverzierten Staatsfrack des achtzehnten Jahrhunderts. Die alten Bäuerlein in ihren ausgeschweiften und mit Metallschnallen geschmückten Lodenzylindern, in ihrem messingbeknöpften, stehkragenbesetzten Schaflodenfrack, in den ledernen Kniehosen, den blauen Wadenstrümpfen und den niederen Bundschuhen, wie man derlei Gestalten noch vor einigen Jahrzehnten in unseren Bergen begegnen konnte — sie hatten das französische Rokoko-Kostüm ins Steirische übersetzt. Und ob die damaligen vergoldeten Drahthauben der Weiber, ihre aufgebauschten Seidenspenser, ihre mit Goldschnüren besetzten Samtmieder nicht auch hochherrschaftlichen Ursprunges sind, das ist eine Frage, die offen bleibt. Freilich hat sich auch der alte Bauernadel nicht mit Unrecht was Großes gedünkt zu sein und manche seiner Kleiderherrlichkeit wird er wohl aus sich selbst aufgebracht haben. Ein Vorbild für den Kleiderprunk war in Steiermark auch der alte Eisenadel,

der ſo zwiſchen dem Bauern und dem Grafen ſtand, von letzterem das Feine hatte und von erſterem das Grobe — hübſch ſtilvoll gegründet auf den Geldſack. So einen Hammerherrn hätte ein Stadtſchneider ſchon auch in ſeinem Glaskaſten ausſtellen können. Heute ſind ſie noch in manchem Muſeum ausgeſtellt; ſie gehören bereits zu den vorweltlichen Erſcheinungen.

Heute geht die Grenze zwiſchen Herren- und Bauernmode durch das Kleinbürgertum des Dorfes und des Marktfleckens. Unter dieſen gibt es immer eine Menge Leute, die lieber die Geringſten der „Herren", als die Fürnehmſten der Bauern ſind. Sie gehaben und tragen ſich ſtädtiſch, ſtellen ſich gebildet, was natürlich große, zumeiſt noch ganz mißlungene Anſtrengung koſtet, und werden als die „Herriſchen" zur Zielſcheibe des Bauernwitzes. Jener Teil des Kleinbürgertums aber, welcher noch wohlhabend und wohlangeſehen iſt und ſich ſeiner bäuerlichen Abſtammung nicht ſchämt, iſt das Vorbild für die heutige Bauernmode. Der kluge Kleinbürger des Dorfes will lieber Großbauer ſcheinen, denn Schneider oder Krämer. Der Bauer hinwiederum dünkt ſich feiner, gebildeter, und das will er ſchon beinahe ſein, wenn er ſich auf den Handwerker oder Händler hinausſpielt. So treffen ſich beide Schichten. In manchen Gegenden ſind am Sonntag Bauerntöchter von den „Bürgerstöchtern" ihrer Kirchdörfer nicht zu unterſcheiden.

Das erſte Hauptſtück vornehmer Bauerntracht iſt, eine ſtattliche Figur zu machen. Beſonders die Weiber gehen drauf aus, wobei allerdings manche in die Lage kommt, die allzu üppige, aufquellende Stattlichkeit wieder möglichſt vertuſchen zu ſollen. Anſonſten weite, aufgebauſchte, rauſchende Kittel, welche die Trägerin wie einen wandelnden Kegel erſcheinen laſſen. Die engen Röcke der Stadtdamen, die zeitweilig ſich ſo beſchränkt an die Beine ſchmiegen, daß die Trägerin kleinen Schrittes

trippeln muß, wie eine Chineſin, ſind in der Bauernſchaft nie ſchön geweſen. Hingegen die Krinoline iſt wirklich auch einmal in den ſteiriſchen Bauernhof eingekehrt. Doch iſt dieſe Aufgeblaſenheit zum Gelächter der Männer von den Bergwinden manchmal derart geſteigert worden, daß man den Reifrock, der von unten keinerlei Abſchluß möglich machte, bald wieder abgelegt hat. Das Umfangreiche, Aufgedonnerte wird ja viel gründlicher durch die entſprechende Anzahl von Unterröcken erzielt und heißt es, daß eine Dorfſchöne neun Kittel am Leibe haben muß, um ganz ſchön zu ſein.

Auch darin ſtimmt die Bauernmode mit der zeitweiligen Stadtmode überein, daß das Weib einen — Kamelrücken haben muß. Dieſen Rücken erzeugt die ſchöne Bäuerin, indem ſie über den Sitzteil innerhalb des Kleides einen Polſter befeſtigt, der dann die darübergezogenen Röcke weit ausbaucht, zum Geſpötte der hinten Dreingehenden. Schon vor vierzig Jahren haben ſie das ſo getrieben. Ich erinnere mich an eine Faſchingsunterhaltung beim Dorfwirt, bei welcher die Fankel-Kathel, eine herlebige und hochmütige Dirn, das Unglück hatte, während des Tanzes den Hinterpolſter zu verlieren. Er fiel unter die Füße der Tanzenden und wurde unter ſchallendem Gelächter mit den Stiefelſpitzen hin und her geſchnellt. „Da hat eine was Hinteres verloren. Der es gehört, die ſoll ſich melden!“ Obwohl die Fankel-Kathel plötzlich erſchreckend ſchlaff abhing und ihren Kittelſaum wie eine Schleppe nachſchleifen mußte — gemeldet hat ſie ſich nicht. Da bemächtigten ſich tollwitzige Burſchen des roten Polſters und wollten ihn verſteigern. Verſteigerer war der ſtotternde Hansjörgl; der hielt das Kiſſen hoch über die Köpfe, ſchupfte es von einer Hand in die andere, ſchnellte es in die Luft, fing es wieder auf und frei:

„Ta — da — das ist der Fa — Fa — Fankel-Dirn ihr Po — Po — Polster! We — Wer gibt?"

Geben tat keiner, aber haben wollte es jeder und so haben sie um das Kissen gerauft, bis davon die roten Fetzen und Sägespäne in den Lüften flogen. Da ist die Kathel mit Schand und Spott abgezogen. Beim nächsten Faschingsball hat sie aber doch wieder ihren „Buckel" gehabt, denn in der Torheit sind die Leute immer am beständigsten. Die Burschen des Dorfes behaupten manchmal, daß es nicht Mode sei für die Dirndlein, Beinkleider zu tragen, aber eine derartige Kontrolle pflegt vom Hausvater mit dem Haselstecken gebüßt zu werden.

Der richtige Naturmensch kann an den Weibern nichts Unechtes leiden. Eine kleine Haareinlage oder eine gut wattierte Brust, wenn sie aufkommt, gibt Anlaß zu den schlimmsten Spitznamen. Doch geben sich manche Torfdirndln auch heimlich mit Schminke ab. Die blaß ist im Gesicht, will rote Wangen haben und die Wohlgerötete käme sich reizender vor, wenn die Wangen ein schmachtendes Blaß hätten. Aber so ungeschickt macht es nicht jede, wie die Haberer-Lena vom Teschenhof. Die hat sich im Wald mit Heidelbeersaft die Wangen rosig machen wollen, aber wie sie ins Dorf zurückkommt, sind die zartroten Male abscheulich blaue Flecken gewesen — so falsch ist der Heidelbeersaft! Die Lena ist des Spitznamens „Blauwangerl" ihr Lebtag nicht wieder losgeworden.

Der Bauernbursche sieht es recht gern, wenn die Seinige hübsch „fein und g'statzt" dahergeht, vorausgesetzt, daß es nicht zu stark an seinem Geldbeutel zerrt. Jedenfalls begründet das Dirndl den Aufwand, die Ausartung mit den Worten: „Jetzt tragen sie's so." Da gibt's denn seidene Kopftücher mit langen Flügeln nach hinten hinab, gibt an allen Enden des Körpers bunte

Bänder und Maſchen, funkelnde Knöpflein und Ringlein und Kettlein und Schnallchen und feine Spitzentüchelein mit Kölnerwaſſer beſprengt. Das „Bonſchurl“ (Jöppchen) muß hinten große, lange Rüſſel und Schnäbel haben. Und im enggeraidelten, fiſchbeinbeſpannten Mieder büßt manches Dirndl Sünden ab, die es noch gar nicht begangen hat. Aber: „Jetzt tragen ſie's ſo!“ Keine Satzung, ſie mag des Leibes oder der Seele Heil bezwecken, befolgen die törichten Menſchlein ſo frommlüſtern wie die tolle Willkür der Mode.

Sie iſt ja auch wieder ſo ſüß einſchmeichelnd. Die Urgroßmutter hat auf ihren ſteinigen Pfaden noch die plumpen Holzſchuhe getragen. Die Großmutter ließ ſich Schuhe aus Stierhaut machen. Die Mutter hat ſich zahmere Kuhlederſchuhe beigelegt. Der Tochter ſind die zarten Kalblederſchuhe zu „bockig“, ſie muß wenigſtens an Sonntagen Samtſchühlein haben. Manche, die an Werktagen mit Steinkrampen und Miſtgabeln hantieren, ſtecken an Sonntagen auf ihre Pfoten gar feingeſtrickte „Handſtützeln“ (fingerloſe Handſchuhe), damit ja die Haut nicht von der Sonne gebräunt wird, oder eigentlich, daß man die grobe ſonnengebräunte Haut nicht ſoll ſehen können. Keine rauhe, braune Haut? Dann weißt du nicht, Dirndl, was bei den Bauern ſchön iſt. Geh, ſei geſcheit, überlaß das dumme Zeug den Stadtdamen, welche ihre zierlichen Händchen mit Leder bedecken, allerhand anderes aber bisweilen nackt herumtragen.

Von den Goldhauben der Großmütter ſind unſeren Bauernmädeln noch die Ohrringlein hängen geblieben. Auch Männer tragen derlei manchmal an den Ohren, es ſoll „gut für die Augen“ ſein. Na, vielleicht für die des andern, der ſie ſieht — heißt das, wenn ſie hübſche Formen haben und nicht etwa Klumpen von Talmigold daran baumeln. In dieſem Falle wären ſie ſchlecht für

die Augen. Ein alter Vetter von mir hat oft behauptet, ich würde es noch erleben, daß die Dirndlein güldene Naſenringlein trügen; am rechten Flügel eins und am linken Flügel eins. Woran dann die Burſchen ihre Uhrketten anhaken und ſo die Mädeln bei der Naſe herumführen könnten. Das hätte wenigſtens einen Zweck.

Einſt haben die Bauernweiber glatt gekämmtes, in der Mitte geſcheiteltes Haar getragen, rechts und links eine kleine Welle über die Stirne herab, hinten in einen Knoten gebunden. Das galt als die Form der Ehrbarkeit. Dann huben die Dirndlein an, ihr Haar aufzukrauſen, mit dem Brenneiſen in Ringlein zu drehen und ſolche Lockenringlein hoch aufzulockern und über die Stirne niedergehen zu laſſen. Das waren die ausgeworfenen Netze, um Stockfiſche zu fangen, und gar manches Bübel hat ſich drin verſtrickt. Das hat auch einen Sinn. Aber wie wirkſam dieſes Netz iſt, das hat mir einmal jemand geſtanden, dem eines Dirndleins Kraushaar durch das Gitter des Beichtſtuhls die Stirn berührt hatte. „Es war, als ob der Teufel meine Seele ſtreichelte!“

Nachher, wenn man am Sonntag ſo ein hergerichtetes Dirndl beobachtet, wie ſich das wendet und windet und biegt und dreht, das Handtüchlein zum Munde drückt, ſchämig und züchtig tut, die Augen niederſchlägt und dann wieder ein Blickraketlein losſchießt gegen die Männer hin! Ein klein wenig den Rockſaum hebt es, als ob das Gras naß oder der Weg ſtaubig wäre, und iſt's doch nur des Unterkittels wegen, der am Rand ſo ſchöne Spitzen hat.

Die Mode der Kittelfarbe und des Stoffmuſters wechſelt faſt jedes Jahr. Jetzt trägt man ſie blau, jetzt rot, jetzt geblümt, jetzt geſternt, jetzt „ſchottiſch“ karriert oder geſtreift. Mancher Dorfkrämer iſt klug

genug, aus irgend einem Stoff, der seit Jahren Ladenhüter ist, seiner Frau oder Tochter einen Kittel machen zu lassen — mit besonderem Schnitt natürlich. „Die Kaufmännin tragt's!“ Da will es die Fleischermeisterin auch so haben, die Bäckermeisterin und die Frau Wirtin ebenfalls, den anderen Dörflerinnen gefällt's nicht minder — und die neue Mode ist fertig. Unweit von meiner Heimatsgegend war ein Kleinbauer, der ein stattliches, sauberes Weib und ebensolche Töchter hatte. Diese Weiber machten für die ganze Gegend Mode. Sie hatten Geschmack und wenn dann andere dieselbe Joppe trugen, denselben Kittel, denselben Hut, so glaubten sie auch so stattlich und sauber zu sein wie diese. Der Krämer hatte einen Vorrat von orangengelbem Wollenstoff, der sehr abscheulich und dazu schon ganz abgelegen war. Davon schenkte er, weil er selber keine Weibsleute hatte, dem Kleinbauer für seine Frauenzimmer. Und siehe, diese erfanden dazu einen absonderlichen Schnitt und einen pikanten Aufputz — in einem halben Jahr trug alles orangengelbe Kittel. — Was sagten die Männer dazu?

So klug die Weiber sind, das haben sie noch nicht weg, was die Männer sich von den aufgedruderten Frauenzimmern denken. Beliebeln und heimlich auslachen tun sie die Aufgeputzten und heiraten tun sie die Einfachen. Denn sie wollen schließlich Weiber, nicht wie sie der Schneider, sondern wie sie Gott erschaffen hat. Und das ist ein Standpunkt.

Reinlichkeitssinn.

Vierzig Jahre lang habe ich gezaudert mit diesem Kapitel. Mittlerweile ist das Waldvolk doch so weit hinauf und die Literatur so weit herabgekommen, daß man's wagen darf. Und kann ich als Präludium gleich jenen Stallknecht als Muster der Reinlichkeit anführen, welcher sich das ganze Jahr lang nicht wusch, weil er der Meinung war, erst das Wasser mache die Krusten zu Dreck. Diese Stalldungkrusten schälten sich denn zeitweise auf das allerreinlichste von der Haut los, während das Wasser ein Jauchenbad angerichtet haben würde. Diese besondere Auffassung von Reinlichkeit darf nicht verallgemeinert werden. In den meisten Gegenden der Alpen, besonders gegen Westen hin, — wenigstens heute schon — ist das Wasser nicht allein als „Weihbrunn", sondern wohl auch als Reinigungsmittel ein begehrter Gegenstand. Da herrscht oft die wahre Scheuerwut, aber in manchem Hause bekommt man den Fußboden, „auf dem man Strudelteige ausziehen könnte", wochenlang nicht zu Gesichte, weil er der Schonung halber mit Fetzen bedeckt ist. Diese Fetzen bleiben oft so lange darauf liegen, bis unterhalb der Fußboden wieder schmutzig ist, dann neuerdings gescheuert und neuerdings verdeckt wird — so daß die schönste Reinlichkeit ein Geheimnis bleibt. Mit nichts kann man das Herz einer echten Hausfrau tiefer verwunden, als mit

ſchmutzigen Stiefeln, die plump in ihr Heiligtum treten. Daß in einem ſolchen Hauſe auch alle Geräte blinken, daß die hölzernen Milchbehälter jeden Tag in Keſſeln ordentlich gargekocht werden, um in den Faſern und Fugen nicht die geringſte Unreinlichkeit aufkommen zu laſſen, iſt Regel. Mit der Kleiderwäſche dasſelbe Verhältnis, und die Kinder werden an Samstagen nur gleich in Laugebottiche geworfen und mit Strohwiſch und Sand abgerieben, ſo rückſichtslos, als ob es Sachen wären und nicht kreiſchende Weſen. In manchen alten Häuſern vertritt Sand und Aſche die Seife; der Sand ſoll, will man wiſſen, die Poren viel tiefer packen, die Haut viel friſcher machen als Seife. Der alte Pechölmann zu Strahlwand, wenn er boshafterweiſe befragt wurde, weshalb er denn ſchon wieder ein ſo zerkratztes Geſicht hätte, antwortete allemal: „Weil ich mich halt mit Bachſand tu' waſchen!“ Das war nicht richtig, ein weit ſchärferes Mittel als Sand, hatte er zu Hauſe, das ihm alle egoiſtiſche Unlauterkeit abſcheuerte — ein kratzendes Weib.

Aber mit dieſer beſonderen Reinlichkeit im Volke des Waldlandes ſpringt man nicht allzuweit. In Gegenden, wo große Armut iſt oder wo die uralten Häuſer ſtehen, ſieht es anders aus. Ich weiß noch ſehr viele jener alten hölzernen Bauernhäuſer, in welchen Wohnſtube, Küche, Schlafkammer, Vorratskammer und Hühnerſtall ein einziger Raum ſind. Die Stubendecke iſt überzogen mit einer Rußkruſte, der Fußboden mit einer feuchten Schmutzſchichte, auf die man wie über einen Lederteppich ſchreitet. Herd und Tiſch müſſen vor jeder Mahlzeit von Katzen- und Hühnerſpuren gereinigt werden. Von anderem kleinen und kleinſten Getier aller Art nicht zu reden. Ich habe an den Bewohnern ſolcher Häuſer immer den Heroismus bewundert; wer ihn nicht hat, wie ich ihn in meiner Lehrlingszeit nicht hatte, der

führt ein qualvolles Dasein. Was half es, wenn die Bäuerin überlaut ausrief: „Der Mensch muß nit so grauslich sein. Man weiß ja nit, wovon man fett wird!“ Und sie gedeihen wirklich in ihren Schmutzhöhlen, während unsereiner vor Ekel die Auszehrung bekommen könnte. Fragt nicht an, wie oft Hemden, Hosen und Bettzeug in die Wäsche kommen, wenn sie aber einmal an den Ort der Reinigung anlangen, dann ist es gleich ein fermes Fegefeuer. Die Pfaiden, Plachen und Bettdecken werden gekocht wie Sauerkraut, oder im heißen Ofen gründlich geschmort und gebraten. Eine radikale Abhilfe, zu der sie sich nur in äußerster Not emporraffen.

Bad? In Tirol hat die Bauernschaft ihre Badeanstalten, in denen sie es manchmal fast den Stadtleuten nachmacht. Bei uns im Osten ist diese „Hoffart“ unbekannt. Da gibt es alte Leute, die seit ihrer Säuglingszeit nie in ein Bad gekommen sind. Sich nackt ausziehen und ins Wasser legen, gilt nicht bloß für höchst ungesund, sondern geradezu für sündhaft. Im Stifte A. sind einmal am heißen Sommertage drei junge Priester in den Teich gestiegen, haben bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß sie schwimmen konnten und sich vorwitzig wie muntere Fischlein herumgetrieben. Der Abt, der im Parke lustwandelte, drückte zwar ein Auge zu, anfangs eins, dann alle zwei. Aber Landleute, die am Ufer dahinschlichen, machten die ihren um so weiter auf. Sie hatten heimlich eine rechte Freude über die Erscheinung; als sie aber sahen, daß die jungen Leute beim Aussteigen ein geistliches Gewand anzogen, faßte sie Entsetzen „über die Sittenverderbnis des Klerus“ und wollten von da ab gar nicht mehr in die Stiftskirche gehen. Nur einer der Waldkerle sagte: „Bin schon lang nimmer beim Beichtstuhl g'west, wenn's aber noch einmal muß sein, dann mach' ich's mit einer

der Forellen ab (er meinte jene, die im Bade waren), vor denen fürcht' ich mich nit um einen Batzen mehr." Ich hörte das von dem Manne, weiß aber nicht wie es gemeint war. Genug die kleine Wassertour hatte das Verhältnis verrückt.

Lieber als ein nasses, nehmen die Leute ein trokkenes Bad, doch nicht aus Reinlichkeits-, sondern aus Gesundheitsrücksichten. Sie legen sich nackt in die heiße Sonne oder graben sich in junges Heu, das striegelt die Haut auf das allerwohltätigste und wirkt berauschend, so daß manchmal ein richtiger Katzenjammer nachfolgt.

Unter den jüngeren Ärzten gibt es ihrer, die bei gewissen Leiden oder nach Krankheiten tatsächlich Bäder verordnen. Das sind auch solche, die man —! So kommt die Schlechtigkeit ins Land! — So weit sind viele, dieser „Naturkinder", daß ihnen der nackte Menschenkörper ohne lüsterne Vorstellung nicht mehr denkbar ist. Woher haben sie denn das?

Sitte ist soviel ich weiß überall, daß die Leute an jedem Morgen Gesicht und Hände waschen. Mancher thut's am Brunnentrog. Andere sparen mit Wasser, das im Überfluß am Hause vorbeifließt und machen es so, daß sie das Wasser zuerst in den Mund nehmen, einen ordentlichen Bgcken voll, dasselbe dann in die hohlen Hände sprudeln und sich so das Gesicht waschen! Ist das nicht sinnreich? Erstens wird das Becken entbehrlich, zweitens das Wasser leicht erwärmt, drittens wird gleichzeitig der Mund ausgespült — und wenn du ihnen sagst, das Ganze sei eine Schweinerei, glotzen sie dich an — was dir denn schon wieder nicht recht sei! Zum Abtrocknen haben alle Hausgenossen ein gemeinsames grobes Tuch, wenn man es nicht vorzieht, das Gesicht sich mit den Hemdärmeln abzuwischen. Das Haar strählen sich die Männer mit den ausgespreiteten fünf Fingern durch, und die Toilette ist gemacht. — Ein

besonderer Tag ist der Christabend. Da gibt's großes „Kopfwaschen", da wird das ganze Haupt einmal gründlich in Arbeit genommen und bei dieser Gelegenheit auch Brust und Rücken mit Wasser bedacht. Das geschieht aber weniger aus Reinlichkeitsgründen, als des Festbrauches wegen und weil es heißt, daß am Kopf, der am heiligen Abend gewaschen wird, das ganze Jahr sich kein Grind ansetzen kann. Sie haben, wenn sie sich putzen, allerhand Gründe, nur den der Reinlichkeit nicht.

Wer in einem unserer alten Waldbauernhäuser essen will, der tut gut, wenn er vorher der Bäuerin nicht zu aufmerksam zuschaut beim Kochen. Ich möchte dasselbe übrigens auch in den Stadtküchen raten, in den Gasthöfen, Fleischereien, Bäckereien usw. Man muß es nicht just immer wissen, wie's gemacht wird. Die Leute haben übrigens ein trostreiches Sprichwort. Schmutziges Wasser, das über neun Steine rinnt, ist wieder rein, und neun glühende Kohlen brennen allen Unrat aus der Pfanne weg.

Mit Mißtrauen sind Bauernhöfe zu betrachten, in denen gar zu großer Kunstsinn herrscht. Da ist alles mit Farbe bemalt, Tisch, Bank und Schrank, Kübel und Kegel, damit das öftere Abscheuern überflüssig wird. Ich weiß ein Haus, wo sogar das Nudelbrett und der Strudelwalzer mit schönen Blumen bemalt sind! — Die bunten Strümpfe, die gestreifte oder geblümte Wäsche ist auch Blümel-Blamel; derlei soll nur den daranhaftenden Schmutz unbemerkbar machen.

Man muß jedoch die andere Seite auch ein wenig ansehen und lustig war es, als jenes Stadtschulmeisterlein den alten Dungführer erziehen wollte. Saß der alte Krauterer an seiner Mistfuhre, hatte in seinen krustigen Händen ein Stück Brot und ließ es sich schmecken.

„Vetter," redete ihn das vorüberwandelnde Schulmeisterlein an, „wolltet Ihr vor Euerm Imbiß Euch denn nicht die Hände waschen?"

„Ist eh wahr, das kann ich eh thun," antwortete der Bauer und wusch sich an der braunen Jauche behaglich die Hände. „Darf ich vielleicht auch ein Stückel aufwarten, Herr?"

Der andere dankte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit. Als Philosoph hätte er allerdings die tiefsinnige Frage an sich stellen können: Was ist unrein? Ist dem Bauern der Dünger unrein? Der ist ihm unrein, wenn etwas anderes dazukommt, er will nicht Zusatz von Sand oder Moor oder Scherben, er will reinen Dünger haben. Jetzt bekommt die Sache ein anderes Profil, allerdings nur für den Philosophen. Als Moralisten könnten wir beisetzen, daß den Reinen alles rein sei, wenn dieselben Schmutzhammel, die mit gewerbsmäßigem Behagen sich im Kot wälzen, anderseits nicht oft den größten Ekel von einer toten Fliege oder einem Haar in der Suppe hätten. Mir war ein wulstiger Schustergeselle bekannt, der gestaltete sich so, daß ihm die Leute nur gerade gern auf zehn Schritte auswichen, wenn es möglich war. Dieser hielt sich in den Bauernhäusern über jedes Fleckchen im Tischtuche auf und rieb den Löffel unzähligemal mit seinen schmutzigen Fingern ab, bis er es wagte, ihn in den Mund zu stecken. Endlich kaufte er sich einen Silberlöffel, von dem ihm gesagt wurde, daß er im Gegensatz zu den Blechlöffeln nichts Unreines annehme, sondern alles Ekelhafte von sich stoße. Aber auch mit diesen Grundsätzen des Silberlöffels mußte es nicht weit her sein, denn der Löffel ließ sich den Schustergesellen ruhig gefallen und wurde bei ihm so unsauber, wie das gemeinste Blech.

Habe ich nicht schon zu lange verweilt? Sollen wir nicht lieber umkehren, bevor es noch dicker kommt?

Ich habe meinen Zweck erreicht. Es soll nicht gesagt sein, daß es dem Landvolke im ganzen etwa an innerer Reinheit fehle. Das ist ein Kapitel für sich und wird kaum zu ungunsten der Waldleute ausfallen. An äußerer Reinlichkeit aber fehlt's, wenn's auch nicht mehr so schlimm ist, als früher. Und da sollten halt wieder die bekannten Leiter und Lehrer des Volkes fegen und scheuern. So weit, wie manche Nachbarvölker sind, wird unser tüchtiges lenkbares Waldvolk wohl auch zu bringen sein. Ich als Volksschriftner tue für die Reinlichkeit das meine, indem ich den Leuten manchmal tüchtig die Köpfe wasche.

Seuchen.

Zu jenen Dingen, die mitwirken, mein Erdenleben sorglos und froh zu machen, gehört meine vielleicht sträfliche Gleichgültigkeit gegen Ansteckungsgefahr bei Krankheiten. Vor Bakterien, Bazillen und dergleichem Gezücht habe ich keine allzu große Angst. Und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihrer — zu viele sind. Was man mit jedem Atemzug einschlürft, das muß doch endlich der Körper gewohnt werden, dagegen muß er wohl abgehärtet und unempfindlich sein, wenn er überhaupt mittun will. Für immun freilich darf sich kein Mensch halten, sonst liegt er plötzlich blamiert in einer Influenza, oder gar in Scharlach oder der Diphtherie danieder. Aber ich glaube, daß eine ruhige Sorglosigkeit, die natürlich vernünftige Lebensführung nicht ausschließt, ein recht gutes „Präservativ" gegen Infektion ist.

Wenn es nach dem Buchstaben der Wissenschaft ginge, müßte ich schon in meiner Jugend wenigstens ein halbes dutzendmal gestorben sein. Der ansteckenden Krankheiten gab's im Waldlande alljährlich; die Vorsicht der Leute dagegen war, zur Verzweiflung des Arztes, falls er darum wußte, gleich nichts. „Geschehen tut's, wie Gottes Willen ist!" hieß es. Nun war allerdings Gottes Willen, daß viele Kinder an der Rotkrankheit, am Halsweh, Erwachsene am Nervenfieber, an den

Pocken starben! Und in Gegenden, wo die Leute vorsichtiger waren, da war es Gottes Willen, daß weniger Leute umkamen. Die Lebensführung der armen Waldbewohner war gewiß auch nicht danach; Erkältungen, Unregelmäßigkeit in Arbeit und Ruhe, in Essen und Trinken, schlechtes Wasser, ungelüftete Wohnung, Unreinlichkeit allerart — es war nahezu wie eine systematische Vorbereitung, um von in der Nachbarschaft grassierenden Seuchen angesteckt zu werden. Und doch haben damals in jener Gegend Seuchen nie eine große Ausdehnung angenommen und von den Erkrankten sind allemal die meisten wieder gesund geworden.

Sehr oft wurden gefährliche Krankheiten gar nicht erkannt. Der Arzt wurde selten angerufen, oder er behandelte die Kranken nur vermittelst Botenberichte und Urinfläschchen. Die Kurpfuscher tauften auftretende Krankheiten nach eigenem Belieben. Da gab es „hitzige Gallfieber", „Herzwürmer", „Grasseln" und „Bläseln" „rotes Bauchweh" und „schwarzen Ausschlag", während tatsächlich Typhus, Ruhr, Scharlach, Blattern usw. wüteten.

Oft stand das Krankenbett in der Kinderkammer oder in der Gesindestube, manchmal nahe dem Eßtisch. Der schlechte Geruch in den überheizten, ungelüfteten Stuben wurde oft nur durch das Ausräuchern mit Wacholderreisig bemäntelt. Oder der Kranke lag im Viehstall, wo sich kein Mensch um ihn kümmerte, außer zu den Mahlzeiten, da ihm Essen gebracht wurde. Kurz, die Krankheiten machten kein Aufsehen, und wenn sie weitergriffen von einem Hausgenossen auf den andern, von einem Hof auf den andern, so wunderte sich niemand darüber und hieß es manchmal: „Ist gut, daß es ihn gepackt hat, nachher hat er's überstanden." Die Schuster-Ernestin in Alpel war der Meinung, jeder Mensch müsse alle Krankheiten einmal durchmachen, um endlich

ganz gesund zu werden. Natürlich, je eher das vor sich ging, je besser. Allerdings, vor manchen Seuchen gab es großen Abschen, darum hielt es mancher Winkelarzt — der mehr Psychologe als Arzt war — für gut, sie gar nicht mit Namen zu nennen.

Von einer vernünftigen Krankenpflege ist noch heute dort selten eine Spur, entweder man tut zu viel oder zu wenig. Oft die törichtesten „Hausmittel" oder — gar nichts.

Ein Holzknecht auf der Wölkeralm hatte mutterseelenallein in einer Heuhütte den Typhus überstanden. Und als er hernach befragt wurde, wie er sich denn ernährt, sagte er, hungerig sei er nie gewesen und den Durst habe ihm der Wiesenbach gelöscht. — Einmal war der Kohlenbrenner von Waldenbachschlag wochenlang nicht sichtbar geworden, und als man ihn später befragt, ob er einen Meiler abzukohlen gehabt hätte, antwortete er, in seiner Hütte auf dem Stroh sei er gelegen und habe sich einmal ordentlich ausgefaulenzt. Zuerst habe es ihn vor Frost so geschüttelt und sei ihm übel gewesen; dann habe er beim Atemziehen ein Stechen in der Brust gehabt und Blut sei gekommen. Dann sei er so müde gewesen, daß er sich gedacht habe: ah, ich bleib' liegen, und habe nur gedörrte Birnen und altgetrocknetes Brot gegessen. Es müsse so ein bissel eine Krankheit gewesen sein oder was, er sei nachher schier schwach gewesen, aber jetzt sei der Ungesund herausen. Ei, freilich war es „so ein bissel eine Krankheit gewesen" — die Lungenentzündung.

Im Schmiedhofe hatten sie einen jungen, baumstarken Knecht. Der war in Fischbach bei einem Begräbnis Leichenträger gewesen. Dann heimgekommen hatte er sich niedergelegt, war krank gelegen und acht Tage später gestorben. Wenn es irgendwo in der Nachbarschaft „Leichwachen" gab, so waren stets auch Kinder

dabei. Da durften sie in der Nacht aufbleiben, mit den Erwachsenen unter dem Sternenhimmel, oder im Dunkeln mit der Laterne über Feld und Heide gehen, durften die Leiche anschauen; dann wurden „schöne Totengesanger" gesungen, dann bekam man Weißbrot zu essen, sogar Most zu trinken. Das war ein Fest. Als nun im Schmiedhofe der Knecht „Simmerl" gestorben war, erbettelten auch ich und einige meiner Geschwister die Freude, zur Leichwache gehen zu dürfen. Mit großer Ehrfurcht traten wir, vom Vater begleitet, ins Haus. Dort, unter der Bodenstiege, sahen wir schon das Totenlicht, ein Ölflämmlein im Wasserglase, und daneben die lange Gestalt, mit einem Leintuche zugedeckt. Wir knieten, wie es Sitte ist, davor nieder, beteten still ein paar Vaterunser und besprengten hierauf die Leiche mit dem „Sprenggrassel", das im Weihwassergefäße lag. Die Hausmutter des Schmiedhofes war schon hinter uns gestanden, die eine Hand über dem Busen, mit der andern nachdenklich den Kopf gestützt. Sie hatte wohl darüber nachgedacht, was das vor wenigen Tagen noch für ein gesunder, lustiger Bursche gewesen war, in dem vor Freudigkeit jedes Aderl hat gezuckt und ganz Alpel hat geklungen vor seinem Singen und Juchezen. Jetzt lag er da auf der schmalen Bank und rührte sich nimmer. Die Hausmutter trat ein wenig vor und fragte uns mit leiser Stimme, ob wir ihn anschauen wollten? Wir nickten: Ja. Hierauf schlug sie bei Haupten das Tuch zurück. — Wir erschraken sehr. Das war nicht der Simmerl mit dem freundlichen Angesicht und dem schwarzen Schnurrbart drinnen. Das war eine völlig schwarze, aufgedunsene Masse, in der man kaum Augen und Nase, geschweige andere Züge erkennen konnte. Einen widerlichen Geruch verspürten wir und dann hat die Hausmutter den Toten wieder zugedeckt. Am nächsten Morgen sind wir in der langen Reihe von Leuten hinter dem Sarge hergegangen,

faſt drei Stunden lang, bis wir zum Pfarrdorfe kamen. Dort unter dem großen Kruzifix iſt der Sarg auf die Erde geſtellt und geöffnet worden. Es kam der Arzt, hielt die Totenbeſchau und ſchrieb in den Totenſchein: „Simon Kroisbichler, 29 Jahre alt, geſtorben an den ſchwarzen Blattern.“

Weiß nicht zu ſagen, ob zur Zeit in der Gegend noch neue Blatternerkrankungen vorgekommen ſind. Ich und meine Geſchwiſter ſind geſund geblieben.

Damals wurde auch von einem Weibe erzählt, das an ſchwarzen Blattern ſchwer krank lag und ihre zwei Kinder ins Bett nahm ‚in der Meinung, daß ſie an ihnen geſunden werde. Sie genas auch; von den Kindern aber ſtarb das ſtärkere, während das ſcheinbar ſchwächere mit dem Leben davonkam und ein Mann wurde, „dem kein Gift ſchaden konnte“. Gerade umgekehrt wie dieſes Weib hat's jene arme Häuslerin gemacht, die an der „häutigen Bräun“ erkrankte. Als ſie die Krankheit erkannte, ſchickte ſie ſofort ihre fünf Kinder zu einer Verwandten, und dort ſollten ſie ausrichten einen ſchönen Gruß von „Unſerer lieben Frau“. Während die Kinder fort waren, zündete ſie ihr Bettſtroh an, verbrannte ſich und die Hütte. So hat dieſe Mutter die Anſteckung ihrer Kinder verhindert. Die Geſchichte hatte eine Magd erzählt, die aus dem Böhmerlande als Deichgräberin eingewandert war. Aber die Leute im Waldland ſchüttelten bloß die Köpfe dazu. „Wenn ſchon Unſere liebe Frau angerufen wird, die hätte ja auch ſo helfen können!“ — Ob der fromme Glaube allemal vor Anſteckung ſchützt? Meiner Mutter Lieblingsſprüchlein: „Erſt hilf du dir, dann hilft Gott dir!“ wird wohl wahr ſein. Ein bißchen Nachſicht wird der Herrgott freilich haben müſſen mit Leuten, die ſo grundeinfältig ſind, daß ſie die Gefahr gar nicht ſehen und ihre rotwangigen Kinder an die Betten der Typhuskranken und zu den Särgen der

an Blattern Verſtorbenen ſchicken. Aber könnte dieſe Nachſicht nicht einmal in Zorn umſchlagen? .... Es iſt wohl geſchehen, daß bei Seuchen ganze Bauernhäuſer ausſtarben, ſo daß — wie ein munterer Chroniſt erzählt — „der letzte ſich ſelber die Augen hat zudrücken müſſen.“

Wirklich Angſt hat der Bauer nur vor der „Peſt“. „Aber die kommt nimmer.“ Und doch, man braucht irgend eine Seuche offiziell nur „Peſt“ zu nennen, und der größte Schrecken, die denkbarſte Verwahrung dagegen wird Platz greifen. „Mir nix dir nix umfallen und tot ſein,“ das allein kleckt ihnen auf Sehweite.

Ärztliche Aufſicht von Amts wegen iſt zu jener Zeit und in jenen Gegenden unbekannt geweſen. Der Tod konnte treiben, was er wollte, er hatte keine Kontrolle. Wurde einer ſtill und ſtarr, ſo legte man ihn auf die Bahre, nach zwei Tagen in den Sarg und trug ihn dem Kirchhofe zu. In dem Kirchdorf allerdings mußte man dem Arzt einen Blick auf den Toten machen laſſen. Ein flüchtiger Blick, eine leichte Betaſtung des Hauptes, anders habe ich dazumal eine Totenbeſchau nie geſehen. Später kam eine Verordnung heraus, die Särge dürften im Dorfe nicht geöffnet werden, ſie müßten vor der Ortſchaft zur Totenbeſchau anhalten. Heutzutage muß auch im Gebirge der amtliche Totenbeſchauer ins Sterbehaus kommen, es darf vor der Schau das Begräbnis nicht veranſtaltet werden. Heute werden doch auch im Waldlande bei Seuchen die Abſperrungs- und Schutzvorſchriften beobachtet, ſo weit das Auge des Gemeindearztes reicht. Nur reicht es nicht immer weit genug. Ein gewiſſer Grad von Sorgloſigkeit gegen täglich drohende Gefahren wird im Landvolke ja immer ſein. Abgeſehen davon, daß allzu große Sorge um das leibliche Wohl nicht chriſtlich iſt, lebt noch immer der Fatalismus, der Glaube an die Vor-

herbestimmung, den der Philosoph weder bejahen noch verneinen kann. Seit die Naturwissenschaft das Gesetz von der Vererbung lehrt, kann der Fatalismus nicht einmal mehr als Irrlehre oder Aberglaube erklärt werden. Ist es den Leuten vererbt, das heißt angeboren, ob sie gesund oder krank, klug oder dumm sind, so ist es ihnen eben auch mit angeboren, ob sie den Gefahren ausweichen können, oder in dieselben hineintappen, und ferner, ob sie die Gefahren bestehen oder daran zugrunde gehen.

Dämonen im Volke.

Ein junger frischer Kaiserjäger bat seinen Hauptmann um drei Tage Urlaub. Es war das Fest Sankt Peter und Paul, er wollte heim in sein Bergdorf, wo es feierlich und mit allerlei Freuden begangen wird. Der Hauptmann sah keinen Grund, dem braven Burschen den Urlaub zu verweigern. Spät Abend war's, als der Urlauber die Seinen daheim mit einem muntern Grüß Gott! überraschte. Sie saßen lange am Tisch und er erzählte ihnen vom tapferen Soldatenleben und von der Welt. Dann ging er schlafen hinaus in die Heuscheune, wo ihm die Mutter mit stillen Freuden ein gutes Bett gemacht hatte. Er hatte sicherlich gut geschlafen, denn zur nächsten Morgenfrühe, als die liebe Sonne hereinschien ins tauende, von Vogelsang durchklungene Tal, saß er schon wieder bei den übrigen an der Frühsuppe. Er hatte seinen Spaß mit der Hauskatze, die im Fenster saß und mit ihren funkelnden Augen auf die Milchschüssel hereinschaute. Er hatte seinen Spaß mit der Magd, der er allemal ein Brotschnittlein in den Löffel warf, so oft sie mit Milch zum Munde fuhr. Dann schaute er das Messer an, mit dem er das Brot abgeschnitten hatte und sagte: „Scharf ist das Ding. Muß ich doch wissen, ob man damit Hals abschneiden kann." Er ging mit dem Messer zur Stube hinaus. Die anderen aßen weiter, zogen hernach ihr Sonntags-

gewand an und rüsteten sich zum Kirchgang. Dem jüngeren Bruder fiel es auf, daß der Soldat so lange wegbleibe. Er ging um den Hof herum und fand hinter der Tenne auf dem feuchten Rasen den Soldaten liegen in seinem Blute, das Messer krampfig in der Hand. Er hatte sich den Hals durchgeschnitten mit zwei tiefen Schnitten — es war kein Leben mehr in ihm.

Es ist vergebens geforscht worden nach der Ursache dieses Selbstmordes, es war gar nichts zu finden, was auch nur den leisesten Anhaltspunkt hätte geben können. Er war mit Leib und Seele Soldat gewesen, seine Offiziere waren mit ihm zufrieden. Es war keine Veruntreuung, kein Gläubiger; die Leute wußten von keinem unglücklichen Liebesverhältnis. Der Bursche war stets kerngesund gewesen und munter wie eine Gemse, und als die Ärzte in der Totenkammer sein Gehirn untersuchten, fand es sich normal. Außergewöhnlich war es wohl, daß er plötzlich, ohne besonderen Anlaß den Urlaub nahm, so daß man vermutete, die Tat sei vorsätzlich geschehen. — Er war in seinem Grabe lange schon vermodert, als in der Gegend immer noch gesprochen wurde von dem rätselhaften Ereignis und gedeutelt daran. Niemand weiß, was den lebenslustigen Burschen vermocht hatte, in der Blüte seiner Jahre sein Leben freiwillig zu enden. —

In einer anderen Gegend — ich mag weder Ort noch Namen nennen, weil von den hier erwähnten Personen noch Verwandte leben — war ein armer, halblahmer Weber; er war ein überaus gutmütiger und trotz seiner Hablosigkeit sehr wohltätiger Mensch. Mancher dürftigen Familie webte er die Leinwand unentlohnt, er ging zu Kranken und tröstete sie, er war bescheiden und wußte jedem, dem er begegnete, etwas Liebreiches zu sagen oder zu erweisen. Des Nachts aber ging er in der Gegend herum und zündete Heustadeln, Mühlen,

Almhütten und endlich auch Wohnhäuser und ganze Höfe an. Vagabunden und Strolche, die man für die Brandleger hielt, wurden seinetwegen eingezogen; endlich kam man ihm auf die Spur und er leugnete keinen Augenblick. Er sagte es kurzweg, sie könnten ihn ins Kriminal bringen oder ins Irrenhaus oder nach Belieben wohin, er sei einverstanden; solange sie ihn aber frei in der Welt herumgehen ließen, müsse er Gebäude anzünden, das sei ihm angetan und er werde davon nicht lassen. — Wie lange er das schon treibe? — Als Knabe habe er es gelernt. Da habe ihn beim Viehweiden oft rechtschaffen gefroren und er habe sich aus Reisig Feldfeuer gemacht. Das Aufflackern sei schön gewesen. Dann habe er auch Holzstöße angebrannt, da sei das Aufflackern noch schöner gewesen. Einmal zur Winterszeit, als er eine Flachsdörrhütte angezündet habe und sich daran wärmen wollte, habe sein Kleid Feuer gefangen und er sei brennend in einen Teich gesprungen. Davon rührten seine gichtischen Beine her, es sei ein harter Denkzettel, aber lassen könne er es nicht. Zu weinen hub er an bei seinem Geständnisse, zu weinen ob all des Unheils, das er über die Leute gebracht und das er nimmer gutzumachen vermöge, aber lassen könne er es nicht. Den Sonnenschein könne er entbehren, den Feuerbrand könne er nicht entbehren, solcher sei wie der Trunk für einen Verschmachtenden — nicht anders. Was helfe ihm das Leben, wenn er nicht brennen sehe! — Man hat ihn in ein Irrenhaus gebracht, wo er bald gestorben ist. —

Einem dämonischen Geschicke unterlag auch Bauer Joppel, der sogenannte Häuserschacherer. Das war ein Großbauer im Tivengwald. Seine Gründe erstreckten sich weit über Berg und Tal, er hatte mehr als ein Dutzend Knechte und nicht weniger Dirnen; sein Gehöft war weitläufig und fest wie eine Burg. Seit alten Zeiten

war dasselbe Geschlecht ansässig auf diesem Großgute, es ging allen Besitzern desselben wohl, sie waren die Herren in der Waldgegend und hochgeachtet. Da kam es vor etwa zwanzig Jahren dem damaligen Besitzer zu Sinnen, er wolle seinen weitläufigen, hinterwäldlerischen Besitz verkaufen und sich ein weniger entlegenes Bauerngut erwerben. Das tat er, und obzwar sein neuer Hof auch ganz stattlich war, so groß und behäbig wie der erste war er nicht. Einmal von dem Boden der Väter abgewichen, behagte es dem Manne nicht recht auf dem neuen Besitz, er verlangte sich näher an die Straße, nach einer engeren, weniger sorgenvollen Wirtschaft, aber das Haus sollte netter und mehr nach moderner Weise eingerichtet sein. Er fand auch bald was er suchte, hub an der Straße ein Wirtshaus an und er vermeinte — wie der Hans im Glücke — trotz aller Nachteile gewonnen zu haben. Das dauerte nicht lange und er wollte wieder was anderes. Es war, als ob der sonst kluge Mann aller vernünftigen Erwägung unfähig geworden wäre, seit er den angestammten Waldsitz seiner Väter verlassen hatte. Sein Weib starb im Wirtshause an Heimweh nach dem stillen großen Gute. Die Kinder zerstreuten sich. Der Joppel vertauschte sein großes Wirtshaus gegen ein kleineres, das draußen im Tale stand; dieses nach wenigen Wochen gegen ein zierliches Häuschen im Kirchdorf, in dem er sich mit vieler Hast einrichtete. Als er eingerichtet war und nichts zu tun hatte, als vor seinem Häuslein zu sitzen und nachzurechnen, ob sein eingeschrumpfter Besitz wohl auf sein Lebtag auslangen werde, ohne daß er knechtliche Arbeiten verrichten müßte, wollte er sein Haus wieder gegen einen Bauernhof vertauschen; weil das aber nicht mehr gelang, so tauschte er mit einem Kleinhäusler in der Nachbarschaft und er tauschte noch drei- und viermal, so daß sie ihn den Häuserschacherer nannten. End-

lich wohnte er nur mehr in einer Hütte, die früher als Tischlerwerkstatt verwendet worden war und die nun der Mann erworben hatte, um — wie er sagte — endlich einen sicheren Platz zu haben. Die Leute sagten es jetzt wohl schon, wo des einst so reichen Großbauers sicherer Platz sein werde — im Armenhause.

Eines Tages saßen sie im Wirtshause, die Herren des Dorfes, der Gemeindevorstand war da, der Häuserschacherer war auch da. Sie tranken viel und trieben Späße und der Gemeindevorstand fragte den Joppel, ob er nicht Häuser tauschen wolle? Es sei am Ende des Dorfes ein zwar kleines, aber ganz feines Haus, sehr gut und ruhig gelegen und steuerfrei. Das gäbe er — der Gemeindevorstand — für die Tischlerwerkstatt. „Es gilt!" rief der Joppel, der es für Ernst nahm, und schlug ein. Aber als er den neuen Besitz nun besah, verging ihm Hören und Sehen — vor Schreck fiel er zusammen, vom Schlage getroffen. Das Beinhaus am Friedhofe war's gewesen, so er da als letztes Objekt eingetauscht und in welchem er heute tatsächlich wohnt. —

Diese Fälle sind so unheimlich, weil sie nach unseren Folgerungen unbegründet und unbegreiflich sind. Nicht weniger dämonisch ist eine folgende Geschichte, hingegen noch weit erschütternder und tragisch, weil sie menschlicher ist, obschon die natürliche Leidenschaft ins Unfaßbare geht.

Am Fronleichnamstage des Jahres 1856 wurden am frühen Morgen auf dem Friedhofe meiner Heimatspfarre zwei Leichen in ein gemeinsames Grab gesenkt. Zwei Mädchen von zehn bis dreizehn Jahren, Bauernkinder aus Alpel und der Masing. An das Mädchen von Alpel erinnere ich mich noch, es hieß Walburga und als man der Leiche Rosmarin und frische Blumen um die Stirn wand, sagten die Leute: „Die Walburga tut

auch Kranzel aufsetzen am Fronleichnamstag." Dann fand sie ihre Gespannin an dem Mädchen von der Massing und so machten sie selbander ihre Fronleichnamsprozession ins kühle Grab. Der Friedhof liegt abseits vom Orte in heiliger Ruh' zwischen Feldern, nicht weit vom Fuße des Gölk. Da nach dem Begräbnis allsogleich die Fronleichnamsprozession abgehalten wurde, so hatte der Totengräber, der als Fahnen- oder Baldachinträger fungieren mußte, nicht Zeit, das Grab zuzuwerfen. Erst gegen Abend desselben Tages ging er auf den Friedhof, um seines Amtes zu walten. Da fiel es ihm auf, daß im Grabe außerhalb der Särge Hobelspäne lagen, wie solche dem Toten als Kopfkissen in die Truhe gelegt zu werden pflegen. Als er genauer schaute, sah er, daß die Sargdeckel locker waren und als er einen derselben befestigen wollte, gab es einen hohlen Ton, als ob der Sarg leer wäre. Mit Hast riß er die Deckel auf, einen und den andern — in den Truhen waren Hobelspäne, etliche Heiligenbildchen, sonst nichts. Die Leichen waren weg. In einer Stunde darauf waren die Leute des Dorfes aus Rand und Band. Sie wußten nicht was zu machen, was zu denken, der Fall war unerhört. Ideal angelegte Naturen dachten an eine Auferstehung von den Toten und daß die beiden Jungfrauen in ihren weißen Kleidern sicherlich an der Fronleichnamsprozession teilgenommen hätten. Besonnenere sprachen sogleich von Leichenraub. Im Volke geht mancherlei Glaube, was sich mit jungfräulichen Leichen erzielen lasse und die Traditionen schwirrten wie gespenstische Ungeheuer von Mund zu Ohren. Erst am nächsten Tage, als ein Bauer in seinen Wald an den Gölk ging, um Reisig zu hauen, fand er am Berghange, mit Moos und Heidekraut zugedeckt, die Leichen. Diese waren halb entblößt und zerzaust an den Haaren, in welchen noch Teile des Kranzes hingen. An der Brust waren sie geöffnet und

die Unterſuchung ergab, daß das Herz und Teile der Leber fehlten. Die beiden Leichen waren mit einem Strick an den Schenkeln zuſammengebunden; ſo mußten ſie kopfabwärts hängend vom Räuber über der Achſel getragen worden ſein durch den Hohlweg, der vom Friedhofe gegen den Gölk führt. Still wurden die Leichen beerdigt; der Pfarrer fürchtete den Schmerzensausbruch der Eltern. Er ließ den Bauer aus Alpel rufen. „Mein lieber Freund," ſagte er, „wir haben Verluſt gehabt!" und verſuchte ihn zu tröſten. Der Bauer antwortete: „Das tut mir nit viel. Es iſt Erden, die Seel' iſt nimmer drinnen geweſt. Das tut mir nit viel." Er ſoll in den folgenden Nächten aber doch hart geſchluchzt haben auf ſeinem Bett. — Es verging die Zeit. Die Behörde mag ihre heimlichen Nachforſchungen gepflogen haben, aber es kam nichts zutage, von wem und aus welchem Grunde der Leichenraub verübt worden war.

In derſelben Gegend lebte viele Jahre früher ein aus Alpel herabgezogener Bauer — wir nennen ihn den Tiger, weil er in ſeinem Zorne in der Tat ein wildes Tier war. Klein an Geſtalt, aber unterſetzt beherrſchte er die Wirtshäuſer, die Kirchweihen, das ganze Dorf. Wenn er wütend war, und das wurde er bei den kleinſten Anläſſen, trat ihm niemand entgegen. In ſeiner übermütigſten Zeit ſoll er mit dem Meſſer in der Hand in die Häuſer junger Eheleute getreten ſein und vom Mann das Weib gefordert haben. Endlich heiratete er ſelbſt, und zwar eine ſo Kräftige und Schneidige, daß ſie ihm auf die Länge nichts nachgab. Sie rangen oft miteinander wie reißende Tiere, doch getraute ſich das Weib nur über ihn, wenn er betrunken war und da warf ſie ihn auf einen Streuhaufen, wo er liegen blieb. In nüchternem Zuſtande und wenn ihn nichts reizte, war er ein verſtändiger, gutmütiger Menſch.

Eines Tages kam er halbbetrunken vom Wirtshause heim. Sein Weib rührte just den Butterkübel und, einen siegreichen Kampf erhoffend, eröffnete sie den Streit mit Vorwürfen. „Luiserl, ich sag' dir's, laß mich heut' in Ruh!" knurrte er. Sie fuhr fort zu zanken und gab ihm schlimme Namen, da riß er von der Scheide das Messer, stieß ihr's in die Brust und sagte: „So, meine Luiserl, jetzt sind wir gleich (gleicher Meinung)." Sie stürzte zu Boden. Als er sah, was geschehen war, nahm er den Bergstock und ging davon. Er ging über das Gebirge, er ging eine Nacht und einen Tag und kam endlich in den Kreisgerichtsort Weiz. Dort meldete er sich bei Gericht und sagte: „Ihr lieben Herren, da bin ich, sperrt mich ein, ich habe mein Weib erstochen."

Die Untersuchung war bald geschlossen, der Tiger bekam fünfzehn oder zwanzig Jahre (mir sind die Einzelheiten nicht mehr genau erinnerlich) und wurde in das Strafhaus der Karlau gebracht. Sein Verhalten im Arrest war musterhaft und nachdem er sieben Jahre gesessen, wurde er im Jahre 1854 bei Gelegenheit der Kaiservermählung begnadigt. Er kehrte zurück auf seinen Hof, da war alles arg zerfahren und seine Nachbarn wollten mit ihm, dem Verbrecher, nichts mehr zu tun haben. Sie behandelten ihn mit Verachtung, suchten ihn zu verdrängen und er war nicht mehr imstande, seine Wirtschaft unter ihnen aufrecht zu halten. Die Jahre der Gefangenschaft hatten seine physische Tatkraft gebrochen, um so wilder tobte die Rachgier in seinem Innern. In seiner körperlichen Ohnmacht suchte er nach übernatürlichen Mitteln, um sich an den Bauern seiner Nachbarschaft zu rächen. Er strich im Lande um, suchte Zauberer, fand aber keinen. Er erinnerte sich an eine alte Sagung, und auch von Arrestgenossen hatte er es wiederholt gehört, nämlich, daß man „mit

Herzen von Jungfrauen" schwere Ungewitter zaubern könne. Er machte sich mit der Sache vertraut und wollte denn im nahenden Hochsommer ein Ungewitter zustande bringen, das seinen Feinden das Getreide in den Boden schlage, die Häuser anzünde, die Wiesen überschwemme, die Wälder niederwerfe. Er ging immer auf einsamen Straßen, aber so oft ihm ein Mädchen begegnete, ward ihm das Herz leid. Er ging mit manchem blühenden Kinde dahin und lockte es, hatte aber nicht die innere Kraft, es zu ermorden.

Da fiel das Begräbnis jener zwei Mädchen. Er lauerte im Gebüsch hinter dem Friedhofzaun, und als die Leute davongingen und mit ihnen der Schaufelmann, ohne das Grab zuzuschaufeln, da war sein Entschluß gefaßt. Während im Klange der Kirchenglocken und im Böllerknallen die Prozession mit wallenden Fahnen unten durch die Dorfgassen zog, begann er sein Werk. Wie weit er damit kam, das ist schon angedeutet, mit welchem Erfolge er die Herzen der Jungfrauen verwendet, das ist nicht gesagt worden. Alles andere aber hat nach vielen Jahren der Tiger auf dem Totenbette bekannt und gebeten, daß es offenbar werde. Ich habe den Mann zweimal gesehen; das einemal sprach er auf einem Viehhandel in meinem Heimatshause zu. Er trug ein steirisches Gewand, war sorgfältig herausgeputzt, war heiter, nahm mich, den etwa fünfjährigen Knaben, gemütlich aufs Knie, gab mir einen Apfel und schaukelte mich. Das zweitemal war es kurze Zeit vor seinem Tode; arg verkommen und mit sich zerfallen, saß er eines Tages draußen vor dem Hause auf einer Bank. Meine Mutter trug ihm ein Stück Brot hinaus, er nahm es hastig, ohne die Geberin anzublicken, und bald darauf war er wieder verschwunden. Wenige Wochen hernach hörten wir es mit Schaudern, daß dieser Mann jene Tat verübt haben soll, die in unserer Gegend

beispiellos war und die Herzen so grausam erschreckt hatte. —

Einen wunderlichen Weg nahm das Unglück in der Familie des Bauers Sebast. Der war ein reicher Mann und hatte an einem Ausläufer des Tauern seinen großen Hof. Ich kannte ihn sehr gut, er war ein großer hagerer Mann, etwas geknickt, hatte die unterlaufenen Augen immer voll Wasser, so daß er mit dem blauen Sacktuch fortwährend daran herumwischen mußte. Er hatte trotz seiner stattlichen Gestalt eine feine Fistelstimme, war stets einsilbig und berufen, der Gewohnheit wegen, im Gespräche beständig „ja" zu sagen, es mochte passen oder nicht. Der Sebast war belesen in den heiligen Schriften und simulierte mehr darüber, als es für einen Bauersmann gut ist. Sehr viel hielt er auf das Beten und auf gottselige Gespräche; wenn er in Handel und Wandel jemanden übervorteilen konnte, da betete er noch mehr und hielt sich an Christus, der die Sünden der Welt auf sich nimmt. Ein armes Mädchen hatte er geheiratet und mit demselben fünf gesunde Kinder gezeugt. Der jasagende Sebast war bei seinem Weib ein neinsagender; sie wollte die Kinder pflegen, er trieb sie zur knechtlichen Arbeit, wo sie ihm eine Dienstmagd ersparen mußte. Bei solchem Knickern und Erwerben steigerte sich der Reichtum. Die Kinder — meinte der Sebast — würden schon selber wachsen, wie es dem Herrn gefällig. Dem Herrn aber war es gefällig, daß die Kinder ohne Elternhut verkrüppelten und verkamen. Ein Knabe war, der ward vor lauter Stößen und Schlägen von Seite des Vaters und schwerer Arbeit in Kindesjahren schiefleibig, höckerig und krummbeinig; ein zweiter Knabe war, der stotterte so arg, daß sie ihn den Meg meg meg Michel hießen. Ein dritter Knabe war geistig etwas kraus und hielt immer die Hand oder den Hut vors Gesicht, wenn er bei Leuten

war, weil er es nicht ertragen konnte, wenn man ihm ins Gesicht schaute. Er war schon erwachsen und in der Kirche stand er stets in einem Winkel und wandte sein Gesicht der Mauer zu und schirmte sich noch extra mit dem Hut, spähte aber doch auf die Weibsleute hin, wo es unbemerkt geschehen konnte. Er machte mit niemandem Bekanntschaft und ging seine besonderen Wege. Ferner war in der Familie des Sebast ein Mädchen, das blieb vor lauter Fallen und Verwahrlosung ein Zwerg und watschelte wie eine Ente, die sich ein Bein gebrochen. Ein zweites Mädchen war, das hatte eine alte Magd, die Schwester des Bauers, in ihren kräftigen Schutz genommen. Es wuchs fein und schlank empor und war ein schönes Kind. Der Sebast freute sich darüber und nach Beratschlagungen mit heiligen Büchern und Geistlichen entschloß er sich, die schöne Jungfrau dem Herrn Jesus Christus zu weihen. Heimlich — da er den Widerpart seiner Weibsleute zu Hause fürchtete — brachte er das Töchterlein zu einem frommen Missionär, der das siebzehnjährige Kind bearbeitete und in ihr die Schwärmerei erweckte, eine ewige Braut Christi zu sein. Heimlich entführte sie der Vater ihrer weichmütigen Mutter, ihrer tatkräftigen Muhme und brachte sie mit einer rechtschaffenen Mitgift versehen nach Graz ins Kloster. Dort blieb sie nicht lange, sie ward nach Ungarn versetzt, wo sie bald starb, ohne die Heimat wieder gesehen zu haben.

Als die andere Tochter merkte, daß der Vater auch mit ihr etwas Ähnliches beginnen wollte, begann sie den Burschen nachzuwackeln. Etliche flohen vor ihr, einer jedoch erinnerte sich, daß er für seine herabgekommene Wirtschaft Geld brauche; er ankerte die Kleine keck mit Amors Pfeil an sich, heiratete sie, vertat ihr Geld und ließ sie sitzen. Der höckerige Sohn des Sebast legte eines Tages beim Futtermähen die Sense

aus der Hand, ſagte, er müſſe auf den Berg ſteigen, von wo aus man den heiligen Jakobus erſchaue, ging auf eine Höhe von der man die dem Apoſtel Jakobus geweihte Pfarrkirche ſieht, dort legte er ſich hin und ſtarb. Der ſtotternde Sohn des Sebaſt, ſonſt der geſcheiteſte und beliebteſte bei den Leuten, ſchleifte an einem Feierabende mit zwei Ochſen vom Walde noch eine ſchwere Reiſigfuhre gegen den Hof. Da die Fuhre umzukippen drohte, ſpreizte er ſich mit der Schulter gegen dieſelbe, ſie fiel aber doch und erdrückte ihn. Der dritte Sohn des Sebaſt, der ſich nicht ins Geſicht ſchauen laſſen wollte, blieb bei keiner Arbeit oder tat ſie verkehrt; er ſtrich halb verloren umher und eines Tags lag er im Moorgrunde zwiſchen Erlſträuchern, hatte den Kopf in die Erde gegraben bis an den Hals und war erſtickt.

Der alte Sebaſt tat während all dieſen Ereigniſſen nichts als gottſelige Bücher leſen, dabei wiſchte er ſich fort und fort das Waſſer von den Augen, gerade ſo wie einſt in beſſerer Zeit. Sein Weib litt ſtill dahin. Sie betete oft zu Gott um eine einzige Träne, es kam keine mehr.

Dem Sebaſt kam endlich die Angſt vor der ewigen Verdammnis. Mehrmals ließ er den Pfarrer des Dorfes kommen, und was ihm dieſer zu Troſt und Erhebung ſagen mochte, er beſtritt es, er wies in den heiligen Schriften haargenau nach, daß er nach einem Leben, wie er es geführt, voll des Eigennutzes, der Hartherzigkeit, der Pflichtvergeſſenheit, der Heuchelei und der Gottverſuchung ewig verdammt ſein müſſe. Er wollte Haus und Hof und alle Fahrniſſe der Kirche geben; der Pfarrer ſagte, der Kirche wäre es ſchon recht, aber Sünde und Unrecht ſei auf ſolche Weiſe nicht zu löſchen. Er ſolle den Mitmenſchen Gutes tun, ſo viel er noch könne, er ſolle milde und liebe-

voll ſein gegen ſein Weib und auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen.

Der Sebaſt änderte nichts aber in den Nächten betete er laut und wimmerte, und einmal in einer ſternhellen Frühlingsnacht ging er ins Freie. Da er am Morgen nicht da war, begannen ihn die Hausleute zu ſuchen, bald ſuchten auch die Nachbarn mit, und ſie ſuchten in allen Winkeln des Hofes, im Walde, in den Bachtümpeln — zwei Tage lang. Am dritten ſah ihn ein Knecht knien im Lärchſchachen. Der Sebaſt kniete vor einem Baum, gegen denſelben gewendet; er ließ die Arme hängen und das Haupt. Eine vom Aſt niedergehende Schnur, um den Hals geſchlungen, hielt ihn, daß er nicht umſank. —

Warum werden dieſe finſteren Geſchichten erzählt? fragt ihr. Warum geſchehen ſie? könnte ich fragen. Darüber Betrachtungen anzuſtellen — es wäre müßig, die Gedanken ſtocken im Haupte. Es ſei uns genug, nicht zu vergeſſen, daß im Geſchlechte der Menſchen eine böſe Macht lauert. Daß ſie bei einzelnen ſchreckbar hervorbricht, ſei uns eine Mahnung, wachſam und demütig zu ſein von Herzen.

Und nun wieder zurück ins geſunde, frohere Leben der Älpler.

Im Dorfwirtshaus.

Im Wirtshause sitzen sie und ist ein reges Gespräch zwischen einem alten Bauer und seinem Dorfpfarrer. Der Bauer ist in der Gemeinde angesehen, sogar „Kirchenvater", der an Festtagen „windlichttragen" hilft. Hat täglich sein Räuschchen und sonntägig seinen Rausch. Auch heute spricht er mit stark angeheitertem Humor, wobei er lebhafte Mimik spielen läßt; mit den Augen zwinkert, wenn er schalkhaft ist; den Mund fletscht, wenn er grob, die Nase rümpft, wenn er abgetrumpft wird; den Finger an den Mund legt, wenn er sich „verplauscht" hat: „Hei! hätt's nit sagn solln!" Ein ums anderemal haut er dem Pfarrer die flache Händ auf den Oberschenkel, während der Pfarrer ihn gemütlich aufzieht, belehrt und mit Humor zurechtweist. Das lustige Gespräch — es ist zur Kennzeichnung einer steirischen Wirtshausunterhaltung fast wörtlich wiedergegeben — einmal mehr hochdeutsch, einmal in Urbauernart. Es entfacht immer wieder die Heiterkeit der Tischgenossen, darunter auch Fremde aus der Stadt.

Gegen diese stichelt zuerst der Bauer ein wenig: „Brave Leut kemmen aus Wean, brave Leute — eijo! D Summerfrischler freilich, die sollt man ausbläckern. Allerweil die Tör tuns offen lassn, daß sich die Ochsen

verlaufen. Wir brauchen keine Stadtleut, hobe auf unſer Vieh zu ſchauen."

„Ja ja," ſagt der Pfarrer, um ihn auf gute Art loszuwerden, „drei Uhr iſt's, Hartl, da muß der Hartl ſeine Ochſen austreiben gehen, ſonſt werden ſie mager!"

Bauer: „Meine Ochſen halten's ſchon aus, und wenn ich ſie gleich um a Stund ſpäter austreib."

Pfarrer: „Was macht denn der Hartl beim Ochſenhalten? Schlafen?"

Bauer: „Schlafen! Da wurdn d Ochſn wos Schöns von mir denkn!"

Pfarrer: „Ja ja, den Tampus ausſchlafen."

Bauer (ſchmunzelnd, tippt ſich auf die Stirn, dann leiſe): „Der Teuxel noch amol, heunt wul wieder, heunt!"

Pfarrer: „Der Hartl ſollt halt immer einmal was leſen beim Ochſenhalten."

Wirtin (luſtig): „Ja, in der einen Hand die Gerten, in der andern das Buch. Den Ochſen was vorleſen!"

Bauer (ernſthaft): „So dumm iſt der Bauer nit, daß er was leſn tat. Bei uns Bauern hoaßt's orbeiten." Er zeigt ſeine grobe Hand und zieht die Finger krumm. „Sehn's, meine Herrn, bei uns Orbeitsleutn, wie die Finger gonz krump ſan!"

Pfarrer: „Ja, vom Glaſelhalten."

Bauer (mit geſpielter Entrüſtung ſich vorbeugend): „Waas?!"

Pfarrer: „Regelmäßig ſeinen Rauſch."

Bauer: „Wer? Ich?!"

Pfarrer (ſtets gemütlich): „Hartl, wie lang iſt's denn her, daß wir zuſammengerechnet haben? Daß der Hartl ſeit dreißig Jahren ſiebzehnhundert gewöhnliche, und achthundert Kardinalräuſche gehabt hat!"

Bauer: „Waas?!“

Pfarrer: „Und daß der Hartl heut fünfzehntausend Gulden in der Sparkasse haben könnt, wenn er alle Wochen statt drei oder vier, nur einen Rausch hätt' gehabt!“

Bauer (schmunzelt selbstgefällig).

Pfarrer: „Daß er nit die Herrschaftswaldung im Brunngraben heimlich hätt' müssen abholzen!“

Bauer (den Finger an den Mund): „Pst, Herr Pfarrer, pst!“

Pfarrer: „Ja ja, wo der Hartl nachher hat fünfzig Gulden zahlen müssen.“

Bauer (mit Entrüstung): „Waas? Ich?!“ (Gemütlich ins Ohr flüsternd): „Und zweihundert Guldn gwonnen hob. Mir Bauern sein nit so dumm, wie mir ausschaun.“

Pfarrer: „Richtig. Immer einmal noch ein bissel dümmer.“

Bauer (schmunzelnd): „Mag schon sein, Herr Pfarrer.“

Pfarrer: „Aber etwas artiger könnt's sein. Gegen Damen. Was hat der Hartl denn letztens dem Stadtfräulein gesagt?“

Bauer: „Nau, weil's mich gfrogt hot, wia olt ih tat sein. Dreiundsiebzig sog ih. Sogt sie: Ich wollt, ich wär einst mit Dreiundsiebzig auch so frisch! Sog ih: Fräuln müssen eh schon so olt sein.“

Pfarrer: „Sehts Hartl, das war gfehlt!“

Bauer (nachdenklich): „Die Fräuln wird do nit beleidigt sein gwest.“

Pfarrer: „Wunder wär's keins.“

Bauer: „Und wann's auf so wos beleidigt is, so ist's a dumme Nockn.“

Pfarrer: „Wenn der Hartl so grob ist, wird er wieder einmal eingsperrt werden.“

Bauer: „Waas?! Ich?!“

Pfarrer: „Wie dazumal, wie er dem Schichtenschreiber hat auf den Schädel gedroschen.“

Bauer: Hot er nit mih ah droschn! Mein Schädl holt's aus. Aber für oans gib ih drei, dös sog ih wul!“

Pfarrer: „Ihr seid mir schon eine gute Gattung in derer Gegend, ihr Grabenbauern. Vor alten Zeiten, he! Daß ihr euch selber derschlagen, dafür hats dem Gericht gar nicht ausgezahlt, dreinzureden. Vor dreihundert Jahren habt ihr euren Pfarrer erschlagen. Im Pfarrbuch ist hübsch alles aufgeschrieben.“

Bauer: „Ih nit, ih, Herr Pfarrer. Sein schlechte Leut gewest, vorzeitn, schlechte Leut.“

Pfarrer: „Vor hundert Jahren wieder einmal einen Pfarrer. Nachher beim Gericht habens den Kerkermeister erschlagen samt seinem Weib.“

Bauer (schlau): „Na, na, seit mir so an bravn Pforrer hobn, toan ma so wos nit mehr, mir Grobnbauern.“

Pfarrer: „Aber bissel saufen und bissel raufen tun wir immer noch. Was?“

Bauer: „Eh wul, eh wul. Weil ma topfere Leut sein, gompere Leut, mir Grobnbauern.“

Pfarrer: „Wie ihr gesunde Leut seid; ein Methusalemsalter könntet ihr erreichen, wenn ihr ein regelmäßiges Leben führen wolltet.“

Bauer: „Ih nit regelmäßi? Wo der Herr Pforrer just hot gsogt, regelmäßi mein Rausch!“

Pfarrer: „Na na! Jetzt soll der Hartl einmal Ruh geben.“

Bauer: „So long ma nit oll vier hinlegn, gebn ma ka Rua.“

Pfarrer: „Ich fürcht, der Hartl gibt im Grab auch noch keine.“

Bauer: Tua mih der Herr Pforrer nochher holt recht guat einwacheln.“

Mit letzterem meint er das Einſegnen mit dem Weihwaſſerſprengel. Soll ſich doch ſchon jetzt, noch bei Lebzeiten des Hartel, der Pfarrer die Mühe geben, in der Kirche beim Gottesdienſt dem in ſeinem Stuhl übernächtig ſchlummernden Bauern eine beſonders ausgiebige Portion Weihwaſſer an den Kopf zu ſprengen. Als der Hartel es einmal merkte, wie der Pfarrer mit dem friſch eingetauchten Wedel durch die Leute her auf ihn zukam, er gleich aufſtand und zur Kirche hinauseilte, trat der Pfarrer raſch nach und ſandte ihm durch das Tor hinaus einen ſcharfen Benedictus asperges an den Rücken. Beim nächſten Feſte ſtand der alte Hartl wieder in ſeinem Purpurmantel am Altare und trug das Windlicht.

Nun diesmal alſo, nach einem halbſtündigen Gepläukel zwiſchen dem Bauern und ſeinem Pfarrer hört man von der Gaſſe herein ein Rindergeplärr.

„Ei, ei,“ ſagt der Pfarrer, den Alten gemütlich weiterſchiebend, „jetzt muß der Hartl aber wohl gehen, ſeine Kameraden rufen ihn ſchon!“

Bauer (ſchmunzelnd): „Tuat mih der Herr Pfarrer ſcho wieder roazn. Ober gern hot er mih doh — gelt!“

Pfarrer: „Is ſchon recht, freilich. Der Hartl iſt ja eh brav, bis aufs verdammte Saufen.“

Bauer (mit dem Finger drohend): „Nit fluachn, Pforrer!“

Als wir alle auf der Gaſſe ſtehen um zu ſehen, wie der Alte, kaum merklich ſchwankend, ſeine Ochſen auf die Weide treibt, ruft ihm der Pfarrer noch zu:

„Mit vergessen was sich schickt, Hartl! Wenn man fortgeht! Schön höflich grüßen! Hut abnehmen!“

Der Bauer stellt sich stramm hinter dem Ochsenrücken auf, zieht den Hut, bleibt so ein paar Augenblicke stehen und als der Pfarrer ihm bloß mit der Hand winkt, tut er erstaunt und ruft seinerseits: „Hut abnehmen, Herr Pforrer!“

Soweit habe auch ich persönlich mit dem Alten Bekanntschaft gemacht. Dann ließ ich mir erzählen, wie ihn einmal — natürlich auch im Wirtshause — ein paar Sommerfrischler tüchtig foppen wollten. Diese teilten ihm, einstweilen in strengstem Vertrauen, mit, daß der hohe Sonnruck nach Wien versetzt werden soll. Der hohe Sonnruck ist der höchste Berg in der Gegend; an dessen Fuß liegt die Gemeinde der Grabenbauern, so auch das Anwesen des Hartel. Anfangs lachte der Alte sehr laut über den Spaß, aber die Herren bewiesen ihm bald, daß es kein Spaß, sondern eiserner Ernst sei: Der Sonnruck wird nach Wien versetzt. Der Transport im ganzen natürlich auf Schienen, deren man zuerst durch den Berg ziehen wird. Ein paar hundert nebeneinanderlaufende Geleise. Mit vielen Riesenmaschinen, an denen in Wiener Neustadt schon gearbeitet wird. Eine eigene Aktiengesellschaft hat sich dafür gebildet, der Rothschild mit achtzig Millionen an der Spitze. Bei Wien braucht man einen hohen Berg, daß der Nachtwächter die Stadt ordentlich übersehen kann. Dahier im Gebirg haben sie andere genug und der Hartel kriegt dann eine schöne große, handebene Wiese, wo der Berg gestanden. — Erst, als sie das mit aller Gelassenheit, durch Zeichnungen auf dem Tischtuch anschaulich dargestellt, erklärten, hörte der Hartel betroffen zu, dabei wurde sein Gesicht immer länger und länger. Und plötzlich hieb er die Faust auf den Tisch und rief heftig aus: „Saggra! Den Sonnruck wolln's uns wegtoan! To müassn mir

ah gfrogt werdn, mir Grobnbauern! Dos gibt's nit, daß uns den Berg wegnehmen. Der is seit Menschendenkn dogstondn und wird stehn bleibn. Hobns mih verstondn?"

Die Herren waren ganz erschrocken über die Wildheit. Nachher beim Abgehen lachten sie sich den Buckel voll über den einfältigen Bauern. Der Alte schaute ihnen schmunzelnd nach und murmelte: „Mir glaub'ns es, daß ihs tat glaube! Hi, hi, do müassn die Herrn frühaher aufstehn, wans an Grobnbauern heanzn (foppen) wölln."

Der Waldbauer und das Gericht.

Ah, du bist es, Maxl! Mach' keine G'schichten und komm herein! Seit wann wird denn bei uns daheim eine Weil' an die Tür zeklopft, wenn ein Schulkamerad den anderen besucht?"

„Geh, Narr!" sagte der Ankömmling, „wenn der Mensch bittweis kommt! Da muß er freilich wohl höflich sein. Heut' muß ich dir halt wieder mit 'was zusetzen."

Unter Umständlichkeit zog er einen Pack aus der Tasche, der in ein rotes Sacktuch gewickelt war. „Der Teuxel mit diesen Herrschaftsg'schriften! Ich kenn' mich nit aus. Du bist ja Doktor worden, wie man hört."

„O, herzlieber Tollpatsch!" rief ich in Verzweiflung aus, „wenn es Amtsschriften sind, da hilft kein Doktor der Philosophie, bei den Amtsschriften kennt sich niemand aus als die Behörde selber. Und die kennt sich auch nicht aus. Erstens kann man die Amtsschrift nicht lesen, zweitens kann kein Mensch den Amtsstil verstehen, und drittens gehört überhaupt ein Gesetzkundiger dazu. Da wirst wohl zu einem Advokaten gehen müssen, Maxl!"

„Aber der zwickt!" schrie der Alte mit kläglicher Gebärde gegen die Tasche hin. „G'rad' nur den Wiesenkaufbrief solleſt mir heraussuchen aus dem Papier da. Du kennst sie ja, meine Waldwiese, hinter dem Schachen.

Wegen der hab' ich jetzt einen Streit. Der Steffel, mein Nachbar, der kommt auf einmal daher, mäht mir das Futter weg und sagt, die Wiese tät' sein gehören. Sein Vater hätt' ihm 's noch beim Versterben gesagt. Das ist aber derlogen, die Wiese gehört mein, hab' sie gekauft im Jahr — nau, wann denn gleich? Wie halt das groß' Wasser ist gewesen, weil ich weiß, daß es mir die neugekauft' Wiese mit Sand verschüttet hat. Wachst eh' nix mehr d'rauf. So ein Saggra übereinand! Um zwei Tag später, wann ich sie gekauft hätt', wär' sie um die Hälfte wohlfeiler gewesen. Zweihundertfünfundachtzig Gulden — mit dem Notar so viel wie dreihundert. Ein schönes Geld, alter Freund!"

„Nun", sagte ich, „wenn du die Wiese gekauft hast, da kann dir ja der Steffel nicht bei."

„Aber jetzt find' ich den Kaufbrief nit. Dabei muß er sein, da. Aber wenn einer nit lesen kann! Weißt eh', daß ich alleweil lieber schulg'stürzt hab', wie bei dem Büchel sitzen. Jetzt hat's mich beim Kragen. Geh sei so gut und such' mir den Wisch heraus."

Eine Stunde lang wenigstens habe ich damit umgetan. Allerlei Sachen. Längst verjährte Urkunden über Hofübernahme der Vorfahren, über Schuldner und Schuldherren, über Grundablösung und Steuergebühren; Sparkassequittungen, alte Eheverträge, Erbschaftssachen, auch Kaufverträge und dergleichen. Vermutlich, setze ich bei, denn ganz klar wurde mir nicht ein Stück. Nicht eins. Stilistische Ungeheuer. Rattenkönige von Sätzen mit Zwischensätzen, Einschaltungen, Beifügungen betreffend Paragraphen und Nachtragsparagraphen, Daten, Zahlen, Namen usw., aber um was es sich eigentlich handelte, das blieb im Hintergrunde. Endlich stieß ich auf ein Schriftstück, in welchem von einer Parzelle 175 die Rede war, die als zur „Herrschaft" so und so gehörig, ins Grund-

buch, Zahl so und so, am Datum so und so, von N. N. in so und so, unter dem Beamten so und so, bestätigt vom Zeugen so und so, durch das und zu dem als eingetragen erklärt wird. Ähnlich war's, obschon ich meine Unfähigkeit gestehen muß, nach dem Gedächtnis die ganze abstrakte Verworrenheit des Amtsschimmels wiederzugeben. Möglicherweise war es das Dokument von der strittigen Wiese, möglicherweise war es irgend eine wertlose Amtsverständigung.

Mein Bauer und ich standen da und schauten uns dumm an. Jeder hielt sich zwar für den Besitzer eines gewissen Grades von Hausverstand, doch vor dieser kalten Überlegenheit der Amtssprache waren wir Tröpfe. Sachlich sind es zumeist ganz einfache Dinge einfacher Leute, im gewöhnlichen Leben leicht sagbar und verständlich. Aber der Amtsstil! Vielleicht in der Absicht, den Gegenstand so kurz als möglich in einem alles umfassenden Satze zu sagen, wird ein Unding zustande gebracht, das nur Eingeweihte lösen können. Und das sollen Mitteilungen, Verständigungen, Aufträge und Rechtsurkunden sein, die auch der schlichte Mann aus dem Volke verstehen muß, „bei ansonsten sich selber zuzuschreiben habenden Folgen!" — Warum die Amtsweisheit nicht in kurzen einfachen Sätzen hinschreiben? Warum die Gesetzparagraphen, Schriftstücknummern und andere Sachen, auf die man sich beruft, mitten in den Text verwursteln, anstatt solche Sachen außerhalb in Randglossen anzumerken? Die Volksbehörden müßten volkstümlich schreiben! — Zu dem schlechten Stil kommt dann gewöhnlich noch die flüchtig hingesetzte Handschrift und schließlich eine ganz unleserliche Namensunterschrift. Letzteren Umstand findet die Behörde so selbstverständlich und gleichgültig, daß sie bei Abschriften statt des Namens ruhig beizusetzen pflegt: „Unterschrift unleserlich." Amtspersonen, die ihren Namen nicht schreiben können,

ſollten ſich halt wohl Namensſtampiglien anſchaffen, falls ihnen bei ihrem allerdings oft ſchlechten Gehalt ein Schreiblehrer unerſchwinglich iſt. Schlechte, ſchwer leſerliche Handſchrift iſt ein Greuel auch bei Privatbriefen; ſie iſt eine Unart, eine Rückſichtsloſigkeit, die in Wut bringen kann. Indem der eilig und ſchlecht Schreibende für ſich Zeit gewinnen will, ſtiehlt er ſie dem Leſer in dreifachem Maße. Denn nicht alle Briefleſer ſind ſo wie ich, der einen ſchwer leſerlichen Brief gleich mitten auseinanderreißt und in den Papierkorb wirft. Wie viele Mißverſtändniſſe, wie viel Verdruß kommen aus ſchlechten Handſchriften, und wie mancher Bittſteller wird einer ſolchen wegen abgewieſen! Die Schlechtſchreibenden kommen zumeiſt gar nicht dahinter, wie unleſerlich ſie ſchreiben, weil ſie bei etwaigem Durchſehen ihrer Schrift den Inhalt ſchon in voraus kennen. Auch haben ſie ſich an die allmähliche Entartung ihrer Schriftzeichen zu ſehr gewöhnt, um deren Unleſerlichkeit für Nichteingeweihte auch nur zu ahnen. Jeder kann ſonſt die Arbeit ſeines Berufes am beſten, der profeſſionelle Schreiber jedoch pflegt ſchlechter zu ſchreiben als andere Leute.

Für den Menſchen ſchlechthin iſt es ja keine Schande, wenn er vor Amtsſchriftſtücken ratlos daſteht, aber für den Staatsbürger kann das unangenehm werden. Unkenntnis entarteter Schriftzüge entſchuldigt nicht.

Aber einen Rat mußte man ihm ja doch geben, dem alten Maxl. „Kennen ſich deine Nachbarn auch nicht aus?“ — „Nein!“ — „Schau, da ſolltet ihr von der Gemeinde alle zuſammenſtehen und euch einen beſtändigen Rechtsanwalt halten, zu dem jeder, der ſich nicht auskennt, gehen könnte.“

Mein Maxl ſchaute drein, als wiſſe er mit dem Vorſchlage nicht viel anzufangen. Für Genoſſenſchaften haben unſere Waldbauern wenig Verſtändnis. Und das

ist ihr Verderben. Sie sind zu gleichgültig für alles, was sie nicht augenblicklich in die Finger brennt, und zu kurzsichtig, um einen Groschen auszugeben, der nicht sogleich wieder in den Beutel zurückrollt. Wenn so ein Groschen länger ausbleiben dürfte, käme er nicht mutterseelenallein, sondern mit fröhlichen Kameraden heim. Auch sind diese Bauern zu mißtrauisch, um mit dem Nachbar wirtschaftlich gemeinsame Sache zu machen. Vielleicht wäre es an den Behörden, das Volk zur Pflege wirtschaftlicher Gemeinsamkeit anzuregen. Wanderlehrer tun es ohnehin, nur mit wenig Erfolg. Vielleicht sollten Fortbildungsschulen die Bauern über die einschlägigsten Rechtsfälle unterrichten. Unser alter Schulmeister Patterer in Alpl — mein Maxl weiß es ja auch — wollte einen Sonntagskurs für bäuerliche Rechtssachen einführen; da wurde ihm bedeutet, die Sonntagsschule gehöre nicht dem Gesetzbuche, sondern dem Katechismus.

Es sei halt so viel zuwider, sagte jetzt der Maxl und machte sich in behäbiger Umständlichkeit mit seinem zerknüllten Sacktuche und seiner Tabakspfeife zu tun, der strittigen Wiese wegen sei er schon vor den Bezirksrichter geladen.

„Nun also! Da wird sich's ja weisen. Der Richter wird dir die Schriften schon ausdeuten und sagen, wer im Recht ist."

Nach diesen meinen Worten guckte mich der Maxl schief an — ob ich wohl bei Trost sei, daß ich das Bezirksgericht so gelassen, nahezu anmutig behandeln könne. Vor nichts hat der Bauer eine größere Scheu, als vor der Behörde; nicht bloß vor dem Steueramt, auch vor jedem leitenden Amt, besonders vor dem Gerichte. Die natürliche Ungebundenheit des Wald-, Heide- und Feldlebens hat einen Schreck vor aller Einregelung und ziffernmäßigen Ordnung. Die Vorschrift,

die Bezeugungen und Begründungen, die aktenmäßige Abwickelung, die theoretische und umständliche Entscheidung einfacher und selbstverständlicher Dinge ist den Landleuten zuwider. Bauerntum und Bureau sind unvereinbare Gegensätze. Und doch kennen wir auch die „Prozeßhanseln", die sich mit Vorliebe in den Kanzleien herumtreiben, immer in der Absicht, ihr gewöhnlich etwas wackelndes Recht an irgend einem Paragraphen zu befestigen — aber das sind nicht die besten. Sie fühlen, daß ihr Recht vor der Nachbarlichkeit und Kameradschaftlichkeit, vor dem Hausverstande, der Billigkeit und Nächstenliebe nicht bestehen kann; darum verschanzt man sich hinter den Gesetzparagraphen, der kein Wohlwollen, keine sittliche Forderung kennt. „Die Religion ist das Gesetz Gottes, und das Gesetz ist die Religion des Teufels" hat einmal einer nicht ungeschickt gesagt. Und solche, die immer zum Gericht laufen, hoffen manchmal durch die Religion des Teufels zu erlangen, was ihnen das Gesetz Gottes abspricht.

Der wahrhaftige Bauer geht, auch wenn er sich im Rechte weiß, ungern zu Gericht. Er hat dafür wohl seine Gründe. Erstens vertut er seine Zeit, die er allein nur in der Hauswirtschaft notwendig und fruchtbar anzuwenden vermag; zweitens versteht er nichts von dem Zeug, das bei Gericht maßgebend ist; drittens wird er dort manchmal wie ein Lump behandelt. Man kennt mehr als einen Amtsmann, der's vergißt, daß das Amt in Diensten der Staatsbürger zu stehen hat, und daß selbst der Richter nichts anderes ist als ein Diener des Volkes. Und dann die lange Bank! Unser Bauer ist wahrlich keiner der Flinkesten und Ungeduldigsten, aber vor der langen Bank, vor dem umständlichen und kostspieligen Hinauszerren eines Prozesses, graut ihm doch.

Von allen Schindviehern ist dem Bauern der Amtsschimmel das widerwärtigste. Mancher Beamte mag von Haus und Talent aus noch so ein armer Schlucker sein, sobald er auf dieses Roß kommt, ist der Tyrann fertig. Doch nein — wenn man über das Gericht richten will, so muß man selber gerecht sein. Es gehört bisweilen Geduld, viel Geduld, unerschütterliche Geduld dazu für den, der es mit rechtenden Bauern zu tun hat. Die Bauern können nicht ja und nicht nein sagen. Das Einfachste, was sie vorzubringen haben, statten sie mit einer Weitläufigkeit und Umständlichkeit aus, daß einem die Geduld in den Zehen anhebt zu krabbeln. Da ist es schon notwendig, daß der Amtmann bisweilen mit Blitz und Donner dreinfährt, um den schwätzenden Bauern von seinen häuslichen Angelegenheiten, den Ackerfeldern und Pflügen, Viehweiden und Ochsen, Jahrmärkten und Wirtshausgeschichten, Freund- und Feindschaften und anderen Herzensergießungen in die Schranke der zu behandelnden Tatsachen zurückzuweisen. Der Amtmann weiß ganz natürlich mit diesem Bauernstil ebensowenig anzufangen, wie der Bauer mit dem Amtsstil.

Wenn der Bauer so klug wäre, als er manchmal schlau ist, so könnte er die Behörden oft ganz prächtig zu seinem Vorteile ausnützen. Wenn er sich bei irgend einer Rechtsangelegenheit in seinen „G'schriften" nicht auskennt, was wäre naheliegender, als daß er gemütlich zu seinem Bezirksrichter ginge und ihn bäte um Erläuterung und Aufklärung. Soweit ich unsere Richterbeamten kenne, tun sie lieber schlichten als richten, lieber aufteilen als urteilen, und wenn die „Partei" sich einmal mit guten Worten bestimmen läßt zu einem billigen Ausgleich, so schmeckt dem Richter hierauf das Mittagbrot besser, als wenn er durch Urteilsspruch einem „unrecht" tun mußte. Denn der Verurteilte empfindet das

Urteil immer wie ein Unrecht. Das Bezirksgericht wäre wohl auch der richtige Ort, um die Leute in Rechtssachen leichtfaßlich zu unterrichten. Leicht faßlich, aber nicht im Sinne jenes Richters, der jeden räsonierenden Hitzkopf sofort vom Gerichtsdiener fassen und auf einige Zeit kaltstellen ließ. Daß, wenn es zum Streite kommt, die Streitenden vernünftig sein sollen, ist eigentlich nicht zu verlangen. Vernünftige Leute streiten ja nicht. Wenigstens einer der Streitenden ist immer unvernünftig. Eine Partei vor Gericht ist nicht mehr objektiv, sie ist eben Patrei. Ihre Quer- und Hitzköpfigkeit kann nur durch Korrektheit und Ruhe des Beamten wettgemacht werden. Und dazu braucht's himmlische Geduld. Ferner ein von persönlicher Sympathie oder Antipathie unbeeinflußtes Gemüt; ferner wohlwollendes Bestreben, das Richtige zu finden und zu entscheiden — das Recht zu sprechen. Dann wird nicht gerade nur das tote Recht des Buchstaben, sondern vielmehr das lebendige Recht der Menschlichkeit und Billigkeit gesprochen werden — das Recht von Fall zu Fall, für das in dieser komplizierten Welt im Gesetzbuch nicht immer vorgesehen sein kann. Der Richter wird dem Streitfall stets humane Herzhaftigkeit entgegenbringen, nie vergessend, daß die Leute zu ihm mit der wichtigsten Angelegenheit des sozialen Menschen kommen — mit der des Rechtes.

Solche Amtspersonen müßten denn doch allmählich das Vertrauen der Leute gewinnen, wenigstens das der halbwegs vernünftigen. Die Dickschädel, die Egoisten, die Gewaltmenschen und Rechtbrecher werden in den Behörden, besonders in den Richtern, ja immer ihre Feinde sehen; und der vernagelte Kopf wird seine Verurteilung nie anerkennen, er wird sich eher den Anschein geben, als ob er auf das vom Richter ihm abgesprochene Recht schließlich freiwillig verzichte.

Mancher Bauernprozeß kann mit einer Abbitte geschlichtet werden, aber der Abbittende legt selten bittweise die Hohlseiten der Hände aneinander, sondern — die Fäuste. Und beim Nachhausegehen nachher wird die „Abbitte“ bisweilen wiederholt, man kann sich's schon denken wie. — Gar wunderlich hat es jener Bauernknecht gemacht, von dem mir ein Mann aus dem Richterstande das folgende Geschichtchen erzählte. Der Hansel hatte bei einer Rauferei im Wirtshause seinem Freunde, dem Hiasel, unversehens eine Ohrfeige versetzt. Daraufhin verklagt ihn der Hiasel bei Gericht. Der Richter läßt die beiden vorladen und sagt zum Angeklagten: „Ja, mein Lieber, du hast deinem Kameraden im Wirtshause einen Schlag versetzt, also eine Gewalttätigkeit verübt. Ich kann dir nicht helfen, muß dich auf ein paar Wochen in den Kotter stecken lassen. Außer du leistest dem Geschlagenen, dem Hiasel, Abbitte, und er gibt sich damit zufrieden.“

„Abbitt' leisten?“ sagt der Hansel und zuckt die Achseln, „warum denn nit! Ist eh' ein Unsinn, daß er mich geklagt hat, wo wir jetzt die Laufereien haben. Ist allemal g'scheiter, wenn man sich gütlich miteinander verständigt; 's ist eine dumme G'schicht, aber um eine Abbitt' ist mir mein Kamerad auch noch nit feil.“ Gleich stellt er sich hin vor den Hiasel, hält ihm die rechte Hand entgegen und sagt gerührt: „Hiasel, du bist zwar ein Rindvieh und bleibst ein Rindvieh, aber — ich verzeih' dir!“

Bettlerhumor.

„Junger Bauer, alter Bettler!“ rief jener Knecht auf dem Wege nach der Fabrik in den Hof zurück.

„Hol' dich der . . . !“ schrie der Bauer und warf ihm den Dreschflegel nach, aber so, daß er nicht traf. Der Knecht hat eigentlich recht, dachte der Bauer, ich wollt' auch davonlaufen, wenn's sein kunnt. (Möglich, daß ich mich hier ein wenig wiederhole, doch für ein liebliches Ausklingen meiner Dorfmusik soll des Humors nicht vergessen werden, der im Volksleben spielt, just dort, wo es am schwersten ist.)

Wird es schon bei den Hausbesitzern oft wahr: Junger Bauer, alter Bettler! bei den Dienstboten stimmt es fast immer. Werden sie alt oder sonst arbeitsunfähig, so kommen sie in die Einlege, das heißt, sie werden behördlich der Gemeinde „eingelegt“ und von dieser in den Gehöften abwechslungsweise verpflegt. Das ist aber eine gebundene Marschroute und platzweise ein erzwungener Aufenthalt, der manchem Armen nicht behagen will. Dann tut er etwas, das wir eine Urlaubsreise oder eine Ferienwanderung nennen könnten — er nimmt seinen Buckelkorb und seinen Stecken und geht einmal ein wenig in die Fremde. Dort hat er „bissel was zu tun“. Er tut's auf eigene Faust, nach eigener Wahl der Gegend und der Häuser, bei denen er zuspricht. Das ist unterhaltlicher, man lernt dabei

Land und Leute kennen, hat Abwechslung im Essen, an Herberge und sammelt sich einen kleinen Vorrat an Fleisch, Speck, Mehl, Schmalz, von jedem etwas, um daran — in die Einlege zurückgekehrt — sich heimlicherweise einen Leckerbissen zu gönnen. Es ist schon geschehen, daß so ein armer Einleger seinen Hausbesitzer eingeladen, mitzuhalten, gemeinsam die gesammelten Kostbarkeiten zu verzehren, und daß der Besitzer als Gast des Bettlers ein besseres Mahl genoß, denn der Bettler als Gast des Bauers. Das Störende bei solchen „Ferienwanderungen" sind die Gendarmen. Weil der Staat die Armen nicht abbringen kann, will er die Bettler abbringen. Aber der Gendarm, der so einen Vagabunden anhält, wird nicht immer sehr ernst genommen, so martialisch derb er auch nach dem Wanderbuche fragt.

„'s Wanderbuch? Was für ein Wanderbuch?" tut der Bettler mit einfältiger Miene zurück. „Ah, ja so, 's Büchel wöll'n S' haben. Ich bitt', gleich, gleich. Da ist's ja schon. Oha, das ist ein Stückel Brot. Hat mir die Grübelschusterin geschenkt. Ein braves Leutel, die Grübelschusterin."

„Das Wanderbuch will ich sehen!"

„Aber ja, Herr Justizrat!" Er sucht in seinem zerfahrenen Rocke, in allen Säcken umher. „Werden's ja gleich haben. Wenn der Mensch so viel Säckel hat! Da ist's ja. Noch nit? Der Teufel, jetzt hab' ich wieder 's Betbüchel derwischt."

„Betbüchel? Zeigen Sie her! Das sind ja Spielkarten!"

„Richtig, Herr Standar, das sind Spielkarten. Geh'n S', sein S' gut. Setzen wir uns zusamm' da im Schatten, machen wir ein Bot (Spiel) miteinand'."

„Ich will das Wanderbuch sehen!"

„So muß es im Leibelsack sein, das narrische Büchel!" Der Bettler greift in die innere Westentasche,

und zwar so tief, daß unten die Finger hervorgucken, macht ein verdutztes Gesicht, tut einen Pfiff und sagt langsam: „Ah, das ist jetzt gut. Der Leibelsack hat ein Loch“

Die Reise wird unterbrochen. — Doch diese Fälle sind im Gebirge selten. Weit abseits steht die Warnungstafel: „Das Betteln ist verboten!“ Aber das Leutheimsuchengehen wird doch erlaubt sein! Und wenn einer dem andern was schenken will, das wird wohl auch keine Todsünde sein. Also die Bahn wäre frei, nur die Häuser und Herzen sind nicht immer offen. Die muß der Sammler zu öffnen verstehen, und auch hierin macht Übung den Meister. Er ist kein Bettler, so will er nicht genannt sein, er ist nur Sammler, der für „den kalten Winter a bissel was sammeln tut bei den lieben, seelenguten Hausmutterln in Berg und Tal“.

Wie der Alte dann, gebückt unter dem Rückkorb, in dem er seine Habseligkeit trägt, mit dem Stecken vorsichtig tastend, daß er von der Vorkammer in die dunkelnde Küche nicht über die Schwelle stolpere, wie er so ins Haus tritt, da ruft er laut: „Gelobt sei Jesu Christi! A bissel abrasten Mutterl, wenn ich tat dürfen, mit Verlaub. Hab' just eure Wuzeln und Zarterln gesehen, da draußen; saubere Kinder habt's, Bäuerin, so viel saubere Kinder! Allemal han ih Freud', wenn ih eure Kinder tu sehen. Frisch wie neuback'ne Wecken und wolter brav gezüchtet. A Freud', solche Kinder!“ Das sagt er mit metsüßer Stimme und zieht sein runzlichtes Gesicht in ein liebliches Viereck auseinander obschon es gerade dieselben Rangen sind, die ihn vorher hinter dem Wäldchen drüben mit Spottgeschrei gehetzt, auf ihn losspringend und von seiner Jacke den Schößel losgerissen haben. Wenn er mit diesem losgetrennten Lappen in den Hof gekommen wäre, murrend: „Jetzt

heft' ihn mir nur wieder an, Bäurin, deine Kinder haben's tan, die Lausbuben!" so wäre ihre Antwort gewesen: „Werd' dir gleich anheften zeigen, Lotterer, du alter! Schau, daß du weiter kommst; von so einem Landstreicher lass' ich meine Kinder nit schimpfen. Soll ich dir hinaushelfen beim Loch?" und die entsprechende Geste mit der Ofengabel dazu. Die „sauberen, frischen, wohlgezüchteten Kinder" hingegen, mit denen er „allerweil a Freud' hat", bringen ihm ein Stück Speck ein und die freundliche Erlaubnis, sich auszuraften auf der Bank und zu warten, bis die Rahmsuppe fertig gekocht ist. Deshalb hat der Alte die süße Sanftmut gewählt; das ist die Waffe der Armen und Schwachen. Wollten sie den Weg des Rechtes betreten, so würden sie immer noch tiefer ins Unrecht gesetzt werden, und wenn bei solchen Leuten das Maß des Elends einmal voll ist, dann nehmen sie alles nur für „Spaß", auch wenn sie geschlagen und getreten werden; sie machen ihr viereckiges Gesicht dazu, was nach außen hin wie ein gutmütiges Lächeln spielen soll – wie ihnen inwendig ist, das verdecken die Spinnweben.

Viel schlauer als der Bettelmann macht es das Bettelweib. Diese verachtet das grobe, durchsichtige Gewebe der Schmeichelei, sie spinnt feiner. Anstatt die Kinder des Hauses gerade zu loben, weiß sie denen der Nachbarn allerhand Zweifelhaftes nachzusagen, und das erweckt in der Bäuerin erst ein rechtes Behagen. Nachbarsleute durchhecheln, das kommt mancher Hausmutter so unterhaltsam vor, daß sie dem Bettelweibe recht gern Unterschlupf gewährt, um diesem Gelegenheit zu geben, einmal Wasch- und Flicktag zu halten. Und wenn dabei das Bettelweib von einer Nachbarsbäuerin weiß, die schmutzig und geizig ist, stellt die Hausmutter zum Wasch- und Flicktage noch lieber Seife und Zwirn bei.

Andere Bettelleute zeigen sich gern gefällig und trachten, sich nützlich zu machen. Sie bringen Waldbeeren mit für die Kinder, Pilze für die Bäuerin oder Reisig für Hausbesen oder Zunderschwamm, um Herdfeuer zu machen, wenn etwa einmal das Feuerzeug versagen sollte. Sie schnitzen dem Halterbübel Peitschenstecken oder Rohrpfeifen, machen sich anheischig zum Kinderwiegen, was allemal ein Zeichen ist, daß sie in demselben Hause gern ein paar Tage Rast halten möchten, etwa über Sonn- und Feiertag oder gar, wenn ein häusliches Fest bevorsteht, bei dem köstliche Abfälle zu verhoffen sind. Da hat denn manche Bäuerin ihre liebe Not, solche Bettler unter allerhand Ratschlägen und Redensarten fortzubringen. „Ich denk', Leutl, du gehst zum Nachbar, dort hast es ruhiger. Bei uns weiß ich dir keine Liegerstatt und die Knecht' sind immer einmal auch so viel grob auf ein armes Leut. Gelt, du tust am allergescheitesten, du nimmst dein Körbel auf den Buckel und gehst um ein Häusel weiter. Aufs Jahr nachher komm' halt wieder einmal, wenn wir 's Leben haben."

Da weiß es sich aber manches „arme Leut" so einzurichten, daß sie es nicht fortlassen wollen. Und gibt es ganz abgefeimte Schlaucherln, die es im „Bauernablausen" zu einer glänzenden Fertigkeit gebracht haben. Lebte vor Jahren in der Oststeiermark ein alter Bettler. Man sah ihn jahraus, jahrein in einer blauen Kommißhose. Er war, wie er gern dartat ein Wiener Soldatenkind und selbst lange beim Militär gewesen, hatte die Revolution niederwerfen, die Ungarn bändigen helfen und war in den Jahren Neunundfünfzig und Sechsundsechzig dabei gewesen, die Katzelmacher (Italiener) aus Österreich hinauszujagen. „Alsdann, wenn die Wälischen sich alleweil an Haus Österreich angeklettet haben, aber Haus Österreich hat gesagt: Ich

mag euch nit, denn weil ich eh mit meine Leut' genug zu tun hab'. Zwei blutige Feldzüg' hat's kost', bis wir sie los'kriegt haben." Und wenn der Kommißblaue dann von seinen persönlichen Leistungen erzählte! Bei der Wiener Revolution habe er den Kaiser Ferdinand gerettet, durch die Flucht in einen unterirdischen Gang, der nur ihm allein bekannt gewesen. In Ungarn habe er, der Doktor Kossuth und der Vater Radetzky den Räubern die ungarische Königskrone weggenommen; nachher hätte sie der Kossuth haben wollen und der Radetzky auch; sie wären raufend worden, wenn er sich nicht ins Mittel gelegt und entschieden hätte: Um die Kron' wird nit gerauft, die gehört dem Kaiser König! In Italien habe er es mit dem roten Garibaldi zu tun bekommen. Der habe nämlich den General Radetzky aufgefordert zu einem Buckelringen (Ringkampf); für den betagten General wollte er einspringen, da sei der Rote davongelaufen. — Derlei erzählte der alte Soldat mit martialisch finsterem Gesichte den verwunderten Bauersleuten, die ihn darob mit allem Respekt zu ihrem Tische luden. Einmal hatte ihn aber doch ein Hausvater gefragt, wie es denn komme, daß er trotz seiner Heldentaten betteln gehe.

„Ja, das glaub' ich, daß du fragst!" rief der Alte. „Majestät haben mich eh zum Grafen machen wollen, aber ich hab' höflich gedankt für den Titel ohne Mittel. Den Freiherrn hab' ich mir ausgebeten und daß ich in ganz Österreich frei herumgehen und meine Sach' einheben darf. Den Frei- und Schirmbrief, wer ihn sehen will!" Er zeigte das stark abgegriffene Papierstück, den „Abschiederbrief", mit Stolz und rühmte sich des Rechtes, in ganz Österreich seine Sach' einheben, das heißt betteln zu dürfen. Überall wäre er gut aufgehoben, aber am liebsten gehe er doch ins schöne Steirerlandl zu den braven Bauern . . . Man kann sich denken,

daß der Mann keine Not litt, daß er in den meisten Höfen gern gesehen wurde. Wo es ihm gerade gefiel, blieb er tagelang und wenn Gefahr war, fortgeschickt zu werden, dann erzählte er an den Abenden Ritter-, Räuber- und Hexengeschichten in Fortsetzungen, allemal dort abbrechend, wo sie am spannendsten waren, ein Verfahren, das seit Scheherazade auch die Zeitungen unter dem Strich mit Erfolg anwenden.

Also war dieser Fabelhans auch in meinem Vaterhause einmal stark überflüssig geworden nach tagelangem Aufenthalte und meine Mutter, die sonst nicht leicht hart wurde gegen Arme, geriet über den Schwätzer einmal in Zorn und rief: „Morgen, wenn er nit selber geht, schmeiß ich ihn hinaus!“ Das hat ihr aber nichts geholfen. An demselben Abend begann er die Geschichte vom Robinson oder wie der Mann sagte: „Robelsum“, und als dieser nach schrecklichem Schiffbruche sich auf die wüste Insel rettete, sagte der Erzähler: „Leut', es ist Zeit zum Schlafengehen. Morgen tun mer weiter.“ Am nächsten Morgen legten wir Kinder bei der Mutter glühende Fürbitte ein, den Geschichtenerzähler um Gottes willen nicht fortzuschicken, wie konnte man jetzt den armen Robelsum allein lassen auf der schrecklichen Insel! Am letzten Tage versuchte er aber noch eine Erpressung. „Heut' wirst mir wohl einen feisten Brennsterz müssen kochen, Bäuerin,“ sagte er, „wenn ich den Robelsum wieder glücklich soll heimbringen zu seinen Eltern.“

Für uns Kinder war dieser Alte, wir nannten ihn den „Geschichtenbettler“, ein helles Entzücken gewesen. Er kam jedes Jahr ein paarmal und blieb, besonders im Winter, allemal mehrere Tage lang. Plötzlich blieb er aus und kam nicht wieder.“ Da vermutete unser Knecht Markus, der Kaiser würde ihn in den Grafenstand erhoben und ihm dazu ein „Gschloß“ geschenkt haben.

Viel schlichter als dieses Wiener Soldatenkind, oder wenn man will noch vornehmer, gab sich ein anderer Bettelmann. Das war der Paulus. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Gewand, Stock und Bart wie der Apostel Paulus auf der Kirchenwand zu tragen, und seine ehrwürdige Wesenheit wurde noch erhöht durch einen weihevollen Spruch, den er vor jeder Haustür mit heller, halb singender Stimme auszurufen pflegte. Ungefähr hat das so gelautet: „Paßt auf mit Fleiß, ihr Christenleut', und hört und hört: Es kommt ein frommer Bote daher, er ist von Jesu Christ geschickt, hat einen Sack voll Unglück und einen Sack voll Glück. Weil der Herr halt selber nit kommen kann, so schickt er her mich armen Mann; und was ihr den lieben Armen tut, das kommt dem Jesu Christ zugut. Gesundheit ins Haus und Krankheit hinaus, Unglück hinaus und Glück herein, und Leut' und Vieh sollen gesegnet sein. Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!"

Es ging die Rede, mit diesem kräftigen Türspruche habe der Mann sich einen Strumpf voll Mariatheresientaler zusammengesungen. Dieser Wirkung wegen hatten andere Bettler ihm den Spruch abgelernt und sangen ihn ebenfalls vor den Haustüren, aber die Bauern hielten zu Paulus fest wie die Korinther und sagten: „Wenn's der Paulus nit ist, so soll er's Maul halten!"

Noch übertrumpft wurde der Paulus durch den „Bettler-Hiesel". Das war ein schlanker, hagerer und gebückter Greis, der zur Zeit meiner Jugend in unseren Bergen umherstieg. Sein schmales, langes Gesicht hatte immer graue Bartstoppeln; seine blutlosen Lippen, seine lange, dünne Nase, vollends sein blödes, glanzloses Auge hatte etwas Leichenartiges; anstatt des Hutes trug er eine schwarze Zipfelmütze, deren Quaste immer das kleine Köpflein umbaumelte, das einzig Lebendige um

das erstarrte Haupt. Der Mann war nicht in der Gegend zuständig, sondern aus einem fremden Tale. Unser Ortsrichter hatte sich jahrelang vorgenommen, den Bettler-Hiesel abzuschaffen, aber so oft dieser vor seine Tür geschliffelt kam, fehlte dem Richter der Mut dazu. Es war bedenklich. Der alte Bettler pflegte sich vor die Haustür zu stellen, sein grauleinenes Bündel zur Erde zu setzen, es aufzuschnüren und zu warten, was da kommen würde. Man konnte also gar nicht einmal sagen, daß er bettle, ganz starr und stumm stand er da, manchmal stundenlang, grüßte nicht und bat um nichts, sondern wartete. Bäuerinnen, die ihn kannten, ließen ihn allzu lange nicht warten, kamen mit Speck oder Butter oder einer anderen Naturaliengabe und legten sie auf das Bündel. Der Alte packte die Sache gelassen ein, schnürte zu, dann trat er in die Tür und hub mit dumpfer, halblallender Stimme langsam und eintönig an, so zu sprechen: „Vergelt's Gott, Bäurin! Hundertmal vergelt's Gott, Bäurin! Glück in dein Haus und Stall, über Kinderln und Kälberln all. Vergelt's Gott, Bäurin! Deine arme Seel' soll in den Himmel fahren. Deine Vater und Mutter in den Himmel fahren. Deine Blutsfreund in den Himmel fahren. Vergelt's Gott, Bäurin! Der Erzengel Michael soll dein Kutscher sein. Der Erzengel Gabriel dein Diener sein. Im ersten Himmel ist dein Bräutger. Im zweiten Himmel ist dein Hochzeitsmahl. Im dritten Himmel wird dein Eh'bett sein. Gott Vater krönt dich. Gott Sohn halst dich. Gott heiliger Geist ist dein Freund in Ewigkeit, Amen. Vergelt's Gott, Bäurin!"

Dann wendete er sich, hob das Bündel auf, steckte die Arme in die Bänder und fiffelte langsam davon. Sein Gesicht blieb starr, ohne Schatten von Freude, wäre die Gabe auch groß gewesen.

Dieser Bettelspruch wirkte, besonders auf den, der

ihn von diesem Manne das erstemal gehört, ganz unheimlich. Aber der Bettler-Hiesel hatte einen noch kräftigeren, der übrigens selten zur Anwendung kam, denn darauf ließen es die Leute nicht ankommen. Das „in die Höll' hinabbeten", das fürchteten alle. Wenn er nämlich stundenlang vergeblich vor einer Tür gestanden war oder gar, wenn ihn übermütige Buben neckten oder spotteten, dann stellte er sich ebenso auf die Schwelle und begann leise und langsam mit derselben dumpfen Stimme eintönig und feierlich also zu beten: „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott den harten Herzen! Der Himmel Herrgott verflucht das Haus. Er wird es fengen. Er wird es brennen. Er wird die Leut' in die Höll' hinabdrängen. In die erste Höll'. Vergelt's Gott! In die zweite Höll'! In die dritte Höll'! Ganz hinab in die neunte Höll'! In die feurige Pein! Vergelt's Gott den harten Herzen! Vergelt's Gott in aller Zeit und Ewigkeit, Amen!" Dann ging er ebenso ruhig und gelassen davon und sein schmales Gesicht blieb starr, ohne Spur von Zorn oder Groll. Niemandem tat dieser Greis etwas Übles, ja er war so kraftlos und siech, daß er bei jeder lebhaften Bewegung vor allem selber umgefallen wäre, und doch gab es in der ganzen Gegend keinen gefürchteteren Menschen, als den Bettler-Hiesel. Und auch kaum einen lieber Gesehenen bei jungen Bäuerinnen und alten Jungfrauen, die ihm etwas schenkten und die er bis in den dritten Himmel hinaufbetete, wo das Ehebett steht.

So hat jeder von ihnen und mancher von uns, wenn er betteln geht, seine besondere Gebärde und sein besonderes Sprüchlein. Es ließe sich noch manches darüber reden und erzählen. Der großartigste Bettler, der mir je begegnet, war ein baumstarker, lustiger Landstreicher, der mich vor kurzem auf der Straße um eine „gute Gabe" anging. Ich natürlich war sofort mit

meinem gute Rate da, er sei jung und kräftig, er solle arbeiten.

„Arbeiten? Pfui!“ Mit wahrer Verachtung ins Gesicht lachte er mir diese Worte und setzte dann gutmütig belehrend bei: „Wie Sie mir so etwas zumuten mögen, lieber Herr! Arbeiten! Sie wissen doch, daß arbeiten eine Strafe ist. Eine entehrende Strafe, mein Herr! Für die erste Sünde. Im Schweiße deines Angesichtes und so weiter. Mich geht das nichts an, bin bei der ersten Sünde nicht dabei gewesen. Bin noch unbestraft.“

Ich, als lebenslänglicher Galeerensträfling der Arbeit, wie kläglich stand ich da vor dem, der noch „unbestraft“ war, das heißt, sein Lebtag noch nichts gearbeitet hatte, sondern frisch und frei sich durch die Welt bettelte — stolz, ein hoher Herr.

Alpensommer eines Studenten.

Vor Jahren, als mein Roman „Erdsegen" ins Land ging, war an manchen Orten kein schlechtes Geschrei. — „Diesen Hans Trautendorffer, den gibt's nicht. Kein gebildeter Stadtmensch, der's nicht nötig hat, geht aufs Land, um bei einem armen Berghäusler Bauernknecht zu werden. Das ist eine Phantasiefigur, die sich durch keinen Kunstkniff genügend motivieren läßt." In diesem Sinn hat mancher Rezensent die Wahrheit des Buchs verworfen. Denn dieser Trautendorffer im „Erdsegen" hatte den Fehler, daß er literarisch zu sorgfältig motiviert war. Wer die Wahrheit zu heftig beteuert, der kommt in den Verdacht des Aufschneidens. Den Journalisten, der von seiner Zeitung weggeht, um sich im Gebirge auf ein Jahr lang als notiger Bauernknecht zu verdingen, gar nicht erst zu begründen, sondern ihn ohne weiteres als nackte Tatsache hinzustellen, wäre besser gewesen.

So hat's der Student gemacht, von dem ich jetzt erzählen will. Der hat keinen solchen Bauernknecht geschrieben, sondern kurz und bündig selbst gelebt. Er war als Sohn eines Kaufmanns aus dem Deutschen Reich hereingekommen, um an der Wiener Universität Philosophie zu studieren. Als nun die ersten Semester vorüber waren, die Ferien kamen, sagte er zu einem seiner Kollegen, der ein Steirer war: „Wüßten Sie mir viel-

leicht in Obersteiermark einen Bauernhof, wo man über den Sommer einen Knecht brauchen könnte?"

„Knechte könnten sie freilich überall brauchen, unsere Bauern," sagte der Steirer, „die Dienstboten laufen ja alle davon."

„Gut, ich bin zu haben," sagte der andere.

Hierauf der Steirer: „Ein junger Gelehrter mit seinen feinen Händen und mit seinem zarten Stadtmagen dürfte sich nicht vorwiegend zum Kornackern und zum Düngerheben eignen. Auch nicht für die Speckklöße."

„Daß müßte man erst einmal sehen," antwortete jener. „Ich habe in meinem Leben schon mancherlei versucht, manches darunter war mir zuwider. Am zuwidersten aber sind mir die üblichen Studentenferien mit ihren Landbummeleien, Biergelagen und zumeist gemeinen und geistlosen Burschenabenteuern. Ich will einmal was anderes versuchen. Man muß alles kennen lernen, und zwar nicht theoretisch, sondern praktisch. Ein bißchen Abhärtung schadet auch nicht. Es ist mein Ernst, ich will in einem Bauernhaus als gewöhnlicher Dienstbote arbeiten, wenn mich so jemand aufnimmt. Lohn beanspruche ich nicht, diene für Bett und Kost. Ich will genau so gehalten werden, wie jeder andere Knecht, nur verlange ich für meine Arbeit anfangs eine kleine Rücksicht, bis die Übung da ist, dann hoffe ich meine Sache anständig zu leisten."

Der Steirer besah sich den strammen, ernst angelegten Burschen einmal recht gründlich, und als er von dem völligen Ernst des Bauernknechtkandidaten überzeugt war, suchte er in seiner Heimatgegend für ihn eine Stelle. In einem engen Seitental des Murthals, hoch oben nahe den Almen, drei Stunden fern von der Straße und Eisenbahn ergab sich in einem alten mittelgroßen Bauerngehöft ein Platz. Der Bauer, ein siebzigjähriger Mann, war zuerst nicht ohne Mißtrauen gegen den „Her-

renknecht" und meinte, da sei wohl ein tolles Studentenstückel dahinter oder sonst was. Wenn der junge Herr aber die paar Monate schon gern kostenlos auf der Bauernschaft verleben wolle, so könne er ihm vielleicht die kleinen Buben, er habe deren noch ein paar, ein wenig im Lesen und Schreiben unterrichten.

„Ein Schulmeister! Nein, so haben wir nicht gewettet," sagte der Student, „ich vergebe mich nur als Knecht, und wer mich als solchen nicht brauchen kann, der soll's gerade sagen."

„Nu, halt ja," meinte der Bauer, „unser Herrgott hat allerhand Kostgeher. Probieren wir's halt einmal mit einem Stadtherrn, das Grasmähen und das Mistführen."

Der Student war aufgenommen. Er zog aus seinem Rucksack graues Zwilchgewand hervor, zog es an und langte nach Arbeit aus. Das Gesinde bestand aus einigen alten Dirnen und ruppigen, wortkargen Knechten, gutmütige Leute, aber nicht die unterhaltlichsten und saubersten. Mit dieser Gesellschaft aß er nun am großen Tisch aus einer Schüssel, und in der Knechtkammer wurde ihm ein Strohbett angewiesen, das zu kurz war und eine feuchte müffelnde Decke hatte. Am nächsten Morgen um drei Uhr ging der Großknecht durch das Haus und polterte mit einem Knittel, den er an die Wände stieß, die Leute vom Schlaf auf. Mürrisch zog man sich an und wusch sich am Brunnen das Gesicht, dann nahm jeder seine Sense und trottete auf die Alm. Auch unser Student bekam eine, und so ging's empor zu den Matten zwischen Felsen. Die Mühsal des jungen Bauernknechts soll weiter nicht beschrieben werden. Nach drei Stunden harten Mühens kam das Frühstück, reichlich, aber nicht nach städtischem Geschmack. Die übrigen Mahlzeiten ähnlich. Der Student hatte gefürchtet, es würde ihm bei Tisch die geistige Anregung fehlen. Die

fehlte ihm nicht; denn er war zu müde, um „geistig“ aufgelegt zu sein, und so aß er gleich den andern schwerfällig und wortkarg Milchsuppe und Sterz in sich hinein. Doch während in der folgenden Nacht die andern schliefen wie volle Kartoffelsäcke, hatte unser armer Städter mit Plagen zu kämpfen, an die er nicht gedacht. Die ganze Sache war schwerer, als er sich's eingebildet. Selbst der Reiz des Neuen hatte keine rechte Wirkung, so ganz saugte die harte Arbeit und die derbe Kost das Seelenleben auf.

Das ist doch kein Spaß. Der Freund, der ihn in diesen Tagen einmal besuchte und ihn erschöpft und abgespannt fand, riet ihm, den Bauernstand wieder aufzugeben. Aber der Student antwortete: „Wofür halten Sie mich? Daß die Arbeit keine Unterhaltung ist, wußte ich im voraus, daß aller Anfang schwer ist, diesen Spruch habe ich schon als Abcschütze lernen müssen. Ich halte aus.“

Es gibt Leute, ja selbst unter jungem Volk, und sie mehren sich in unsern merkwürdigen Tagen, die mit sich eine strenge Selbstzucht vornehmen, denen es eine Freude macht, aus dem stückweisen Material ihrer Eigenschaften einen geschlossenen, starken Charakter aufzubauen, vor allem ihren Willen zu stärken und einmal Vorgenommenes unter allen Umständen durchzuführen. So einer war dieser Student. Er blieb im Bauernhof so lange, als er sich's beschlossen hatte, mit dem Vorbehalt, dann vielleicht noch länger zu bleiben. Mit der Arbeit, so schwer sie oft war, wurde er vertraut, er mähte und heuete und ackerte bald wie jeder andere. Ausnahmen, die ihm der Bauer gewähren wollte, nahm er nicht an, lebte wie ein Knecht unter Knechten und machte die ganze Wirtschaftsführung zu seiner persönlichen Angelegenheit, als sei er seit jeher auf diesem Hof daheim. Er sagte nur mehr: unser Haus, unsere Brache, unser

Schimmel! Und an Sonntagen, wenn schönes Wetter war, die Mitknechte aber im Wirtshaus saßen, kümmerte er sich um „unser Heu“. Er entfernte sich nicht gern vom Gehöft oder trachtete stets rechtzeitig dahin zurück und war jede Stunde bereit, mit dem Werkzeug zuzugreifen. Nach wenigen Wochen waren seine Hände so hart geworden, wie sein Wille; die Sonne hatte das Gesicht braun gemacht, so daß das Weiße seiner Zähne um so heller blinkte, wenn er lachte. Denn nun lachte er schon häufig, er hatte die Sache untergekriegt, war ihr Herr geworden und gelassen Herr geworden über sich selbst. Also zur inneren Freiheit gelangt, schärfte sein Auge sich für die Eigenarten seiner Hausgenossen, die teils schätzenswert, teils widerlich und teils komisch waren. Er begann die Lebensart, die Sitten zu verstehen, weshalb sie gerade so waren und nicht anders; manches was ihm anfangs unsinnig vorgekommen, sah er nun begründet und notwendig; hingegen glaubte er in der Bearbeitung des Bodens, in der Viehzucht, in der Zubereitung der Nahrungsmittel große Torheiten zu finden, und er machte den Bauer darauf aufmerksam. Dieser gab die Einwände ruhig zu, meinte, es würde „eh wahr“ sein, trieb es aber in der gewohnten Art weiter.

Vom Bauer Nachsicht wollte er nicht. Er wollte angespannt sein, wie jeder Knecht. Zum Ärger war es dem Studenten oft, daß der Hausvater selbst nicht ordentlich zugriff in der Wirtschaft und ihn, den Studenten, sogar vom Feld weg ins nachbarliche Forsthaus mithieß, um dort mit ihm politisieren zu können. Viel fehlte nicht, daß ihn der Student manchmal angetrieben hätte zur Arbeit, als ob er der Herr und jener der faule Knecht wäre. Hatte er sich schon an diese Stelle gesetzt, so wollte er auch etwas vor sich bringen. Der alte Schlendrian war ihm so zuwider, daß er eines Tags sagte: „Nun geht mir ein Licht auf, weshalb es

mit euch Bauern abwärts rollt, ihr seid zu lässig, eure Wirtschaft freut euch nicht. Im Wirtshaus sitzen und über schlechte Zeiten schimpfen, dabei geht jeder Stand zugrunde." „Ist eh wohl wahr," meinte der alte Bauer, das war alles. Des Studenten Arbeitsleistungen wurden immer tüchtiger, so daß der Bauer schon anhub, sich hinter den Ohren zu krauen, ob er dem braven Knecht nicht doch auch etwas zu Lohn geben solle. Es wäre ihm lieber gewesen, der fremde Knecht hätte weniger gearbeitet, damit er, der Bauer, vor einer Lohnforderung sicher gewesen wäre. Beschloß aber bei sich, die Sache so lange gut sein zu lassen, bis der Mann selbst etwas sagen würde. Das Gesinde stand dem „herrischen Knecht" gegenüber ungleich. Anfangs hatte es ihn mit Verwunderung oder halb verdecktem Hohn beobachtet, allmählich begann es den fremden, schweigsamen jungen Mann zu achten und sich manchmal ein wenig vor ihm zu schämen. Denn seine Arbeiten machte er immer mit fast ängstlichem Fleiß, dazu war ihm alles recht, er räsonierte weder über Kost noch Bett, noch sonst etwas, so daß nun auch das Gesinde beinah die gleiche Art nachzumachen begann. Obschon mancher im Hofe allerdings mehr Grund hatte, auf sein Recht zu pochen, als der Student aus wohlhabendem Haus, der sich freiwillig in diese Lage versetzt hatte und jeden Augenblick davongehen konnte, wenn's ihm nicht recht war. Aber nun war es merkwürdig. So großdenkend er in die Bauernschaft gesprungen war, so überlegen ruhig er anfangs die Widerwärtigkeiten ertragen hatte, allmählich kam — wie von der Umgebung angesteckt — ein kleinlicher Geist in ihn, so eine Art Knechtestolz, wie bei einem ganz gemeinen Bauernblut. Er glaubte, unter dem Gesinde einen gewissen Rang einzunehmen, und war ungehalten, wenn ihm kleinere Arbeiten zugewiesen wurden, selbst wenn solche leichter und angenehmer zu

machen waren, als andere. Gegen die Düngerarbeit im Stall lehnte er sich nie auf, doch wenn er z. B. auf der Weide Vieh hüten oder Botengänge machen sollte, Dinge, die auch Kinder verrichten konnten, da fühlte er allen Ernstes seine Ehre verletzt.

Das Schlimmste an dieser alten Bauernschaft waren aber lange nicht die Berufsdinge, als die schwere Arbeit, die einfache Lebensweise, die wenige freie Zeit und die Geistlosigkeit. Das Schlimmste waren jene übeln Gewohnheiten, mit denen sich der Mensch überhaupt sein Leben so oft verpfuscht und entwürdigt, vor allem die Unsauberkeit. Ging unser junger Knecht einmal durch die Küche, dann hatte er für den Tag gespeist. Und was etwa noch Genießbares in der Schüssel auf den Tisch kam, das verdarb der Anblick des ungereinigten Tischgedecks und der krustigen Hände und schmierigen Kleidung des Gesindes. Die ganze geistige Anregung der Hausgenossen am Abend bestand in einem gemeinsamen halbstündigen Gebet, das so undeutlich und schläfrig herabgeplappert wurde, daß der Student davon auch nicht ein Wort verstand, und nach diesem am Sonnabend bei den Knechten in einem Kartenspiel, bei dem manche witzige Bemerkung fiel, im ganzen aber viel geflucht wurde. Unser Bursche beteiligte sich an diesen Anregungen nicht, sondern saß allein draußen unter einem Kirschbaum, bestrebt, sich in Naturbeschaulichkeit zu versenken. Aber dazu war es viel zu früh. Beschaulichkeit, das ist nichts für junge Leute.

Ein paarmal an Sonntagen kamen Bauernburschen vom Tal herauf zusammen, auch kecke Dirndlein darunter, und es wurden Lieder gesungen. Da tat unser Student mit. Und beim Singen kamen Eigenschaften an ihm zum Vorschein, denen die Dirndlein nicht Widerstand zu leisten vermochten. Da war auf seinem Gesicht ein anmutiges Schmunzeln, da gab es in den Wangen zwei

Grübchen, da zuckten die zarten Schnurrbartspitzen auf und nieder, da glühten seine dunkeln Augen so heftig aus, daß die Weiberherzen schmolzen. Lieblich machten sie sich mit ihm zu schaffen, und wären ihre Pfaiden auch so frisch gewaschen gewesen, wie ihre Wangen, so hätte sich unser Studiosus wahrscheinlich nicht lumpen lassen.

Die bäuerlichen Charaktereigenschaften, als Einfalt, Schlauheit, Mißtrauen, Spottlust usw., waren ihm nicht gerade zuwider, wohl aber — die „Bültung". Da kam manchmal ein Nachbar ins Haus, nicht von weither, aber — „gebültet". Er war aus Kärnten eingewandert, wo er in einem Eisenwerk Kohlenstürzer gewesen und mit dem Werksverweser die Kohlenfuhren zu verrechnen gehabt hatte. Seitdem zählte er sich zu den „Herren". Er ließ sich auch nicht Bauer nennen, obschon sein Grundbesitz kaum fünfzig Joch betrug, sondern Realitätenbesitzer. Er besaß eine Bibliothek von allerlei gelehrten Werken und hielt sich eine politische Zeitung, mit der seine „Überzeugungen" standen und fielen. In seinen Reden die Mundart verschmähend, sprach er ein sozialdemokratisches „Hochdeutsch", reich an landläufigen Schlagworten und Fremdwörtern, letztere vielfach unrichtig angewendet. Wollte der Student mit diesem Mann sich einmal tiefer in eine geistige Sache einlassen, so zeigte es sich, daß dem „gebülteten" Realitätenbesitzer dafür jedes Verständnis und Interresse fehlte, und daß alles nur auf die Eitelkeit eines Bildungsphilisters hinauslief. Aus solcher Öde flüchtete unser Städter sich allemal wieder zu den naiven Arbeitsleuten, deren derbe Flüche ihm immerhin noch lieber waren, als die blassen Phrasen des belesenen Bauers.

Mit seinem Dienstgeber wußte der junge Knecht eben auch nicht viel anzufangen, dieses Mannes Gesichtskreis war gerade so weit als sein achtzig Joch großer

Besitz. Alles, was außerhalb seines Eigentums vorging, war ihm nicht der Rede wert. Er sah nun, wie tüchtig der Fremde sich als Knecht entwickelt hatte, er dachte, es wäre doch gerecht, ihm einigen Lohn zu geben, wöchentlich wenigstens einen Gulden, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Sein Weib — es war viel jünger als der Bauer — hatte einen größeren Interessenkreis; sie hätte für ihr Leben gern erfahren, was es mit diesem zugereisten jungen Menschen denn eigentlich sei. Sie kochte dem Studenten manchmal, wenn er unter Tags ins Haus kam, einige Eier und fragte, während er sie mit Behagen verzehrte, so nebenhin, ob es bei ihm daheim auch so steile Berge gebe, und ob ihm seine Mutter auch manchmal Eier gekocht hätte? Seine Antworten waren sehr freundlich, doch wurde sie nicht recht daraus klug. Seine Mutter mußte an einem Ort leben, wo es gar keine Hühner gibt, wo die Eier weither zugetragen werden müssen. Ja es schien, daß seine Mutter nicht einmal kochen könne. Da glaube sie es freilich, daß er auf die Bauernschaft gegangen sei.

Er hatte schon wiederholt im steirischen Bauernkalender, der an der Stubenwand hing zwischen den Fenstern, nachgesehen, ob denn die Zeit nicht schon bald um sei; nun aber die jugendliche Bäuerin sich ihm so freundlich zeigte, wurde in ihm eine städtische Phantasie wach. Etliche Tage lang beschäftigte er sich damit insgeheim, aber ganz plötzlich und unvermittelt hörte er in sich einen Ruf: gehört das auch dazu? Wie? Ein Schuft?!

Als am nächsten Sonnabend der Feierabend kam, trat er hin an den Heuhaufen, in dem der Bauer saß, und sagte kurz und fest: „Bauer, meine Zeit ist aus, ich muß fort, muß jetzt wieder auf die Universität."

Der Bauer ſtutzte ein wenig, dann antwortete er: „So ſauber, jetzt geht er mir fort. Rechtſchaffen gearbeitet und jetzt wieder fleißig lernen in der Schul! Das iſt brav.“

„Ich will die Prüfung beſtehen,“ ſagte der Student.

Da der Bauer den Doppelſinn dieſes Wortes nicht verſtand, ſo hatte er Zeit, gelaſſen zu überlegen, wie er dieſen Menſchen weiter eigentlich nicht mehr notwendig brauche. Die Ernte unter Dach. Iſt eh noch ein kamoder Knecht das. Andere gehen davon, wenn die ſchwere Arbeit kommt, der, wenn ſie vorbei iſt. Ob er was ſagen wird von einem Lohn? Sagt er was, ſo geb' ich ihm fünf Gulden. Sagt er nichts, ſo iſt's mir auch recht. — Der Student hatte ſein blaues Arbeitskleid ins Felleiſen getan und ſein dunkles Stadtgewand angezogen mitſamt der flotten roten Halsmaſche. Er reichte dem Bauer die Hand und ſagte nichts. Er reichte jedem der Hausgenoſſen die Hand. Eine alte Kuhmagd torkelte gegen ihren Stall hin und drückte die Schürze in ihr Geſicht. Allemal, ſo oft wer fortging, weinte ſie ein bißchen — das hielt ſie für einen guten alten Brauch.

Alſo zog dieſer merkwürdige Menſch wieder ſeiner Hochſchule zu. Wo und wann wird er mehr gelernt haben, als auf ſeinen Ferien?

Das nun aber iſt der eine Fall, wie ein Univerſitätsſtudent Bauernknecht geworden. Einen zweiten Fall habe ich im vorigen Sommer ſozuſagen vor meiner Haustür erlebt. Das war ein Student aus der Grazer Univerſität, der drei volle Monate lang in der Maſſing bei Krieglach beim Bauer Hainzel als Knecht gearbeitet hat. Er war der Sohn eines höheren Beamten im Elſaß, war trotz ſeiner verhältnismäßigen Jugend ziemlich weit in der Welt herumgekommen, um das Leben nach vielen Richtungen hin kennen zu lernen. Sein Lieblings-

ſtudium war Naturgeſchichte und Sozialwiſſenſchaft. Er verkehrte nicht viel in ſtädtiſcher Geſellſchaft und mit Kollegen, ſein einziger ſteter Begleiter war ein zottiger Hund, den er nun auch in den Bauernhof mitgebracht hatte. Er kam Sonntags manchmal in mein Haus und erzählte von den Freuden und Leiden ſeines vorübergehenden Berufs, den er allerdings aus ganz beſonderen Urſachen erwählt. Er hatte einen intelligenten, geiſtig ſtrebſamen Hausvater, der ihn freundlich behandelte, ihn ſtets angemeſſen zu beſchäftigen wußte, ohne ihn zu überbürden, und der Verſtändnis für die Art des jungen Mannes beſaß, trotzdem ſie eine etwas problematiſche iſt. Im ganzen gefällt es dieſem Städter gerade nicht übel in der ſtillen Landnatur bei guter Luft und gutmütigen Leuten. Will einer ſchon Knecht nicht bleiben, ſo iſt doch etwa ein Bauerngütchen zu ſchaffen, das ſeinen fleißigen Mann ernährt. Mancher Städter, der auf Sommerfriſche in der Gegend weilt und dieſen Burſchen beobachtet, hätte auch nicht übel Luſt, ſich ins Bauerngehöfte zu ſchlagen, er findet, daß der Spaten und die Sichel ſich nicht ſchlecht handhaben laſſen. Mancher Studio findet, daß es für einen Adamsſohn beinah honoriger wäre, den Pflug zu führen und was zu können, als immer nur mit Büchern umzutun und ſich mit dem Alleswiſſenwollen zu begnügen. Und ſo betreiben unſere Bauern demnächſt ihre Stall- und Feldwirtſchaft vielleicht mit Philoſophen und Juriſten, falls die Herren es nicht vorziehen, ſich ſelbſt Bauerngüter zu kaufen, ſie perſönlich zu bearbeiten, geiſtige Kultur mit der erdlichen zu vereinigen und ſo als freie Männer das natürliche Verhältnis mit der Natur wieder herzuſtellen. Die Anzeichen zu ſolch ernſtlicher Umkehr mehren ſich, und die Jugend iſt es, die auch hier den herzhaften Anfang macht. — Es iſt ja nicht darum, als ob auf ſolche Weiſe der Bauernſtand gerettet

werden soll; der alte Bauernstand ist wirtschaftlich der Rettung vielleicht nicht mehr wert. Es ist vielmehr darum, daß der gebildete Mensch wieder zur Scholle komme. Vor allem wichtig und erfreulich aber ist es, daß in modernen jungen Leuten sich Wille und Kraft zeigt, es mit der herben ursprünglichen Menschenarbeit wieder aufzunehmen. — Oder wäre das zu hochgemut gedacht?

Zur Zeit, als dieser Bericht in Druck geht, sitzt mein Student aus dem Elsaß auf einem erworbenen Bauerngut in Kärnten und ist Knecht und Herr zugleich.

Tauernwanderungen.

1897—1907.

In den Sölkeralpen.

Im Posthause zu Schöder wollte sich mir eines Morgens ein altes, ganz unheimlich gesprächiges Bäuerlein anschließen. Wenn ich über die Tauern ginge, so müßten wir ja miteinandergehen, er habe auf den Almen beim Vieh zu tun, und zu zweien beim Plaudern sei der Weg kurzweiliger. Zu zweien beim Plaudern! Mir stiegen die Haare zu Berg. Wandern allein, so weit ihr wollt, aber wandern und plaudern zugleich — dieser Leistung ist meine Lunge nicht gewachsen. Ich sagte ihm das, worauf der Bauer entgegnete, wenn ich etwan brustschwach sei, so dürfe man mich schon gar nicht allein gehen lassen; er wolle doch mit mir, und plaudern werde schon er allein. Nun ist mir unterwegs das Zuhören nicht minder lästig, als das Sprechen, daher war mein Dank: Ich wisse überhaupt noch gar nicht, welchen Weg ich nehmen würde.

Da schaute er mich an. „Werdet doch wissen, wohin Ihr wollt!"

„Nein, Vetter, das weiß ich eben nicht. Ich hab' nichts zu tun jetzt und treib' mich so im Land umher. Wo ein langes Tal ist, da geh' ich hinein, wo ein hoher Berg ist, da steig' ich hinauf, wo ein gutes Haus ist, da kehre ich zu."

Etwas unſicher fragte er mich: „Und ſonſt, was habt Ihr denn für ein Geſchäft?“

„Gar keins. Arbeiten mag ich nicht, jetzt. Ich nehm', was ich find', und wo es nicht gut geht, da wird's halt bös gehen, und unſer ſind viele um die Sommerszeit im Wald und im Gebirg.“

Der Mann hat nichts mehr geſagt, daß er mich begleiten wolle. Wie ich ſo den Touriſten ſchilderte, ſah er den verdächtigen Vagabunden, und ſo kamen wir mühelos auseinander.

Schon lange nicht mehr wandere ich mit dem Nebengedanken, die Leute auszuhorchen, ihre Sitten, Seelen und Verhältniſſe kennen zu lernen; in meinem Sacke findet ſich weder Notizbuch noch Bleiſtift. Was ſich zufällig ergibt, das bleibt im Kopf; im übrigen ſind meine Bergfahrten ohne Abſicht — außer der, in der Alpennatur ſelig zu ſein.

Einen jungen, ſchweigſamen Burſchen hatte ich mir nun aufgenommen zur Begleitung über die Hohen Tauern. Über das Sölkerjoch ſollte es gehen, ins Ennstal.

Um ſechs Uhr morgens begannen wir anzuſteigen. Von der Ortſchaft Schöder aus, mählich durch Wald gegen den Katſchgraben hin, an deſſen Hochlehne, von Wald zu Wieſe, von Bauernhaus zu Bauernhaus, immer höher, dann auf ebenem Waldwege dahin. Schweigend gingen wir ſelbander fort und immer fort über Waſſerieſeln, über naſſen Moorboden, über freie Matten ins hohe Alpengebiet hinein. Weißer Morgennebel erfüllte die Gegend, aus der Schlucht herauf rauſchte der Fluß. Das Rauſchen kam immer näher, und endlich war das Engtal ſo hoch zu uns heraufgeſtiegen, daß wir in ſeiner Sohle wanderten an der mächtigen, ſchäumenden Katſch. Drei Stunden etwa waren wir gegangen, da zerriß der Nebel und wo waren

wir? Im kahlen Hochtale, umstanden von den braunen Riesenbergen der Tauern. Grüne Hänge, stellenweise mit Zirm bewachsen, brauner Fels, Kuppen, Spitzen, massig hoch. Die Namen der einzelnen Berge? Man möchte sie wissen, als ob sie dann noch schöner würden, wenn es die Nornspitze, oder der Dönegg, oder der Sauofen, oder der Schöderkofel ist. Im wenig besuchten Hochgebirge gebe ich auf Namen nicht viel; die auf der Karte und die im Volksmunde stimmen nicht zusammen und es ist nicht einerlei, wenn es auf der Karte Nornspitze heißt, und der Hirte „Norrnspitz" sagt, eine Spitze, auf die nur Narren klettern. Mein Führer verriet, daß es in diesen Gebirgen eine Menge „Sea" gebe, der Gastelsea, der Schimpelsea, der Kaltenbachsea, der Schwarzensea, der Weißensea, und es wären allerhand Untiere drinnen, und wenn man Steine hineinwürfe, so stiegen gerne wilde Wetter heraus. — Dann, mein Junge, wollen wir's lieber nicht tun, sondern den Hut schwingen und jauchzend Gott danken für den blauen Himmel, den er über diese Alpen ausgeblasen hat. Bei so entzückendem und beständigem Wetter war ich schon lange nicht mehr gewandert. Im Hochtale gab es zwei Gruppen von Brentlerhütten. Eine dieser Hütten war ein „Wirtshaus", aber man bekam keinen Wein und kein Bier und kein Ei und kein Brot, nur eine Schüssel dünner Milch mit etwas marmorierter Oberfläche. Wir verzehrten den fürsichtigen Mundvorrat, den mir die Frau Wirtin in Schöder zugesteckt hatte. Dann verließen wir das Tal der Katsch, welches sich noch eine Strecke hineinzieht in die Hochwüste, und stiegen rechts an. Nun wollte es mein junger Führer einmal besser wissen als die hölzerne Hand, die den Berg hinanwies gegen den Paß. Der Fußsteig schlängelte sich so töricht hin und her, da wäre es doch näher gerade hinauf, entlang einem Sturzbache. Die Folge

davon war eine kleine, fünf Minuten lange Lebensgefahr. Hoch oben hinter Zirmbeſtände und Erlgebüſche waren wir ins Gewände gekommen, kein ſenkrechtes, ſondern ein kirchendachſteiles. Dieſes plattenglatte Geſtein war braun und ſchlüpfrig, es rann darüber Waſſer herab. Und da mußten wir hinauf. Aus den Spalten wucherte Erlgebüſch hervor, an dem man ſich feſthalten konnte; der eine Strauch riß los oder brach, der andere hielt feſt. In ſolcher Lage merkt man erſt, daß der Menſch eine Menge Hilfsmittel an ſich hat, von denen er ſonſt nichts weiß. Alle Glieder werden zur Klette, der Körper ſchmiegt ſich ſchneckenhaft ans Geſtein, die Beine und Arme haben eine Spann- und Schnellkraft, mit der ſie den ganzen Körper ſcheinbar ſpielend bewältigen. — Endlich über der Wand vor Erſchöpfung hingeworfen, hätte ich meinen armen Jungen platt zanken mögen, aber es fehlte mir dazu ſchlechterdings der Atem. Ein weiterer Beſänftigungsgrund, daß wir nicht mehr weit vom Paſſe waren. Den Sturzbach überſchritten, bogen wir in die Scharte ein und nach wenigen Minuten ſtanden wir auf der Höhe des Sölkerjoches, die nach Angabe des offiziellen Führers 2790 Meter hoch iſt. Das iſt nun zwar um tauſend Meter übertrieben, doch iſt der Paß immerhin ſchon ſo hoch, daß in den grauen Steinkaren der vergletſcherte Schnee nicht verſchwindet. Ich verabſchiedete hier meinen Jungen und genoß dann den Reiz, allein zu ſtehen mitten in den plumpen Bergwuchten ringsum. Gegen Süden zurück ein ganz beſchränkter Ausblick in die Murtaler Gegend, gegen Norden nur das hinterſte Tal der Sölk, in das der ſteinige Steig nun hinabführt. Auf dem Joch ſteht eine kleine Kapelle, in der man ſich ſchützen kann vor dem peitſchenden Nordwind, der den Schweiß des emporgeſtiegenen Wanderes doch etwas zu raſch aufleckt, beſonders wenn man keinen Übermantel

bei sich hat, sondern nur im leichten Sommerröcklein durch das Land spaziert.

Zwei Stunden später zog ich nach siebenstündiger Wanderung im Törflein St. Nikolai ein, das trotz seiner Meereshöhe von 1126 Metern zwischen den steilen hohen Tauernriesen wie in einem tiefen Abgrunde gebettet ruht auf grünen Almmatten.

Im Einkehrhause „zum Gemsjäger" in St. Nikolai ist gut ruhen, ich tat es zwei Stunden lang. Auch dieses Haus weiß von einer besseren Zeit, als der Verkehr über das Sölkerjoch noch ein lebhafter war. Seit im Murtale und im Ennstale die Eisenbahnen gehen, verstreicht selbst zur Sommerszeit manche Woche, ohne daß ein Fremder einkehrt in dieses Alpenhospiz. Ich konnte anfangs nicht recht begreifen, warum in dem Gasthause mit den heimlichen Zimmern kein Sommerfrischler saß, kein einziger; später, als ich den weiten und schlechten Weg ins Ennstal hinaus kennen lernte, habe ich's freilich verstanden, wieso es kommt, daß dieses Törflein eine verschlossene Hirtenidylle bleibt. In dem Kirchlein, das vom Kreuzleingarten umgeben ist, liegt eine wundersame Stimmung, zu den Fenstern blauen die Bergriesenhäupter herein. Die Leute sind fromm und alter Sitte zugetan den Kuraten fand ich aber im Garten fleißig studierend für die Pfarrersprüfung, die ihn aus diesem Alpenwinkel erlösen soll. Ich an seiner Stelle möchte aber doch lieber Seelsorger sein in dem armen, aber gläubigen Gebirgsdörflein, als auf reicher Pfründe bei Atheisten und Indifferentisten, bei denen kein Priester mehr was ausrichtet, während er hier der Trost und die Liebe der Menschen ist.

In St. Nikolai zweigt von unserer Richtung links das Kaltenseebachtal ab, und der Steig zu dem einst vielbesuchten 2600 Meter hohen Knallstein. Mir hatte der Küster, Organist und Dorffuhrmann, namens Lorer,

ſein Wäglein eingeſpannt und ſo ging's der Sölk entlang, talwärts. Die Häuſer der Gemeinde ziehen ſich an der Sölk ſtundenweit hinaus, man wundert ſich über ſo viele und ſtattliche Menſchenwohnungen in dieſem entlegenen Alpentale, das kaum eine fahrbare Straße hat. Vor einigen Jahren hatte ein Hochgewitter die Straße ins Ennstal hinaus gänzlich zerſtört; man ſieht nur unendlichen Schutt und die fahlroten Scharten der Lahnen, die überall von Wieſen- und Waldlehnen niedergegangen ſind. In der Oſternacht ſoll ein unſchuldiges Mädchen einen ſelbſt geſponnenen Faden ziehen durch das Tal; ſolches ſchützt vor Lahnengang. Iſt das denn verſäumt worden? Oder können in den Tauerntälern die unſchuldigen Mädchen noch nicht ſpinnen? — Sommer um Sommer arbeiten ſeit jener Wetternacht zahlreiche Sträflinge an der Wildbachverbauung und ſie ſind nun ſo weit, daß ein Einſpänner verkehren kann. Wer ſich aber einem ſolchen Fahrzeuge anvertraut, wie ich es am ſelben Nachmittage getan, deſſen Seele muß doch ziemlich feſt an dem Leibe kleben, um nicht losgerüttelt zu werden. Die graubekleideten Sträflinge mit ihrer Makel auf dem Hut zieren (1898) dieſe Gegend etwas ſeltſam. Einer der Aufſeher erzählte mir, daß die Totſchläger darunter fleißige und gründliche Arbeit machen, während die Diebe faul ſind und nur für den Schein zu arbeiten lieben. Daß die Totſchläger gründliche Arbeit machen, iſt übrigens bekannt.

Weit unten, in der Gegend von Großſölk, ſtreift das Waſſer alle Wege und Stege, Dörfer und Häuſer ab und vergräbt ſich in eine ſtundenlange Wildſchlucht, in welcher ſie ſtellenweiſe ganz grauſig toben ſoll, um dann bei Stein gemächlich ins Ennstal zu fließen. Zu dem Dorfe Großſölk, müßten nach meiner Meinung die Landſchaftsmaler wallfahren, nicht bloß, weil auf dem Hügel Kirche und Pfarrhof in einer alten „romantiſchen" Feſtung ſtehen, die einſt das Großſölktal und das hier

links abzweigende Kleinſölktal vor Feinden beſchützt hat, als auch wegen der maleriſchen Holzhäuſergruppe mit ihren Söllern und zierlichen Fenſtergeſimſen, an denen Nelken und Pelargonien leuchten. Bald unter Großſölk — unſere Straße führt rechts hoch am Berghang dahin — befreit ſich der Blick ins Ennstal. Schon früher hat jenſeits vom Ennstale her der zackige Kamm uns entgegengeblaut. Jetzt ſteigt an ihm der Stoderzinken hervor, und links hin baut ſich höher und immer höher das Kalkgebirge, in weißen Wänden blinkend, in blauen Schatten dämmernd, in ihren bildneriſchen Formen, Zacken, Türmen und ſenkrecht abſtürzenden Wänden ganz anders zu ſchauen, als die amorphen Maſſen der Tauern. Und ganz hoch im Hintergrunde dieſer Felsmaſſen ragen zwei Spitzen kühn auf, aus blinkend weißen Gründen — es iſt der Dachſtein mit dem Torſtein. Als Gegenſatz liegt zu unſeren Füßen das weite, ſonnige Ennstal, in welchem alle Wildnatur, ob Stein oder Waſſer, gezähmt zu ſein ſcheint und die Macht der Menſchen herrſcht. Die zwölfte Wanderſtunde war vorbei, als ich an der Halteſtelle Stein in den Eiſenbahnzug ſtieg, um über Steinach-Irdning nach Mittendorf zu fahren.

Und bei ſchönem Wetter wochenlang ſo fort in Zickzack durch das weite Alpenland. Manchmal auf ſtiller Matte beſchauliche Raſt. Ringsum grüne, blaue, weiße Berge in ewiger Größe ſeelenlos ſtarrend. Da frägt der müde Wanderer ſich: Warum? Was iſt es, das dich jagt von Tal zu Tal, von Höhe zu Höhe? Ein unendliches Dürſten nach Bergnatur, und doch nirgends Ruh' in derſelben, ſo unſtet wie Wildwaſſer, das immerwährend forteilt und immerwährend da iſt. Dieſe heiße, ſelige Bergſucht, was hat ſie nur für einen Zweck?

Vielleicht iſt ſie gerade darum ſo göttlich, weil ſie keinen hat.

Im Maltatal.

Was habe ich von ſo einer Bergpartie? Kann ich die Berge in den Sack ſtecken? Kann ich die Gipfel und Felswände herabbeißen? Kann ich die ſchöne Ausſicht zuſammenrollen, unter die Achſel nehmen und mit nach Hauſe tragen? So fragte mich einmal jemand, der beim Biertiſch ſaß und Karten ſpielte. Die Berge in den Sack ſtecken, von den Steinen was herabbeißen, das kann zwar ich ebenfalls nicht, will es auch nicht, aber die ſchönen Landſchaftsbilder zuſammenrollen und mit nach Hauſe nehmen, das kann ich. Alle die Berge und Gletſcher und Waſſerfälle und Seen, die Landſchaften, die ich je von Berggipfeln aus geſchaut, im Archiv ſind ſie hinterlegt. Weder Namen noch Menſchengeſichter kann ich mir merken, aber viele Landſchaften in der Erinnerung ſtehen jetzt ſchon dreißig, vierzig Jahre und länger. Und recht oft, wenn's dunkel und ſtill iſt um mich, da packe ich ſie aus, ſehe ſie mir an und freue mich an ihnen. Und ſelbſt, wenn mein leibliches Auge einmal erblinden ſollte, bleiben ſie mein Eigentum ſo lange, bis Gott das letzte innere Lichtlein mir ausliſcht.

Daher muß es mir jener Kartenſpieler am Biertiſche, der nur das Herabbeißen und Judenſackſtecken kennt, ſchon nachſehen, wenn ich in Luſt und Mühſal immer wieder ausziehe, um meine Bilderſammlung zu vermehren. So auch dies Jahr, kaum der Schnee zerging. Das iſt für Reiſen und Talwanderungen im Gebirge die beſte Zeit. Die Eiſenbahnzüge ſind noch nicht überfüllt, die Gaſthöfe noch demütig, die Straßen nicht mehr ſchlammig und noch nicht ſtaubig, die Matten grünen und blühen, die Flüſſe ſind wild lebendig, die Waſſerfälle raſend, die hohen Berge noch weit herab

beſchneit, ſo daß keine große Phantaſie dazu gehört, um Gletſcherlandſchaften aus ihnen zu machen.

Von den Tälern Oberkärntens wird das Möll-tal als das ſchönſte bezeichnet. Darf ich verraten, daß es ein noch ſchöneres gibt? — In Spital an der Drau ausſteigen. Dort ſteht gegen Norden hin ein hoher Gebirgszug, deſſen Vorberge uns ſchon Achtung zurufen, obgleich ſie noch niedrig und ſanft ſind gegen jene, die im Hintergrunde ſtehen, wo dieſer Gebirgszug ans gewaltige Tauerngrat ſtößt. Aus einer bewaldeten Engſchlucht der Vorberge rollt mit breiter wilder Wucht die Lieſer hervor. Ihre bräunlichgrauen Wellen gehen ſo hoch, wie die eines bewegten Meeres, nur viel energiſcher und zielſtürmiſcher — ſie wallen hinab, hinab. Dieſes Waſſer iſt das Kind der Berge und doch kennt es keine andere Gier, als hinab, immer hinab, der Niederung zu. Wir werden es noch ſehen, wie ihm kein Stein zu hart iſt, es ſchleift ihn ab, wälzt ihn davon, wie ihm kein Sprung zu hoch iſt, nur um aus den ſonnigen Höhen in die Tiefen zu kommen. Und iſt es draußen, dieſes kindiſche Bergwaſſer, in der Unendlichkeit des bitteren Meeres, dann Heimweh, ſachte ſteigt es in Dünſten auf, irrt in Wolken durch die Himmel und ſucht ſein heimatliches Bergland, wo es ſich wonnig unter fließenden Tränen niederläßt, um ſogleich wieder ſeine Flucht in die Niederungen zu unternehmen. Wie nun das Waſſer niederwärts ſtrebte und der Menſch aufwärts, ſo begegneten ſie ſich in den bewaldeten Bergſchluchten zwiſchen Spital und Gmünd. In einem Nebentale, ganz nahe an der Lieſer und doch verſteckt, liegt der Millſtätter See. Dort ruhen ſie ein wenig aus, die Fallenden und die Steigenden. Ein ſchöner, langer Hochſee, hinter waldigen Vorbergen in weitem Rund von weißen Bergen bewacht.

Mit einem Weggenoſſen, der auch gegen Gmünd

wanderte, unterhielt ich mich über das Waſſer. Das Waſſer, war ſein Ausſpruch, liebe er in allen Geſtalten, mit Ausnahme der im Trinkglaſe. In das Trinkglas gehöre etwas weniger Niederträchtiges, etwas, das anſtatt in die Tiefe zu trachten, zu Kopfe ſteigt. Darauf mein Entgegnen, daß man Flüſſigkeiten kenne, die zu Kopfe ſteigen, dann aber den Kopf und was dran iſt, in die Tiefen des Straßengrabens ſchleudern. Das ließ er gelten. — Dort drinnen, wo zur Lieſer links aus dem Hochgebirge die Malta kommt, liegt das Städtchen Gmünd. Nachdem ich dort in Feldners Gaſthofe — ich ſage nicht Hotel, denn dazu iſt es viel zu deutſch-heimlich — mich ausgeruht und geſtärkt hatte, war es halbwegs zu wagen mit dem Maltatale. Ein Einſpänner beförderte mich, ſo weit es mit dem Wagen geht, und das iſt etwa drei Stunden des Fußgehens. Das Tal hat hinter dem Dorfe Malta einen vorgeſchobenen ſteilen Berghang, ſonſt iſt es breit, ſonnig und läßt ſich ganz zahm an; Ortſchaften, Gehöfte an den Berghängen weit hinauf. Aber zur linken Hand oben hebt ſich das Hochgebirge an zu entfalten in ſeltſamen Rieſengebilden mit Abſtürzen, die ſeit der Welt Urſtänd noch nie ein Sonnenſtrahl beſchienen hat. So träuen ſie von ihrer blauenden Höhe finſter nieder ins Tal, durch das zwiſchen Matten, Felsblöcken und über Sandhalden hin der Fluß ſich ſchlängelt. Dort hinten, wo das Tal ſich ſcheinbar ſchließt, geht von brauner Felswand ein weißes Band nieder bis zur Talmatt. Nach einer Stunde ſtehe ich ſtaunend vor dieſem Bande. Es iſt der Waſſerfall des Fallbaches. Man würde ihn ſtundenweit hören, wenn nicht jede Schlucht ihr eigenes Rauſchen hätte. Der Fall iſt über 150 Meter hoch. Er warf zu meiner Frühjahrszeit mindeſtens zwanzig Mühlbäche auf einmal herab. Hoch oben ſpringt er aus dem Rinnſal der Zinne etwa fünfzig Meter in einer geſchloſſenen weißen

Masse nieder, schwer und dick, als ob unendlicher Schnee herabflute. Dann prallt er an einen Felsvorsprung, zerschellt zu einem breiteren, dichten Schleier, der in Tüchern wieder an fünfzig Meter niedergeht, sich dann zerfranzt und in weißen Raketen herabzischt. Diese raketenförmigen weißen Wasserpfropfen lösen sich plötzlich und kommen immer wieder nach. Keines dieser Tücher und Raketenbänder erreicht den Boden, alles zersprüht schließlich zu einer Nebelmasse, die wie ein Wolkenbruch unten ans Eis schlägt. Denn ein Krater aus Eis nahm zurzeit diesen Wasserfall auf. In seinem Rachen verschwand der schwere weiße Nebelschwaden, um unterhalb der Eiswand wieder hervorzubrausen und dann wie ein gewöhnlicher Alpenbach weiterzurinnen, auf den Matten noch einige Bauernmühlen treibend, bis wo er sich mit der Malta vereinigt. Nie war ich je solange vor einem Wasserfall gestanden als vor diesem. Er ist unerschöpflich an Mannigfaltigkeit, kommt jeden Augenblick in neuen Geflechten, Strähnen, Aussprühungen, Stäubungen, Raketen usw. herab. Schwer und feierlich langsam fällt es, man kann bequem bis zehn zählen, ehe die oberste Gieß unten ankommt. An hundert Schritte bleibt man diesem Wasserfall vom Leibe. Schon auf solcher Entfernung steht man mitten im Gewitter. Regen und eiskalter Wind schlägt nieder, ein Sausen und Brausen und Donnern betäubt das Ohr und man ist bald naß bis an die Haut. Daß in der Sonne alle Regenbogenfarben spielen, daß je nach dem Luftzug ein dumpfes Brausen oder ein dünnes Zischen oder ein hohles Gurgeln oder ein säuselndes Singen oder ein windähnliches Rauschen herabkommt, weiß jeder der Ähnliches gesehen. Es ist ein Lied von ewigen Dingen, jede Strophe anders seit undenklichen Zeiten, und in diesem Augenblick, als ich's hier in meiner Stube schreibe, und

in dieſem Augenblick, als du, mein Freund, es Gott weiß wo in der Welt lieſt, brauſt immer und immer das Lied von der Felswand nieder, dort weit oben im Maltatale.

Als ob's nur dieſer Fallbachfall allein ſo triebe. Als ob nicht gerade in demſelben Tal, wenn auch weniger hohe, ſonſt aber noch weit gewaltigere Waſſerfälle raſeten! Man wende ſich auf der Matte nur um und man ſieht querüber in den Gößgraben hinauf, aus deſſen Hintergrund die Ungetüme des hohen Reißeck, des Sauleck, des Tüllneck niederſtarren. Gleich am Eingang dieſes Grabens der wuchtige Gößfall, weiter oben, wo die Waldnatur ins Starre der Felſen übergeht, der Zwillingsfall, zwei Waſſerſtürze nebeneinander, ein hoher und ein breiter, ſich an Wildheit überbietend — mitten in den Fällen, ſo ſtehe ich bei einem Gehöfte, der Pflügelhof geheißen, am Ende des Maltatales. Von hier aus wird es eine viele Stunden lange, wilde Schlucht, in der kein Wagen mehr vorwärts kann, in der nur noch wenige Hütten zu finden ſind, in der die Alpennatur in ihrer Urſprünglichkeit herrſcht und jeden Kulturverſuch der Menſchen zurückweiſt. Wege und Brücken mit Mühe und Fleiß, aber die Natur hat darüber geſchrieben: dermalen freiwillig geſtatteter Weg! Die nächſte Lawine, das nächſte Hochwaſſer vernichtet ihn ſo gründlich, als ſei nie ein Menſchenfuß hier gewandelt. Nachdem ich vom Pflügelhof aus drei Stunden gegangen, geſtiegen, geklettert bin über Querſchluchten, Waſſerſtürze, Tümpeln, Steinblöcke und Schründe, donnert's in allen Wänden. Ein feuchtkalter Luftſtrom ſchlägt mir an die Wangen. Ich ſtehe vor den zwei größten Waſſerfällen dieſer Gegend, dem Hochalpenfall und dem Maltafall, an dem mit Fichten und Tannen umſtandenen „Blauen Tumpf", worin die ſchäumenden Waſſer kreiſen. Nur Gletſcherwaſſer, denn hoch oben breiten ſie ſich ringsum, die Eisfelder; darüber kühn in den ſtillen kalten

Himmel aufragend, die Hafnerſpitze 3061 Meter, der Ankogel 3252 Meter, die Hochalpenſpitze 3355 Meter hoch. Will ich noch einige Stunden vordringen, ſo biegt das Tal plötzlich links um, und ich ſtehe am Rande des weithin ſtarrenden Elendgletſchers, überragt von dem finſteren zerriſſenen Schwarzhorn. Im Elend, ſo heißt dieſes weltentlegene Hochtal, ein überaus herrlicher Gebirgskeſſel, wie die Touriſten ſagen, die morgen wieder fortgehen; ein urtrauriger, troſtloſer Bergwinkel, wie die armen Hirten meinen, die monatelang in der ſtarren Einſamkeit leben müſſen.

Mir iſt der Grazer Touriſt ſehr gut bekannt, der vor Jahren im Maltatale, unweit dort, wo der Fallbachfall iſt, ſeine Augengläſer zerbrochen hatte. Im Klettern den Hang hinan ſchnellte ihm ein Fichtenzweig ins Geſicht und die Augengläſer flogen in den Abgrund. Es waren derer von Nummer ſechs, und jetzt war der Mann, der allein im Hochgebirge ſtand, ſo viel als blind. Er ſah was zunächſt an ihm war, im weiteren nichts, als das Weiß des Himmels und das Grau der Berge mit den verſchwommenen Rändern.

Ein nebelhaftes Bild, wie durch verblindetes Glas geſehen. Und er war doch weit hergekommen um zu ſchauen. Er hatte nun die größte Mühe, zum Weg hinabzufinden, ohne über Wände zu ſtürzen. Dort fragte er einen Steinklopfer, ob denn der in Malta oder drüben in Fernbach niemanden wiſſe, der Augengläſer habe.

„Glasaugen meinens? Schaun's her, die hab' ich ja ſelber," antwortete der Steinſchläger. Ja, da hätte der Touriſt erſt Augengläſer auf der Naſe haben müſſen, um zu ſehen, daß der andere „Glasaugen" auf der Naſe hatte. Aber ſeine Freude war kurz; Steinklopfer tragen Augengläſer, ſelbſt wenn ſie die adleräugigſten Wildſchützen ſind, Brillen aus Fenſterglas, damit ihnen der Staub nicht ins Auge ſprüht — „beim Steinerſchlag'n". Hingegen

wußte dieſer Steinklopfer einen alten Pfründner im Dorf Malta, der Gläſer trage, weil er ſehr kurzſichtig ſei. Der Touriſt nahm einen Gaisknaben, der ihn zum Alten führte. Und ſiehe, der hatte Hornbrillen, die beſſer waren als keine.

„Was ſteigen's denn herum, wenn S'nix ſehen!“ ſagte er zum Touriſten. „In die Schluchten wolln's eini? Gehn's, das is a grausliche Gegend. Wo seins denn her? Aus Graz? Dort ſoll's ja eh ſchön ſein, was gehn's denn nachher weg? Leihen tu' ich ſ' Ihnen ſchon, die Glasaugen, aber was Schöner's zum Anſchauen ſoll'n Sie ſich wohl ſuchen, als wie den Graben da ins Elend hinein.“

So wanderte der Touriſt nun friſch bewaffneten Auges in das hintere Maltatal hinauf. Da wurde die Gegend immer ſchauerlicher. Himmelhohe Berge, grauſe Abgründe, alles Stein, Schutt, zerreißendes Waſſer. Stellenweiſe hingen die Felſen über, ſo daß ſie herabzuſtürzen drohten. Der Touriſt wagte ſich kaum vorwärts, er ſchwindelte an den Stegen und Abgründen. Wilde Tiere glaubte er zu ſehen, oben in den Runſen, Wölfe, Bären, ſogar ein Lindwurm reckte ſeinen ſchauderhaften Kopf aus einem Felsloche hervor. Dann der verſteinerte Schnee, der nimmer wegging, der Eis- und Felsblöcke herabwälzte auf die Wieſen, wo nur ein kurzes Gräslein wächſt. Alles öde, troſtlos, nur krächzende Raben fliegen herum unter den Wänden und ſuchen nach Tieren, die verhungert ſind. Dann immer wieder die Waſſerfälle mit ewiger Stimme ſchreiend: Menſchenwurm, weiche zurück! — Dem Touriſten graute, er ging in dieſer Wildnis nicht weiter. Wie wenn hinter ihm eine Lawine niederfährt, daß er nicht mehr zurückkann! Ein Eingeſchloſſener, ein Verdammter in dieſer kalten Hölle! Als nun auch die Nebel niederſtrichen an dem wilden Birg, ſo daß ein froſtiges Dämmern die ewig rauſchende ſchauerliche Einſamkeit zudecken wollte

— da dachte der Touriſt ans ſonnige, fruchtbare Hügelland draußen, wo es gefahrlos und heimlich umherzugehen iſt — ein Paradies im Vergleich zu dieſen ſtarren, menſchloſen Schreckniſſen. Er kehrte um aus dem Elend, war froh, als er die drohenden Wände hinter ſich hatte und wieder im Dorfe Malta war, wo es wieder ein wenig Sonne gab und Fruchtfelder und Menſchen. Dem Pfründner gab er die Brillen zurück, hernach draußen in Gmünd kaufte er ſich neue. Als er dann durch das Liefertal hinab der Eiſenbahn zuwanderte, begann es ihm leid zu tun, daß die wilden Berge zurückblieben. Er konnte es nun nicht begreifen, daß er tags zuvor im hintern Maltatal eine ſolche Angſt bekommen, daß er ſeine Abſicht, über den Elendgletſcher nach Malnitz hinüberzuwandern, nicht ausgeführt hatte. Das ärgerte ihn jetzt, er kam ſich feige vor.

Ich will dich aufklären, mein lieber Grazer Touriſt. Du haſt das Hochgebirge durch die Brille des Pfründners angeſehen! — Schon der geſchäftige Gebirgsbauer findet an den unfruchtbaren, unwirtlichen Alpenwildniſſen nichts Anziehendes; und erſt gar ein alter Pfründner, deſſen Kindskopf das Wilde und Großartige ins Märchenhafte ſteigert und der die Hochgebirge mit Dämonen beſeelt. Aber geſchadet hat's dir doch nicht. Es iſt ganz gut, wenn wir manchmal erinnert werden an die feindlichen Mächte, die in den Wildniſſen ſchlummern. Sei es ſchon nicht größerer Vorſicht halber, ſo gewinnt das Gebirge doch neuerdings den Reiz des Geheimnisvollen, der ihm durch das ehrfurchtsloſe banale Touriſtenweſen und Unweſen faſt abhanden gekommen iſt. Im allgemeinen möchte ich dem Touriſten des Pfründners Brillen nicht anraten, bisweilen jedoch ſoll er ſie nur an die Naſe ſtecken. Denn wenn die Ehrfurcht erliſcht, dann iſt es mit der Poeſie des Hochgebirges vorbei.

Im Schatten des Glockners.

Ein Alpenmensch im Zeitalter der Touristik muß doch auch den Großglockner in sich haben. Der weiße Riese ist zwar etwas schwer hereinzukriegen und unterzubringen, um so fester bleibt er dann im Menschengehirne eingeprägt — der Große als unveräußerliches Eigentum des Kleinen.

Größere Bergpartien beginnt man bei schlechtem Wetter, damit man bei gutem ans Ziel kommt. Als ich in Begleitung meines jungen Sohnes von daheim abreiste, war das Wetter schwül, dunstig; über der Veitsch sanken Gewitterwolken nieder. In Leoben begann es bereits zu tröpfeln; bei Friesach kam die Metnitz schon als wilde Gieß daher und überschwemmte die Wiesen. Bei Villach war es wieder so licht, daß der Mittagskogel und der Mangart klar in den weißen Himmel aufragten. Auf dem Dobratsch lag ein plumper Wolkenballen, der sich sachte an den Schründen nieder auszufransen begann. Bei Spital peitschte ein heftiger Regen die Waggonfenster, aber nur auf der einen Seite. Über dem Mölltale braute bleigrau, trostlos unendlicher Regen, hier vorne aber guckte durch Wolkenlöcher ein winziges Goldscheibchen hernieder, lichtes Gewölk aus höheren Regionen, wo die Sonne schien. Bei Sachsenburg regenloser Nebel und lebhafter Luftzug. Bei Greifenburg hatten sich die bereits abendlichen Wolken gehoben über die höchsten Bergspitzen und zeigten eine so lichtrote Färbung, daß die spiegelnde Drau wie flüssiges Gold war. — Man denke sich, wie durch solche Erscheinungen die zwei Glocknertouristen hin und her geworfen wurden zwischen Hoffen und Zagen. Das letztere gewann in Dölsach Oberhand, denn dort ging der „schlechte Wind" aus Süden. Trotzdem ließen wir

uns in dem Gasthause zum Eder bei Braten und Tirolerwein wohlgeschehen.

Wisset ihr wie das ist, wenn man nicht schlafen kann, weil man nicht Zeit hat dazu, weil man daliegen und warten und denken muß auf das Einschlafen? Es ist sehr närrisch, und es ist doch richtig. Man sehnt sich nach Schlaf, um morgen frisch zu sein, man arbeitet mit allen Mitteln, um einzuschlafen, und erlebt trotzdem offenen Auges das erste Tagen. Ich ging ans Fenster. Zeit genug, um zu schlafen den ganzen Tag, denn der Himmel ist verschmiert, an den Bergen hängen schmutzige Nebel, es regnet. Ergeben kroch ich ins Bett zurück und werde nun ein wenig geschlummert haben. Etwa nach einer Stunde schlug mir greller Schein ins Auge, hoch an den gegenüberstehenden Felsbergen leuchtete Sonnenschein.

„Hans! Hans! Auf! Schön Wetter!"

Eine Viertelstunde später waren wir reisefertig. Während der Ederwirt Roß und Wagen bereit stellte, gingen wir hinauf zur Kirche. Vor uns die Steintreppe hinan stiegen Männer in kurzen Lederhosen und Weiber in altweltischen Spitzhüten; von der Kirche herab tönte sanfter Orgelklang; die hohen Berge standen voller Alpenleuchten in den blauen Himmel hinein — es war ein Sonntagsmorgen, wie man ihn stimmungsvoller nicht denken kann.

Dazu noch — nicht wahr? — der gute Kaffee, und dann in der Morgenfrische auf dem Wagen davon. Die Straße steigt in Windungen den Berg hinan; immer hat man die lichten Dolomitwände der Unholden gegenüber und unter sich das grüne Tal.

Wir kamen zu unserem Bergpaß, die Wacht, wo ein Wirtshaus steht. Hier haben Tiroler Bauern einst das Vaterland verteidigt gegen die anstürmenden Franzosen.

Hinter dem Wirtshause auf der Wacht, auf dem

höchsten Punkt der Straße, steht ein alter, absonderlich geformter Lärchbaum, der sein Geäst weit über die Straße hereinbreitet, und auf diesem Geäste junge Lärchenstämme trägt, gleichsam als halte er seine ganze Familie auf den Armen. Diesen Baum hat der Maler Defregger gekauft, er darf nicht geschlagen werden. Sollte einst der kleine Franzl von dieser Lärche nicht die Rinden genommen haben, aus denen er so gerne Hirschen und Gemsen geschnitzt hat?

Nun hinab ins Mölltal, dessen unterer Teil sich östlich zwischen hohen Bergen viele Stunden lang hinauszieht bis zur Drau, während der obere Teil gegen Norden geht, im Hintergrunde schon einen Gletscher zeigend — den auf dem Sonnblick, wo in der meteorologischen Anstalt „das Wetter gebraut wird", wie ein Tiroler Bäuerlein versicherte. Aus den paar lichten sonnberandeten Wölklein, die zur Stunde darüber schwebten, schlossen wir auf ein gutes Gebräu. Wo das Mölltal sein Knie macht, dort kamen wir zu Tal, dort liegt Winklern, das sich hübsch für Sommerfrischler geschmückt hat. Unser Wagen rollte rasch weiter zur gletscheriggrauen, tobenden Möll hinab, und dann derselben stundenlang entgegen. Diese Möll! Von hundert Sturzbächen und Wasserfällen gespeist, wallt sie wie ein wildlebendiges Gebirge heran, mit raschen schweren Wogen, die Steinkolosse ihres Bettes überflutend. Bald hinter Winklern links von der „hohen Bohn" herab ein großer Wasserfall. Wir bestaunten ihn, doch unser Fuhrmann meinte, wir möchten unsere Bewunderung für Wasserfälle aufsparen.

Zu Mörtschach, einem Hirtendörfchen an der Ausmündung des schluchtartigen Aftentales, traten wir ins Wirtshaus ein. Alles leer. Nach einer Weile fand sich ein hausknechtartiger Mensch, der uns mitteilte, daß alles in der Kirche oben sei, auch die Wirtin, daß

er aber nach den Keller- und Vorratskammerschlüsseln suchen werde, um uns einen Imbiß zu verschaffen. Sofort trat er auch seine Forschungsreise an durch das weitläufige Haus und war sehr von Glück begünstigt. Er brachte Milch, Butter, Käse, Wein, Brot, Salami, Speck, Eier und lud uns ein, nach Belieben auszuwählen. Auch gutes Bier habe er im Faß, sollten wir aber Gegner des Bauchgrimmens sein, so rate er uns davon ab, denn es laufe schon seit länger denn eine Woche vom Zapfen und seien bereits ein paar Holzknechte davon wimmernd geworden; er glaube nicht, daß Touristenmägen abgehärteter wären. Wir stimmten sehr bei, verzichteten auf sein gutes Bier, aßen uns an Rotwein und Brot. Nachher stellte es sich heraus, daß wir es mit dem Herrn Wirt selbst zu tun hatten; der Mann war nachgerade gehobener Stimmung über das Gelingen der Gasterei ohne Hausfrau mit den Schlüsseln. Ich laufe übrigens Gefahr zu vermuten, daß er die Sachen vom Nachbarswirtshaus her geholt hat.

Weiter hin bei Döllach und Putschall wird das Tal immer enger, das Gebirge immer höher, das aus allen Schluchten hervorbrechende Gewässer immer rasender. Kein Wunder, daß die Drau weit unten bei Marburg so groß und müde dahin liegt — es ist das Grab der wilden, zerschmetterten Wasserfälle. Aber nicht ans Unterland wollen wir jetzt denken, inmitten des hohen Birgs. Rechts und links leuchten Schneefelder nieder — das Gradenkees, das Klammerkees wird sichtbar und das Eis des Altecks und des hohen Sonnblicks. Von der Langtolfspitze herab ist der Faden eines Baches, der sich dann aus einer Klamme in riesigem Wasserfall entladet. Wie er so aus dem Gestein in gewaltigem Bogen, unter welchem ganze Häuser stehen könnten und trocken bleiben würden, hervorbricht, da ist er zu sehen wie ein ins Ungeheuerliche vergrößerter Bergquell, durch

eine Rinne in die Lüfte geleitet. Der Jungfrauenfall. Eine jungfräuliche Almerin soll sich einst da oben, vor einem begehrlichen Jäger flüchtend, über den Wasserfall herabgestürzt haben und unversehrt geblieben sein. Trotzdem scheint es seither keine mehr nachgemacht zu haben, denn die Almerinnen sind noch oben und die Jäger auch, und am Riesenbrunnen wäscht sich keine.

Nach fünfstündiger Fahrt waren wir endlich dort, wo die neue Straße in guter Art hügelan steigt. Dann stand es da vor uns, das weltbekannte Bild: Rechts an der Lehne das Dörfchen im Tirolerstil, das hohe Kirchlein mit dem spitzen Turm, und im Hintergrunde zwischen dunkeln hohen Bergen alles überragend die scharfe lanzenartige Gletscherspitze. Heilgenblut mit dem Großglockner. — Dem Recken ist kaum beizukommen, sei es im Süden oder im Norden oder im Osten, stets sieht man den Glocknerzug, aber die höchste Spitze „ist allemal noch weiter hinten". Nun hatte ich sie, nun entrann sie mir nicht, und die leichten Wölklein, die sie umgaukelten, verflüchtigten sich bald im Himmelsäther. Aber eins hat mich höchlich überrascht: da Heiligenblut doch im Süden der Hohentauernkette liegt, so denkt man, von hier aus den südlichen Abhang des Glockners zu sehen. Und nun hat man den nördlichen vor sich! Denn der Großglockner steht nicht eigentlich in der Reihe der Tauernkette, sondern südlich derselben, von ihr getrennt durch die Möllschluchten, an denen wir hinaufkommen, und dann durch das Gletschertal der Pasterze. Es geziemt sich auch, daß der General nicht in Reih und Glied steht, sondern der Mannschaft gegenüber. — Heiligenblut selbst liegt gar tief herunten, nur 1280 Meter hoch, liegt auf grüner Alm viel sonniger da, als es die Bilder zeigen. An den Lehnen und Höhen, auf Matten Bauernhäuser und Halterhütten. Wo von den Bergen Sturzbäche niederfahren, den Hang hinan ganze

Reihen von Wassermühlen. Im Orte selbst Touristenhäuser und ein paar Sommerfrischvillen anmutig aus Holz gebaut. Wir verabschiedeten uns hier von Eder aus Tölsach und seinen braven Rößlein, in der Zuversicht, nicht das letztemal mit ihnen gefahren zu sein. Im Rubertihaus kehrten wir ein, das feinste Touristenheim, das ich bisher gesehen. Die Innenräume mit Zirmholz und kostbarem Gemöbel prächtig ausgestattet, mit Büchern, Bergkarten, Zeitungen versehen, mit aufmerksamer Bedienung munterer Kellnerinnen versorgt. Vorderhand interessierten wir uns am meisten für das Mittagsmahl, und das war — ganz abgesehen von gutem Touristenappetit — so, daß es bei Sacher in Wien nicht besser hätte sein können. Als es zum Zahlen kam, bangte ich ein wenig um die Gemütlichkeit, der Preis aber war ein äußerst mäßiger, und ein Zimmer zum Ausruhen bekamen wir als Draufgabe. Von meinem Ruhebette aus sah ich gerade vor dem Fenster ein schönes Wasser niedergischten, so daß die Hochgebirgsstimmung auch unter dem Dache vollkommen blieb.

Südlich von Heiligenblut erhebt sich steil der 2490 Meter hohe Kreuzkofel. Am nächsten Tage sollten wir nicht mehr zu demselben hinauf, sondern hinabblicken!

Über die Kirche zu Heiligenblut wäre ein Buch zu schreiben. Das soll ein anderer besorgen. Ich registriere nur ein paar Gebirgsweiblein, die zu jener Mittagsstunde vor dem uralten Hochaltare gemeinsam ein lautes Gebet sprachen, um einen gedeihlichen Viehstand und um Genesung der Schweine von der Seuche. Ihr lacht? Ist das nicht dieselbe Gefahr um ihr ganzes Eigentum, als wenn bei einer Feuersbrunst die lodernden Schindeln über euer noch unversehrtes Haus fliegen? So rührend andächtig haben die alten Mütterlein gebetet, daß auch ich mich einen Augenblick darein mischte mit einer Gedankenbitte: Herr-

gott, erhöre ſie! — Ob der Herrgott mir nicht den Gedankenbeſcheid gab: Bete du für dich ſelber, Stadtchriſt, dieſe Frauen will ich ſchon tröſten. — Vor der Kirche auf dem Friedhofe ruht manches Opfer des Hochgebirges, beſonders fällt das Grabmal jenes Grafen Pallavicini auf, der vor Jahren hoch an der Glocknerwand verunglückt iſt. Auf ſein Grab nieder leuchtet der Gletſcherſchild des Unbändigen.

Um halb vier Uhr machten wir uns auf nach dem Glocknerhauſe. Es war ein heißes Wandern in der Hochſommerſonne. Zuerſt ſtiegen wir hinab zur grauen brandenden Möll, die wir ein paarmal auf ſchlechten Brücken überſchritten. Dann, im Winkel, ging's rechts bergan den rohgepflaſterten Weg, zwiſchen Holzzäunen, an Gehöften vorüber, an ſteilen Wieſen quer an. Nachher führte der Weg, immer an geweihten Wegſäulen und Martertaferln vorüber, in den Wald und in Windungen empor bis zur Anhöhe, wo es eben über die Alm hineingeht und wo naive Neulinge das Glocknerhaus zu finden glauben. Es iſt aber durchaus nicht dort. Eine Sennhütte ſtand da, vor derſelben ſchüttete die Almerin einen Zuber köſtlicher Milch in den Schweinstrog, von den grunzenden Tieren lebhaft umworben. Auch ich ließ mir einen Becher geben und ſchaute während der Labung der fleißigen Sennin zu, wie ſie die Milchzuber mit heißem Waſſer brühte, dann mit einem Beſen ausſcheuerte und ſchließlich wie Mehlnocken in den großen Keſſel warf, der über dem praſſelnden Herdfeuer kochte und gewiß auch den letzten Reſt von Unrat an den Holzgefäßen verzehrte. Bei einer, die es mit der Reinlichkeit ſo ernſt nimmt, iſt es gut Milch zu trinken.

Wir wanderten weiter den Saumweg, immer höher hinan, ſachte immer höher. Die Glocknerſpitze war uns längſt aus den Augen gekommen, die Vorberge gaben zu ſchaffen. — Dort am grünen Hang ſteht eine

gemauerte Kapelle. Da ist in alten Zeiten aus dem Morgenlande ein Rittersmann gereist gegen Norden, seine Heimat. Und hatte ein Fläschchen des Blutes bei sich, das wunderbar aus dem Bildnisse des gekreuzigten Christus geflossen war. Aber als er über die Alpen reiste, verließ ihn die Kraft; an dieser Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, brach er im Schneesturm zusammen und wurde tot gefunden. Auf einem Ochsenkarren wollte man den Leichnam hinausschaffen ins Mölltal, aber als sie anhuben zu fahren, da brachten die Tiere den Karren nicht weiter. Nun fand man bei dem Toten auch das heilige Fläschchen und die Urkunde, die es bestätigte. So hat man nachher an der Stelle eine Kirche gebaut und in derselben das heilige Blut beigesetzt. Das war der selige Briccius, und so lautet die Sage von Heiligenblut.

Am Glocknerweg, gegenüber der Briccius-kapelle, jenseits der tiefen Schlucht, in welcher die Möll wütet, ist der Leiterfall. Das Wasser geht oben hinter dem Berge herum und kommt hoch und weit vom südlichen Glocknergletscher herab. In seinen schweren weißen Tüchern fällt es in mehrfacher Turmhöhe langsam nieder am schwarzen Gewände. Sein ewiges Tosen erfüllt die Schlucht, vom Beben der Luft zittern die Blätter der Sträucher.

Unser Weg ist schon schmal geworden wie ein Ziegensteig und nun kommt er zu einer Stelle, die einmal recht ungemütlich gewesen sein muß. Von dem schründigen Wasserradkofel herab bis tief in die Schlucht geht eine Felsplatte, die man in mehreren hundert Schritten durchqueren muß. Sie ist glatt und steil wie ein Kirchendach und ein breites Wasser schießt an ihr nieder, wie eine Wolkenbruchflut über das Dach. Aber unser Fußsteig ist gut eingemeißelt und das Wasser mehrfach überbrückt. Es wäre aber doch eine hübsche Rutschpartie in die Ewigkeit, da hinab mit dem Wasser in die Schlucht zur Möll!

Wir haben — daß ich's nur endlich ſage — Drahtſtangen bei uns, eine Telephonleitung, die in das Hochgebirge hinaufführt zu den Gletſchern! Dieſe Stangen ſteigen nun ganz übermütig empor an den kahlen Hängen der Albitzen, und wir müſſen ihnen nach, obſchon die drei Stunden, die man uns zum Glocknerhauſe prophezeit hatte, längſt überſchritten ſind. Wir blicken nach dem Glockner aus, aber die Sonne, die gerade dort niedergeht, will das vorwitzige Gucken nicht leiden, ſie ſticht uns ſo ſehr in die Augen, daß alle Farben ſpielen und ich mir denken muß: Wenn einer in dieſen Hochwildniſſen plötzlich erblindete!

Wir überſchritten einen Rücken, die Sonne war hinter das Gebirge geſunken und nun war alles da — ſchrecklich, herrlich nahe. Die Glocknerpyramide in unverſehrtem Weiß, der Paſterzengletſcher mit ſeinen Schrammen und Brüchen, und gleich daneben in der grünen Talmulde das Glocknerhaus. Wir mußten ſogar ein wenig zu ihm niederſteigen, wir mußten zum Gletſcher hinabgehen, ſtatt hinauf. Der Himmel war heiter, die Luft lind und leicht, der Wind, welcher von den nördlichen Höhen herabblies, kühl, ſo daß wir endlich — jetzt erſt — unſere Mäntel anzogen. Von einem Führer, der vor dem Hauſe herumſtand, ließen wir uns den Weg erklären bis zur rund 3800 Meter hohen Spitze des Einzigen. Vom Glocknerhauſe noch neun Stunden bis zu jener alles überragenden Nadel, die „nahe wie zum Greifen" daſteht, und deretwegen man, um ſie anzuſehen, den Kopf hübſch weit in den Nacken zurücklegen muß! — Den Führer Bernhard haben wir gleich aufgenommen für den nächſten Tag, zur Gletſcherwanderung.

Und zur Abenddämmer, als das enge Bergrund mit ſeinen Schneefeldern, Wänden und Spitzen, die matte, blaubraune Farbe angenommen hatte, und über

dem Kreuzkofel der Vollmond aufstieg, traten wir in das Schutzhaus, um 2143 Meter über dem Meere zu übernachten.

Die erste Stimmung, als wir ins stattliche Glocknerhaus eintraten, war nicht eigentlich anmutend. Der Speisesal war überfüllt von biertrinkenden, rauchenden, lärmenden und renommierenden Touristen. Wir zogen uns in ein ruhigeres Nebenzimmer, das düster und frostig war. Dort saß nur ein alter Holländer in feierlichem schwarzem Tuchanzug, die großen Brillen auf der Nasenspitze waren in den Bädeker vertieft. Später verhandelte er unter mißtrauischer Vorsicht mit mehreren Führern über die Partie nach Kals, nahm tatsächlich für den nächsten Tag deren ein paar auf, verbot ihnen aber, an diesem Abende Bier zu trinken, damit sie morgen helle wären. Dann feilschte er mit der kleinen, umsichtigen Hausmutter um den Preis des Schlafzimmers, der mit dem in seinem Bädeker nicht stimmen wollte. Im ganzen war er wohlgemut und erzählte uns seine Eindrücke aus Steiermark, die er bereist hatte; besonders entzückt war er von Graz, das weit schöner sei, als er nach Bädeker erwartet. — Mancher Reisende würde die Welt viel unbefangener genießen, wenn er kein Reisebuch mit sich führte.

Das Glocknerhaus, eines der ältesten Hochalpenasyle, steht in dem, was es bietet, auf der Stufe eines trefflichen Landgasthofes, man speist gut, stattliche Portionen bei mäßigen Preisen. Die Betten sind vorzüglich, und ihren hohen Preis entschuldigt der hohe Berg. Weitaus lieber, als im Speisesaal bei den Salontirolern, war es mir in der Führerstube, wo die prächtigsten Gestalten und Charakterköpfe zur Auswahl standen, wohl ausgerüstet mit Pickel, Seil und Steigeisen. Die Touristen pflegen hier nach oben und unten auszugehen, auf die Almen, auf die Felsspitzen, auf die Gletscher — am

Großglockner selbst aber drücken sie sich gern sachte vorbei. Zurzeit waren trotz des schönen Sommers im selben Jahre erst drei Partien auf der Glocknerspitze gewesen. Hoch oben, auf der östlichen Kante der Glocknerpyramide, die Adlersruhe genannt, steht aus rohen Steinen fast ins Eis hineingebaut, platt an den Felsen geschmiegt, die Erzherzog-Johann-Hütte. Dort pflegen die Glocknerbesteiger zu übernachten. Die höchste Spitze mit dem scharfen Grat des Großglockners ist für gewöhnliche Menschenkinder nicht leicht zu haben. Bestiegen wurde sie das erstemal im Jahre 1800, veranlaßt durch Kardinal Salm. Seither ist sie manchem zum Schrecken und manchem zur Wonne geworden. Die Fernsicht von der schlanken Nadel des Großglockners, die selbst an Schönheit ihresgleichen sucht, ist unermeßlich. Die ganze Ostalpenwelt, vom Hochschwab bis zum Ortler, von der Ostriza bis zur Zugspitze — sie liegt in ihren Tausenden von Kuppen und Zinnen zu deinen Füßen.

Der beliebteste Ausflug vom Glocknerhause ist die eine Stunde entfernte Franz-Josefshöhe. Von dort aus freier Blick in die Gletscherwelt bis hin zum blendend weißen Johannisberge und den weiten Eisfeldern der hohen Riffel. Gerade gegenüber hat man, hier schründig und zerrissen, dort weiß und glatt wie Elfenbein, den eigentlichen Glocknerstock mit dem Hohenwart, dem Glocknerkar, der Glocknerwand, der Hoffmannsspitze und der Glocknerspitze.

Im Glocknerhause habe ich recht gut geruht. Um Mitternacht wurde ich wach und horchte dem Rauschen der hinter dem Hause niedergießenden jungen Möll. Auf meinem Bette lag ein weißer, seltsamer Schein; dem kam ich auf den Grund, als ich durchs Fenster zur Glocknerspitze emporblickte, deren Schneefeld im Vollmonde wie ein ungeheuerer, weißleuchtender Gott-

vatershut in den dunkeln Himmel aufstand. Dieses Licht brachte den Widerschein in die Kammer. Vier Stunden später lag auf meinem Bette Rosenhauch. Die Glocknerspitze glühte in der Morgensonne!

Es war ein Morgen, wie er nach den Aussagen der Glocknerhausleute seit langem nicht gewesen. Der Himmel tiefblau, ganz wolkenlos, die Umrisse der Berge, die Wände und Eisfelder überaus scharf und klar gezeichnet, die Luft ruhig und angenehm kühl. Es war zum Jauchzen, so selig. Alle Wonnen des Bergrausches waren über mich gekommen. — Der Kaffee dampfte, das Wasserglas schwitzte, der Führer Bernhard tat Fleisch, Brot, Käse, Wein und Kognak in den Rucksack und um fünf Uhr begannen wir den Anstieg zur Pfandelscharte, um über den Hochtauern ins Salzburgische zu wandern.

Mir zitterten anfangs doch wohl ein wenig die Beine, denn drei Stunden Schlaf nach früheren schlaflosen Nächten und nach angestrengtem Marsche ist etwas wenig Erholung. Der Führer meinte, es würde bis Ferleiten im Fuschertal zwar eine sechsstündige Tour geben, mit einer größeren Gletscherwanderung verbunden, aber er fürchte nichts. Ob ich ausgeschlafen hätte oder nicht, die Strapazen gewohnt wäre oder nicht, die Hauptsache sei das Verlangen hinüber zu kommen. Und es zeigte sich bald, daß dieses freudige Verlangen einen Fond von Kraft in sich trug. Je höher wir an dem Schlangensteige emporkamen, je frischer fühlte ich mich. Das kümmerliche Gräslein, das hie und da noch stand, war bereift. Die Wässerlein hatten dünne Eiskrusten. Das Glocknerhaus war längst in der Tiefe verschwunden. Die Glocknerspitze hatte sich allmählich hinter der Freiwandspitze versteckt, es ging in ein anderes Bereich. Auf einmal standen wir vor der Moräne eines Eisfeldes. Es war das Pfandelscharten-Kees. Dasselbe

lehnt rechts an den Schründen des hohen Spielmann und senkt sich in einer mäßig steilen Mulde nieder. Der Grund war bedeckt mit gefrorenem Schnee, auf dem es sich gut ging. Nur an steilen Stellen mußten wir mit Vorsicht unsere unbeschlagenen Schuhe in die Fußtapfen früherer Wanderer setzen. Stellenweise hieb uns der Führer treppenartige Ansätze aus. Auf die Bemerkung, mein Knabe wolle einen Gletscher sehen, schaute der Führer mich verwundert an und sagte, wir gingen ja eben auf Gletscher schon seit einer halben Stunde. „Das weiß ich, aber man sieht keinen." — „Weil er überall mit Schnee bedeckt ist, der in den letzten Jahren nicht mehr schmilzt, sondern sich auch vergletschert." — „Wie mächtig kann dieses Pfandelscharten-Kees sein?" — „Wenigstens hundert Meter tief."

Zwischen diesen Bergen senkt sich eine Scharte mit Gletscherrücken — die 2665 Meter hohe Pfandelscharte. Da hinan ging unser Weg. Der Gletscher wurde steiler, unsere Vorsicht verdoppelten wir. Ich bin steile Schneelehnen allerdings aus früheren Zeiten her gewohnt; meinem Hans war das etwas Neues, aber er schwieg und hielt sich wacker. Oben auf der Schneide tauchten von der anderen Seite her Männer auf, mit ihren in das Firmament hineinragenden Gestalten wie Riesen anzusehen. Sie jauchzten, als das Hochtal mit dem Glocknerstock plötzlich vor ihnen dalag. Es waren ihrer zehn oder zwölf Personen, auch Frauen darunter, mit Steigeisen und Schneebrillen ausgerüstet. Einige kletterten in armseliger Stellung, mit sehr jämmerlichen Gebärden niederwärts, so daß unser Führer zu mir sagte: „Herr, gegen die da sind Sie ein Montblancbesteiger!" Ich wiederum beneidete die Touristen, Norddeutsche waren es, nicht um ihren Führer, einen alten, mürrischen Patron, der aber plötzlich der unsere wurde. Denn die beiden Führer verständigten sich, die Partien gegenseitig

umzuwechseln, so daß unser Bernhard mit den Norddeutschen wieder zu seinem Standquartier, dem Glocknerhause, der von der Fuscherseite mit uns nach Ferleiten gehen sollte. Natürlich mit Einwilligung von uns Touristen. Nicht sehr gerne, aber den wesentlichen Vorteil der beiden Führer ermessend, habe ich eingewilligt, den Bernhard entlohnt, sowie auch der andere von seinen Herrschaften abgefertigt wurde und beide nachher von ihren neuen Parteien nichts mehr zu fordern hatten. Dieses Führerwechseln bei sich begegnenden Touristen soll häufig vorkommen, ist aber für die Reisenden nicht zu empfehlen, weil sie an unbekannte Personen ausgeliefert werden, mit denen sie sich nicht vorher in allem selbst verständigt haben.

Ich hatte mich während des Handels nur mit Mühe vermittelst Bergstocks auf dem Gletscher festgestemmt und als wir dann den letzten steilen Hang auf Eisstufen hinanstiegen, rechts die Schneewand, links den Abgrund, hat sich unser neuer Führer verdammt wenig um uns gekümmert. — Aber wir waren auch schon oben. Mit einem Schritte überstiegen wir den scharfen Gletschergrat, der die Grenze bildet zwischen Kärnten und Salzburg. Einen großen Augenblick standen wir still auf diesem höchsten Punkt unserer Glocknerwanderung. Einen kurzen Blick noch auf die Franz-Josefshöhe und den schon halb versteckten Glocknerstock, dann fliegt das Auge jenseits hinab in das tiefe schattendämmernde Fuscher- und Ferleitnertal, durch dessen ferne Scharte herein die Loferer Berge und das Steinerne Meer blauen. An diesen Bergen hingen weiße, wagerechte Nebelstreifen, und Nebelflocken umflatterten lustig auch das große Wiesbachhorn, das mit seinen weiten Schneeflächen herüberleuchtete. Vom Glocknerhause bis zur Paßhöhe waren wir nicht ganz zwei Stunden gegangen. Nun mußten wir über den langen Spielmanngletscher, der stellenweise eine wesentliche Neigung hat,

gegen die Tiefe hinab. Anfangs ging das schwer, denn unsere glatten Sohlen glitten fortwährend aus. Sehr bald verstanden wir's aber, diese Eigenschaft uns zunutzen zu machen, indem wir mit angestemmten Bergstöcken sausend abfuhren. Das war sehr lustig, und der Führer wollte mit seinen genagelten Schuhen zurückbleiben, bei dem ging die Rutschpartie nicht von statten.

Mitten auf dem Kees ragt, von einem Eissockel getragen, eine viereckige Steinplatte wagerecht, wie ein Tisch. Dieser Tisch war von der Sonne ganz warm, ich fand, daß wir uns drauflegen und frühstücken sollten, was denn auch geschah. — Dieses Tafeln auf dem Gletscher, mitten in solchem Hochgebirge, in einsamer Stille, nur von fernen Wasserfällen durchtönt, war vielleicht der Glanzpunkt der Partie. Wir sprachen nicht, jeder empfand schweigend für sich die Göttlichkeit der Stunde, und wenn mein Sohn Hans einst achtzig Jahre alt sein wird, dieser Gletschertisch aus fernen, lichten Jugendzeiten wird noch wunderbar in seinem Gedächtnisse stehen.

Wir ergriffen wieder die Stöcke und fuhren rasch hinab, bis das Kees ans rauhe Gestein stieß. Nun sahen wir, daß innerhalb unseres Gletschers ein vielarmiges Wasser niederfloß, welches hier am unteren Rande rauschend zum Vorscheine kam. — Der Pfandelbach. „Wir hätten ja können durchbrechen," sagte ich zum Führer. „Man bricht nicht durch," antwortete er. „Wenn man aber doch einmal durchbricht!" — „Nachher bricht man halt durch." Ganz nah am Eisesrand blühten weiße und rote Blümlein, wovon wir uns einige an den Hut steckten. Ich weiß ihre Namen nicht; heute ruhen sie als dünne Pflanzenmumien zwischen zwei Papierblättern und die Grabschrift: „Leise, leise! Sie träumen vom ewigen Eise!"

An den felsigen Hängen der Schwarzen Leiten stiegen wir nieder, der Pfad zwischen dem Gestein war mit schwarzer Erde weich gebettet. Aber unser Führer setzte sich,

zusammenkauernd auf einen Steinblock und bekannte, daß er Leibgrimmen habe. „Da wird zu helfen sein, Vetter, wir haben Kognak bei uns.“ Jedoch, als er den Rucksack danach durchsuchte, stellte es sich heraus, daß unser Kognak im Sacke des Führers Bernhard vergessen worden war. Dann ging es auch ohne.

Nach einer Stunde kamen wir hinab auf die Almen des Pfandelbodens und bald hernach zum Traunerhause, einem schön gelegenen Touristenhaus am Fuße des Maßfeldes. Hier ist der hinterste Winkel des Fuschertales und gegenüber dem Alpenhause der Hochgebirgskessel, genannt das Käsertal, mit seinen starren Wänden, den gewaltigen Fernern des Fuscher Eiskares und des Wiesbachhornes. Und dort an der blauenden senkrechten Wand sinkt wie eine ewige Schneelawine ein über zweihundert Meter hoher Wasserfall nieder, ich meine, der größte und schönste der ganzen Gegend. Es ist die Fuscherache, die vom Eiskar, immerwährend stürzend und springend, herabkommt, bis sie hier in einem Bogen über die letzte Wand niederdonnert. Auf dem Söller des Traunerhauses habe ich die Wasserfälle gezählt, die man da sieht. Es sind deren zwölf, die kleineren Rieseln nicht mitgerechnet, die in weißen Fäden von allen Höhen niederstreifen. — Auf einmal erschien an der Tür unser Führer mit der Meldung, er bleibe im Traunerhaus, er habe uns einem andern Manne übergeben und dieser Mann werde jetzt gehen. In der Tat stand ein junger, etwas blödsinnig dreinglotzender Mensch da, mit unseren Mänteln bepackt. Nun mußte ich aber diese Herren, die einen so leichthin von Hand zu Hand gehen lassen, doch daran erinnern, daß wir bis Ferleiten einen ordentlichen Führer aufgenommen und bezahlt hätten und daß der Führer sich nach uns zu richten hätte, nicht wir uns nach ihm. Das ließ unser neuer Pionier schweigend gelten, trotzdem behielt er unsere Mäntel auf seinem Buckel und so kamen wir bis

Mittag nach Ferleiten, ohne unterwegs weiteres Tauschobjekt zu werden.

Ferleiten, das früher nur von einigen Almhütten gebildet wurde, besteht heute aus zwei Touristenhotels, dem Tauernhaus und dem Gasthof des Lukas-Hansel. In letzterem kehrten wir ein und fanden die urwüchsigste und schneidigste Wirtin, die wohl im ganzen Salzburgerlande aufzutreiben ist. Das rührige Frauchen mit der Adlernase und den Schnurrbartanflügen schüttelte uns gleich die Hand wie alten Bekannten und als sie das geringe Gepäck sah, das wir mit uns hatten, versicherte sie lebhaft, wir wären die gescheitesten Touristen, die ihr je untergekommen, dafür sollten wir ein pikfeines Zimmer haben, denn wer von der Scharte herüberkomme, der stehe lieber auf dem Buckel als auf den Beinen. Wir sollten es uns nur bequem machen, bei ihr wäre es gut, aber teuer. Der Mensch reise nicht, um Geld zu ersparen, sondern um Geld auszugeben. Einen Wagen bis Zell am See könnten wir auch haben, aber der koste das Vermögen eines alten Kohlenbrenners, hingegen würden wir fahren wie Grafen. Es ließ sich derb warteln mit ihr, aber die Preise waren nicht ganz so schlimm, als ihr Ruf. — Diese Wirtin ist unter dem Namen „die schwarze Marie" bekannt im weiten Lande. Wir haben uns heimlich gefühlt im Hause.

Bevor wir am Nachmittage von Ferleiten abreisten, gab es noch einen fast betrübten Abschiedsblick hinein in das Hochtalwinkel, wo die Berge aus tiefer Niederung buchstäblich himmelhoch aufsteigen, wo die weiten Schneefelder herabhängen zwischen den Kuppen, und wo in mächtiger Höhe die vergletscherte Scharte war, auf der wir acht Stunden zuvor gestanden. Und dann durch das stundenlange Tal hinab der Salzach zu und der Eisenbahn, um heimwärts zu fahren und die zwei herrlichen Tage mit der Gier eines Geizhalses zu dem Schatze der Erinnerungen zu legen.

Gasteiner Stimmungen.

Mitten in der Wildnis steht ein Palast. In dem wohne ich und singe ein Lied unter Orgelbegleitung; unter einer so gewaltigen Orgelbegleitung, wie wenig Lieder gesungen werden.

Vor meinen Fenstern donnert in schweren, schneeweißen Wuchten die Ache nieder in den Abgrund. Ihr Brausen widerhallt im ganzen Tal. Es ist Frühjahr, die neue Eisenbahn wird bald den schrecklichen Menschenschwall hereinfluten lassen in das entlegene Hochtal der Tauern. Dem komme ich zuvor. Noch ist alles ruhig und reinlich und heimlich. Auch mich hat die Bahn hinaufgebracht aus dem Salzachtale — zuerst links sachte den Hang hinan, dann über Viadukte, die dunkle und zerrissene Schluchten überbrücken, dann durch Tunnels, zwischen welchen plötzlich so viel Scharte frei wird, daß man in der Tiefe die tobende Ache sieht, die — abgesehen von ihren Großtaten hier oben — unten bei der Eisenbahnstation Lend den bekannten Wasserfall bildet. Solcher Wasserfall ist das einzige, was der Ortschaft Lend, diesem alten Tore zum weltberühmten Kurort, von Gastein übriggeblieben. Gastein ist ihr alles gewesen; die nun von Schwarzach ausbiegende Tauernbahn hat ihr alles genommen. Die alte Straße, die von Lend steil aufsteigt, welche Herrlichkeiten hat sie getragen seit Jahrhunderten — Könige und Kaiser. Vor kurzem noch hat sie gewimmelt, diese Straße wie ein Jahrmarkt — jetzt ist sie verlassen und öde. Die Regenwässer graben Furchen in ihr, man kümmert sich nicht viel darum. Die Eisenbahn hat ihren schlauen Lauf, läßt das ebene Tal links liegen und steigt bergan. Das sechs Stunden lange Gasteintal ist ein sogenanntes Stufental, wie sie in den Tauern häufig vorkommen.

An ſich handebene Täler, die aber von ſteilen, mehrere hundert Meter hohen Abſätzen durchbrochen werden, an denen in wildem Gefelſe die Waſſerfälle ſind, unbändige Fluten, die dann auf dem weißen Sande des ebenen Tales, an Hirtenweilern ſtundenlang ſtill dahinwallen bis zum nächſten Sturze. An beiden Seiten dieſes ſtellenweiſe breiten Stufentales hohe Bergzüge, im Tauernſtil möchte ich ſagen. Steile Almmatten mit tiefeingegriſſenen Schluchten und den weißen Strähnen der niederſtürzenden Bäche. Dann teils noch mit Schneeflecken bedeckte Hochkuppen, auf denen zur Stunde das ſchwere Wolkengewölbe ſich ſtützt. Unzählige Hütten und Heuſtadeln beleben das Tal, auch geſchloſſene Ortſchaften, ſo daß einem in dieſem Hochgebirge nicht einſam zumute werden kann. Aber ſingen und jauchzen, wie in anderen Alpengegenden, hört man die Leute hier nicht. Das beſorgen die Wäſſer.

Dort in ſcheinbarem Talabſchluß, hoch oben an einer teils felſigen, teils bewaldeten Stufe ſtehen die weißen Würfel. Die Paläſte von Wildgaſtein. Die Eiſenbahn iſt ſchon lange vorher an der Berglehne emporgeſtiegen und die Fremden kommen nicht mehr von unten hinauf wie früher durch alle Zeit, ſie kommen jetzt von oben herab. Der Bahnhof liegt hoch über dem Kurort. Und da ſteht es, nein, hängt es nun, mitten in Felſen, Wald und Waſſer, dieſes wunderſame Gaſtein! So ſind in Märchen die Königsſchlöſſer in die Wildnis hineingebaut. Zur Abendſtunde meiner Ankunft ſtrahlten überall die Funken des elektriſchen Lichtes, ſelbſt unter den Hochwaldſtämmen, wo ſonſt nur Johanniskäferchen ihre Laternlein getragen haben. Unzerſtörbare, urewige Natur und moderner Glanz durcheinander, wie ſelten anderswo. Ich wohne im Hotel des alten Gaſteiner Geſchlechtes Straubinger. Gegenüber ſteht das Badeſchloß, das dem Kaiſer von Öſterreich gehört und in

dem der Monarch bei seinem Aufenthalte hier zu wohnen pflegte. Dort auf dem Balkon hat man sie nebeneinander stehen sehen: Franz Josef I. von Österreich und Wilhelm I. von Preußen. — Nicht weit davon, an der Straße gegen die Kirche hinab, ein einfaches Haus, an dem dich kein Führer vorübergehen läßt, ohne zu sagen! „Hier hat Bismarck gewohnt!“ Wie viele Große haben in diesem merkwürdigen Kurort schon Erholung gesucht und anderes. Die gewöhnlichen Millionäre laufen mit darunter; die sind hier nur so Statisten um die weltgeschichtlichen Personen. Man beachtet sie weiter nicht.

Was kümmern mich die Leute vor meinem Fenster. Habe ich nicht was, das mich seltsamer anmutet? Ist das ein Erdbeben, dieses dumpfe Donnern und Zittern? Ich öffne das Fenster und erschrecke. Gewaltiges Gebrause schlägt mir mit fliegendem Wasserstaub nachgerade brutal ins Gesicht. Tief unten wütet in milchweißen Wirbeln die Ache, die mit wahnsinniger Gewalt durch die steile Engschlucht niederbrandet. „Leider ist kein anderes Zimmer frei,“ hatte der Bursche gesagt. Die wasserseitigen pflegen übrig zu bleiben; es kann dort kein Mensch schlafen. Muß man sich doch weiterhin noch mit Doppelfenstern verwahren vor diesem Getöse, und an manchen Stellen des Ortes hat man Bretterwände aufgebaut, um die Häuser vor dem wirbelnden Wasserstaube dieser niederstürzenden Ache zu schützen. Nun, mir war das Zimmer recht und ich hatte wieder einmal meinen Liebling, den Wildbach. Und was für einen! Vom Schlafen an fremder Stätte kann bei mir ja ohnehin keine Rede sein; es wäre denn, daß das schmetternde Wiegenlied der Mutter Natur auf mich eine beruhigendere Wirkung hätte, als die nächtliche Stille, in der noch des Tages rüder Weltlärm ungut nachhallt. Und siehe, in dieser ersten Nacht zu Gastein, da kamen die Ewigkeiten. — Die Pharaonen bauen

ihre Pyramiden und ſchon in jenen fernen Zeiten brauſt hier der Waſſerfall. Moſes kommt vom Berg Sinai mit den Geſetztafeln und hier brauſt der Waſſerfall. Perikles regiert Griechenland und hier brauſt der Waſſerfall. Zu Bethlehem wird das Kind der Maria aus Nazareth geboren und hier im urteutoniſchen Hochgebirge brauſt der Waſſerfall. Und ſo wie damals brauſt er heute, zu dieſer Stunde. Der Menſch hat an ſeine unwirtlichen Ufer eine Stadt gebaut und rollt mit lachendem Übermut auf eiſernen Straßen daher. Wehe ihm aber, wenn er dem raſenden Wildſtrome in allzugroße Nähe kommt oder wenn der Strom von den Wettern trinkt! Vor wenigen Jahren eines Tages war Gaſtein in Gefahr, von ſeiner Ache vernichtet zu werden. Und unſere Nachkommen in den künftigen Jahrhunderten, Jahrtauſenden: Welches Geſchick wartet ihrer in dieſem Hochlande? Wenn niemand mehr da iſt und alle Menſchenſpur vernichtet, wird die Ache noch brauſen wie heute, wie einſt zur Zeit der Pharaonen. So rauſche denn und brauſe, du herrlicher Bergſtrom, in dem die Ewigkeit an uns vorüberzieht, während ich Eintagswürmchen an deinem Ufer träume. Aber es bleibt erſt noch die Frage offen, wer länger aushält, der Jahrzehntauſende meſſende Sturzbach oder die ſacht himmelwärts ſtrebende Menſchenſeele.

Neben dieſem ewigen Waſſer hat Gaſtein noch ein heiliges Waſſer. Geheiligt vom Glauben an ſeine Heilkraft. Seine warme Therme. Aus unterſchiedlichen Quellen täglich an dreißigtauſend Hektoliter Heilwaſſer, mit einer Wärme von nahezu 40 Grad Réaumur. Kurz, aber viel geſagt. Durch einen Hirſchen, ſo heißt es, ſei dieſer Quell einſt entdeckt worden. Das kranke Tier wäre an der Quelle geneſen und habe dann mit hellem Laut die Leute zuſammengerufen. Oder war das vielleicht mit weniger Feierlichkeit ſo, daß man im tiefen

Winter immer einen Hirschen grasen sah auf grünem Wieslein, bis Jäger merkten, daß warme Wasserquellen solches Sommergärtlein schufen, und also die Thermen entdeckt wurden?

In Krankheiten erfahren und in Heilmitteln unwissend, fragte ich in der Gegend von Gastein einen alten Hirten, für welche Leiden das Gasteiner Warmwasser guat sei? „Uh mei!“ antwortete er, „für wos wird's gut sei? Mit oan Wort, für olls. Jung wird da Mensch wieda va dem Wossa. Deroweg'n hoaßt's jo, 's Gastoaner Wosser treibt an Oltweibermühl und an Oltmännermühl. Ob'n ban Wosserfoll schütt' er die Olten eini und unt'n kemen die Jungen aussa.“ Na, da kann's freilich nicht wundern, das jahraus jahrein die 1600 Fremdenzimmer Gasteins all die Kurgäste nicht fassen können, die jung werden wollen. Jetzt nimmt man für Sommerfrischen und Kuren ja auch schon den Winter zu Hilfe, was gerade zu Gastein gut angeht. Haben doch die Tauerngnomen zu jeder Jahreszeit wohldurchwärmtes Wasser in Bereitschaft. Mein gesprächiger Hirt hat mir auch den Namen Gastein erklärt. Anfangs hätten die Hirten diese felsige Gegend wohl genannt: Im Gestein, woraus dann Gastein entstanden sei. Gutstehen kann ich für diese Wissenschaft so wenig, wie für die Botschaft von der „Altweibermühl“; der Mann zwinkerte mir dabei zu viel mit den Augen. Richtig ist jedenfalls, daß die Einheimischen das ganze Tal „in der Gastoan“ nennen.

Nun, das Gasteiner Wasser kann die Gicht heilen, die kranken Mägen, die schwachen Glieder stark machen und sonst allerlei. Mich machte es munter, als ich von diesem Naß aus Meister Hephästos Kellern trank. Wer sehr viel davon trinkt oder heiß darin badet, dem soll die Wirkung großartig sein. So erzählt eine Schrift aus dem 18. Jahrhundert, daß zu Gastein innerhalb

sechzig Jahren achthundert Badegäste gestorben seien, die von den Ärzten aus aller Welt herbeigeschickt wurden, um mit der heißen Therme sich zu kurieren. Heute wird die Sache mit größerer Vorsicht und daher mit entgegengesetztem Erfolge angewendet.

Doch derlei geht mich wenig an. Ich war an zwanzig Jahre lang krank und blieb es, trotz heißen Bemühens gesund zu werden. Als mir die Sache gleichgültig wurde und ich das Bemühen, gesund zu werden, aufgab, wurde ich allmählich gesund. Wo, das weiß ich nicht, in einem Kurorte war es keinesfalls. So bin ich auch in Gastein als Tourist, der sich die Dinge nur so beiläufig ansieht, die Umgebung betrachtet, die Entwicklung des weiteren Eisenbahnbaues über die Tauern beobachtet und dann auf einen der umstehenden hohen Berge will. Aber so oft ich beginne anzusteigen, kommt mir der Himmel entgegen mit seinen Nebeln und mit seinem Regen. Dieses Gasteiner Wasser hat mich weniger begeistert. Doch als es — mit den Gischten der Wasserfälle vereinigt — in leichten weißen Nebeln wieder emporstieg, erbat sich der Poet das Wort:

Wie du, o Mensch, mußt fallen
In Schuld und Gram und Grab,
So fallen wirbelnd und weinend,
Sich trennend und sich einend,
Die heiligen Wasser hinab.

Doch sieh, aus dunkelm Abgrund
Nun steigen in stiller Ruh
Die lichten Nebel, kreisend,
Den rechten Weg dir weisend,
Dem Himmel zu.

In den Bergen von Tirol.

1897—1903.

Mir wird so warm, mir wird so wohl
In den Bergen von Tirol!
(Volkslied.)

Eine Gerloswanderung.

Eine Alpenreise dahin durch Nacht und Nebel. Die Nacht, wenn sie lange währt, wird endlich grau, just wie der Mensch im selben Falle; die Felsenschründe der Schlucht bekommen Bewegung, der Wildbach wühlt in der Tiefe, aus der schwarzen Nacht ist eine graue geworden. Dichter Nebel. Es ist kein Scherz, das vom Dichter Nebel. Er dichtet, verdichtet den Dunst zu Tropfen, und sein wunderschönes Gedicht heißt: Regen. — Vom Dachvorsprunge des Waggons tropfte es, als der Zug aus der Station Bischofshofen rollte, die Salzach aufwärts. Bei Sankt Johann im Pongau ging der Nebel in Fetzen, und diese flogen wie graue Drachen an den dunkeln Berghängen dahin, um sich hoch oben in Wolken zu sammeln und das wunderschöne Gedicht zu machen. Aber die aufgehende Sonne hatte nicht den schläferigen, wässerigen Glanz wie in vorhergegangenen Tagen der Überschwemmung; mit glühendem Schein prangte sie hoch an den Felsenkämmen, während die rostschwarzen Ballen nnd Bänke der Nebel ränkespinnend in den Schluchten umherkrochen, sich hier und dort zu regelrechten Niederschlägen sammelnd, um schon im nächsten Augenblicke

wieder zerriſſen zu werden, ſo daß der blaue Himmel blinkte. An den ſteilen, hohen Bergen waren die Schichten gut zu beobachten: unten ſtanden die Hänge in dem ſchattengeſättigten Blau einer feuchten Klarheit, dann kam die an den Bergen klebende, roſtbraune, unheimlich plaſtiſche Nebelbank, darüber ſichtbar hohes Gewände mit einzelnen Sonnenflecken. Noch höher eine leichtere roſige Nebelſchichte und darüber hinaus die klaren Spitzen der Berge. An den Bergrunſen gingen weiße Bänder der Waſſerfälle nieder. Der wuchtige Fall der Gaſteiner Ache, die bei Lend aus der Schlucht brandet, überdonnerte das Rollen des Eiſenbahnzuges. Bei Bruck leuchteten durch das Fuſchertal heraus zwiſchen tiefliegenden finſteren Nebelballen die weißen Ferner der Glocknergruppe. Dann ging's bei Zell den See entlang. In Saalfelden war die Schlacht entſchieden, die Steinberge ſtanden klar in der Morgenſonne.

Wohin die Reiſe? Nach Innsbruck in die ſchöne Stadt. Dort war für den Nachmittag dieſes Tages eine Zuſammenkunft verabredet mit meinem Sohne Sepp, der von ſeiner Wallfahrt kam aus Bayreuth. Bei Hochfilzen iſt die Waſſerſcheide und die Grenze zwiſchen Salzburg und Tirol. Der Zug glitt munter ins heilige Land hinein, aber die Freude dauerte nicht lange. Zu St. Johann in Tirol begrüßte der Schaffner die Reiſenden mit dem Ruf: „Alles ausſteigen! Der Zug geht nicht weiter, das Hochwaſſer hat die Bahn zerſtört.“

Es war ſieben Uhr morgens. Der Ort lag mit ſeinen weißen Kirchtürmen und flachdachigen ſtattlichen Häuſern ſtill auf den grünen Matten, hinten ragten die wilden Wände des Kaiſergebirges auf. Und da ſtand ich nun. Ich war faſt zu gut ausgeraſtet, um lange ſtehen zu bleiben, eilte zum Poſthauſe und fragte höflich an, ob ein Wäglein zu haben wäre nach Wörgl. Fürs erſte wurde ich angeknurrt, wieſo man bei der Poſt

Wägen ſuche? Fürs zweite gab man zu verſtehen, heute ſei überhaupt kein Wagen zu haben in St. Johann. Wie weit zu Fuß nach Wörgl zur Südbahnſtation? Zehn Stunden. — Dazu war ich doch zu wenig ausgeraſtet.

Vor dem Poſthauſe ſtand ein ſchlanker Herr, wie es ſchien, ein Schickſalsgenoſſe. Er wollte auch hinüber, hatte aber bereits von mehreren Seiten unwirſche Abfertigung erfahren und ſtand nun da voll rührender Reſignation. Beim nächſten Wirte erfuhr ich, warum heute in St. Johann kein Wagen zu haben. In der Nachbarſchaft war großer Pferdemarkt, und dort hatten ſie alle Röſſer zuſammengetrieben. Beſſer kann man's ja nicht mehr treffen. Für Geld und gute Worte ließ ſich der Wirt mit düſterer Störrigkeit endlich herbei, ſein Pferd vom Markte holen zu laſſen, und ſo konnte ich nach kurzer Zeit den Leidensgenoſſen am Tore des Poſthauſes einladen, unter Halbpart mit mir zu fahren. Es war Dr. Zſigmondy, Bruder des verdienſtvollen Hochtouriſten Zſigmondy, der vor zehn Jahren in der Dauphiné verunglückt iſt. Es ergab ſich ein gutes Plaudern auf dem klopperuden Einſpännerwäglein. Mein Genoſſe war Profeſſor der Mathematik in Wien, wir waren unterwegs lebhaft beſtrebt, zwiſchen Mathematik und Poeſie ein leidliches Kompromiß herzuſtellen, was aber nicht recht gelingen wollte. Endlich gewann letztere über beide die Herrſchaft durch die großartigen Gewalten des Gebirges, das zur Rechten auf uns niederſtarrte. Wir hatten nicht den Weg genommen entlang des Waſſers und der zerſtörten Eiſenbahn, ſondern fuhren am Fuße des Kaiſergebirges dahin im ſchönen weilerreichen Tale von Ellmau und Söll. Nach drei Stunden kamen wir an der Hohen Salve vorbei, hinab zur Hofgartner-Ache, wo uns nun auch die Zerſtörung vor Augen lag. Jetzt war es uns ſehr begreiflich, war-

um der Eisenbahnzug nicht fuhr, die Schienen hingen lange Strecken in der Luft, das Wasser hatte den Unterbau hinausgeschwemmt ins Inntal. Viele Hunderte von Arbeitern waren emsig wie Ameisen beschäftigt, die unwilligen Rößlein und Kutscher von St. Johann baldmöglichst überflüssig zu machen. Von Wörgl an ging's wieder auf Eisen, um drei Uhr war ich in Innsbruck, der schönen Stadt.

Aus alter Anhänglichkeit Einkehr beim „Goldenen Stern" am Inn. Dort gibt's viele Schwarzröcke, aber keinen Schwarzfrack; freundliche Kellnerinnen versorgen uns mit gutem Hirschbraten und ausgezeichnetem Tiroler Wein, und mit den Tiroler Landgeistlichen, die hier gerne einkehren, gibt's muntere, urwüchsige Unterhaltlung. Einer von ihnen entlarvte mich als den Verfasser des Tiroler Romans „Peter Mayr" und drohte mit dem Finger: „Se Steirer Se! Verschieben die Tiroler Berg und kehren unsere Land'sschg'schicht um wie einen alten Strumpf. Aber guat ischt's, mit den Leuten wird's seine Richtigkeit haben, und das ischt die Hauptsach." Mein erster Gang in Innsbruck war hinaus zum Berge Isel, wo das neue Denkmal Hofers steht. Zu massig gedrungen, sagen sie, sei die Figur. Ich fand das nicht, ich dachte nur an den Löwen, an die Verkörperung des Tirolervolkes. — Von Andreas Hofer lebt heute halb Innsbruck, heißt es. Er hat sein Volk erhöht, er gab ihm den Ruhmesglanz, nun nährt er noch die Wirte, in deren Häusern sein Bildnis hängt, und die Kunsthändler, die seine Bilder verkaufen, und die Buchhändler, die seine Geschichte verschleißen. Welch Segen um einen großen Mann!

Vom Berge Isel stieg ich hinab in das Panorama (welches in der zurzeit tagenden Sportausstellung stand), um die Aussicht — vom Berge Isel zu schauen. Es ist die größte Kühnheit der Kunst, an Ort und

Stelle mit der Natur konkurrieren zu wollen. Dem Manne, der das Panorama „Die Schlacht auf dem Berge Iſel“ gemalt hat, iſt's gelungen. Das Schlachtenbild als ſolches mit dem Gemetzel, den Feuersbrünſten, den zahlreichen Gruppen aus dieſem einzigen Volkskampfe, macht auf den Beſchauer einen ſtarken Eindruck, aber in den Menſchengeſtalten iſt die Vollkommenheit der Panoramenmalerei noch nicht erreicht. Die Figuren geben ſich im Verhältniſſe zu rieſenhaft, das iſt mir noch in jedem Panorama aufgefallen. Unübertrefflich aber iſt in dieſem Panorama von Innsbruck das Landſchaftsbild — das unvergleichliche Landſchaftsbild, wie ſo großartig, maleriſch und freundlich zugleich es kaum eine andere Stadt der Welt aufzuweiſen hat. Als ob mir jemand das Herz kitzelte, ſo mußte ich lachen und immer wieder auflachen vor Entzücken, als ich den Rundblick tat auf Innsbruck, ſein Tal und ſeine Bergrieſen. Nach Weſten gegen Landeck hin Gewitterſchwüle, weit unten das Kaiſergebirge in Alpenglühen. Von einem dieſer Punkte bis zum anderen zwanzig Meilen! Als ich ins Freie trat, ſtand dasſelbe Landſchaftsbild in Natur um mich da — und die Natur hat den Eindruck der Kunſt nicht erreicht. Ein ungeheurer Erfolg! Da ſah ich erſt, was an den Lichteffekten gelegen iſt. — Dann dachte ich: Wie, wenn wir auch in Steiermark ſo etwas hätten? Die Türken vor Graz, vom Schloßberge aus geſehen, das gäbe einen großen hiſtoriſchen Stoff und ein ſtolzes Landſchaftsbild. Die weltgeſchichtliche Tat der Oſtmärker, Deutſchland, das weſtliche Europa vor den Türken beſchützt zu haben, ſie wäre wohl einer Erinnerung wert.

Mein junger Wallfahrer hatte die Begeiſterung von Bayreuth noch in ſich, und er übertrug die Schönheiten Tirols in lautere Muſik. Bei mir liegt der Sinn für Kunſtgenuß im Auge, bei ihm im Ohr, er empfand die

Schönheit des Achensees, den wir am nächsten Morgen von Jenbach aus mit der Zahnrad-Bergbahn besuchten, gleichsam in Klängen. Da ist über tausend Meter hoch oben im Felsgebirge ein großer See, über den der Dampfer eine ganze Stunde lang fährt, am Ufer Waldlehnen, steile Wände, Ortschaften und Gasthöfe, die überfüllt sind mit Reichsdeutschen und Engländern — das ist der Achensee, der vielbesungene. Ein kühler Wind strich nieder von den Schneemulden der Berge, aber der grüne Wasserspiegel ließ sich nicht in die Scherben der schäumenden Wogen schlagen, wie ich's von Herzen gern gehabt hätte, sondern trug uns auf glatter Fläche fast langweilig von einem Ende zum anderen. Das Schiff war bekränzt und beflaggt, im ganzen Lande knallten Böller. Der Geburtstag des Kaisers! An diesem Tage läßt Tirol alle Fahnen lachen und das Pulver jauchzen!

Am anderen Tage suchten wir länderlichere Wege, auf denen man nicht nur städtische Allerweltsnomaden, sondern auch Landleute, Tiroler findet. Ein ungeriffelter Tirolerwirt ist mir immer noch lieber, als ein geleckter Städter, der sich das Haar parfümiert, dabei den Wert der Berge nur nach dem Metermaße schätzt und auf die Einheimischen mit Geringschätzung blickt, trotzdem er ihnen den Bissen Brot aus der Hand essen muß.

Auf ins Zillertal! Schon am Tage vorher hatte ich in Jenbach zwei Plätze auf dem Postwagen bestellt nach Zell am Ziller. Nun mit dem Morgenzuge von Innsbruck gekommen, belegte ich rasch die zwei bestellten Plätze des bereitstehenden Postwagens mit Plaid und Stock, um noch am Bahnhofe eilig eine Sendung zu besorgen. Zum gefüllten Wagen zurückgekommen, finden wir auch unsere Plätze besetzt. Ein schwarzbärtiger Herr mit Sippe hat sich auf unserem Plaid bequem gemacht. Ich reklamierte lebhaft mein Recht, der Kutscher hatte

wahrscheinlich einen Händedruck bekommen, wollte nichts hören, hieb in die Pferde, und so fuhr die Postkutsche vor unseren Augen davon. — Solche Situationen halte ich immer für ein Unglück. Hier nicht so sehr, weil nun ein sieben Stunden langer Fußmarsch auf heißer, staubiger Straße in Aussicht stand, als vielmehr, weil ein Unrecht geschehen war. Jedes Unrecht, das uns von Menschen zugefügt wird, ist geeignet, uns trotzig, menschenfeindlich und herbe zu machen. Ich hätte nun zwar vom Postmeister einen besonderen Wagen verlangen können, das würde eine Menge Auseinandersetzungen und Umständlichkeiten gekostet, vielleicht Grobheiten gesetzt haben, und schließlich bleibt man der Brutalität gegenüber doch der Schwächere. Wir verzichteten auf die löbliche Post und suchten eine eigene Fahrgelegenheit. Da wiederholte sich's auch hier, in ganz Jenbach kein Wagen. So fuhren wir mit dem nächsten Zuge weiter bis zur Haltestelle Zillertal, ließen uns dort über den Inn rudern nach dem Dorfe Straß, wo mit Leichtigkeit ein prächtiges Fahrzeuglein aufgetrieben wurde. Flink trabte der Schimmel die Straße entlang und unser junger Fuhrmann trillerte: „Zillertal, du bist mein' Freud!" Das breite Tal ist mit malerischen Ortschaften, Höfen und Hütten besetzt, jeder Bau mit dem flachen, steinbeschwerten Schindeldache, auf den Häusern die Glockentürmchen, in den Wänden eine stattliche Reihe von hellen Fenstern, Wohlhabenheit zeigend. Die Kirchen mit den bekannten spitzen Türmen. Die Leute in Tiroler Tracht, aufgeweckt und freundlich, sagten uns ihr heimliches „Grüß Gott!" Die Berge an beiden Seiten hoch hinan mit grünen Feldern und Wiesen belegt, mit Höfen und Heuhütten besät, höher hinauf Wald, noch höher Almen, die sich von Kuppe zu Kuppe ziehen. Aus dem fernen Talende blauten und blinkten uns einige Riesen der Zillertaler Alpen entgegen.

— Plötzlich sahen wir auf der Straße den schwarzbärtigen Herrn mit der Sippe, der sich unsere Plätze auf dem Postwagen angeeignet. Den hatte die Nemesis erreicht. Wie wir später erfuhren, hatte die mitfahrende Reisegesellschaft ihre Entrüstung über den Gewaltstreich so unumwunden ausgesprochen, daß der Herr heftige Neigung bekam, den Postwagen zu verlassen. Später holten wir auf unserem flotten Wäglein den schwerfälligen Rumpelkasten selbst ein, und trotzdem wir von Jenbach eine ganze Stunde später abgefahren, kamen wir um anderthalb Stunden früher nach Zell als der Postwagen, so daß das Unrecht reichlich geschlichtet war. Vor dem Wirtshause in Zell nahm ein ruppiger und struppiger Hausknecht unsere Sachen aus dem Wagen, später entwickelte sich aus demselben Hausknecht der Grandseigneur eines Tiroler Postwirtes, der behäbig und würdevoll durch seine Stube schreitet, mit strengem Blick die Bedienung überwacht, kurz und einsilbig die Gäste grüßt und sich dann wieder zurückzieht. Die Zimmer und Söller waren auch hier von Touristen aus dem Reiche besetzt, welche weiter nach Maierhofen und ins Hochgebirge wanderten.

Wir stiegen nicht zu den Fernern hinan, sondern bogen östlich ab gegen die weiten grünen Almen des Gerlospasses. Vier Stunden bis zu dem Hirtendorfe Gerlos hinein, sagten sie, aber das sind Holzknechtstunden. Der Gebirgler rechnet bergan nicht mehr, als bergab oder talaus, er klaftert überall seinen weiten, gleichmäßigen Schritt; nur glaube ich bemerkt zu haben, daß der Tiroler schneller schreitet als der Steirer, der sich alleweil „Zeit laßt". Wir sind länger als fünf Stunden gegangen. Als wir von Zell aus steil, an der Kirche Maria-Rast vorüber, den mit zyklopischen Steinplatten gepflasterten Weg emporstiegen in der Sonnenhitze, da sagte keiner ein Wort. Zwischen den Platten rann das

Wasser, über unsere Körper rann es auch. Ein anderer ließe sich gut bezahlen, um solche Wege zu gehen, wir gaben noch was drauf, gerade soviel, als die Reise kostete. Wieviel Kraft und Geld opfert der moderne Mensch dem Götzen „Gebirge"! Und dieser steht nicht einen Augenblick an, den Menschen gelegentlich durch einen rollenden Stein zu zermalmen, durch eine Lawine zu verschütten, durch ein Wildwasser in den Abgrund zu werfen, oder durch einen anderen Zufall zu vernichten. Auf diesem Wege über den Gerlos waren mehr als ein Dutzend Wildgräben und Lahnenbrüche zu übersetzen, die das jüngste Hochwasser gerissen hatte. Über mehrere bauten Holzknechte bereits schwindelnde Notbrücken, andere mußten mit Vorsicht so überschritten werden, daß man von Stein zu Stein sprang, die da aus dem immer noch wütenden Wildwasser hervorragten. Von der Gerlswand und von der Königsleiten herab hatten sich die schweren Fluten gestürzt in die stundenlange Schlucht, wo die Gerlos als mächtiger Alpenstrom dahinbrandet. Nach vierstündiger Wanderung waren wir so hoch zu Berge gestiegen, daß wir — in das Tal kamen. Die Kenner dieser Gegend werden wissen, wie das gemeint ist. Im Hochalpental, auf waldigem Parkweg schritten wir dahin am Wasser, das bei dem Weiler Gmünd überbrückt wird. Wald und grüne Almen ringsum, die Hirtenhäuser stets im stattlichen Tiroler Stil. Wenige kümmerliche Felder und Gärten, das Korn ist noch grün wie Gras — im hohen August. Wir sind 1300 Meter hoch; ringsum stehen die glatten Zweitausender und ein wenig im Hintergrunde die starren Massen zu 3300 und 3500 Metern — dort steigen die wüsten Felstürme des Zillerkogels, der Reichenspitze auf, sie sind beschneit, der Schnee deckt ihr Eis.

Es war ein milder, ruhiger Abend, nur manchmal

von bimmelndem Geſchelle der Herden oder dem Grunzen zutunlicher Schweine unterbrochen. Almer kehrten mit feierlicher Würde in ihre Hütten heim. Mitten auf einem wüſten Schuttfelde kauerte ein Mütterlein und betete den Abendſegen, denn vom Hochtale heraus wehte der Schall eines Aveglöckleins. Als wir ins Dörfchen Gerlos eingezogen, war es ſchon dunkel, einer der rückwärts aufragenden Felsberge ſtand in purem Golde.

In Kammerlanders Gaſthauſe kehrten wir ein und fanden Touriſten. Ob aus Süd oder Nord, man ſchließt ſich bald aneinander, man erzählt, man wird heiter bei Eierſpeiſe und Tiroler Wein, aber bald mahnt das hohe Birg: Gehet zur Raſt!

Auf dieſer Reiſe habe ich ſonſt über allzugroße Freundlichkeit der Tiroler Wirte nicht zu klagen gehabt. Mancher ſtellte ſich faſt unwirſch über die vielen Fremden und ſchnarrte dieſen oder jenen kurz ab. Man ſagte, die Überſchwemmung hätte ſie unmuthig gemacht. Auch hier im Hochtale war die Überſchwemmung geweſen und hatte zerſtört, was zu zerſtören war: das hatte die Wirtsleute zu Gerlos nicht gehindert, den Fremden mit jener warmen Zutraulichkeit zu beherbergen, mit jener umſichtigen Fürſorge zu verpflegen, die den Älplern ſonſt eigen iſt. Mit einem faſt innigen „Grüß Gott!“ und „Glückliche Reiſe!“ begleiteten ſie uns am nächſten Frühmorgen zur Tür hinaus und blickten uns lange nach, ob wir wohl den richtigen Weg einſchlügen oder wie es mit unſerm Gehwerk ſtünde.

Ich hatte, wie das auf Reiſen bei mir ſo oft vorkommt, in der Nacht kein Auge geſchloſſen. Die Erregung der vorhergegangenen Tage, die Anſtrengungen der langen Fahrten und Fußtouren, das Glücksbewußtſein wieder einmal im Hochgebirge wandern zu können, all das zuſammen hatte mich erſchöpft, hatte in der

Nacht Asthmaanwandlungen gebracht. Diese waren allerdings durch mein gottgesegnetes Mittel, den Rauch des Stramoniumkrautes, glücklich gedämpft worden, der Schlaf aber war nicht gekommen, müde und erschöpft mußte ich bei Sonnenaufgang die Fußreise fortsetzen. Es war ein klarer, kühler Morgen, die Luft würzig, das Herz wonnig und die Beine schwankend. Langsam und wortlos ging ich voraus durch das blauschattige Hochtal hinein, neben der brausenden Gerlos, und auf den Höhen lachte die Sonne. Nach fast zweistündiger Wanderung waren wir auf einem völlig abgeschlossenen Almboden, auf welchem scheckige Herden weideten. Hirten hatten sie eben aus dem Pfränger getrieben und jagten die Rinder nun munter auseinander, daß sie sich zerstreuten auf den Matten. Zur Rechten öffnete sich das Schönachtal, aus welchem die Gerlos herauskommt, herab von den Eiswüsten der Reichenspitze und der wilden Gerlos, die nun ihre leuchtenden Schilde entfalteten vor unseren Augen. Hier stand ich still, hier war der schönste Punkt der ganzen Strecke. Wir waren nun auch an der Grenze von Tirol, und der Berg, der jetzt überstiegen werden mußte, stand schon im Pinzgau.

Den Anstieg beginnend, fühlte ich in höherem Grade die Erschöpfung, die Beine zitterten bei jedem Schritte und jedes geringe Stolpern im Gestein brachte mich dem Zusammenbrechen nahe. Nach Krimmel war es noch zwei Stunden. — Zage nicht, ich bin bei dir! hörte ich leise sagen. Nicht mein Sepp war's, ein anderer war's der mir Zuversicht gab, der mich noch nie verlassen hat, wenn meine Kraft unzulänglich war. — Hinter uns kam eine lebende Gruppe nach. Ein Pferd, auf diesem saß eine Dame, hinterher ging ihr Gemahl. Ein junges Ehepaar aus Berlin war's mit dem wir schon in Gerlos bekannt geworden. Nun rief die Dame mir mit munterer Stimme zu, ob ich mich nicht auf

ihr Pferd ſetzen wolle, ſie möchte gerne ihre Beine ein wenig üben und das Joch zu Fuß überſteigen. Ich wagte anfangs die große Güte gar nicht anzunehmen, ſie machten aber nicht viele Worte, hoben mich aufs Pferd, und wie ritterlich einer, der nur gewohnt iſt, einen zahmen Pegaſus zu reiten, ſich auf hohem Roſſe ausnimmt, das mögen die erzählen, ſo kichernd hinter mir hergingen. Der Pinzgauer Gaul hatte einen breiteren Rücken, als die Schneide der hohen Veitſch, auf der ich vor vielen Jahren regelrecht geritten war, und das rechte Bein gen Mariazell, das linke gen das Mürztal hinabgeſtreckt hatte. Hier hockte ich gar demütig auf dem Damenſattel und hielt mich an der Mähne des Pferdes feſt, um nicht zu Boden zu gleiten. Bei dieſem Ritte begriff ich auch, weshalb die Ritter und Herren auf andere Leute immer von oben herabſchauen — man kann gar nicht anders, ſelbſt wenn man ein geliehenes Pferd reitet. — Nach einer halben Stunde waren wir oben, und oben ſtand ein Wirtshaus. Dieſen Übergang nennt man die Platte, es iſt ein Hochſattel, ein ſchöner flacher Almboden. Es iſt die Waſſerſcheide zwiſchen dem Gebiete des Ziller und der Salzach. Zwiſchen glatten Almlehnen blicken wir noch einmal zurück ins Zillertal und ſeine blauen Berge. Nach einer guten luſtigen Stärkung im Wirtshauſe ging's wieder — und zwar auch bei mir auf Schuſters Rappen — friſch vorwärts über die blumigen Matten. Der wilde Gerlos zeigt uns nur ungern ſeine Schroffen und Ferner herab, wer ſie ſehen will, der ſoll hinanſteigen; hingegen rollt ſich im Südoſten der mächtige Tauernzug auf mit der Gletſcherwelt des Hochvenedigers und des Großglockners, die freilich hier kaum geſehen werden kann. Gerade vor uns liegt das Krimmlerachenthal; es kommt von der weißen Venedigergruppe herab und ſenkt ſich ſtufenweiſe nieder in das hinterſte Winkel

des Salzachtales. Dort stürzt in drei riesigen Absätzen die Ache herab, und das sind die weltberühmten Krimmler Wasserfälle. Es ist der größte Wasserfall in den deutschen Alpen, von überwältigender Mächtigkeit. Sein dreifacher Fall beträgt gegen 400 Meter. Als wir von der Platte den Schlangensteig niederstiegen gegen Krimmel, hatten wir die Wasserfälle gerade vor uns. Langsam wie weiße Tücher sinken die Wuchten nieder, trotz der Entfernung von mindestens einer Stunde hört man das dumpfe Donnern. — Nach einem im ganzen zehnstündigen Marsch in Krimmel angelangt, fiel ich im Gasthause „Zur Post" sofort mit Hut und Stiefeln aufs Bett, auf welchem ich zwei Stunden lang unbeweglich liegen blieb. Dann erst war ich fähig, die Mittagssuppe zu mir zu nehmen. Gegen Abend stellte der Wirt mir ein Pferd und ich ritt in die Talenge zu den Wasserfällen. An den steilen Lehnen wollte ich hinaufsteigen bis zum obersten. Aber das ging heute platterdings nicht mehr; nur bis zur Regenkanzel kamen wir, wo man den ersten Fall zu Füßen hat. Wie ein Wetterguß flogen die Staubwolken an, schon im ersten Augenblick waren wir naß über und über. Das Wasser stürzt scheinbar wie eine trockene weiße Masse in die Tiefe, an den seitigen Wänden zerschellend, so daß die Wolken weit auffliegen. Um den Kern des fast senkrechten Falles bildet sich fortwährend ein Schleiermantel, dessen Spitzen wie Raketen in die Tiefe pfeifen. Der Fall schlägt in den untersten Tümpel, wonach er ohne viel Schäumen, Quirlen und Kreisen im mächtigen Bache ruhig weiterfließt. Fortwährend begegneten uns Leute, die an den Wasserfällen hinauf und herab stiegen. Wir kehrten um gegen das Dorf Krimmel, das in diesem entlegenen Hochtale so unschuldig daliegt. Vom Achenthale herab kamen die Stöße eines warmen Windes, auf dem Boden zuckten die Halme. Der

Himmel umzog sich mit Grau, aus welchem wässerige Wolkenballen hervortraten.

Am Abend eine Asthmazigarette, darauf ein sechs Stunden langer, ununterbrochener Schlaf, und am nächsten Morgen fühlte ich Kraft und Mut zu einer Hochpartie auf den Venediger. — Der Himmel sprach, ich sollte es bleiben lassen und tat ein wenig tröpfeln. Und dann begann die neun Stunden lange Wagenfahrt abwärts durch das endlose Salzachtal. Die Berliner waren mit uns, gemeinsam, mit unversiegbarem Humor ertrugen wir die Freuden und Leiden. Die erste Strecke wurde des unterbrochenen Postwagenverkehrs wegen auf einem flachen Leiterwagen zurückgelegt. Über brückenlose Wildbäche und Schutthalden sprangen und stolperten wir zu Fuß, während der Leiterwagen im Wasser unsere Sachen verlor, Schirme und Stöcke, welche auf der Salzach wahrscheinlich unter weniger Umständen talwärts kamen, als wir auf den Rädern. Von Neukirchen wurden wir in einem engen Postkobel weitergebracht bis Mittersill, wo ein etwas bequemerer Wagen uns aufnahm. Bei Bramberg war auf einer Brücke unser Kobel mit einem entgegenkommenden Wagen so scharf ineinandergefahren, daß mehrere Insassen Gefahr liefen, hinaus und in das Wasser geschleudert zu werden. Der stumpfsinnige Gleichmut des Kutschers bot zur Aufregung der Reisenden einen beruhigenden Kontrast. Ich saß stets oben beim Kutscher, um die Gegend zu betrachten. Das Salzachtal, ein breites, einförmiges Tal, dünn bevölkert, reich an Wässern. Links zahme Bergzüge mit Wald und Almkuppen, rechts der wilde Zug der Tauern mit seinen zahlreichen Quertälern, aus deren Hintergrunde uns oft die Gletscher grüßten. So leuchteten aus dem oberen Sulzbachtal die hohe Schlieferspitze, aus dem unteren Sulzbachtal der Großvenediger, aus dem Harbachtal der schroffe Kratzenberg, aus dem Amertal der weiße Land-

eggkogel, aus dem Stubachtal die Hohe Riffel, aus dem Kapruntal — nein, nun war die Langmut des Himmels zu Ende. Er hatte seine Mäntel lange genug emporgehalten, die Herrlichkeiten des Großglockners verhüllte er tief herab mit Nebel und Regen. — Und bei gießendem Regen kamen wir an in Zell am See, wo putzige Großstädter ihren Sommer- und Tummelplatz haben. Am nächsten Tage wollten wir ins Kapruntal marschieren, welches als das schönste aller Ostalpentäler berufen ist. Da wir aber hörten, daß der große Wasserfall dort mit elektrischem Lichte beleuchtet wird und in den Wirtshäusern befrackte Kellner wuchern, haben wir unsere Absicht aufgegeben.

Tauern und Dolomiten.

Wieder einmal nach den Gletscherwassern. Meine Frau packte den Koffer und ich die Frau, und dann sind wir fröhlich in den Augustsommertag hineingefahren.

Die zweitnächste Nacht haben wir schon im tirolischen Dorfe Dölsach zugebracht, beim „Eberwirt," wo es heimlich ist. Ich mag die Hotels nicht, wo nur automatische Kellnergestalten den Gast wie eine numerierte Sache behandeln, wo der Chef des Hauses nur manchmal durch die Säle schreitet, sich gnädig verneigend nach allen Seiten, kundigen Auges das Ergebnis der selbtägigen Schafschur erwägend. Ich liebe die Gasthäuser, wo der Wirt, und wäre er gleich in Hemdärmeln, sich manchmal zum Tische setzt und mit den Gästen über deren Reiseangelegenheiten weisend und beratend plaudert, wo man mit der Frau Wirtin des Leibes Wohl gemütlich besprechen kann, wo mit der flinken, frischen Kellnerin manch ein Scherzwort gewechselt werden darf zu angenehmer Würze beim Essen und

Trinken; wo man endlich auch einheimiſche Saſſen findet und durch ſolche in das richtige Verhältnis zu Land und Volk tritt. In Tirol iſt noch eine ſtarke Dorfſchaft; ſo ſind auch die Dorfwirtshäuſer noch ſtattliche, feſtgegründete Hoſpize, von abhängiger unverläßlicher Pächterwirtſchaft noch nicht gelockert, der Beſitzer ein altſtändiger Bauernariſtokrat. Die Wirte Tirols waren die Feldherren in jenen denkwürdigen Befreiungskämpfen, die das Land mit einer unvergänglichen Gloriole umgeben. In Tirol laſſe ich alſo die neuen Hotels rechts liegen oder links und heime mich im alten, dickwändigen und vielfenſtrigen Dorfwirtshauſe ein, wo man noch behandelt wird „wie ein Kind vom Hauſe".

Zu Dölſach im Tirolerhof, vor den Fenſtern das lachende Lienzertal und die finſteren Unholde, ſind wir geſeſſen der Tage zehn, haben Bekanntſchaft gemacht mit den Einwohnern bis zum Lehrer und Pfarrer hinauf — faſt lauter Defreggergeſtalten, die der hier geborene Meiſter gerade nur zuſammenzuſtellen und abzuzeichnen braucht, um die prächtigſten Genrebilder zu erlangen. Alle Jugendſtätten des berühmten Künſtlers haben wir beſucht, das Geburtshaus, wo er die erſten Figuren geſchnitzt, die Almhütten, wo er Hirtenjunge geweſen, die ſteilen Felder, auf denen er geackert, die grünen Matten, auf denen er Futter gemäht, die Wirtshäuſer, wo er die Klarinette geblaſen, die Tanzböden, wo er mit den unterſchiedlichen Moideles im luſtigen Kreis gedreht, die Kirche endlich, die er mit dem unvergleichlichen Altarbilde herrlich geſchmückt hat. Meine liebe Genoſſin iſt ſtundenlang in der Kirche geſeſſen vor Defreggers „Heiliger Familie" und hat ſich nicht ſatt ſehen können an dem wunderſamen Antlitz der Mutter des Herrn. Dann ſind wir auf dem Friedhofe herumgegangen, wo ſo viele Defregger ruhen, wo der Maler auch dem braven Bauern Oberſteiner ein Denkmal geſetzt hat, der ihn voreinſt von

einem langwierigen Fußleiden geheilt. Die Ärzte hatten nichts mehr gewußt, der junge Künstler war ein aufgegebener Krüppel, da hatte er noch eine letzte Zuflucht zum Bauernarzt Obersteiner, genannt der Wasler, genommen und ward von dem in kurzer Zeit geheilt. Im Dölsachervolk geht eine schlimme Sage. Dem Wasler hätten die gelehrten Doktoren ein Fest gegeben und kurz danach sei der kräftige Mann gestorben. — Der studierte Arzt spielt auf den Tirolerdörfern überhaupt keine erfreuliche Rolle, nirgends habe ich mehr Spottanekdoten über die Ärzte gehört, als dort, nirgends blühen die Hausmittel, die unglaublichsten Sympathiemittel, die Winkelärzte noch üppiger als dort, und die Leute sterben in jungen Jahren und werden alt, wie überall. Der Kindersegen ist in Tirol noch ein großer; Mütter mit zwölf Kindern sind nicht gar selten. In Dölsach hörte ich von einem Weibe mit achtzehn lebenden Kindern. Freilich findet man auf Friedhöfen verbucht auch ganze Familien in jungen Jahren dahingerafft, und gleich daneben etwa steckt die Schollenschaufel auf dem frischen Grabe eines Neunzigjährigen. Das neueste Grab ist immer gemerkt; darauf pflegt nämlich das eiserne Schäuflein gesteckt zu werden, mit dem die Leidtragenden Schollen auf den Sarg geworfen.

Die lieben Kindlein kommen in Tirol aber nicht so eigentlich kärntnerisch an (auch die steirische Statistik über „natürliche Kinder" steigt von Jahr zu Jahr höher), dort ist es zumeist noch reiner Ehrsegen. Als ich einen Bauern im Iseltale befragte, ob es in seiner Gegend auch gebrochene Ehen gäbe, starrte er mir mit einer Miene ins Gesicht, als hätte ich die ungeheuerlichste Frage getan. Die Tiroler Bauernweiber, auch die jungen, gehen fast klösterlich gekleidet umher, nichts Buntes, ein lichtes Blau der breiten Schürze ist das einzige Helle an ihnen. Bei barfüßigen Mädchen sind

die Waden fürsorglich mit Wollstutzen bedeckt. Die Ärmlinge gehen stets bis zu den Handknöcheln. Das Kleid ist bis hoch an den Hals geschlossen. Der Busen wird vertuscht. Das hat mir einzig nicht gefallen an den Tirolerinnen. Verführerisch ist diese Tracht allerdings nicht, und wenn sie tatsächlich der Jungfräulichkeit zu statten kommt, na denn! Es ist nur schade um die Schönheit.

Das Charakteristische der Tracht des Osttirolers sind noch die spitzen Filzhüte, sie werden aber nur von älteren Leuten getragen. Keinem steht die alte Tirolertracht so gut, wie dem Patriarchen von Lienz, dem 79jährigen Großbauern Rohracher. Als dieser Mann in seiner schlanken, stattlichen Gestalt, die Heugabel über der Achsel und den Brotstritzel im Sack, flink wie ein Bursche über seine Wiesen heranschritt, dem Ederwirtshause zu, meinte ich schier, die Gestalt sei aus Defreggers Bild „Das letzte Aufgebot" herausgesprungen. Dieser Mann ist der Urtypus der Tiroler, in seiner äußeren Erscheinung, wie in seiner Klugheit, in seiner Altständigkeit, wie in seiner sicheren Weltanschauung, die auch das Neue versteht und zu nützen weiß. Seine zahlreichen Söhne gehören zu den tüchtigsten, unternehmendsten und geachtetsten Männer des Pustertales.

Wer heute noch die Herrschaft des Krummstabes kennen lernen will, der gehe nach Tirol, dort wird ihm auch einfallen, daß es unter dem Krummstabe gut wohnen ist. Für das Altbauerntum ist der Krummstab gewiß der sicherste Halt, und wenn die Tiroler daran festhalten, so geschieht es weniger aus Religiosität, denn aus Klugheit. Sie wissen, wenn sie diesen Stecken wegwerfen, dann sind sie haltlos im Sturme der Zeiten. Der Pfarrer, selbst ein Kind des Dorfes, ist Herr desselben — der Vertraute aller Familien, keinem ein Fremder. Im Tiroler Dorfwirtshause wird kein Ball

abgehalten, wenn es der Pfarrer nicht will; ein einziges Wort auf der Kanzel genügt, und bei der vorbereiteten Tanzmusik bleibt der Wirt allein mit den Spielleuten. Dort aber, wo der Pfarrer der Gemeinde einmal gegen den Strich geht, wissen sie sich recht gut auf eigene Füße zu stellen, und trotz aller Kirchlichkeit stehen sie dann nicht an, ihn mit den derbsten Namen und Ausdrücken zu belegen, worunter Bezeichnungen wie „Der grob' Hansel", „Der schwarz' Saggra" nnd ähnliche noch die harmlosesten sind. Zeitungen liegen beim Wirte zumeist nur solche auf, die dem Pfarrer recht sind. So ist es kein Wunder, daß der Tiroler die Welt in der Regel anders sieht, als wir „Kinder der Zeit". Anders sicher, ob richtiger oder unrichtiger? — Ich finde nur, daß diese geschlossene Weltanschauung noch Charaktere zeitigt.

Auffallend im Tirolerlande sind die vielen und stattlichen Kirchen, zumeist im lichten Rundbogenstil mit reichvergoldeter Ausstattung. Von der Gotik scheinen die Tiroler keine Freunde zu sein, die mag ihnen zu düster vorkommen, ihr Katholizismus ist bei aller Strenge und gelegentlichen Grauenhaftigkeit ein lachender, durch reiche Kunst, von den Kindern des Landes ausgeübt, schön und heiter verklärt. Manches Dorf mit fünf- bis sechshundert Einwohnern hat eine von den Bauern selbst erbaute Kirche, die als Dom zu besitzen mancher ungarische Bischof stolz sein würde. In der Dölsachergegend ist ein Punkt, der Ederplan, von dem aus man in der näheren Umgebung 72 Kirchtürme zählen kann. An Festtagen, wenn gleichzeitig alle Glocken läuten, ist das eine Musik wie leises Harfenspiel. — Ich glaube es gerne, daß demnach der Himmel am Tirolerland seine besondere Freude hat — unsereinem geht es auch nicht anders.

Der erste Ausflug von Dölsach ging hierauf zum

Bade Iſelberg mit ſeinen drei verſchiedenen Quellen, einem der kleinen Bauernbadeln, wie es deren in dem an Italien grenzenden Tirol ſo viele gibt. Wiſſen wir doch, daß dort ſelbſt der Bauernknecht ſich etliche Sommerwochen Urlaub ausbedingt, um in ein Badel gehen zu können. Es wäre mir, aus einem andern Alpenlande kommend, eine wahre Sehenswürdigkeit geweſen, wie Bauern baden, allein im Iſelbergbade ſaßen herriſche Sommerfriſchler, und ſo kehrten wir um zum Wirtshauſe auf der Wacht, das auf dem Paſſe ſteht. Dort heimten wir uns ein für die Nacht und ergötzten uns an dem Treiben der Bauernburſchen, die den Samstagabend mit Trinken, Kartenſpielen, Rangeln, Fingerhäckeln und Naſenſtiebern feierten. Zum Teile waren es Tiroler, zum Teile Kärntner, und zum Teile war es Spaß, zum Teile Ernſt, wenn ſie ſich gegenſeitig über dem Tiſch die Finger ausrenkten, daß es knackte; wenn ſie ſich ringend auf den Boden warfen, daß die Schädel krachten; wenn ſie ſich die Naſen aneinanderſtießen, darauf hin, welche eher blutet. Ein herlebiger Kärntner trat zu meiner Frau und ſagte: „Magſt mich, Dirndle, ſo heiraten wir in acht Tagen!“ Darauf der Wirt zu ihm: „Du biſt ein Ochs!“ Darauf zu dieſem der Kärnter höflich: „Und du mein Bruder!“ „Geht's, werd's warteln!“ rief ein Tiroler drein, „warteln tun die alten Weiberle.“ Hierauf taten die Männer etwas anderes, ſie begannen ſo wild zu ringen, daß im Zimmer die Stühle und Tiſche umfielen, ſie warfen ſich ſo derb aufs Fletz, daß die Körper dröhnten, und als es ſchien, es wäre wenigſtens ein Totſchlag begangen worden, ſtanden ſie auf und lachten. — Draußen hatte es heftig geregnet; als wir ſchlafen gingen, ſtanden die Schroffen der Unholde wieder klar, und die Burſchen, die ebenſo raſend miteinandergerungen hatten, beteten gemeinſam und laut den „Englichen Gruß“, denn aus den Tälern her-

auf klangen die Abendglocken. Nur einer ſtand draußen unter den Dachtraufen und wiſchte ſich das Blut aus dem Geſicht; aber auch dem machte die Sache Spaß. Er war Sieger, denn ſeine Naſe hatte am meiſten geblutet.

Am nächſten Frühmorgen rüſteten wir uns zu einer Partie auf den Ederplan. Der Führer, den wir gedungen hatten, war ſchon von der Frühmeſſe zurück, es war ein junger Dölſacher, der auch Defreggers Bote geweſen, als der Meiſter einmal etliche Sommer hindurch in ſeiner Hütte auf dem Ederplan gehauſt hatte. Nun begann ein dreiſtündiges Wandern durch Bauernwälder. Dieſe haben in Oſttirol ein ſonderbares Ausſehen. Die langen Baumäſte werden ein paar Fuß weit vom Stamme abgeſchnitten zu Streu, und ſo ſteht der Baum da wie ein ſchlanker, kurzbuſchiger Stab, was dem Walde ein zerzauſtes, ruppiges Ausſehen gibt. Unterwegs ſahen wir den „gebrochenen Berg", von dem vor Jahren Wald- und Almboden niedergebrochen war, und unten im Tale Häuſer und Menſchen begraben hatte. Die ſenkrechte Schuttwand droht heute neuerdings, allein die Menſchen leben unten in ihren auf Schutt erbauten Häuſern ruhig dahin und vertrauen dem Herrn. In den Bäumen hing der Nebel. Wir ſtrebten den ſteilen Hängen zu und den Almen, die über der hohen Bergkuppe hingebreitet liegen. Wir kamen zu den drei Brunnen, da hoben die Nebel an zu verdunſten und unten weithin blauten die Täler wie ein Meer, denn die Einzelheiten waren nicht zu erkennen. Wir kamen zum Defreggerhauſe, genannt: Anna-Schutzhaus. Es liegt 80 Meter unterhalb der Spitze des Ederplans an der ſüdlichen Seite und hat nur ein paar Kammern, iſt einfach wie eine Sennerei. Defregger hatte ſie 1882 erbaut und darin ein Atelier eingerichtet. Da hinauf hatte er die Charaktergeſtalten der Gegend eingeladen, um ſie zu malen, zu verewigen

in den Genrebildern und in den hiſtoriſchen Gemälden, die man heute überall kennt. Gegenwärtig gehört die Hütte dem öſterreichiſchen Touriſtenklub. Zur Sommerszeit hauſt darin eine alte gute Frau, die den Touriſten mit Milch, Kaffee, Eiern, Kaiſerſchmarn und Wein atzt und im Notfalle mit trockenen Decken und trautſamer Raſtſtatt bemuttert. Man nennt die Frau die fünfzehnte Nothelferin von Dölſach, weil ſie in allen Nöten, die das Volk der Gegend treffen mögen, Rat und Hilfe weiß. Zurzeit waren drei muntere Mägdlein aus Lienz in der Alpenhütte, um dort etliche Wochen Sommerfriſche zu halten; ſie wirkten alle zuſammen, um uns ein echtes Tiroler Mittagsmahl zu bereiten. Allerdings half auch unſer Hunger, als bekanntlich der beſte Koch, getreulich mit zum Gelingen der Mahlzeit.

Der Ederplan iſt an 2000 Meter hoch und hängt zuſammen mit dem höheren Zithenkopf, der ſich oſtwärts zieht. Die Ausſicht ſoll von beſonderer Großartigkeit ſein über die Tauern und die Dolomiten, in die Glockner- und Venedigergruppe hin und in die Täler der Drau und der Möll. Wir hatten Sonnenſchein, aber wenig Ausſicht. Die Täler lagen rein, doch das übrige war ein wüſter Brei von weißen Nebeln, grauen Wölklein und blauen Bergſpitzen. Nur die gegenüberſtehenden Unholde ragten in ihrer finſteren Größe klar empor, ſtellenweiſe mit einer weißen Nebelfahne behangen. Fern im Weſten, über den Gebirgen des Defereggentales, ſtockten ſich die Wolken zu einer glatten, grauen Wand, das hieß ſoviel als, wir ſollten trachten, zu Tale zu kommen. So ſetzte ich mir aus den Scherben der Gegend in der inneren Vorſtellung raſch ein einheitliches Bild zuſammen, das von den Karawanken bis zu den Zillertaleralpen reichte. Hernach ſtieg ich befriedigt niederwärts, meine weſentlich beſſere Hälfte unterwegs verſichernd, daß die Ausſicht einfach wunderbar geweſen ſei.

Unterwegs war es sehr heiß geworden, wir suchten in der Mulde der Almmatte eine schattige Stelle zum Rasten. Der Führer öffnete das Tor einer Heuhütte und da drinnen im kühlen duftenden Grase haben wir köstlich geruht. In der Erwägung: „Raum ist in der kleinsten Hütten für zwei Liebste und einen Dritten" wollte ich auch den Führer unters Dach laden, er blieb aber bescheidentlich draußen sitzen und schmauchte ein Pfeiflein, während ich drinnen im Halbschlummer dem Wässerlein lauschte, das an der Hütte vorbeirann, und des Bauers gedachte, der plötzlich mit dem Stecken kommen konnte, um uns aus seinem köstlichen Heu in den schwülen Sonnentag hinauszujagen. Statt des Bauers drohte der Regen, und so mußten wir die heimliche Rast verlassen, um noch vor dem Unwetter zu den Höfen hinabzugelangen. — Wir kamen zu Defreggers Geburtshaus, dem altständigen Ederhof.

Das ist ein alter, stattlicher Bauernhof, der aber in fremden Händen sich befindet. Die Besitzer sind stolz auf den, der ihr Haus so berühmt gemacht hat, sie zeigten uns die Kammer, in welcher Defregger am 30. April 1835 geboren worden ist, sie zeigten Porträts ihrer Kinder, die der Meister ihnen gemalt hatte, und endlich bewirteten sie uns mit Brot und Butter und erzählten des Schönen viel vom alten „Eder Franzel".

Vom Ederhof zu Tale steigend begegnete uns ein Kreuzträger. Ein junger, hübscher Bursche schleppte auf der Achsel ein großes eisernes Kreuz den Berg hinan. Oben in Stronach hatten sie nämlich ein Kirchlein gebaut und so wollte sich der junge Tiroler den Sonntag wählen, um das Turmkreuz hinaufzutragen. Man büßt dabei, meinte er, auf bequemschte Art ein paar dumme Sünden ab, und versäumt dabei kein' Arbeit.

Solche Besteigung des Ederplans war auf dieser

unſerer Tirolerfahrt die einzige Bergpartie, die uns gegönnt geweſen. Um ſo fleißiger fuhren wir talaus und -ein. Nach einem Regentage lag auf den Berghäuptern Neuſchnee. Wir ließen unſern Wirt die Pferde einſpannen und fuhren quer durch das Tal über Eiſenbahn und Drau nach dem Dorfe Lavant, das hart am Fuße der Unholde liegt, im Winter keine Sonne und im Sommer keinen Mond hat. Unter den Unholden verſteht man eine überaus wilde und ſchroffe Felſengruppe, deren Spitzen über dritthalbtauſend Meter hoch ſind; mancher „Kofel“ hat in ſeinen Schründen ewiges Eis. Auf dem Berglein zu Lavant, das wie ein grünes Fußkiſſen der Unholde daliegt, ſtehen zwei Kirchen, eine davon, die vielbeſuchte Wallfahrtskirche, ſteht hart an einem Abgrund. Beim Bau der Kirche ſoll ein Dachdecker in dieſen Abgrund geſtürzt, von der Mutter Gottes aber eigenhändig aufgefangen worden ſein, ſo daß er unverſehrt wieder zu ſeiner Arbeit gehen konnte. Vor nicht allzulanger Zeit, als die Lavanter noch keine Kirchenglocken hatten, ſollen ſie mit einem Horn die Andächtigen zum Gebete gerufen haben. Da kamen ſogar die Leute aus dem fernen Virgentale herab und opferten lebendige Widder. Übrigens ſollen die Lavanter nicht ganz von jener heiteren Gemütsart ſein, wie die ſonnſeitigen Dölſacher; ihr Daſeinskampf in dem Schatten der Unholde iſt auch ein ernſterer.

Dort am Fuße des Rauhkofels habe ich einmal eine Schneelawine liegen geſehen, die mehrere Joch hochſtämmigen Waldes mit ſich geriſſen hatte. Aber es war im ungeheuren Schutthaufen kein einziger Baumſtamm zu ſehen, nur kurz abgeſprengte Blöcke und Splitter, klein zerhacktes Reiſig und unendlichen Nadelbrei. Der Schneeſchutt war ganz grün und ein ſcharfer Fichtennadelgeruch ſtieg auf aus dem Wuſte. So hatte die Wucht den Wald zermalmt, daß nichts von ihm zurück-

geblieben war, als die Farbe und der Geruch. Von einem Harzſammler, den es auch mit herabgenommen hatte, fand man kein Fetzchen und kein Knöchlein, auch nicht, als im Hochſommer die Schneemaſſe geſchmolzen war.

Von einem Waſſerfall des Kreuzkofels kommen bisweilen im Frühjahr rieſige Eiszapfen und Eismäntel herab, die ſich den Winter über an ihm gebildet hatten. Sie zerſchlagen die größten Baumſtämme und bleiben dann manchmal bis zum Auguſt in einer Schlucht liegen. Ein anderes Mal beobachtete ich in dieſem Gebirge folgendes: An einer Hochzinne hatte ſich eine Schneewächte angeſetzt, die ober der ſenkrechten Wand den Überhang bildete, daß es ausſah wie ein ungeheurer Kappenſchild. Dieſer Kappenſchild nun brach plötzlich herab. Er fiel als ein länglicher weißer Körper, zuerſt in wagerechter Stellung, dann neigte ſich das eine Ende tiefer. Der Körper fiel ſcheinbar ſo langſam wie eine leichte Wollflocke. Neben ihm fiel eine ſchwarze Geſtalt von derſelben Größe. Das war der Schatten an der Wand. Endlich kam die Schneewucht herab, fiel auf eine Terraſſe und ſtiebte in tauſend Stücke zerbrochen nach allen Seiten ſcheinbar ſachte und ſanft auseinander. Hierauf ſah man ein paar Augenblicke nichts, bis von der Terraſſe nieder die Trümmer zu fallen begannen, die tiefer unten auf eine zweite Terraſſe fielen, worauf ſie ſich zerſtäubten, als Schneeſtaub am Gewände noch eine Weile niederwirbelten und ſich dann auflöſten. Nach einer Weile, als alles ſchon in Ruhe war, kam erſt der Schall zu mir herab, zuerſt ein ſcharfer Knall, dann ein dumpfer Schlag und endlich ein zweiter Schlag. Es war das Zerſpringen des Überhanges und das zweimalige Aufſchlagen an den Felsvorſprüngen. Noch lange donnerte es nach in den Bergen. — Genug der Erinnerungen.

Nun fuhren wir am Fuß des Hochgebirges den Waldrand entlang bis zum Dorfe Triſtach und hinan zum Triſtachſee, der oben zwiſchen einem bewaldeten Vorbühel und den Wänden des Rauchkofels eingeklemmt liegt. Wenngleich nur eine Stunde von Lienz entfernt, macht die Stelle den Eindruck tiefer und düſterer Einſamkeit, und es ſoll ſelbſt in der „Saiſon“ manchen Tag geben, da der Wirt, der am Seerand eine Schenke gebaut hat, ſich als heiliger Einſiedler fühlt. Weſtlich vom See ragt die „hale Wand“, wo ſich einſt ein Jäger verſtieg, ſo daß er weder nach vorne noch nach rückwärts konnte. Die Leute von unten ſahen ihn in ſeiner Not und brachten das heiligſte Sakrament herbei. Das war ihm gnädig, aber nicht ſo weltlich, wie dem Kaiſer Max auf der Martinswand. Aus dem Kelch ſchwebte die Hoſtie empor durch die Lüfte bis zum Jäger auf hoher Wand, ſie flog zu ſeinem Munde, er genoß ſie in gläubiger Andacht und fiel dann herab in die Tiefe. Wo der Kelch geſtanden, wird heute noch der Eindruck gezeigt, den er auf der Steinplatte hinterließ. Das ſich darin anſammelnde Regenwaſſer trinken die Almer, es ſoll gut ſein gegen den Schwindel.

Am nächſten Tage fuhren wir, durch die Schluchten und über die Matten des Hochpuſtertales faſt 600 Meter anſteigend, auf der Eiſenbahn bis Toblach. Das ſteht ſchon in der Almregion und hat eine leichtere, kühlere Luft, obſchon das nur wenige Stunden entfernte Italien ſeinen ſüdlichen Hauch aus dem Höllenſteintal herausblaſen kann. Im Hotel Rohracher, deſſen Beſitzer ein Sohn des prächtigen „Patriarchen von Lienz“ iſt, kehrten wir ein und iſt uns darin behaglich worden. Der Himmel war ſo blau, die Bergſpitzen des Pfannhorns, des Helms, des Sarnkofels und der Toblacher Kämme waren ſo rein, daß es kein Weilen gab. Um

zwei Uhr mittags fuhren wir davon ins fabelhafte Reich der Tolomiten. — Man hört oft von den Touren nach Schluderbach und ins Ampezzotal, es ist leerer Schall; einer, der's nicht kennt, denkt sich nichts dabei, als einen Schock weißer Berge. — Wie diese Gegenden im Sommersonnenschein gibt es kaum etwas Berückenderes für das bergluſtige Auge. Ich war die ganze Zeit unserer Dolomitenfahrt berauscht, als hätte ich Champagner getrunken.

Die Fahrt ging über Landro, Schluderbach nach Italien zum Misurinasee und von dort um den Monte Cristallo herum über Tre Croci wieder nach Österreich herein bis Cordina, wo wir nächtigten. Am nächsten Tage über die Feliconschlucht und Ospitale nach Schluderbach und Toblach zurück.

Und diese Partie soll nun kurz beschrieben werden. — Die Fahrt von Toblach bis Schluderbach, wo man vor dem Monte Cristallo steht, und die angedeutete Runde um denselben dauert etwa neun Stunden. Wenn man bedenkt, daß sich unterwegs alle zehn Minuten ein neues Landschaftsbild gibt, so ist zu ermessen, wieviel neue Eindrücke man empfängt. Hinter Toblach auf denkbar schönster Straße der lebhaften Rienz entgegen. Es kommt das blaue Auge des Toblachsees mit den Brauen des ihn umgebenden Fichtenwaldes. Rechts der teilweise noch begrünte Sarnkofel, bald über den Vorbergen aufleuchtend der weiße Zackenkamm des Dürrsteins. Links in blauen Schatten die nasse Wand, darüber das Hochgeschroffe des Birkenkofeln. Das sind die auffallendsten dieser Strecke, von den zahllosen Felsgebilden zweiter Güte nicht zu reden. Nach einer Stunde haben wir die Festungswälle von Landro vor uns, in welcher der Österreicher dem Italiener die Faust zeigt. Hoch oben auf dem Beutelstein ist eine zweite Festung, gleichsam schon die gehobene Faust: „Nicht

muckſen, Welſchland!“ Aber es muckſt ja nicht. Hinter der Talfeſtung ſteht das Hotel. Hier heißt es Landro oder Höllenſtein, ſowie das ganze Tal hinaus bis Toblach eigentlich Höllenſteintal zu nennen iſt. Der Punkt iſt von großartigſter Schönheit. Wer ſchlafend hierhergebracht würde und in Landro plötzlich die Augen aufmachte — bei dem möchte ich für den Verſtand fürchten. Nach links hinein zwiſchen den finſteren Rieſen des Riedel und des Monte Bianco die Engſchlucht der ſchwarzen Rienz, die im Hintergrund durch eine hohe karſtige Querbank abgeſchnitten wird. Und hinter dieſer Querbank ragen zwei rechteckige Felsblöcke auf und daneben eine ſcharfe Spitze, ſchier ſymmetriſch wie von Rieſenſteinmetzen gemeißelt, ſie glühen in einem goldigen Rot, als ſei ein Alpenglühen mitverſteinert worden. Dieſe Felskoloſſe, deren höchſter Gipfel faſt 3000 Meter zählt, ſind die berühmten drei Zinnen, in ihrer Art ein einziges Gebilde der Alpenwelt. — Das iſt in Landro das eine. Gerade vor uns, ſo daß das Engtal gerade drauf ſtößt, erheben ſich wuchtig und wüſt die Zacken des Monte Criſtallo. Sein zwiſchen ſchründigen Wänden tief in den Keſſel herabliegender Gletſcher iſt uns zugewendet. Die bewaldeten Hänge der Vorberge und die lichten Wände dieſer Hochfelſen, die am Nachmittage duftig blauen, ſind von packendſter Wirkung. Der Monte Criſtallo iſt auch geziemend eitel auf ſeine Schönheit und hat einen Taſchenſpiegel. In dem Dürrenſee, an welchem unſere Straße nun vorbeiführt, ſpiegelt ſich der vielköpfige weiße Rieſe mit einer Klarheit, daß man kaum weiß, ſteht der Berg über der Seelinie aufwärts oder unter ihr abwärts. — In Landro ſteht an der Straße eine Kapelle. Vor derſelben hielten wir ein wenig Umſchau über die Weitläufigkeiten des Hotels und beobachteten die reſche Wirtin, die wie ein General das große Hausweſen leitete, das Perſonal komman-

dierte und noch Zeit fand, mit den zahlreichen anwesenden Fremden zu plaudern und die beständig heranfahrenden Wagen zu begrüßen. Sie war Wirt und Wirtin in einer Person, an ihren Fingern, an ihren Augen gleichsam hingen die Schnürchen, durch die sie die Wirtschaft scheinbar spielend leitete. Man konnte sie um ihre Tatkraft und Würde beneiden.

In Schluderbach zweigt sich das Tal. Die Reichsstraße — stets glatt wie der Bürgersteig einer modernen Stadt — führt am Monte Cristallo rechterhand in die Gründe, über denen die hohe Geisel mit der roten Wand und der Monte Casale herüberragen. Links am Kristallberge führt eine minder vollendete, immerhin aber noch gute Straße über ein mit Bäumen bewachsenes Schutttal, auf das die Zinnen des 3231 Meter hohen Bergstockes niedergehen. Diesen Weg schlagen wir ein, nachdem wir für den halben Tag einen italienischen Reisepaß gelöst hatten. Der Weg führt uns wenige Minuten hinter Schluderbach an der italienischen Grenzsäule vorbei, sachte den bewaldeten Sockel des Monte Bianco hinan, und über eine Almhöhe hinaus ins Hochtal zum Moosrainsee, oder wie die Italiener dies ihr Eigentum benennen, zum Misurinasee. Der See ist umgeben von hügeligem, sonnigem Almboden, auf dem weiß- und braunscheckige Rinder weiden. Hie und da stehen verkümmerte Fichtenbäume mit grauen Bärten. Aber dort drüben erheben sich die weißen Wände des Geisterberges Monte Cadin. Im Hintergrunde des Sees senkt sich ein tiefes, langes Tal den fernen Gärten Italiens zu und gegenüber steht gewaltig und langgestreckt der blauende Hochgebirgszug des Marmarole. Ein ganz neues, ungeahntes Bild, bereits in der Farbenstimmung des sonnigen Südens. — Wer hier an diesem See vergäße, sich umzuwenden, der würde das Wunderbarste nicht gesehen haben. Das Gesicht nach Norden gewendet,

erblicken wir hinter den ſteinigen Höhen ein ungeheueres, rötliches Gebäude aufragen. Es iſt eine Art Pyramide, mit wagerechten weißen Linien durchzogen, die ſich wie Terraſſen ſpielen. In Bilderbibeln findet man den babyloniſchen Turm ähnlich abgebildet. Dieſe Erſcheinung iſt ganz anders, als alles Umliegende, ſie iſt exotiſch, ſie iſt zauberhaft. Ein Maler dürfte ſeine ideale Landſchaft ſo nicht malen, ohne in den Geruch unnatürlicher Effekthaſcherei zu kommen. Die Natur darf ſich dergleichen ſchon eher geſtatten. Wir haben in dieſem Bilde wieder die drei Zinnen vor uns mit ihrem ewigen Alpenglühen.

In der Oſteria am See haben wir natürlich italieniſchen Wein getrunken und dabei neapolitaniſchen Volksſängern zugehört, die mit ihrem heißen Sang und weichen Lautenklang unſere augenblicklich italiſche Stimmung bis zum Entzücken ſteigerten. An der ſüdlichen Seite des Miſurinaſees wurde zurzeit ein großes Hotel gebaut, aber dort wird das internationale charakterloſe Getue ſein, während wir in der alten Oſteria noch echtes Italien fanden.

Von dem 1800 Meter hoch liegenden Miſurinaſee abwärts wird unſer Weg zu einer Waldſtraße, die am breiten Sockel des Monte Criſtallo hinführt, links ſtets die Abhänge und den Ausblick durch die ferne Felsſcharte ins Auronzotal, aus dem uns ſchon der warme orangegelbe Himmel des Südens heraufgrüßt. Doch kaum beginnt unſere Phantaſie noch recht zu nagen an den heſperiſchen Früchten, da ſind wir ſchon wieder in Tirol, und zwar dort, wo die Leute zwiſchen zwei Sprachen auf dem Kauderwelch ſitzen. Das ändert aber nichts an der landſchaftlichen Pracht. Der Weg hat ſich weſtlich und dann etwas nördlich gewendet und iſt angeſtiegen zu einem Bergjoche, das zwiſchen den beiden Felsrieſen des Kriſtallberges und des Sorapiß liegt.

Hier ſteht ein großes italieniſches Wirtshaus und über dem Paß blaut die Tofana und anderes Hochgebirge herüber, und fern, fern von Weſten her ſchimmert das blendende Gletſcherſchild der Königin der Dolomiten, der erhabenen Marmolata. Ihre Höhe mißt über 3400 Meter. — Vor uns liegt das fremdvolkliche Ampezzanotal mit Cordina. Seine tiefen Gründe dämmern in den abendlichen Schatten, ſeine Berghäupter glimmern in blaſſen Lichtern, und das Gewände des Monte Criſtallo, der uns hier ſeine ſüdliche Seite zuwendet, loht in roſenroter Glut, wie eine verſteinerte Opferflamme dem, der dieſe wundervolle Welt in ſeinen Händen trägt. — Auf der Höhe unſeres Weges neben dem Hoſpiz ſtehen drei hölzerne Kreuze, weshalb dieſer Punkt unter dem Namen Tre Croci bekannt iſt.

Als wir den ziemlich ſteilen Weg niederwärts fuhren in das Tal Ampezzo, in früherer Zeit genannt „die Heide", grüßte uns vom hohen Campanile zu Cordina die Aveglocke entgegen. Über der lanzenſcharfen Spitze des Antelao ſtieg der Vollmond auf und im Alpentale träumte die Sommernacht in ihrem Silberſchimmer, ewig beſungen von dem Rieſeln und Rauſchen der Bergwäſſer. —

Am nächſten Morgen, als wir aus dem „fremdvolklichen" Hotel zu Cordina ganz unverſehrt hervorgingen, ſahen wir im hellen Sonnenſchein die Schönheit dieſes Tales. Der Ort, eine Touriſtenſtation, die in der ganzen touriſtiſchen Welt das höchſte Anſehen genießt, liegt mit ſeinen großen, vielfenſterigen Gebäuden und ſeinem ſchönen Kirchturme, dem Stolze der Einwohner, gar ſtattlich da. Er liegt auf den Schutthügeln der niedergebrochenen Bergmaſſen, die weit um ihre grünenden Almen breiten. Aber geheuer, ſagen die Geologen, ſei es nicht. Vom zackigen Criſtallo, vom klüftigen Sorapiß, von der hängenden Tofana herab

würden Nachſchübe kommen und dieſes neue Cordina gerade ſo begraben, wie ſie das alte begraben hatten. Dieſe Möglichkeit raubt den heiteren Cordinenſern nicht einen Augenblick ihres Frohſinns. Die hohen weißen Berge ſind ja ihre Freunde, ſie leben doch von dieſen Magneten, die ihnen Fremde heranziehen aus aller Welt. Wie wäre es denkbar, daß ſie einmal durch dieſe Berge ſollten ſterben müſſen? Wie wäre es denn überhaupt noch ſicher im Gebirge? Alle Felſen werden einmal brechen, alle Gipfel ſtürzen. Geht es auch ſachte, nach tauſend Jahren wird keines unſerer Alpentäler wieder in ſeiner heutigen Geſtalt zu erkennen ſein.

Am Vormittag — als unſere Augen ſchier zitternd geworden waren in dem grellen ſüdlichen Lichte, das ſo ſcharf herabgeworfen wird von den Kalkwänden in das waldloſe Tal — begannen wir die Rückfahrt. Im Wagen waren uns der Inſaſſen drei geworden. Am Tage zuvor hatten wir oben beim Miſurinaſee ein Studentlein aufgegriffen. Es war aus der ſteiriſchen Stadt Cilli, hatte eine Reiſe durchs große deutſche Vaterland gemacht, hatte auf der Heimreiſe den touriſtiſchen Abſtecher ins Ampezzo getan und nun auf den Almen die verknorrten Fichtenbäume und die verwitterten Steinblöcke um ihr — Moos beneidet. Dieſer Burſche war unſer Reiſegenoſſe geworden und ergötzte uns durch ſeine jungfriſche, heitere Seele. Es hörten ſich ſeine Erzählungen gut an, wie er in der Fremde, und er hatte ſchon ein gut Stück davon geſehen, ſich überall zu helfen gewußt und auch in bedenklichen Lagen ſeinen Humor nie verloren.

In der glücklichſten Stimmung rollten wir auf der tiſchplatten Reichsſtraße dahin, der Boita entgegen, nordwärts. Die Landſchaft iſt auch hier unerſchöpflich an mannigfaltiger Schönheit. Zur Rechten immer der gliederreiche Stock des Monte Criſtallo, links die karſtigen Hänge der Tofana und weiterhin die weißen klobigen

Massen des Monte Bianco, des Monte Casale, der Lavarella, und wie sie alle heißen mögen, die sich in den westlichen Seitentälern hervorschieben. Kein Berg ist wie der andere, jeder hat seine besondere bizarre Form, und es gehört keine große Phantasie dazu, um in den Felsgestalten allerlei Tier- und Menschenbilder zu finden. Das Tal ist eng geworden, die Straße zieht stellenweise durch Wald, stellenweise im Bergschatten; sie setzt auf hoher Brücke über die grauenhafte Spalte der Feliconschlucht, in deren dunkler Tiefe das gischtende Wasser sich vielfach unter den kupferbraunen Felsüberhängen versteckt. Vor einiger Zeit — so erzählte unser Kutscher — soll ein am Rande blumenpflückender Hirtenknabe in den Abgrund gestürzt sein. Stückweise hatte ihn das Wasser hinausgeschwemmt auf die Sandbänke der Boita. — Hier kann man eine Abkürzung der Straße auf einem Fußsteige machen und auf solchen Seitenwegen im Gebirge, nach der Leute sagen, den „wilden Pfarrer" predigen hören. In den Riffen pfeift der Wind, durch die Spalten brüllt er wie ein tiefgestimmtes Nebelhorn, von den Wänden rieseln unter sickerndem Wasser Steine nieder auf die breiten Schutthalden, manchmal rollt ein grauer Felsblock talwärts und reißt eine ganze Schuttlawine mit sich donnernd in den Abgrund. Das ist die Predigt des wilden Pfarrers. Den gewaltigen Bergen, die für die Ewigkeit gegründet zu sein scheinen, der wilde Pfarrer predigt ihnen Vergänglichkeit. —

Wir kommen zur Wasserscheide zwischen dem Piavegebiet und der Rienz und bald hernach zum ältesten Einkehrhause der Gegend, dem gegen 1500 Meter hoch gelegenen Ospitale. Im dreizehnten Jahrhundert, wie mag's damals hier ausgesehen haben! Die Wildnis war allerdings kaum größer, aber der Menschen waren sicherlich weniger. Am Saumweg für italische Kauffahrer, die vor der Reise das Testament machten und das Sa-

krament nahmen, ist dieses Hospiz gegründet worden. Wir kehrten auf ein gutes Glas Italienerwein zu und nahmen dann fröhlich Abschied vom welschen Boden. Über uns zur Linken steht wieder das rote Gewände der hohen Gaisel, deren gezackte Zinnen scheinbar dünn wie ein Brett ins Firmament ragen. Durch ein viereckiges Loch, so groß, daß eine tirolische Dorfkirche drin stehen könnte, guckt der Himmel herab. Überall kommen vom Gewände mächtige Schuttrunsen nieder, die sich im Tale verflachen und sich zwischen den Zwergfichten und Knieholzbeständen verlieren. Wir sahen das knochenblasse Felsen- und Trümmerrinnsal starr und trocken liegen. Uns zur Rechten immer noch das abenteuerliche Gewände der Cristallogruppe, die wir nun rund umgangen haben. Denn wir sind wieder in Schluderbach. — Müde des Felsentanzes, der uns nun schon am zweiten Tag wild umreigte — ließen wir die Rößlein talwärts traben.

In Landro, wo wir gestern an der Kapelle standen um dem Walten der Hotelwirtin zuzusehen, gab es etwas Neues. In der offenen Kapelle, von Lichtern umgeben, stand ein Sarg. Wer ist es? Die gestern von uns bewunderte Wirtin von Landro ist es, die am Abend zuvor vom Schlage getroffen plötzlich hingesunken war. — Mit diesem Memento mori hatte unsere Partie ins Ampezzotal den Abschluß gefunden.

Am späten Mittag in Toblach angekommen, sahen wir erst, wie schön das Pustertal ist. Dieses breite Hochtal mit seinen stattlichen Ortschaften, seinen sanften mit Bauernhöfen besetzten Berglehnen, mit seinen grünen Almkuppen. Das ist das Schönheitsgeheimnis von Toblach — die wilde Größe des weißen Felsengebirges und die ruhigern Idylle der grünen Almlandschaft. Der Kontrast tut's, eines allein wäre nie so schön, und ein dritter Tag in den Dolomiten hätte mich vielleicht schon müde gemacht. Je stärker der Effekt, je rascher stumpft

er ab, je eher wird er langweilig. Wir waren ordentlich froh, den die Sinne fast gewaltsam aufstachelnden Felsgestalten entkommen zu sein. Im heimlichen Zimmer des Hotels Rohracher streckte ich mich hin und schloß das Auge. Aber da waren sie wieder, die fabelhaften Türme und Zacken; ich ging doch lieber ans Fenster und blickte ins ruhige grüne Tal hinaus. — Unser junger Reisegenosse hatte wohl diese neuen Eindrücke zu seinen übrigen in den Ranzen getan und war heimwärts geeilt nach Cilli, der deutschen Stadt in windischen Landen.

Wir sind am nächsten Tage auf der Eisenbahn nach Brunneck gefahren, der malerisch gelegenen Stadt an der Ausmündung des Tauferertales. Mit dem Gasthause Niederbachers — nächst dem Bahnhof — hatten wir es auch hier wieder getroffen. Im Zimmer, wo einige Zeit früher König Milan von Serbien geruht, haben auch wir königlich geschlafen, nachdem uns abends zuvor die kluge Wirtin mit prächtigen Erzählungen ergötzt.

In Brunneck machten wir einen Ausflug nach dem flach am Fuße des Kronplatzberges gelegenen Reischach und auf den Waldhügel zur Kaiserwarte. Der Rundblick von dieser hohen Warte in die Umgebung von Brunneck wäre einer Tagreise wert, wir bedurften für diese Partie eine gute Stunde. Das weite Tal mit den Geländen der stürzenden Rienz, mit dem Einblick gegen Taufers und seinen Gletscherhintergrund, die Hochebenen der Vorberge mit den zahlreichen Dörfern und Kirchen, die Schroffen des Ruthners und des Hochgall, das sind die ersichtlichsten Merkmale dieser Gegend, in deren Mittelpunkte, am Fuß eines langgezogenen waldigen Hügels, die alte Stadt so friedlich daliegt. Die wilde Hochgebirgsnatur winkt nur von ferne herab auf dieses wohnliche Tal. Am Waldhügel bei Brun-

neck fanden wir eine jener abscheulichen Vogelfangstellen, die ein so ungutes Licht auf die Bewohner Südtirols werfen. Durch einen bereits gefangenen Vogel werden vorüberfliegende Zugvogelkarawanen ins Netz gelockt und ermordet. In Brunneck soll dieses niederträchtige Treiben vor einiger Zeit verboten worden sein. Die Fanghütte steht in ihrem Walddickichte da, wie ein verfronter, griesgrämiger und noch immer boshaft schielender Bösewicht. —

Von den vielen Kirchen, die wir diesmal in Tirol besichtigt, ist die Pfarrkirche von Brunneck die schönste und vornehmste. Sie hat mehr als eine halbe Million Gulden gekostet und ist der Stolz der Brunnecker. Der breite Rundbogenbau, scheinbar von schönen Marmorsäulen getragen, die reichen Schnitzwerke, die kunstständigen Bilder, die Glasmalereien, die Gitter und Betstühle — alles zeigt von dem achtenswerten Geschmacke der Gemeinde, mindestens von ihrer klugen Nachgiebigkeit gegenüber dem Künstler. Auch hier, wie in vielen andern Kirchen des Landes, war man zur Zeit unseres Besuches damit beschäftigt zu scheuern, abzustauben, überall zu reinigen und alles in gute Ordnung zu stellen. So fleißig pflegen die steirischen Küster nicht zu sein, wie überhaupt der Sinn für die Schönheit und Würde des Gotteshauses kaum irgendwo so entwickelt ist wie bei den ästhetisch veranlagten Tirolern.

Die Kruzifixe der zahlreichen Wegsäulen sind übrigens auch in Tirol nur für Strenggläubige berechnet. Die Kinder der Welt müssen sich zusammennehmen, um den von solchen Bildnissen, wie wir sie am nächsten Tage im Tauferertale sahen, herausgeforderten Spott notdürftig zu unterdrücken. Was die Kruzifixe anbelangt, fiel mir in manchen Kirchen Tirols ein Baumstamm auf, der mitten in der Kirche aus dem steinernen Fußboden hervorgewachsen ist. Der obere Teil des Stammes

iſt zu einem Kreuze geformt, an dem ein lebensgroßer Chriſtus hängt. Ich mag es nicht gerne glauben, was mir ein Bauer im Ahrental ſagte, nämlich, daß ſolche Baumſtämme noch aus der Zeit vor Erbauung der Kirche ſtammten, wo ſie ſchon an der nämlichen Stelle geſtanden wären und ein Bildnis getragen hätten. Die Kirche wäre einfach darüber gebaut worden. Daß ſolche Kreuzſäulen in den Kirchen manchmal noch mit einem Bretterdache verſehen ſind, möchte allerdings für dieſe Auslegung ſtimmen.

Die Fahrt in das Tauferertal, dem grauen Gletſcherfluſſe die Ahren entgegen, bot wieder Genüſſe anderer Art, als die in den Dolomiten. Die Berge ſind weit einförmiger, aber maſſiger, hoch hinauf mit Bauernhäuſern beſtanden, noch höher hinauf Wald und Almen und erſt das Haupt gekrönt mit den braunen Felſenzacken der Tauern. Deutſche Berge, deutſche Menſchen. Die Schönheit iſt nicht mehr ſo heftig, um nicht zu ſagen rückſichtslos, ſie wirkt weniger durch wunderſame Formen, als durch monumentale Kraft. Die Dolomiten ſind verwitternde verfallende Berge, die Tauern ſtehen noch feſtgebaut in ihren grünen Mänteln trotz der ewig nagenden Wäſſer in den Runſen.

Im Puſtertale von Toblach weſtwärts, hatte ich an den Häuſern die Tiroler Bauart der flachen ſteinbeſchwerten Schindeldächer vermißt, im Tauferertal trat ſie um ſo auffallender hervor; überaus maleriſche Höfe und Hütten, hoch oben ſtehend an den ſchwindelndſteilen Hängen, ſo daß von denſelben ein Kirch- oder Geſchäftsgang ins Tal und wieder zurück nicht weniger bedeutet, als eine Tagreiſe. Dann ſind die Tiroler Bauernwege viel ſteiler und wilder als unſere meiſten Touriſtenſteige in Steiermark, die abſichtlich verlaſſen werden müſſen, um eine renommiſtiſche Gefahr zu erreichen oder gar einen Abſturz möglich zu machen. Wenn die Tiroler

Bäuerin da oben ſich vom Hauſe entfernt, ſo pflegt ſie derweil ihre Kinder in die Hühnerſteige zu ſperren, damit ſie nicht abpurzeln können. Nach zwei Stunden langer Wagenfahrt zwiſchen hohen Bergen waren wir in Taufers vor der hochragenden Ruine, die das vordere Tal abſchließt und das hintere, das Ahrental, eröffnet. Hier hätte eine Fußpartie in das großartige Reintal gemacht werden müſſen, welches nach rechts aufſteigt ins Hochtal von Sankt Wolfgang und zu den Gletſchern des Hochgall. Es hätten die Waſſerfälle des Reinbaches, die den Krimmlerfällen kaum etwas nachgeben ſollen, beſucht werden müſſen — allein ich litt in dieſen Tagen beſonders heftig an Atemnot, ſo daß es damit genug ſein mußte, was vom Wagen aus das fleißige Auge zu ernten vermochte. Und das war auch nicht wenig.

Es wird wohl nicht viele Bilder in unſeren Alpen geben, die an landſchaftlicher Größe das übertreffen, ſo hinter der Ruine Taufers ſich unſeren Augen auftat. Die wuchtig und weiß wie eine unendliche Schneelawine uns entgegenbrandende Ahren war der richtige Vordergrund. Man glaubt, es bebten die Berglehnen vor dem Brauſen dieſes Waſſers. — Nun öffnet ſich der grüne Halbkeſſel von Luttach und nun ſtehen ſie da. Der Reihe nach ſtehen ſie da, blauend von unten, leuchtend von oben, die Gletſcher der Zillertaleralpen. Durch felſige Vorberge unſerem Auge unterbrochen, ziehen ſich die Eisfelder ſtundenweit hin, nach rechts bis zur 3150 Meter hohen Napfſpitze, nach links bis zum 3500 Meter hohen Hochfeiler, dem Herrn und Gebieter dieſer Fernerwelt. In glatten Kuppen und riſſigen Mulden, hier glasblau ſchimmernd, dort ſchneeweiß leuchtend, ſo liegen ſie ihre Ewigkeiten da oben ab, ſo ewig ſtürzen aus ihren Höhlungen die weißen Waſſer zu Tale und ebenſo ewig wächſt das Eis nach und

greift weiter und weiter herab über die Kare gegen die grünen Almen. Bei Luttach ist der schönste Punkt des Ahrentales, hier werden Unternehmer Hütten bauen! Doch das Eis oben lauert auf die Menschenansiedlungen unten und sagt: Weg mit euch, das ist mein Reich. Aus dem Spätsommer 1878 erzählen die Hirten, daß vom Pustertal her und vom Hochfeiler ein warmer Wind gekommen sei, wie aus dem Ofen so warm; das Vieh wollte nicht aus den Ställen, wollte nicht fressen, die Pferde bekamen den Lungendampf. Das warme „Jaucken" dauerte fort, da hub das Eis an zu krachen, zu springen, zu fahren. Ins Tal kam es nicht, aber an der Rothbachschlucht gingen unter sintflutartigen Regenströmen Bergstürze nieder mit mehreren Bauernhöfen, und verschütteten das ganze breite Tal viele Meter hoch. Die Ahren staute sich, es entstand ein See, der Fluren und Häuser unter Wasser setzte und nach wenigen Stunden bis zum Dorfe Sankt Martin hinaufreichte. Dieser Ort stand wie ein klein Venedig im neuen See, in der Kirche reichte das Wasser bis zur Kanzel; von außen ist dieselbe Höhe jetzt noch am Turme markiert. Die Kupferschmelze Arzbach mitsamt den Arbeiterhäusern und der Kapelle wurde verschüttet. Die Ahren hatte dann freilich den Wall durchbrochen, die Gegend von Luttach gänzlich verheerend. Der durch den Bergsturz entstandene See aber ist bis heute noch nicht ganz abgelaufen, und von den verschütteten Häusern und Werken ragen aus dem Platz zwischen Struppwerk einige Schornsteine hervor.

Solche Katastrophen ereignen sich in Alpentälern, die für den Touristen gar so schön sind. Das ewige Drohen der Gewalten trägt gewiß zur erhabenen Stimmung bei, die uns in den Bergwildnissen schauernd durchweht. Die armen Bewohner solcher Gegenden jedoch sehen keine Schönheit, sehen nur Mühsal und Gefahr. Keinen Tag

ſind ſie ſicher vor ihren Wäſſern und vor ihren Bergen. Iſt es Schwäche, iſt es Heldenhaftigkeit, einer ſolchen Heimat treu zu bleiben?

Wir fuhren an dem noch verſumpften Sankt Martin, an dem noch blühenden Sankt Johann vorbei bis Steinhaus, wo von der großen Kupferbergwerkſchaft, das dort jahrhundertelang Segen geſtiftet, nur mehr ein Herrenhaus, das Kirchlein und das Wirtshaus übriggeblieben iſt. Dieſes Wirtshaus iſt eine Touriſtenherberge geworden, in der wir einkehrten. Im Herrenhauſe wohnte zurzeit Graf Enzenberg, der Beſitzer dieſer Kupferwerke. Er hat zum ewigen Gedächtniſſe auf die Wand des Hauſes den folgenden Spruch ſetzen laſſen:

„1470.

Vierhundert Jahr hat das Bergwerk geblüht.
Viel Menſchen haben ſich darum bemüht,
Die einen mit Fleiß und kräftiger Hand,
Die andern mit Wiſſen und ſcharfem Verſtand.
Das Kupfer das beſte geweſen iſt
Vom Uralgebirge bis zur ſpaniſchen Küſt'!
Hat ins Tal gebracht gar reichen Segen,
Verkehr iſt geweſen mit Schlitten und Wägen.
Da kam von Amerika Kupfer zu viel,
Sie gewannen es dort mit leichtem Spiel,
Das hat uns zu Grund' gericht' in kurzer Zeit,
Mir tut's um Menſchen und Bergwerk leid.

1894."

So greift durch mancherlei Urſachen in dieſem Tale die Verarmung und Verödung um ſich. Während oben bei den ſtarren Fernern die Touriſten Hütte um Hütte bauen, verfällt im grünen Talgrund Haus um Haus.

Das Ahrental zieht ſich hinter Steinhaus noch weit hinein, abgeſchloſſen wird es von dem grauen Gewände der Krimmlertauern und von den Hochgletſchern der Venedigergruppe. Zur Stunde unſerer Ankunft ging ein Gewitterregen nieder, der die Nebel, die am Vormittage an den Bergen umhergekrochen waren, auflöſte,

ſo daß nach dem Gewitter, vom Tauernwinde ausgefegt, alle Wände rein, alle Spitzen klar waren und die Eisfelder in der Sonne glänzten. Wir ſind noch an demſelben Tage mit dem Wagen nach Brunneck und von da auf der Eiſenbahn nach Tölſach gefahren in unſer Standquartier.

Am nächſten Morgen bei Sonnenſchein eine Fahrt ins Iſeltal nach Windiſch-Matrei. Aus den lachenden Gefilden von Lienz wieder in die Schatten der Tauernwelt. Das erſte Stück dieſes Tales ähnelt dem Tauferertal, nur iſt die Iſel noch ſtattlicher als die Ahren. In Aineth kehrten wir beim Eggerwirte zu. Dieſes alte Haus iſt die Burg eines Helden. Zur Zeit der Befreiungskriege war Johann Oblaſſer Wirt auf dieſem Hauſe, er war Führer der Iſeltaler Bauern und lieferte den Franzoſen im Tale eine Schlacht, ſo daß ſie bis Lienz zurückweichen mußten. Durch Verrat wurde Oblaſſer gefangen, am 29. Dezember 1809 erſchoſſen und zum „abſchreckenden Beiſpiel“ vor ſeinem Hauſe aufgehängt. Noch heute zeigt ein Kreuzbild die Stelle, wo die Leiche drei Tage lang an einem Baum gehangen hatte. So weiſt manches Tal in Tirol ſeinen Andreas Hofer auf. In der Laube des Wirtshauſes erzählt eine Tafel von Johann Oblaſſer und drei anderen Männern, die wie er in dieſem Tal den Heldentod erlitten haben.

Zur Zeit unſeres Weilens herrſchte in dem Hauſe eine gemütlichere Stimmung. Die Wirtin buk Krapfen, echte, große, ſcheibenförmige, höchſtaufregende Tiroler Bauernkrapfen, wovon ſie mir bei der Rückfahrt ein paar herrlich gebaute Exemplare zum Geſchenk machte, „aufs Wiederkommen“. Ich werde mir's nicht zweimal ſagen laſſen, Frau Wirtin! Und zum Traurigſein iſt trotz der tragiſchen Ereigniſſe kein Grund vorhanden. Auf Schollen, wo Märtyrer für das Vaterland geblutet

haben, muß man jauchzen! Und Krapfen essen, daß man auch so stark wird!

Links oben haben wir die Bergspitze, genannt das „Böse Weibele". „Da ist einmal," so erzählte mir darüber ein Hirte von Ranach, „ein böses Weibele gewest, und das hat ihren Mann halt alleweil getratzt und gepeinigt, wie die Juden einen Kreuz-Christi. Und so oft sie ihm was Schlimmes hat antun mögen, hat sie's fleißig getan. Da ist der Mann einmal arg krank worden und halt auch ein Eichtel ungeduldig gewest, und wie das Weibele sieht, daß er sich selber nit helfen kann, hat sie gesagt: Jetzt ischt's mir schon butteneins, bei dir halt' ich's nimmer aus, du schlechte Haut, lieber will ich auf den hohen Berg hinauf und versterben. Und ischt fortgegangen just in der heiligen Christnacht und auf den Berg, aber nit willens oben zu bleiben, halt nur, um den kranken Mann recht jammerlich zu machen nach ihr. Und jetzt, wie sie oben ischt in der heiligen Nacht, kommt ein grünes Mannele daher mit einer krummen roten Feder auf dem Hüttle, ischt's der bös Hölltenfel gewest und ischt was Schreckbares geschehen."

„Hat er sie geholt?" war meine Frage.

„Das ischt's ja!" antwortete der Hirt, „nit hat er sie geholt. Ängstig ischt ihm worden, davongelaufen ischt er vor ihr und nimmer auf den Berg gekommen, der bis zum heutigen Tag das böse Weibele heißt." — So der Schalk.

Wir kamen auf unserer Fahrt zur rostbraunen, zerfressenen Ruine Kienburg; diese dürfte auch eher spurlos vom Erdboden verschwinden, als ihr letzter Burgherr aus dem Fegefeuer erlöst wird. Was er angestellt hat, das weiß ich nicht, muß wohl etwas recht Arges gewesen sein. Auf der Ruine soll erst eine Fichte wachsen, aus deren Bretter eine Wiege gezimmert werden muß.

Das erste Kind dieser Wiege soll ein Knabe sein und Geistlicher werden, und der kann bei seiner ersten Messe den Schloßherrn erlösen. — Der Fichten stehen schon viele auf dem Mauerwerk, ist denn kein Iseltaler Bauer so findig, das Übrige zu besorgen? Vielleicht wäre der erlöste Kienburger freigebig mit einem vergrabenen Schatz. Zu brauchen hätten ihn die braven Iseltaler Leute mehr als je.

Bei Peischlach steigt zur Rechten das Kalsertal auf. Wir gingen nach dem Rate einer Wegtafel zur Linken an die bewaldete Berglehne, etwa zehn Minuten lang. Dort vom Hange aus zwischen Baumstämmen hindurch sieht man hinter dem schluchtähnlichen Kalsertale die Gletscher des Großglockners mit samt seiner Spitze aufragen. Wir sahen dort drinnen eine blaßblaue Winterlandschaft dämmern, die Spitzen waren in Nebel.

Dann fuhren wir weiter die Isel entlang. Aus einer Schlucht zur Linken kommt ein großer Bach herab vom Defereggental, zu dem eine Straße ansteigt. Ein langes, großartiges Gebirgstal, das ebenfalls mit Gletschern abschließt — von unserer Straße aus ergibt sich kein Einblick. Zwei Weibsleute begegneten uns, die aus dem Defereggentale kamen. Auffielen an ihnen die napfartigen Filzhütlein mit den schmalen aufgeringelten Krempen. Die eine hat um den Hut eine grüne Schnur gewunden, die andere eine rote. Und das ist das Bekenntnis. Die mit der grünen Schnur hat schon einen Mann, die mit der roten ist noch Jungfrau. Ein boshafter Wegmacher deutelte: Bei uns schwört man allweil nur auf die grüne Schnur. — Von der Ortschaft Huben an wird das Iseltal sehr enge, das Wasser sehr wild, an beiden Berghängen steigt der Klausenwald an. Diese Gegend, sagen die Leute, war schon neunmal Wald und neunmal Feld

gewesen. In wenigen Worten ein gutes Bild von dem Wechsel zwischen Wildnis und Kultur des Landes und der Menschen. Daß sich hier im Hochgebirge die Kultur freilich nie lange behaupten kann, davon gingen wir an diesem Tage einem Beispiele entgegen.

Nachdem wir von Dölsach her an fünf Stunden gefahren, lichtete sich das Tal. In einem weiten baumarmen Kessel stehen die hohen Berge da, die uns schon längst über den Waldschluchten entgegengeblaut hatten. Es sind Kegel, kahl bis herab zur Talsohle und mit Felszacken gekrönt. Auf den grünen Anhöhen des Tales schmucke Bauernhäuser. Links hinein das lichte Virgental, aus dessen Hintergrunde ganz herrlich die weiten Eisfelder des Totenkar's der Rödtspitze, der Dreiherrenspitze und anderer Häupter der Venedigergruppe glänzen. Wir befinden uns zwischen den zwei höchsten Erhebungen der Tauern, zwischen den Eiswelten des Glockners und des Venedigers. — Windisch-Matrei! Dort am östlichen Berghange liegt es im Sonnenschein. Kein Baum und kein Strauch und kein Dach beschattet den menschenleeren Ort, die Sonne scheint ihm in alle Stuben und Kammern. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen . . . .“

Mein Lebtag habe ich eine so große und wüste Brandstätte nicht gesehen, als diesen am 10. Mai 1897 abgebrannten Marktflecken. Am nördlichen Ende, im Brauhause hatte sich das Feuer zur Mittagszeit erhoben, nach zwei Stunden war der stattliche Ort ein rauchender Schutthaufen; von hundert Häusern waren nur vierzehn Baulichkeiten am oberen Rande nächst der Kirche stehengeblieben. Von der Wucht des Nordwindes, der über alles das Feuer warf, kann man sich einen Begriff machen, wenn man der Erzählung des Bezirkshauptmanns von Lienz lauscht. Als dieser mit der Lienzer Feuerwehr hinein gegen das brennende

Matrei fuhr, fiel im Klausenwald, 1½ Stunden von der Brandstätte entfernt, aus den Lüften der brennende Leinwandfetzen eines Heiligenbildes nieder zu seinen Füßen. Ehe es der Wind noch weiter wirbelte, erfaßte er mit dem Stocke das Bild, welches aus dem Rahmen geflogen hier verbrannte. Das war der erste Gruß, den ihm das unglückliche Matrei entgegensandte. —

Mitten im Ruinenmeere, an einem einzigen Hause, das nicht ganz verbrannt war, hatten sie ein hölzernes Gelaß angebaut und so ein Touristenwirtshaus hergestellt. Sonst überall wüst und öde: nur wenige Leute arbeiteten verdrossen an ihren Brandstätten herum, krauten verbogene Eisenteile aus dem Schutt hervor oder suchten durch Einbretterung sich nötigen Unterschlupf zu schaffen. Doch hörte ich — zufällig an einer Fensterhöhle vorbeischreitend — aus dem Innern eines Mauerwerks auch etwas Erfreuliches. Ich hörte flüstern und schäkern, über dem Rande sah ich ein blondlockiges Haupt und den glattgeteilten Scheitel eines schwarzen Mädchenkopfes. Bursche und Dirndel, was anderes denke ich nicht. Sie machten nicht viele Worte. „Magst mi?" — „Das ischt gewiß!" — „Nimmst mi?" — „Das ischt gewiß!" — „Da hast mi." — Eilig huschte ich davon in der Zuversicht, daß Matrei wieder auferstehen wird. Das Unglück war riesig, aber das Land wetteiferte, dem Orte aufzuhelfen. — Windisch-Matrei hat noch einen größeren Feind als das Feuer. Vom östlichen Berge, an dem es lehnt, vom Sanskofel, aus hoher Schlucht kommt ein Wasser herab. Es läuft jetzt allerdings sorgfältig eingerinnt, gleichsam auf der Schneide eines hohen Schuttwalls, zu dessen beiden Seiten tief gebettet der Ort liegt. Dieser Wall trennt Matrei in zwei Hälften, man sieht von der einen keinen Schornstein der andern, so hoch ragt die Muhre. Man kann sich eine Menschenansiede-

lung im Gebirge kaum ärger gefährdet denken. Bei Schneeschmelze oder Regenwetter ein Lahnengang oben im Gebirge, und Windisch-Matrei ist begraben mit samt seinen Einwohnern. — Vielleicht wollte durch den Brand ein gütiges Geschick eine solche Katastrophe verhindern. Der Ort muß sich besser siedeln und sichern.

Mit diesem hoffenden Aufblicke verließen wir nach dreistündigem Aufenthalte das großartige Alpental, in welchem es so schön zu weilen und so schwer zu leben ist. Spät abends kamen wir in Dölsach an, um am nächsten Tage dort von den finsteren Unholden und von den freundlichen Wirtsleuten uns zu verabschieden und heimzukehren in das wohnlichere Waldland Steiermark.

Am Brenner.

Hat schon jemand der Schönheit der modernen Technik ein Preislied gesungen? Wenn nicht, so ist es höchste Zeit dazu. Nicht etwa der Nützlichkeit, ich sage der Schönheit unserer technischen Erfindungen. Man wird bisher wohl nur vor Erstaunen nicht dazu gekommen sein, die Dinge in ein ästhetisches System zu bringen, obschon wir jeden Tag fühlen, daß das stolze Dahinfurchen eines Riesendampfers, das Vorüberrasen eines Schnellzuges, das energische Dahingleiten eines elektrischen Wagens, das glatte lautlose Fliegen eines Fahrrades, die dämonische Maschine im Gewerk, die den glühenden Eisenklumpen wie Butter schneidet usw., dem Beschauer ein Behagen bereitet, das dem Kunstgenuß ähnlich ist. Die Nerven bekommen Schwung wie Harfensaiten, wir empfinden eine wohltuende Harmonie unseres Wollens mit den Naturkräften und sind obendrein stolz darauf, die geheimnisvollen Kräfte in unsere Dienste ge-

ſpannt zu haben. Ferner ließe ſich von der Formſchönheit der techniſchen Werkzeuge und Erzeugniſſe ſprechen, kurz, Kunſt und Äſthetik wird ſich mit dem „techniſchen Zeitalter“ auf vertraulichen Fuß ſtellen müſſen, anſtatt ſich von der „praktiſchen Proſa“ hochmütig abzuwenden. Die Fabrikſchlote, die Schlackenhaufen, die troſtloſen Arbeiterbaracken und derlei Werksprodukte gehören allerdings nicht in die Äſthetik, ja, dieſe Ungeheuerlichkeiten können dort, wo ſie wuchern, alle Natur- und Lebensſchönheit zerſtören. Aber gibt es nicht in der Natur ſelbſt Häßliches? Hat nicht das Herrlichſte, das Feuer, ſeinen Rauch und ſeine Aſche? — Geradezu wunderbar ſchön findet es der betagte Mann, im fein eingerichteten Gelaß des Eilzuges durch das bunte Wandelpanorama der weiten Welt dahinzugleiten, mühelos den hohen Berg hinangetragen zu werden und oben durch das Telephon mit den Lieben in der Ferne perſönlich plaudern zu können! Es iſt nicht bloß angenehm, durch einen Druck am Knopf die Nacht in Taghelle zu verwandeln, es iſt mehr, es iſt einfach ſchön. Es dringt tiefer in unſer Herz, als ein behagliches Bett, als eine gute Mahlzeit, es führt uns näher und näher der heiligen Naturkraft, der wir mit angehören, die wir nützen, ohne ſie zu kennen.

Ähnlich waren meine Gedanken an jenem heiteren Julitag, als die Dampfmaſchine mein bewegliches Haus ſchnaubend hinantrug am ſüdlichen Hang des Brenners. Hätte ich den Weg von Steiermark bis ins Herz Tirols zu Fuß machen müſſen, oder in dem Kobel eines Poſtwagens, wie ſterbensmüde würde ich in Goſſenſaß angekommen ſein, wie gering wäre die Wirkung der Stubaierferner geweſen, die durch das Pflerſchertal herableuchten. Hingegen war ich, hoch oben auf der Alpe dem Zuge entſtiegen, friſch wie ein Hirtenknab.

Zwar war dieſe faſt vierzehnhundert Meter hohe

Alpe ein Tal mit Wieſen, Bach, Straße und Eiſenbahn, ganz wie es ſich im tiefen Tale ſpielt; an beiden Seiten ſtrebten ſtarr und ſteil die Bergrieſen auf. Sie ſind bekleidet mit Fichtenwald und Matten, ſind gekrönt mit dem dunklen Steine der Tauern oder mit ewigem Eis. Ein Adlermenſch, der ſich da emporſchwänge in die dünne Luft, er würde ſehen, wie der Brennerpaß mitten in einem ungeheuren Gletſcherkranze liegt. An dreitauſend Meter hohe Vorberge mit den wunderlichen Namen „Kraxenträger", „Wolfendorn", „Hühnerſpiel", „Tribulaun", „Roßkopf" uſw. laden den Pilger zum Steigen ein. Sie alle, ſogar der „Höllenkragen", ſollten ihre ſtarren Nacken unter meinem Fuße beugen müſſen in den nächſten Tagen. Seit Jahren hatte ſich in mir ſo viele Steigeluſt und Bergfrohheit angeſammelt, daß meine Seele einſtweilen in einem gellenden Juchſchrei explodierte.

Gleich an dieſem Tage der Ankunft machte ich zur „Trainage" eine Wanderung am Brennerſee vorüber in das Vennertal, hinan bis zum Fuße des Kraxenträgers, wo hoch vom Eisfeld nieder das lange weiße Band eines Waſſerfalles ſinkt. Faſt lautlos ſinkt es, denn das dumpfe Dröhnen in der Luft hält man nicht für das Donnern der ſtürzenden Fluten. Und langſam ſinkt der Rieſenſtrahl, obwohl er, wie mir närriſcherweiſe einfiel, das Loch in der widerſtrebenden Luft ſchon längſt gebohrt haben müßte. Nun haben wir alles beiſammen, wie's der Maler liebt: im Vordergrunde den Bach, den aufragenden Fels, das Holztörl mit dem Marterl, im Hintergrunde den Waſſerfall und den Gletſcher. Der Bach rann ſo glatt und klar daher und war doch erſt dort oben über der Terraſſe in tauſend Scherben zerſchlagen worden. Am Bach ſteht eine Marmorſchleiferei, ſo einfach wie eine vor Jahrtauſenden. Ein paar rohgezimmerte, vom Waſſer getriebene Hebel ſchleifen mit

ihren Sandballen Tag und Nacht ununterbrochen über den Marmorblock und verrichten zwar langsam, aber fast kostenlos die gründliche Arbeit. Lange betrachtete ich diese elementare und zugleich zweckmäßige Bewegung, und selbst in solchem Urzustande ist die Technik sinnreich und schön.

Dann höher hinauf zwischen Felsblöcken und verwitterten Fichtenresten zu den Almen. Allmählich steigen hinter den Nachbarshöhen die Berge Tirols empor in Nah und Fern. Über Stein und Schnee und Schutt geht's hinein in einen grünen Almkessel. Dort steht eine der Hütten mit flachem, steinbeschwertem Schindeldache. Vier oder fünf Stunden vom nächsten Dorfe entfernt — ist das Bergeinsamkeit genug?

„Nun, wie tut sich's? Ist die Sennerin daheim?" Solches Grußwort zum Fensterchen hinein.

„Wohl, wohl, sie ist daheim," grüßt's heraus.

„Ist sie jung und fein?"

„Was nit noch! Ein alter Schragen ist sie, ein spottschlechter!" Aber die Stimme, die es aus der Hütte hervorrief, war leidlich frisch. Eine Zahnlückenstimme war es nicht, und das ist schon einmal eine Hauptsache. Habe ich also das höfliche Ersuchen gestellt, daß sie aufmachen möge.

„Gar auf keinen Fall!" rief sie. „Ich mach' beim Tag niemandem auf. Keinem Menschen nit."

„Aber schau, Mädel, warum nit?"

„Weil's eh offen ist."

Aber natürlich! Die niedrige Brettertür war nur angelehnt, ein leichter Druck an der Holzklinke und die Scheidewand war gefallen. Das Mädel stand da und stemmte die nackten Arme in die Seiten. Das flackernde Herdfeuer machte kein Hehl aus ihrer Schönheit. Gerade so arg war sie ja auch nicht. Mehr stark als fein. Mehr gesund als schön. Und schon ein wenig angeherb-

ſtelt. Merklich angeherbſtelt, wie die Brombeere im Oktober. Ich war — treuherzig geſagt — auf eine ſolche Begegnung nicht gefaßt geweſen, hatte die einſchichtige Almhütte für eine Schale ohne Kern gehalten. Nun wollte ich bloß das eine wiſſen, wieviel Uhr es ſei.

„Da muß er halt juſt einmal die ſeinige aus dem Säckel ziehen," ſagte ſie und lachte hell dabei auf.

So zog ich denn an dem Silberkettlein und hielt ihr die Uhr, ein Chronometer neueſter Art, ans Ohr.

„Uih!" rief ſie, „das Ding iſt ja mauſetot!"

„Allerdings, Bergjungfrau, iſt ſie tot. Da unten im Vennertal hat ſie der Schlag getroffen, iſt die Feder abgeſprungen. Ohne Feder kann nicht einmal ein Vogel fliegen, geſchweige eine Uhr gehen."

„Nachher weiß ich kein anderes Mittel, als daß wir auf des Herrgotts Zifferblatt ſchauen." Sie trat vor die Hütte, guckte auf die Schattenlinie einer aufrechtſtehenden Stange. Dieſe wies nach einem weißen Stein, wie ſie im Halbrund lagen. „Um viere wird's ſein."

„Sennerin, dieſe Uhr tut's wohl für den Tag. Was machſt aber bei der Nacht?"

„Schlafen. Und wann ich ausgeſchlafen hab', ſteh' ich auf. Da braucht's weiter keine Uhr."

Ich hatte mich auf eine wackelnde Holzbank geſetzt und überlegt, ob ein Weitermarſch geraten ſei oder ob es nicht mit dem Dableiben zu verſuchen wäre.

„Was iſt es, ſchöne Almerin, haſt du nichts zu eſſen?"

„Milch, wenn er will."

„Milch? Weißt du — Milch, das iſt ſo 'ne Sache. Wenn ich ſchon trinken will, iſt mir Bier lieber." Das war nur zum Spaß geſagt und in gleichem ſetzte ich bei: „So ein biſſel was Feſtes und Feiſtes, wenn du hätteſt. Schinken oder Speck."

„Ho, ho!" lachte ſie, „haben tun wir's ſchon.

Aber noch an der Sau ist's. Und die Sau ist noch in Sankt Jakob. Wenn er warten will bis Martini."

„Recht gern. Derweil mußt mir aber wohl ein paar Eier kochen." Denn bis Martini dauerte es noch rund vier Monate.

„Mit den Eiern mußt auch wieder warten, bis die Woche zu End' geht. Wird eh morgen schon Samstag sein. Da kommt mein Bauer herauf und bringt was."

„Die Einladung ist sehr dankenswert. Aber — morgen Samstag, sagst? Du holde Erscheinung, das kann ich nicht recht glauben. Denn weil heute erst Mittwoch ist."

Da schaut sie auf und wird nachdenklich und kraut sich am Nacken. Und redet in den Herd hinein: „Mittwoch? Und nit Freitag? Wie geht denn das her? Mittwoch, hat er gesagt, daß heut tät sein?"

Ich konnte sie dessen versichern. Ein so kurzes Gedächtnis der Kulturmensch hat, die Wochentage vergißt er doch nicht. Die merkt er sich sogar ohne Notizbuch.

„Ja, mein Herrgöttl, wohin ist denn nachher das Essen gekommen, wenn heut' erst Mittwoch ist? Da langt's ja nit! Was ist denn das? Na, na, anluigen tut er mich. Wird eh Freitag sein, heut'!"

Allmählich bin ich dahinter gekommen, was die Sennerin auf der Krazenalm für einen Kalender hat. Und das war so. Am Samstag jede Woche kommt aus Sankt Jakob der Bauer herauf mit der „Butten". Einen Laib Brot, zwei Maß Mehl, ein Pfund Schmalz, vierzehn Stück Eier, das bringt er mit, und wird der Vorrat so eingeteilt, daß er die Woche über reicht bis zum nächsten Samstag. Nun, wenn nur ein paar Löffel voll Mehl und zwei Eier vorhanden sind, so deutet das untrüglich auf Freitag. — Und jetzt soll erst Mittwoch sein? Da muß schon der Teuxel sein G'spiel

haben! Ihren Filzhut hatte ſie auf, die nachdenklich gewordene Maid, da riß ſie einmal an der Krempe rechts, dann an der Krempe links, als wollte ſie dem Kopf vorher keine Ruhe laſſen, bis es ihm eingefallen, wie das diesmal zugehe mit den Wochentagen. Plötzlich ſagte ſie leichthin: „Oh, ich weiß ſchon!“ und flog — ich merkte es wohl — ein roter Hauch über ihr Geſichtl. Jetzt wurde auch mir etwas klar.

„Ach, da ſchau her!“ rief ich, mit den flachen Händen auf die Oberſchenkel patſchend. „Alſo auch bei euch Tirolerinnen iſt dieſer Brauch?“

„Was für ein Brauch?“ gab ſie ſchneidig zurück. „Ich bin eine Kärntnerin.“

„Gut, Dirndel, dann ſtimmt's noch beſſer. Dreiſt ſag' ich dir's: Mir gefallen Leute, die keine Uhr und keinen Kalender haben. Die Uhr macht Sorg' und der Kalender macht alt. Es gibt ſchöne Blümlein, die Zeitloſe heißen, weil ſie ſich nach keiner Zeit kehren. Ein ſolches biſt du. Und jetzt will ich dir ſagen, wann deine Uhr ſtehen geblieben iſt.“

„Da kannſt einpacken. Deine Geſcheitheit iſt mir zu dumm.“

„Das macht nichts. Nachher kannſt du mir noch ein Häferl Milch verkaufen. Weißt, ob geſcheit oder dumm, zugegangen wird's halt ſo ſein: Wahrſcheinlich am vorigen Sonntag haſt Beſuch gehabt. Im wüſten Gebirg kann man niemand hinauswerfen, man muß ihm notgedrungen über Nacht Obdach geben und noch mit Schmalznocken und Eiern aufwarten, gelt? Beſonders wenn's ſo ein lieber Kerl iſt, ein feſter Holzknecht oder ein friſcher Jäger, oder was — gelt? Schau, und der hat dir die halbe Woche weggegeſſen.“

„Was er nit alles weiß!“ brummte ſie und warf die Herdbrände auseinander. Die Milch war ja gar und ſonſt gab's nichts zu kochen.

Als dergestalt diese Zeitfrage gelöst und die Lösung ohne Widerspruch geblieben war, habe ich mich von meiner Herbstzeitlosen verabschiedet und stundenlang meine Beine vorangesetzt, bis spät abends das alte Hospiz am Brennerpaß erreicht wurde.

Da war alles voll Kalkgruben, italienischer Maurer, Touristen und Kurgäste. Das Hospiz war überfüllt; wenn ich nicht warten wollte, bis das eben im Bau begriffene große Hotel-Pensionat fertig wäre, so müßte ich für die Nacht vorliebnehmen mit einer Kammer über der Wäscheküche, die noch unbesetzt war. Nach kurzem Nachtmahl hatte ich mich bald ins Bett gelegt. Die Kammer war dunstig wie ein Schwitzbad, feucht und schwül. Doch ruhte sich's gar prächtig, und ich war bestrebt, bald einzuschlafen, um morgen beizeiten die Bergwanderung, zu der dieser Spaziergang nur eine Vorrede gewesen sein sollte, anzutreten. Kaum war so eine halbe Stunde vergangen, als mir die Nase zu prickeln begann, Nießreiz, in der Luftröhre ein feines Winseln — mein Geschick war besiegelt. Die „große Tiroler Gebirgspartie" war zu Ende. — Ich kannte die Vorboten nur zu gut und wußte, was kommen würde. Eine Stunde später schnaufte und stöhnte ich in leidiger Atemnot, die mir Lunge und Brustkorb zersprengen wollte. Ein qualvolles Ringen nach Luft die ganze Nacht — jetzt liegend, jetzt lehnend, jetzt nach vorne gebeugt, auf den Ellbogen kniend. So hat mich der Morgen gefunden, zerschwitzt und erschöpft, daß ich kaum die Treppe hinabzusteigen vermochte in die frostige Luft.

Und bin ich am selbigen Vormittage in dem kleinen Orte herumgesessen und am Stock herumgeschwankt, wie ein Siecher, dem man nur raten kann, heute lieber als morgen heimzureisen zu seinem Begräbnisse.

Die Brennerhöhe aber ist so, daß man ungern fort-

geht, und wäre es auch nur zur Beſorgung der höchſt perſönlichen Angelegenheit: ſterben. In der Nähe des kleinen Ortes ſtürzen zwei Waſſerfälle herab, wovon der eine über das Hochtal hin gegen Süden, zu den heſperiſchen Geländen der Etſch, der andere über das Hochtal gegen Norden zum Inn hinausrinnt. Das alte Einkehrhaus auf dem Brenner trägt am Tore links die Tafel mit der Erinnerung, daß am 2. September 1786 der Dichterfürſt Wolfgang Goethe in dieſem Hoſpiz übernachtet hat. Ein zweites Gebäude gleich daneben zeigt an der Wand ein Gemälde: Andreas Hofer und ſeine Schützen, zum Andenken, daß hier im Jahre 1809 die folgenſchweren Kriegsberatungen der bäuerlichen Landesverteidiger getagt haben. Am Berghang das alte Kirchlein, auf deſſen Keilturm die Meßglocke läutet, vom Bahnhofe her der grelle Pfiff der Eiſenbahnmaſchine, ſo wirbelt hier die alte und die neue Zeit durcheinander. Die neue Zeit ſprudelt beſonders lebhaft in den modernen Speiſeſälen und Söllern. Ein internationales Publikum vom leblustigen Hamburger bis zum ruſſiſchen Fürſten. Stattliche Wiener Frauen in rauſchender Seide und mit funkelndem Geſchmeide; ſchlanke Münchner Dämchen in ländlicher „Dirndeltracht“ und mit den bleichſüchtigen Stadtgeſichtern, dazwiſchen flirtende junge Herren mit Glanzſtiefeletten und ſchwarzſchnürigen Monokeln. Auf der glatten Straße rollen die eleganten Zwei- und Vierſpänner reicher Leute, von den Berghängen kommen mit langen Bergſtöcken und krummgebogenen Knien Touriſten herab, und an der Ecke kauert ein Spielmann, der mit ſeiner Zieharmonika die Disharmonie ſeines Lebens auszugleichen ſucht. Und in den Sälen decken geſchäftige Kellnerinnen immer wieder die Tafeln mit friſchem Linnen und ſilbernem Beſtecke und haben nicht genug Hände und Füße, die nimmermüden Wünſche der Großſtädter, die hierher kamen, um „Natur zu kneipen“, zu

befriedigen. — Ob es an jenem Tage, als der berühmte Exzellenzherr aus Weimar hier Herberge nahm, auch so vornehm zugegangen ist? Oder was der Mann wohl sagen würde zu der heutigen feinen Welt, die sich in diesen öden Gebirgen mutwillig herumtreibt, einer Schönheit wegen, die er, der größte Schöngeist aller Zeiten, so fast ganz übersehen hatte.

Im Schauen und Sinnen also ist Ersatz gesucht worden für das hinfällig gewordene Wandern. Dann blieb mir, dem mit so hochfliegenden Fahnen ausgezogenen, nichts übrig, als mich vom Schaffner in den Wagen heben zu lassen, um heimwärts zu reisen.

An den Berghängen lagen Nebel herab, ein scharfer Wind strich und schleuderte Regentropfen ans Fenster. Das sollten wahrscheinlich wohlmeinende Tröstungen der Natur, weil einer, der so ungerne ging, fortmußte.

Als der Zug unten den Eisack entlangrollte, war Sonnenschein, und mein Asthma, — wo war mein Asthma? —

Unterwegs in Verstoß geraten. Im Körper frische Kraft, in der Seele neue Unternehmungsluft, so bin ich ausgestiegen in Sterzing, der uralten Tirolerstadt. Soll es gleich auf die Amthorspitze gehen? Oder über den Jaufenpaß ins Passaiertal des Andreas Hofer? Oder wohl gar durch das Ridnauntal ins Stubaier Hochgebirge, über die Fernerwelt zur Frau Klotz in Vent oder zu dem guten Kurarten Stelzer in Obergurgl, dem höchstgelegenen Dorfe Tirols? Die Lunge wieder frei, die Welt wieder offen — juchhe!

Als Einleitung ein Gabelfrühstück mit Begleitung. Diese bestand aus einer Flasche Südtiroler jener Gattung, die so reich an Tanin, Kohlensäure und Göttlichkeit ist. Dann habe ich mir einen einspännigen Wagen unterlegt, die Beine würden sich später über eine unnütze Existenz

nicht zu beklagen haben, — und fröhlich davon durch das Ridnauntal hinein, über das Sterzinger Moos, „wo die alten Männer Blümel brocken“. Immer haben sie nicht Blümel gebrockt, im Jahre Neun haben sie dem Feind hier eine Schlacht geliefert und den Fremden gezeigt, wer Herr im Lande ist. Die Hochspitzen des Stubaier Gebirges die dort im Hintergrunde sonst dunkel über den Eisschildern stehen, ragten heute in die Wolken hinein. Was können auch die Wolken dafür, daß die Tiroler Berge so hoch sind, sie segeln in mäßig schönen Sommertagen gerne ihre zweitausendfünfhundert Meter hoch dahin, ohne böse Absicht. — Mein Kutscher wußte übrigens zu sagen, daß die Nebelfetzen, die ums Hochgebirge flattern, nichts anderes seien, als unerlöste Seelen übermütiger Touristen, die dort oben umgekommen sind. — Aus diesem Ridnauntal kommt ein Bachbett hervor, in dem die ganze Donau Raum hätte. Die Wildbachfluten müssen hier fürchterlich wirtschaften. Einmal furchen sie da hinaus und wälzen wuchtige Felsblöcke auf die Auen hin, das andere Mal graben sie dort hinein und reißen hoch vom Berghang die Lahnen, die sie dann in quirlenden Muren weiterschieben und dabei mit hohlem Donnergebrause alles zerstören, was Menschenhände aufgerichtet hatten. In den Sommertagen liegt die breite Steinwüste knochendürr da und das kalkgraue Wasser gießt mit seinem ewigen Geschrei in tieferen Rinnsalen dahin.

Mein Kutscher hielt vor einem Wirtshaus und riet mir von da aus den Besuch der nahen, in einem Seitengraben versteckten Gilfenklamm an. Von dieser Gilfenklamm hatte ich schon in Sterzing so viel Reklame gesehen und gehört, daß ich kopfscheu wurde. Sie soll „hergerichtet“ worden sein, billige Fahrgelegenheiten, gutes Wirtshaus! Ob sich die Wirte und Kutscher was verdienen, ist mir gottlos gleichgültig. Die Gilfenklamm

mag gewiß sehr schön sein, aber ich lasse mir den Kopf nicht gern zwischen zwei Hände zwängen und das Gesicht dort hinwenden, wo Spekulation die Natur korrigiert und wohin die Menge gafft. Selber suchen führt zu gutem Finden. Das ist nicht just auf die Gilfenklamm gemünzt, sondern mehr zum Fenster hinausgesprochen.

Die Stubaier rückten immer näher, mehrmals gaben graue Nebel die Sonnklarspitze frei, zum ersten Willkommgruß. Vielleicht, daß an einem der nächsten Tage auf jener Hochzinne ein unendlich winziges Nauplein klebt und mit zwei Augen glückselig eine Welt in sich saugt. — Das Hochtal steigt an, von Terrasse zu Terrasse, der Menschen Hütten und Straßen und alles Wachstum zurücklassend, bis nichts ist als Stein, Wasser und Eis. Das Brausen der von Hochwänden niederspringenden Bäche, das Pfeifen des Windes in den Riffen sind dort die einzigen Laute. Vielleicht auch, daß noch irgend ein Almer jauchzt oder ein Tourist — um Hilfe ruft.

Vor der ersten Terrasse steht noch das Dorf Mareit mit seinem weißen Kirchlein und seinem weithinleuchtenden Schlosse. Dahinter links am steilen Waldhang steigt schnurgerade eine Eisenbahn hinauf, die oben im Gebirge hineinzieht bis in den letzten Winkel, nahe dem Übergang zur Passer. Das ist eine Erzbahn, die wohl bisweilen, wenn ihr Erzherz weicher gestimmt ist, einen Bergwanderer mit hinaufnimmt bis Schneeberg, wo unter der ehernen Gletscherhaube Zinkerz gewonnen wird, — das höchstgelegene Bergwerk Europas.

Ich beratschlagte mit meinem Kutscher, ob ein Mitfahren auf der Erzbahn anstrebenswert sei. „Nutzt Ihna nix," antwortete er. „Derfen kein' mehr mitnehm', seit dem Unglück vor etlan Tagen." — „Welchem Unglück?" — „Auf dem nämlan Wägelan, wo der Herr

jetzt sitzt, isch er gelegen, wie iach ihn hinausgeführt hab' nach Sterzung. Ein Student aus dem Reich, oder wie's gesagt haben. Auf die Sunklarspitz' hat er wollen. Ein bildschöaner Mensch. Den haben's mitgenommen auf der Erzbahn und ischt samt dem Wagen abigestürzt."

Auf dem nämlan Wägelan, wo der Herr jetzt sitzt! — Dieser Herr hat die Toten ihre Toten begraben lassen und stieg nun aus. Bei Mareit lohnte ich den Kutscher ab, schwang den Rucksack auf die Achsel, faßte den Bergstock fest und begann stramm anzusteigen gegen das Einöddorf Ridnaun, um dort einen Führer zu nehmen. Ins Leben der Wildnisse hinein! — Das wonnige Herz hielt aber nur etwa drei Minuten vor. Am steilen Anstiege fühlte ich den eisernen Ring, der sich mit jedem Schritte enger um meine Brust schraubte. — Daß in der reinen Hochlandluft das Asthma nach dem nächtlichen Anfall vorüber sein würde, wie es ja auch sonst manchmal flüchtig ist — dieser schöne Wahn war dahin. Der Lungenkrampf war wieder da und zwar so heftig, daß ich kaum talwärts wanken konnte. Mein Kutscher war zum Glück ein Weilchen am Wirtshaus kleben geblieben; jetzt war ich klein geworden, und er konnte mich wieder mitnehmen nach Sterzing zum Bahnhof. Dieweilen das Pferd Heu fraß, schleppte ich mich zur Kirche hin damit diese Fahrt doch ein Ziel hatte. Es war die geräumige, lichte Tiroler Dorfkirche mit ihren alten naiven Bildwerken. Auffiel mir nur der Mangel an Blumen und Fahnen, die sonst um diese Jahreszeit den sieghaften Schmuck der katholischen Gotteshäuser bilden. Über den Altären lag ein Hauch von Trauer, wohl harmonierend mit der ernsten Hochgebirgsstimmung draußen und mit meiner Betrübnis. — Bin ich's denn nicht würdig, den Hochwüsten dort oben ins Allerheiligste zu schauen? Nein, ich will nicht klagen.

Herr, du haſt mir in deiner Gnade ſchon genug der Wunder gezeigt in deiner erhabenen Welt. Ich will ergeben heimkehren ins Waldland, wo deine Herrlichkeit ja auch ein liebliches Kleid hat. Aber einmal noch — oder zweimal — oder wenn's ſein könnte, noch öfter, möchte ich halt doch gern auf einem hohen Berge ſtehen Sorge, gütiger Vater, auch für die Siechen und Halbſiechen!

An der Kirchhofsmauer zu Mareit ſteht eine Kapelle, deren innere Architektur mit — Knochen und Totenſchädeln geſchmückt iſt. War nicht auch das Tabernakel erbaut aus Menſchenbeinen? An den Wänden anſtatt der Heiligenbilder ſtehen Gerippe, deren fletſchende Schädel Königskronen tragen, deren Armknochen die geknickte Fackel halten? Einer der wunderlichen Knochenheiligen ſtreicht mit dem Fidelbogen die Geige, dieweilen er ſeinen Fuß mit den grauenhaft langen Zehen auf die Erdkugel ſtützt. Dem ewigen Kreiſen des Erdballs ſpielt der Tod ein Tänzlein auf! Und ſiehe dort — dort am Pfeiler, juſt dem Eingang gegenüber halb in einen braunen Mantel gehüllt, ſteht ein Menſchenknochenmann, grinſt mit hohlen Augen und einem breiten Mund voll weißer Zähne und zielt mit geſpannter Armbruſt, in welcher der Pfeil liegt — haarſcharf auf mich. Auf mich keuchendes Menſchenbild, dieſem Jägersmann anheimgegeben. Aber gerade was an dieſem Schützen das Schauerlichſte war, nämlich das Gerippe — es war auch das Beſte. Fleiſchloſe Finger drücken nicht los. Doch habe ich mir's gemerkt, das Sprüchlein, das unterhalb auf dem Sockel ſteht: „Sei bereit allezeit!"

Alſo hat mich an dieſem Tage, froher Alpenwanderung gewidmet, das Memento mori verfolgt bis ich erſchöpft ins Eiſenbahncoupé ſank. Und dort, durch Mitreiſende, vernahm ich wieder vom Leben und ſeiner

immerdar frohgemuten Wehr gegen Unkraft und Urkraft. Gerade an demſelben Tage hatte in Goſſenſaß eine Verſammlung den Bau einer Touriſtenbahn auf die Amthorſpitze beſprochen. Alſo wird auch für die Siechen und Halbſiechen geſorgt ſein. —

Ein Beſuch bei Defregger.

Nach zehnſtündiger Nachtfahrt in Dölſach. Der Zug hat mehrere Touriſten ausgeworfen, die nun um Wägen feilſchten zur Fahrt nach Heiligenblut. Der Himmel war klar, ein kühles Tauernlüftchen verſprach ſchöne Tage. Ich ſetzte mich zu meinem Dölſacher Wirt Eder ins Wäglein — 's iſt noch der muntere Burſch von früher. Von ſeinen achtzehn Pferden, die mit Reiſenden aus aller Welt ins Glockner Hochtal gingen, war ein einziges übriggeblieben, mit dem wir nun auf den Iſelberg fuhren, dem tauſend Meter hohen Paß zwiſchen dem Drau- und dem Mölltal. Nach eiligem Mittagseſſen im Paßwirtshauſe — auf Bergtouren iſt meine Ungeduld, raſch emporzukommen, groß — begann ich den Anſtieg. Mutterſeelenallein! Der wandert nicht einſam, nicht verlaſſen, den die Mutterſeele begleitet. Und ſie begleitet jeden, der ſich hingibt der Mutter Natur, vertrauend und liebend. Und ſo kroch das winzige Körperlein, Menſch genannt, langſam, mühſam, frohſam empor durch den dunkeln, im Tauernwinde rauſchenden Bergwald gegen die Almen, die Felſen, die Eisfelder des hohen Gebirges, das zwiſchen dem ſchluchtartigen Devanttal und dem Mölltale hineinzieht zu dem Stocke des Großglockners. Des gewaltigen Glockners, der wie ein ungeheurer See-

ſtern nach allen Seiten ſeine eis- und ſteingepanzerten Fänge ausſtreckt über drei Länder. An einem ſolchen Fänger eben arbeitete ich mich hinan, auf hoher Alm einem Zaun entlang, der Tirol und Kärnten ſcheidet. Zwiſchen einzelnen ſturmzerzauſten Fichten weideten Pferde. Das iſt der „Roßboden", aus dem der Verfertiger meiner Touriſtenkarte — „Groß-Bohn" gemacht hatte. So geht es den Herren, die ihre Wiſſenſchaft bei der örtlichen Bevölkerung holen müſſen, ohne deren Mundart zu verſtehen. Alſo haben die Geographen aus dem „Hohen Aar" einen „Hoch-Narr" gemacht. Und als jener Landmann in Südtirol auf die Frage, wie der Berg heiße, treuherzig zur Antwort gab: „Däs woaß ih nit," ſchrieb der gelehrte Herr ebenſo treuherzig: Desoa-Sinit. Seitdem heißt der Berg in der Karte für alle Welt der Desoa-Sinit.

Nun, ich war auf dem „Groß-Bohn". Einen mir begegnenden Knaben rief ich an, ob nicht eine Quelle in der Nähe ſei?

„Das dechter nit," war die Antwort, aber vor dem fuchſigen Roß ſollte ich mich in acht nehmen! Das fuchſige Roß, ein Koloß von einem Pferd, kam allerdings auf mich zu, hob hoch ſein Haupt, daß die Mähne flog und wieherte kampfluſtig. Da ich keine andere Waffe bei mir hatte, als die des Schwachen, die Vorſicht, ſo flog ich vor dem drohenden Feinde nach Kärnten, das mit einem Sprung über den Zaun bequem erreicht war.

Auf meinem Berge weiter oben ſtand die Ruine einer Halterhütte; ſie war nicht mehr zu brauchen als Schutz vor dem heftigen Wind, denn durch die Fugen der Zimmerung und durch die bretterloſen Dachſparren ſang der Atem des Tauern ein grauſig ſchönes Alpenlied. Ich ſtieg hinan gegen die Felſen des Petzeck, hinter welchen ſich Spitze an Spitze reiht und in deren nörd-

lichen Mulden das Gradenkees und das Klammkees ruhen.

Plötzlich wurde es grau um mich, die Sonne war eine weiße Scheibe, der man mit freiem Auge ins Gesicht schauen konnte. Ein paar Augenblicke später stak ich mitten in einer Wolke, die aus einer Scharte des Petzecks still und tückisch auf mich herabgeflogen war. — Jetzt aufgepaßt! Festhalten im Kopf die Himmelsrichtungen, sonst steigst du unrecht ab und verirrst dich in die Wände. — Erzählte mir doch erst an demselben Tage ein Dölsacher, ein mit diesen Bergen seit Kindheit wohl Vertrauter, daß er vor kurzem auf der Suche nach Schafen vom Nebel überrascht, in einer Felsspalte hätte übernachten müssen, fast verkommend vor Frost und Angst. Ich hielt mich an den Grenzzaun und war geborgen. Drei Stunden später vom Tal aus war es recht behaglich zu sehen, wie oben die Gipfel und Zinnen von fliegenden Wolken umsponnen wurden. —

Am nächsten Morgen tiefer hinein nach Tirol. Ungefähr dort, wo die Rienz dem Eisak naht, stieg ich wieder bergan. Das ging zu einem lieben Freund, der auf einige Wochen der Großstadt entflohen, mit den Seinen zur Sommerszeit hoch oben in wilder Alpeneinsamkeit lebt. In Mühlbach, von wo täglich ein Bote das Nötige hinaufträgt, schützen sie ihren berühmten Liebling vor fremden Besuchern so gut sie können und man erfährt es nicht leicht, welcher Weg zu ihm führt. Weiter oben in Spinges habe ich die kleine Kirche gesehen, deren Eingang im Jahre 1795 ein Bauernmädchen mit der Stallgabel gegen die anstürmenden Franzosen verteidigt hatte. Die Bauern hatten dort eine Schlacht geliefert und den Feind zurückgeworfen. Es war ein entscheidender Sieg, von dem heute noch der Denkstein mit dem Kreuze erzählt, der in der Nähe des Ortes

vor einigen Jahren errichtet wurde. Zu Ehren des heldenhaften Mädchens nennt das Dorfwirtshaus sich „zur Jungfrau von Spinges". Der kleine Ort macht einen recht armseligen Eindruck. In der dumpfigen Stube des Wirtshauses saß der Wirt ganz allein, vor sich ein großes Glas mit Rotwein und eine Pfanne mit Eierkuchen, woraus er langsam ein Stück ums andere hervorstach, während die Fliegen Glas- und Pfannenrand über und über besetzt hielten. In diesem Hause trieb ich einen Wegweiser auf nach dem versteckten Bergasyle des Freundes. Ein Knabe von etwa acht Jahren war's, der um einen Silberling treuherzig den Verräter machte. Ob Spinges konnte ich die Aussicht betrachten in das tiefe, breite Tal, wo die Bischofstadt Brixen liegt und das Gelände, wo Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, gelebt hatte und heldenhaft gestritten für die Freiheit des Landes. Und für die Wahrheit, deren Blutzeuge er geworden ist. Und dann ging es steil aufwärts auf schlechtem Bauernwege, der hin und hin mit Steinplatten ungefügt gepflastert war. Und hoch oben dort an vierzehnhundert Meter fand sich etwas, das man anderswo nur im tiefen Grunde zu treffen gewohnt ist — eine Holzsäge, und am Wege hin der Reihe nach ein halb Dutzend Bauernmühlen. Denn von der Bergeshöhe herab sprengt ein rauschender Bach. An diesem Bache gingen wir eine Stunde lang bergwärts. Dann zieht sich der Weg durch Wald unsteil dahin, immer näher den kahlen Tauerngruppen zu. Die Sonne war schon hinübergegangen hinter den Bergkamm. Plötzlich bog mein Junge vom Wege ab und links hinan zwischen Gebüsch und Steinen.

Und da der Knabe nun ein paarmal still stand, den Hals reckte und unentschlossen hin und her schaute, so war mir nicht anders: der Junge hat den Weg verloren und wir irren planlos. Da sah ich zwischen den

Zirmbäumen eine flinke Bäuerin herabkommen, dieſe wollte ich fragen nach dem Hauſe, und was ſie glaube, ob man es wagen dürfe, dort vorzuſprechen und die köſtliche Waldeinſamkeit mit einem Beſuche zu ſtören. Denn aus eigener Erfahrung weiß ich, wie ſolche Störungen ſchmecken. Da tat meine vermeintliche Bäuerin einen luſtigen Schrei und rief meinen Namen; die Frau des Freundes war's. Sie nahm mich am Arm, jauchzte hell, wie eine Almerin jauchzen kann, und rief in den Wald hinein: „Ratet, wen ich bringe?“

Im Walde ſtand das Haus. Eine Tiroler Berghütte mit flachem, ſteinbeſchwertem Schindeldache. Im offenen Vorraum Männer in kurzen Lederhoſen — und ohne weiteres war ich mitten in der Familie des Meiſters Franz Defregger.

Soll ich die Idylle kurz dartun?

Früher hatte Defregger, wie ſchon erzählt, ſein Sommerhaus gehabt auf dem Ederplan, nahe ſeinem Geburtshauſe. In der fremdenreichen Gegend hatte es dem ruheliebenden Künſtler wohl nicht recht behagen mögen. Er wollte für die paar Sommerwochen ein ungeſtörtes Heim haben, und ſo hat ſich auf dieſem abgeſchiedenen Berge ein Jagdhaus ergeben, das er zu einem Sommeraufenthalte herrichtete. Da lebte er zeitweilig mit ſeiner Gattin und den fünf Söhnen, faſt alle ſchon erwachſen, echte Tiroler Burſchen, die ſich in die Lodenjoppe mit derſelben Unbefangenheit ſchicken, wie in den Frack, dem ſie zu München wohl zeitweilig verfallen ſind. Aber ich wette, daß ihnen die Lodenjoppe lieber iſt. Das Haus ſteht nahe der Vegetationsgrenze, mitten im Walde. Es hat mehrere Bauernſtuben und eine Küche mit dem großen Keſſel über dem Herd. Neben dem Hauſe iſt eine Hütte mit Tiſchlerei, an der ſie gerade an demſelben Tage gebaut hatten. Der Hausvater hatte juſt: „Feierabend, Buben!“ kommandiert, als die Haus-

mutter mit dem ungebetenen Gaſte kam. An der anderen Seite des Hauſes, hinter einem üppig in den Trog ſprudelnden Brunnen, ſteht ein Halter-Schutzhüttel aus Baumrinden gemauert. Darin ſitzen ſie des Abends um ein offenes Feuer herum und erzählen ſich manchmal das Märchen von der großen, verſunkenen Stadt. Von jener Stadt, die ihnen den Sommer über wirklich verſunken iſt, im Herbſte aber wieder auftaucht und wie ein Magnet die Familie aus dem Hochgebirge an ſich zieht zu neuem Schaffen und Genüſſen, zu Kämpfen und Ehren. Und dann wird es umgekehrt ſein, dann, in der glanzvollen Stadt, gedenken ſie manchmal nicht ohne Wehmut des Märchens von dem Hauſe im Zirmkieferwald auf hohem Birg, wo ſie an milden Sommerabenden einſt geſeſſen ſind am traulichen Feuer. So führen ſie ein Doppelleben, wo durch den, ich möchte ſagen, künſtleriſchen Gegenſatz, eines das andere hebt und vertieft.

Froher Naturſchau und körperlicher Arbeit geben ſie ſich hin da oben; ſchmackhafte und nahrhafte Tiroler Bauernkoſt hat den ſtädtiſchen Tiſch unterbrochen und die zeitweiligen Unbilden des Wetters ſind dem alten, wetterharten Tiroler und den jungen Recken eher ein Vergnügen, als eine Widerwärtigkeit. Und abgeſchloſſen von aller Welt müſſen ſie ſich unter allen Umſtänden ſelbſt helfen in der Wildnis mit dem Mute und der Findigkeit eines Robinſon. Selbſt vor plötzlichen Erkrankungen bangen ſie nicht. Die reine Luft, der warme Sonnenſchein, das friſche Waſſer iſt da, Weichſel-, Kirſch-, Kranabetbranntwein und andere gute Geiſter ſind da — was kann geſchehen? Die Krankheit ſchämt ſich, ſo argloſe Almleute angepackt zu haben, und nach wenigen Stunden iſt ſie weg.

Daß es jedoch durchaus nicht ſo frugal hergeht als man glauben möchte, das habe ich ſchon in der erſten

Stunde meines Aufenthaltes im „Hoch-Kaſern" erfahren. Da gab's auf meinem Tiſch Milch, Butter, Käſe, Honig, Waldbeeren, Talobſt, Geräuchertes, Brot und Wein. Und zum Abendmahle kam der allberühmte Bauernkaffee, die herrliche Brennſuppe, es kamen Sauerkraut, Speckknödeln, Eierſpeiſe nnd Bozener Rotwein von der Gattung, wie man eine beſſere nimmermehr findet. Und ſind wir in munterem Geplauder beiſammen geblieben bis Mitternacht. Wie die beiden Alten ſo beieinanderſaßen, jeder hinter ſich eine Gebirgsbauernjugend und einen abſonderlichen Lebensweg, da freuten wir uns der Welt, und die hoffnungsvoll nachwachſende Jugend leiſtete uns bei dieſer Freude tapfer Geſellſchaft.

Das will ich auch nicht vergeſſen, daß wir an demſelben Abende von dem Berge aus noch eine — Bergpartie gemacht haben. Selbander beſtiegen wir die Höhe des „Alt-Karl", es war ja kaum eine halbe Stunde hinauf. Und wie tat ſich da oben die Welt auseinander! Die Eiſackſchluchten, das Valſertal, die waren zu tief unter unſeren Füßen; aber von ferne her, aus dem Puſtertal, aus der Brixener Gegend, ſchimmerte mancher Kirchturm, manche Ortſchaft, manches Waſſer. Im Norden ſtanden die kahlen, finſteren Gipfel des Vorgebirges zu den Zillertaler Alpen; auf dem ſüdlichſten Ausläufer dieſes Gebirgszuges ſtanden wir ja. Die Franzensfeſte in der waldigen Tiefe iſt der Schlußpunkt. Nach Oſten hin, jenſeits des Valſertales, ſteht die glatte Kuppe des Gitſchberges, zu ſeinem Fuß auf ſonniger Hochebene der kleine Ort Meranzen. Dann das langgezogene Puſtertal, aus deſſen Hintergrunde der Helm blaut. Hernach im Süden über langgeſtreckte Waldhöhen die Dolomiten, von der Schuſterſpitze im Oſten bis zum Roſengarten im Süden. In weiter Ferne leuchten ſie ſtill in den Himmel auf, wie Silberleuchter am Hochaltar! Im Südweſten die dunkeln Maſſen der Schrot-

horngruppe und im Westen die wilde Eiswelt der Stubaier. Diese aber war voll grauer Nebel, hinter welchen die Sonne betrübt niedersank — so daß die Hochfeuer der Dolomiten vorzeitig verlöschten. Blaß und verschwommen standen die Felsschroffen in den wässerigen Abendhimmel auf. Wir hatten den Lohn dahin und stiegen fröhlich zum Hause herab.

Am anderen Morgen standen die Berge, die vom Hoch-Kasern aus sichtbar sind, zwar ohne Nebelhauben, aber die ganze Gegend war in trübem Grau, von den Bäumen tropfte es, vom Himmel „nieselte" es. Nach der glorreichen Brennsuppe mit Schwarzbrot, nach einer vom ältesten Sohne, dem Dr. Robert, vollzogenen photographischen Aufnahme, die ein feines Erinnerungszeichen ist an diesen köstlichen Tag bei Defregger auf der Alm, und nachdem die Hausfrau mir noch ein frisches Blumensträußlein an den Hut gesteckt hatte, hieß es: Lebewohl! Gesundbleiben! Auf Wiedersehn! — Meister Defregger hat mich trotz Regens und Bergessteilheit begleitet bis herab nach Spinges. Und habe ich ihn dann noch heimlich beobachtet, wie er rüstig bergaufstieg — jeder Zoll ein Alpensohn — und keine Spur der dreiundsechzig Jahre, die er auf den Schultern hatte. Wie anderswo die Leute über Ebenen und Hügel hin und her eilen, so steigt der Tiroler gleichmäßig flink an den Zwei- und Dreitausendern auf und nieder, als ob nichts wäre.

Für mich war nach den zwei Bergwanderungen dieser steile Niederstieg ziemlich anstrengend gewesen, um so behaglicher habe ich mich in Stegers vortrefflichem Gasthofe zu Mühlbach einige Stunden ausgeruht. In Mühlbach läuteten die Glocken, knallten die Böller, wehten die Fahnen: denn es war der Maria-Himmelfahrtstag, die Kirche war voller Rosenduft und die Sommerfrischler aus dem Norden, die Mühlbach bevölkerten, waren vor Staunen außer sich über den groß-

artigen, ſtimmungsvollen Marienkultus, der in Tirol getrieben wird. Bei der Table d'hôte hörte ich eine Frau ſagen, das hätte ſie nie geglaubt, daß die katholiſche Kirche einen ſolchen Himmel entfalten könne; wenn auch ein heidniſcher, ein Himmel ſei es doch. —

Am Abende bin ich nach Hochpuſtertal gefahren, zur Frau Emma in Niederdorf. Wer hätte nicht von dieſer berühmteſten aller Wirtinnen gehört! Seit fünfzig Jahren hört man von ihr und ſie lebt (1900) immer noch. Wohl hat ſie die Wirtſchaft ſchon lange den Kindern übergeben, aber am Abend findet ſich das ſchlichte Frauchen mit dem grauen Haar gerne ein und plaudert mit den Gäſten, mit Bauern und Fürſten in gleicher Weiſe — freundlich, natürlich und klug. Auch bei mir iſt ſie ein Stündlein geſeſſen in der Bauernſtube und hat, freilich durch mich veranlaßt, erzählt von ihrer Vergangenheit und der Geſchichte ihres Hauſes.

Als Tochter eines Einkehrhausbeſitzers an der Salzburger Straße im unteren Inntal hatte ſie 1842 den Wirt Hellenſtainer zu Niederdorf geheiratet, 1858 war ſie Witwe geworden und hatte ſeither die große Wirtſchaft allein betrieben. Anfangs habe es ihr im öden Puſtertale gar nicht gefallen, und wenn ſie ihren Mann nicht ſo lieb gehabt, wäre ſie wohl wieder heimgegangen nach Kitzbühl. Das Hellenſtainer Gaſthaus habe damals zwei Stuben gehabt, eine für die Bauern und Fuhrleute, eine für die beſſeren Gäſte, wenn der Pfarrer, der Schulmeiſter, der Rentmeiſter oder einmal eine durchreiſende Herrſchaft hier einkehrten. Die Tür, welche dieſe Stuben verband, mußte des Abends immer offen ſtehen, weil am oberen Pfoſten die Öllampe hing, die beide Stuben beleuchtete.

Und als die junge Frau Emma eines Abends in der Herrenſtube ein paar Kerzenleuchter auf den Tiſch ſtellte, wie es im unteren Inntale der Brauch war,

ließ ſie die Frau Schwiegermutter Hellenſtainer zu ſich rufen und ſagte zu ihr: „Liebe Emerenzia, das wird's nit tragen! So nobel können wir's nit geben im Puſchtertal! „Und vollends, als Emerenzia einen zufällig mitgebrachten Fenſtervorhang aufſpannen wollte, wurde die alte Frau ernſtlich böſe: „Mit dem herriſchen G'ſchlamp pack' nur gleich zſam. Wir Putſchtertaler haben's noch lang nit not, daß wir die Fenſter verhängen, wenn wir beieinandſitzen!“ — Das war damals. Und heute? Wenn die alte Frau Hellenſtainer heut aufſtünde und den großartigen Gaſthof ſähe, der unter dem Namen „Frau Emma“ einen Weltruf hat! Wo im Sommer im großen, elektriſch beleuchteten Speiſeſaal hundert feingeputzte Gäſte tafeln! Desweg braucht man ſchon auch kein Fenſter zu verhängen. — So weit hat's eine Frau gebracht. „Man hat halt immer ein biſſel was gehabt, wenn aus der Nachbarſchaft Herrſchaften gekommen ſind, ſei es Geflügel, was Aufgeſchnittenes, was Gebackenes. Ein gutes Tröpfel Wein auch immer. Auf die armen Studenten hat vorzeit mein Mann was gehalten, die oft abgemüdeten Haſcherln ſattgefüttert und nachher mit einem Kobelwagen weiterführen laſſen. Man hat halt getan, was möglich war, und ſo ſind nach und nach auch Fremde gekommen, Touriſten, Stadtfamilien über den Sommer. Aber wenn der Herrgott ſeinen Segen nit hätt' mögen geben, ſo hätt's freilich allmiteinander nichts geholfen.“ — Nun iſt's ſo weit gekommen, daß, wenn es in Amerika oder in Japan einem Weltreiſenden einfällt, einen Brief abzuſchicken bloß „an die ehrengeachtete Frau Emma in Tirol“ — der Brief unfehlbar in Niederdorf ankommt bei Frau Emerenzia Hellenſtainer.

Solche Gaſthöfe ſind es, die uns vorläufig Tirol noch ſo heimlig machen. Wenn einmal die feinen Hotels, die in ganz Europa einander ähnlich ſind, wie

ein Kellner dem andern, auch in dieſem Lande allgemein werden, dann wird für Volks- und Naturfreunde Tirol einen wichtigen Anziehungspunkt verloren haben.

Am nächſten Morgen bin ich mit einem Einſpänner hinaufgefahren nach Neuprags. Dieſes Tal, weniger wild als maleriſch — zwiſchen Wäldchen, Almen und Äckerlein, kleine Gehöfte und ein paar Kirchdörfer — mutet ſteiriſch an. Die Hochalpe, der Herrſtein, der Seekofel, ſie dräuen allerdings wüſte hinter den Vorbergen, waren jedoch an dieſem Tage größtenteils vom Nebel bedeckt, ſo daß die wilde Hochgebirgsgegend zur freundlichen Waldlandſchaft wurde, auf die — um ſie friſch zu erhalten — leichter Regen niedertröpfelte. Dieſe Naturerſcheinung machte auch meine beabſichtigte Fußpartie nach Altprags über den Plätzwieſenpaß nach Schluderbach zu Waſſer. Mein Weg am Bade Neuprags vorbei und hinauf zum Pragſer Wildſee, wo die Hellenſtainer ein neues Hotel gebaut haben. Das iſt in ſeiner inneren Ausſchmückung allerdings ſo chineſiſch ſezeſſioniſtiſch geraten, daß ein normal ſchriftkundiger Europäer die Bergpartien, die an den Säulen geſchrieben ſtehen, platterdings nicht leſen kann. Aber das macht ja nichts, die ſezeſſioniſtiſche Schrift iſt nicht da, um geleſen zu werden.

Ich bin den Wildſee entlang geſtrichen. Und wie hinter ihm die finſterblauen Wände aufſtiegen und zur halben Höhe die ſchweren Nebel niederhingen, die grauen, gedunſenen Nebelſäcke, und unterhalb derſelben an den Wänden die blaue Nacht — da war ich mit dieſer Stimmung gar ſehr zufrieden. Ich weiß nicht, was die Leute eigentlich denken, daß ſie alle Landſchaften nur bei heiterem Himmel ſehen wollen. Beſonders Hochgebirgsbilder gibt es, an denen die dämmernden Schatten tiefer an unſer Herz greifen, als das banale Licht der „ſchönen Tage“. Daß man bei den dämmernden

Schatten und hängenden Wolken leicht naß wird bis auf die Haut, ist freilich auch wahr, doch der waschechte Naturfreund muß die Natur nicht bloß von ferne sehen wollen, sondern auch an seinem eigenen Leibe ertragen können.

Ich hab's ertragen. Und in der nächsten Nacht bin ich zurückgekehrt nach Steiermark, um an dem heimatlichen Herde das sachte Herannahen der Winterszeit zu erwarten.

Und wenn der Winter kommt!

Im Herbst, wenn die Sommerfrischler nach und nach sich alle verzogen haben, wenn der Landmann seine Früchte eingeheimst hat, sitze ich noch gerne am Waldrand in der stillen, blassen Sonne, schaue hin über die kahlen Felder, auf die gilbenden Wälder, auf die Berge, die ihre blauen Ätherschleier abgeworfen haben und schier kristallklar dastehen. Ich schaue den Geheimnissen des schlafengehenden Sommers zu.

Andere Leute werden zu solcher Jahreszeit von Todesahnen befallen. Ich nicht. Ich empfinde es wie einen stillfrohen Feierabend vor einem hohen Festtag. Die Bäume legen ihren Schmuck ab, ihre Kleider; alles schickt sich nach einem monatelangen Streit gegeneinander an zu einem behaglichen Ausruhen. Und hat der Wind das letzte Blatt von den Zweigen gerissen, dann ist ja wohl der Weg wieder frei für den Frühling, der morgen die Knospen schwellt. Auch das Fest der Toten sollte man nicht begehen, wenn die Natur so in sachter, behaglicher Vorbereitung ist, sondern warten, bis in wenigen Monaten alles wieder wach wird und aufersteht. Da grüßen uns aus der Erde hervor die Toten, da lachen sie uns an in den hellen Augen der Blumen, und da empfinden wir sie wieder als traute Ankömmlinge und als neue Lebensgenossen.

Aber nein. Das ist die Stimmung des rührseligen

Stadtmenſchen. Das Landvolk, das lebensfriſche, weiß von keinem Schlafengehen der Natur, von keiner Ruhe ſeiner ſelbſt. Im Winter wird's auf dem Lande erſt recht lebendig. Die Natur iſt nie ſo übermütig als im Winter, wenn ſie, anſtatt in Halmen aufwärts zu wachſen, in langen dicken Eiszapfen niederwärts wächſt; ſie iſt nie ſo ungeſtüm als im Winter, wenn der Wind in den trotzigen Bäumen toſt, ſie iſt nie ſo blendend hell als im Winter, wenn die Schneefelder funkeln wie ungeheure Silberſchilder, wenn die Feuchtigkeit der Luft uns umgaukelt in wunderbaren Schneeflockengebilden, die an Schönheit keiner Frühlingsblume nachſtehen. Und die Landleute? Nie ſind ſie ſo friſch und ebenmäßig geruhigt in ſich, als im Winter. Nie arbeiten ſie munterer als unter dem Scheunendach oder im Walde unter ſchneebelaſteten Bäumen, wenn der Froſt an den Wangen prickelt. Nie ſpinnen ſie behaglicher am Phantaſierocken ihrer Seele als an langen Winterabenden beim Herdfeuer oder am warmen Ofen. Und nie ruhen ſie ſo gottesfriedlich als unter der Wollendecke, wenn draußen der Uhu kreiſcht und der Schneeſtaub um die Dachgiebel tanzt. Ja noch mehr. Ich glaube ſogar, die Menſchen ſind nie ſo gut als im Winter, wenn nebeltrübe Tage und lange Nächte ſie veranlaſſen, in ſich ſelbſt einzukehren, wenn der enge gezogene Weltkreis ſie in ein gemütliches Gleichgewicht bringt. Das Weihnachtsfeſt könnte ich mir in keiner anderen Jahreszeit denken als mitten in dem hohen Winter. Und nichts bittet ſo eindringlich für die Armen, als das Geſtöber, das an den Toren der Wohlhabenden rüttelt, als der Froſt, der geheimnisvolle Zeichen meißelt aufs Fenſterglas. Im Sommer weiſt man manchen Bettler ab, der um Nachtherberge bittet, er ſolle im Freien ſchlafen oder in einer verfallenden Hütte. Wer wagt das im Winter zu tun? Der Winter führt die Leute

näher zuſammen und was er an äußerer Wärme nimmt, das gibt er an innerer.

Ein Winterabend im entlegenen Bauernhauſe! Wenn einmal ein überſatter Weltling als Jäger oder Touriſt verirrt oder durch Unwetter gezwungen in einem alten Bauernhauſe des ſteiriſchen Gebirges Nachtherberge ſuchen müßte, er würde vor ſich in natura das deutſche Märchenbuch aufgeſchlagen finden. Die wohlgewärmte Stube iſt durch eine Kienſpanlunte in mattem Rot beleuchtet. Das einfache, aber reichliche Mahl iſt eingenommen, der große Eichentiſch abgedeckt. Daran ſitzt noch der Hausvater und raucht behäbig ſeine Pfeife. Vor ihm liegt die alte Hauspoſtille, aber er lieſt nicht, er ſchaut zufrieden in die Stube hin. Die Hausmutter wiegt das jüngſte Kind in den Schlaf — eijo popeijo! Das größere Töchterchen ſtrählt dem Brüderlein das blonde Haar. Die Magd flickt das Hemd des Knechtes und der Knecht beſchlägt über einem Eiſenleiſten die Schuhe der Magd mit Nägeln. Auf dem Lehnſtuhl ſitzt die Großmutter beim Spinnrade und ſummt ein uraltes Lied. Im Ofenbankwinkel hockt ein weißlockiges Greislein und ſchmunzelt. Denn die Kleinen beſtürmen ihn, daß er ein Märchen erzähle. Er ſagt, er wiſſe keins mehr, dabei iſt ſeine alte Hirnſchale voll der köſtlichſten Mären und Schwänke. Die Stube iſt bald erfüllt von ſchalkhaften Geiſterlein, und durch der Hausmutter und der Magd angeſtimmten Doppelgeſang weht die Weihe des altheiligen Volksliedes in dem niederen Raum. Was da in dieſem kleinen Bergwaldhauſe geſagt und geſungen wird — es raunt herüber aus uralten Zeiten, es iſt noch das Wort und die Seele derer, die vor tauſend Jahren auf dieſen Schollen gewandelt ſind in Luſt und Leid. So führt der Winter auch die Gegenwart mit der Vergangenheit zuſammen.

Ja ſelbſt das Verhältnis der Menſchen zu den

Tieren wird vertrauter im Winter. Im Bauernhofe werden die Haustiere oft nahezu wie Familienmitglieder behandelt. Das Gesinde rückt mit seinen Lagerstätten in die Stallwärme zu den Rindern und Schafen, und selbst in der Stube das Ehebett ist nächtlich umgeben von Tieren. Unter dem Bette schläft der Hund, der in grimmen Kältenächten von der Kette befreit ist; auf der Ofenbank schläft die Katz' und auf den Wäschestangen hocken die Hühner. Die Ammern und Gimpel, von Nahrungssorgen getrieben, kommen in die Scheunen, ja — wie es schon in der Kinderfibel steht — sogar an die Fenster und picken ans Glas, ein Almosen heischend. Und das Reh, das sich sonst ängstlich scheu von aller Menschheit ferne hält, im Winter naht es sich den menschlichen Wohnungen im Vertrauen, daß das gleiche Schicksal vielleicht doch den Erbfeind versöhne. Und der zweibeinige Feind zieht statt der Flinte das Mitleid hervor und streut dem Tiere Nahrung in den Schnee. Und dieselben schreckigen hochbeinigen Wesen, die zu anderen Jahreszeiten mit Lust und Gier totgeschossen werden, um die Winterszeit sind sie die gerngesehenen Gäste der Menschen.

Der Jäger hat schon im Herbst vorgesorgt und in tiefergelegenen Waldmulden hölzerne Hüten gebaut, sie mit Krippen versehen und mit Heu gefüllt, damit — wenn alles sonst im hohen Schnee begraben liegt — Reh und Hirsch gedeckten Tisch finden. Da kommen aus den Wäldern, aus Schluchten und Strüppen ganze Rudel von hochgeweihigen Hirschen herbei, mit schrillem Geröhre die Luft erschütternd. An größeren Fütterungsstellen versammeln sich auch Leute wie zu einem Volksfest, aber die hungernden Tiere fürchten sich nicht, mit hastiger Gier fressen sie an dem ausgeworfenen Heu. Nach der Sättigung werden sie munter, beginnen miteinander zu scherzen, erproben einander die Gestämme,

aber vorsichtig, daß sie sich nichts zuleide tun, belecken einander am Halse und mancher der kühnsten reckt sein Haupt über den hohen Zaun hinaus, betrachtet sich die Leute und fühlt sich sicher seines Lebens. Freilich ahnen sie nicht weshalb sie so freundlich betraut, wozu sie so fürsorglich gefüttert werden. Es kommt der Tag, da der Jäger, der die Tiere heute so liebreich zählt, auf seinem Kerbholz an merkt, wie viele „zur Strecke gebracht" worden sind.

Wie der Winter in dieser Art das Zusammenkommen der Wesen begünstigt, so fördert er auch den Verkehr in anderem Sinne. Wenn der Städter glaubt, daß der Winter die einzelnen Höfe und Dörfer voneinander abschließe und einmauere, so irrt er freilich auch wieder einmal. Es kommt ja bei besonderem Unwetter vor, daß Menschenbehausungen durch Schnee voneinander auf mehrere Tage abgeschnitten werden. Im allgemeinen aber ist der Schnee ein Verkehrsmittel. Er glättet die Wege, wie die See sie glättet. Der Sommer hat kaum etwas, das sich mit der Lust einer gemeinsamen Schlittenfahrt vergleichen ließe, und seit das Skilaufen aufgekommen ist und die Rodelschlitten wieder in ihre Rechte gesetzt sind, ist manche Gegend mit Berg und Tal ein einziger meilenweiter Festplatz geworden.

Aber wichtiger als das Spiel ist die Arbeit, und für den Fleißigen auch ergötzlicher. Monatelang hat der Baumeister Steine gebrochen, der Förster Holz geschlagen, der Hirte Heu gemacht, und dann warteten sie mit Verlangen auf den Winterschnee, der ihnen über Stock und Schründe für ihre Fracht die Bahn bereite. Was im Sommer oft nur mit ungeheueren Anstrengungen befördert werden kann, das geht im Winter spielend, und lustig gleiten die wuchtigsten Urwaldstämme auf glatter Runse dahin an ihr Ziel, ohne daß der Holzknecht dabei etwas anderes zu tun braucht als dem Block mit der Hacke den ersten Ruck zu geben.

Aber in den Sturmtagen, wenn feiner unendlicher Schnee quer vom Himmel niederweht, wenn er vom Boden wieder auffliegt, wenn er von den Dächern, den Bäumen, den Wänden herabsprüht, wenn er durch die Wandfugen in die Kammern dringt, daß ganze Schneeberge drinn entstehen, wenn er die Fenster vermauert und die Tür, so daß ununterbrochen geschaufelt werden muß, um den Zugang zu den Ställen aufrecht zu halten, und wenn dieses Wirbeln und Brausen dauert, tage- und tagelang, während die Morgendämmerung und die Abenddämmerung sich die Hände reichen zu einem Bunde ewiger Nacht — da wird es den Leuten wohl bange und sie sagen: „Was soll da werden?“ Wer geboren wird, der kann nicht in die Kirche zur Taufe, wer stirbt, der kann nicht zum Grabe. Aber siehe, eines Morgens leuchtet aus blauem Himmel die Sonne nieder auf eine stille, blendend weiße Schneelandschaft. Trockene Kälte ist da und über alle Flächen hin fliegen lustig die Schlitten. Auf einem sitzen musizierende Spielleute — dem Torfwirtshause geht es zu.

Lasset sie pfeifen und tanzen. Wir genießen den Winter nach unserer Weise. Die Luft ist stahlhart und glattgefroren der Schnee. Wir gehen über die weite Heide hin, es ist alles so wundersam neu. Wo sonst die buschigen Fichten gestanden, ragen jetzt reglose Schneekegel auf; wo sonst Strupp und Strauch gewuchert, liegen weiße Riesenkissen; wo sonst der schimmernde Teich geruht, starrt jetzt das verglaste Auge des Eises. Dort und da fliegen Raben, suchen vergeblich nach Nahrung und krächzen. Dann rudern sie mit müden Flügelschlägen durch die Lüfte davon, und es ist ganz still. War da nicht der rieselnde Bach? Ja, der ist eingewölbt mit Eis und zugedeckt mit Schnee, wir gehen darüber hin und suchen ihn.

Und mitten in der Schneewüste da läutet plötzlich

— aber ganz von ferne, das Glöcklein der Sehnsucht. Wie eine Lerche, so schwebt es einen Augenblick über uns, das Märchen vom Frühling. Nach wenigen Vollmonden und hier an dieser Stelle am murmelnden Bach wachsen die Primeln, die Veilchen, die Maßliebchen und die Vergißmeinnichte. Die Kirschbäume blühen in reichem lieblichem Weiß. Wie ein kreiselnder See, so wogt das Kornfeld, und die Schmetterlinge zucken darüber hin wie schaukelnde Blumen. Zarte Wölklein mit sonnigen Rändern ziehen selig durch das milde Blau. Eine unendliche Lust lebt und webt am Himmel und auf der Erde.

Wer wüßte, empfände etwas von dieser wonnigen Luft, wenn der ernste Winter nicht wäre! Alljährlich einmal muß uns der Sommer genommen werden, damit wir seinen Wert empfinden. Und alljährlich muß eine herbe Zeit den Menschen weisen zur Heimkehr in sein Selbst, damit er sich nicht verflüchtige und verliere in der weichen Üppigkeit des Sommers.

Peter Rosegger

Mein Lied

Mein Lied

Von

Peter Rosegger

Erstes bis zehntes Tausend

Leipzig 1911 / Verlag von L. Staackmann

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1911 by L. Staackmann, Leipzig.

45718

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorstellung 13

Heimat.

Das Mutterherz 17
Mein Vaterhaus 18
Ich bin ein armer Hirtenknab'! 18
Ich bin daheim auf waldiger Flur 19
Kindesgebet 20
Das Kind in seiner jungen Zeit 20
Mein süßes Kind, du weißt noch nicht 21
Zum Weihnachtsbaum 22
Einst wirst du die Träne fliehen 24
Die Erweckung 25
Es kann einem wunderlich träumen 26
Ich bin ein großer Herre! 27
Habt Dank, ihr guten Leute! 28
Ich will nichts von dir 29
Urwaldstimmung 30
Wenn alle Wälder schlafen 30
Ruh' im Walde 31
Wollte heim in meine Berge 32
Alpenrose — Edelweiß 32
Meine Lust ist Leben 33
Gruß aus Italien an die Heimat 34
Vergib mir, o Süden! 34
Ein Freund ging nach Amerika 36
Daheim! 37
Wir grüßen dich! 37
Steiermark 38
Echte Tracht 39
Singet, jauchzet eure Lieder! 39

Seite

Dem Heimatlande 40
Ein Lied, ein Schwert und einen Gott! 42
Heimatsegen 42
Gebet 43

Liebe.

Amors Arsenal 47
Und sie gefielen mir beide 47
Eine Jungfrau wollt' er suchen 48
Das bestohlene Hannchen 50
Die Einfältigen 50
Er will mich nicht verstehen 51
Der Stern im See 52
Deine schönen Augen 53
Zur Rosenblühzeit 53
Wenn ich der Himmel wär' 54
Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe? 55
Wenn ich durch den Winter geh' 56
Frage 56
Was du dir denkst 57
Waldabenteuer 57
Der Verlassenen Fluch 58
Amor, dieser Wicht 59
Diese Mädels! 61
Belehrung für einen Dichter 62
Amors Rat 62
Gewohnheit 63
Schon dreißig Jahre bin ich alt! 63
Ein Rosenblatt 64
Was in deiner Seele spinnt . . .? 66
Sie liebt dich von Herzen! 67
Rosen pflanzt man nicht auf Herzen 69
Heb dich weg und küß mich nicht! 69
In alten grauen Tagen 70
Weib 70
Die Schrift im Sande 71

Seite

Huldigung 72
Bei mir ſtimmt's einzig nicht 72
Seeliſch Liebe 72
Schon fleißig, lieber Goldſchmied? 73
Wenn du gehſt von mir 74
Halbverklungene Heldenkunde 75
Des Landmanns Saat 76
O ſei mir gegrüßet, du grünender Baum! 76
Gedenken 77
O Herrgott, wieviel an Liebe 78

Welt.

Mein Ideal 81
Wir weichen nicht von unſren Idealen! 82
Mein Erz 82
Mein Ehrgeiz 83
Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein 84
Ewiges Lied 85
Die Harfe 86
Die Hand an meiner Rechten 86
Meine Taſchenuhr 87
Ungeduld 87
Wilder Waldespſalm 88
Das Geheimnis 90
Allſeliges Leid 90
Erprobter Rat 91
Dichters Wunſch 92
Welch ein Los! 93
Wie bin ich ſo reich an Ehr' und Ruhm! 94
Nimmer will ich weinen! 95
Ein Eſelslied 96
Einkehr 96
Mißratener Fluch 98
Der Büßer 99
Erbſchaft 100
Erwartung 101

Seite
Gedenken 101
Stimmungen 102
Der Verbitterte 104
Der Glückliche 106
Wo wird es sein? 106
Der unbegreifliche Muskel 107
Es mahnt 108
Herbst 108
Der Tag, der wird schon spat 109
Wandlung 109
Ich bereue nichts 110
Erwägung 110
Ich bin Mensch geworden 110
Des Weltkindes Besinnen 111
Es kommt dereinst ein dunkler Tag 115
Grab ein! 115
Volkslied 117
Lorbeer und Palme 117
Davongeflogene Seelen 118
Klingende Funken 119

Hölle.

Eines Sünders Neuelieder 137
Herr Graf, du hast mich lieb gehabt 138
Neuer Sang mit altem Klang 139
Ein Streitgesang 140
Gott und Volk gehört zusammen 141
An die Naturalisten 142
Leute gibt es allerlei 144
Der Schwindel an das Publikum 145
Der Besessene 147
Der Reiche 148
Der Übermensch 149
Die Dichter und die Leute 153
Unterricht für moderne Poeten 154
Des Sängers Verzweiflung 155

Seite

Eine Stimme in der Wüste 157
Ständchen 159
Kräftigung 160
Gen Himmel hinauf 160
Anklage 160
Fürsprache 161
Dem Dichter 161

Himmel.

Die Gottsucher 165
Willst du jene Höh' erreichen 166
Wie keimt dein Geschick 167
Stimmung 167
Ist der Mensch nicht wie die Schwalbe? 167
Mir graut vor dem Gemeinen 168
Die Sehnsucht 169
Steigende Bahn 169
Zu Gastein am Wasserfall 170
Es war einmal ein Bettelmann 170
Der Blinde 171
Den Armen 173
Drei himmlische Schreine 174
Letzter Wunsch 174
Ruhendes Sein 175
Unfaßbar 176
Ewiges Sein 177
Auch der andre, der bist du 177
An Gottes Herz 178
Wanderlied 179
Die Stunde 179
Sei gegrüßt, du himmlischer Knabe! 180
In einer Waldkapelle 183
Ora pro nobis 185
Ans Menschenherz 187
Hymne eines Glücklichen 189
Am Grabe eines Idealisten 191

Seite

Anhang. Das Singen des Tages.

An Tirol 195
Das Erdbeben in Steiermark 197
An den Lehrer 198
Ahasver an seinen verklärten Dichter 198
Festgruß 199
Wiens Genius 201
Heimgartens silberne Hochzeit 203
Sonnengruß 204
Es zieht ein Segen von Haus zu Haus 205
Ruf zur Hilfe 207
Festgruß 209
Zum Kongreß der Schwachsinnigenfürsorge in Graz 211
Gruß den Touristen 211
Dichter der Heimat 212
Dichtergassen 213
Musiksegen 214
Dem Tiere zu Schutz und dem Menschen zu Nutz . 214
Zwei Millionen! 216
Gruß-Sprüche und Allotrias 217
Einem dramatischen Volksführer 231
Flüchtiges 231
Sylvester 232
Nagelprobe 232

Vorstellung.

Mein Name ist Mensch, meine Losung ist Fried',
Doch zeigen sich Feinde, so findet sich Rat,
Meine Lust ist das Sein, meine Tat ist das Lied,
Und singt man sich selbst, ist das Lied eine Tat.

Und schrillet bisweilen ein falscher Ton
Aus heiterer Kehle, das Lied ist doch echt.
So singet der sündige Adamssohn
Im Streiten und Siegen gleich schlecht und recht.

Ich bin ein Geselle, der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel und Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht.

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.

Der Menschheit Herzschlag ist mein Motor,
Der Menschheit Seheraug' mein Fanal;
Ich seh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehst doch als nackter Adam vor mir.
O Menschenbruder verbirg dich nicht,
Ich weiß es: du bist halb Gott, halb Tier!

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelst du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum seligen Licht.

Heimat

Das Mutterherz.

Willst du auf die Erde,
Sprach der Herr zu mir,
Brauchst du Liebe,
Die dich schützet,
Brauchst du Treue,
Die dich nicht verläßt.

Doch du wirst auf Erden
Finden nicht so bald
Lieb' und Treue
Echt und heilig;
Darum geb' ich dir
Von meiner mit.

Und ich will sie legen,
Liebes Menschenkind,
Daß du findest
In der Trübsal
Diese Gaben,
In das Mutterherz!

Die mit * bezeichneten Gedichte stammen aus früher Jugendzeit des Verfassers.

Mein Vaterhaus.

Mein Vaterhaus iſt alt und arm,
Mein Vaterhaus iſt klein,
Und ſchließt doch meine ganze Welt
Und meinen Himmel ein.

Mir brennt ins Herz die Zähre, die
Vom Mutterauge rinnt,
Denn fort von heim, weit in die Welt
Zieht hin ihr liebſtes Kind.

Der Platz iſt leer am kleinen Tiſch,
Der Sohn iſt in der Fern',
Ihr Tiſchgebet gilt ſein, und ſie
Empfiehlt ihn Gott dem Herrn.

Dort draußen, wo die Sünde lockt,
Und viel Gefahren drohn!
Sie kann nichts tun als weinen ſtill
Und beten für den Sohn.

O nein, ich will mich nicht der Welt
Und ihren Lüſten weihn;
Das Vaterhaus, das Mutterherz
Soll mir der Himmel ſein.

Ich bin ein armer Hirtenknab'!

Ich bin ein armer Hirtenknab',
Der Wald, das grüne Feld,
Mein Brotſack und mein Birkenſtab
Iſt meine ganze Welt.

Und zieht mein Schäflein grasend hin
Auf grüner, frischer Au,
So gras' auch ich für meinen Sinn
Im hohen Himmelsblau.

Und bricht die dunkle Nacht herein,
So schau ich dort hinauf:
Es blühet in der Sterne Schein
Die Liebe Gottes auf! —

Ich bin daheim auf waldiger Flur.

Ich bin daheim auf waldiger Flur,
Mein Hüttchen ist ein grüner Baum,
Mein Ruhebett der Wiesensaum
Am Herzen der Natur.

Ein Rehlein kommt durch Zweige dicht,
Mir dringt ans Ohr sein weicher Laut,
Es sieht mich an, es spricht so traut,
Und ich versteh' es nicht.

Nun kommt ein blühend Mädchen noch,
Und sinnend steht es auf der Flur;
Es sieht mir stumm ins Auge nur,
Und ich versteh' es doch.

Kindesgebet.

Da hat mir einmal ein Vöglein erzählt,
Wenn fromm ein Kind im Abendgebet
Voll Liebe für Vater und Mutter fleht,
Da klinge ein Lied durch die ganze Welt,
Da säusle ein Mai'n durch die Lüfte hin,
Da strahlten die Felsen im Alpenglühn,
Da steige der Ewige niederwärts
Und schließe Eltern und Kind ans Herz!

Das Kind in seiner jungen Zeit.

Das Grünen ist ein Auferstehn,
Das Reifen ist ein Sinken.
Drum laß' das Kind zu seiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Das Kind in seiner jungen Zeit
Ist Brennpunkt aller Sonnen,
Des Daseins hold begrenztes Ziel,
Des heiligen Glückes Bronnen.

Wächst es heran, ist nichts mehr sein,
Muß um die Wette laufen,
Mit jedem Tag und jeder Plag'
Sein Leben neu erkaufen.

Der erste Drang der Lieb' ist schon
Des Todes erstes Fodern,
Ein Korn, das junge Keime treibt,
Fängt selbst schon an zu modern.

Das Grünen iſt ein Auferſtehn,
Das Reifen iſt ein Sinken,
Drum laß' das Kind zu ſeiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Mein ſüßes Kind, du weißt noch nicht . . .

Da hüpft mein liebes, lockiges Kind
Im grünen, ſonnigen Roſenhag,
Umblüht von Knöſplein ſchwellend hold,
Umſchallt von hellem Lerchenſchlag.
Sein Äuglein ſtrahlt, ſein Mündchen jauchzt
In unbewußter Lebensluſt.
Mein ſüßes Kind, du weißt noch nicht,
Wie bald du wieder ſterben mußt.
Wie ſieht ſich doch im Wahn des ewigen
Lebenstags ein Frühling an?
Du fühlſt, was aufblüht — doch was welkt?
Zu Grabe ſinkt? Du denkſt nicht dran.
Ein junger Gott biſt heute noch;
Wie wirſt du dich entſetzen, Kind,
Wenn dir die erſte Botſchaft kommt,
Daß alle Weſen ſterblich ſind.
Ach, ich verſchweig' dir, was ich weiß,
Nur blick mir nicht ins Aug' hinein,
Es könnt' ſich ſpiegeln drinnen noch,
Was ich geſehn im ſchwarzen Schrein. —
O, leb in Glück, mein Kind! Und erſt
Wenn du von allem, allem ſatt,
Erſt dann vernimm, was Gott für dich
In ſeiner Lieb' bereitet hat.

Zum Weihnachtsbaum.

Ein Herzensgruß allen kindlichen Gemütern.

Friede war im Wald und jeder Baum beglückt
Durch schöne, reife Frucht, womit der Herbst geschmückt
Die Äste all, daß jeder Zweig sich bieget,
Bis hoch hinauf, wo leis' die Krone wieget.
Doch höret: wo's zum Segen will gedeihn,
Da findet sich auch gern der Hochmut ein
Und selbst der Neid. Und jeder wollt' sich prahlen,
Daß seine Frucht die schönste sei von allen;
Und jeder hing an seine längsten Äste
Als stolzes Aushängschild der Früchte beste.
Es war ein herrlich Wogen bis zur Spitze,
Ein Wetten, wer das Feinste wohl besitze. —
Nur Eines litt im Wald viel Weh und Gram
Und barg sich ins Gesträuch voll tiefer Scham.
Ein Tannenbäumchen war's, gar schmächtig, schlank,
Wohl aller Früchte, auch der ärmsten, blank;
Und während andere stolz im vollen Prangen,
Hatt' es an seinem Stamm nur Nadeln hangen,
Nur dunkelgrüne Nadeln, zart und spitz;
Sie stachen leicht, doch schärfer stach der Witz
Der andern, und ihr Höhnen, schal und widrig,
Dieweil das Bäumchen, ach, so arm und niedrig.
Es flüsterte der Wald sich in die Ohren
Vom Taugenichts, der da umsonst geboren,
Und warf ihm boshaft gar zu Spott und Schmach
Die ersten gelben, dürren Blätter nach.
Das schnitt dem Bäumchen tief ins junge Herz,
Es wollte schier vergehn in Leid und Schmerz

Und weinte, tiefbedrängt vom Weh, dem ſchweren,
Das Harz heraus, die bitterſten der Zähren. —
So duldete das Bäumchen ſtill und fromm;
Da zog hernieder durch den nächtigen Dom
Ein Engel aus des Himmels heiligen Hainen,
Der ſah den armen Dulder ſchmerzlich weinen.
Er ließ ſich erdenwärts vom weiten Raum
Zur armen Tanne, ſprechend: „Liebſter Baum!
Du warſt bisher verachtet und verflucht,
Doch tragen wirſt du noch die ſchönſte Frucht,
Die je ein Baum getragen hier auf Erden,
Du ſollſt der Baum der höchſten Freude werden!“ —
Wie wurde jetzt der Himmel trüb und grau.
Es blies ein kalter Wind auf Heid' und Au,
Er heulte durch den Wald voll herber Haſt
Und rüttelte die letzte Frucht vom Aſt.
Wie bald war jeder Baum, der einſt geprahlt,
Der Frucht und Blätter bar — gar kahl und alt,
Es fielen Flocken, und es krächzten Raben,
Und ſieh, der ſtolze Wald war wie begraben.
Nur jenes Bäumchen ſteht noch friſch und frei
Und grünt und flüſtert ſanft, wie einſt im Mai. —
Und als die heilige Nacht gekommen war,
Da ſchwebte durch den Wald die Engelsſchar
Zum Bäumchen zart und trug es durch die Nacht
In feſtlich aufgegangener Strahlenpracht.
— Wie Flammen ſich zu Sternenkränzen reihn!
Und Früchte, die im Himmel nur gedeihn,
Die reifen auf dem Baum, und Gottes Herz
Sank liebevoll erlöſend erdenwärts. —
So trägt der Baum, dereinſt verſchmäht, verflucht
Wie unſer Heiland ſelbſt, die ſchönſte Frucht.

Und wo er kommt, da kommt er nicht allein,
Da bringt er Gaben mit für groß und klein,
Er führt den Jubel ein ins stille Haus
Und streckt die hundert vollen Arme aus,
Und bei dem Kindsgemüt im trauten Raum,
Da ist er recht daheim, der Weihnachtsbaum. —
— O, hört ihr säuseln es in seinen Zweigen,
O, hört ihr klingen sie, die Himmelslieder?
O, seht die Engelsschar in lichten Reigen,
Sie steigt zum lieben Kindesherzen nieder.
Dann grünt und blüht sie auf, die Lieb', im reinen
Allseligen, alleinzigen Erdentraum.
O sei mir hoch gegrüßt, du Freund der Kleinen,
Du Himmelsbote, heiliger Weihnachtsbaum!

Einst wirst du die Träne fliehen.

O weine, liebe Jugend, weine,
Solang die Träne dir noch süß ist,
Ein Bote milder Herzensreine,
Und nicht der herben Kümmernis ist.

Denn einst wirst du die Träne fliehen,
Und lachend laut, trotz innrer Peinen sein,
Doch bittrer wird dein schrilles Lachen,
Als heut dein stilles Weinen sein.

Die Erweckung.

Die Mutter ſchläft in der Friedhofsruh'.
Da kommt ihr älteſter Sohn auf Beſuch
Und ruft mit freudiger Stimme aus:
„Liebe Mutter, komm in mein ſchönes Haus,
Ich habe ein holdes, ein fröhliches Weib
Und Kinder ſo friſch wie die Roſen im Mai,
O Mutter, Mutter, ich lade dich ein,
Komm, und hilf uns glücklich ſein."
Die Zypreſſen ſchweigen — die Mutter ſchläft.

Dann kommt der zweite Sohn geritten,
Mit ſtolzer Würde und feinen Sitten.
„O Mutter, könnteſt du auferſtehn,
Um ſelbſt zu ſehen, was mir iſt geſchehn.
Der König hat mich zum Miniſter erwählt,
Es jubelt mir zu die halbe Welt.
Mutter, o komm, nimm teil an der Ehr',
Die deinem Sohn ſo reich widerfährt."
Die Zypreſſen ſchweigen — die Mutter ſchläft.

Da kommt der jüngſte Sohn gegangen,
Hat rote Augen, fahle Wangen.
Sein Ton iſt heiſer, ſein Wort iſt müd,
Er weiß von Glück und Ehren kein Lied.
„O Mutter, ich bin ſo ganz allein,
So ſeelenverlaſſen und ganz allein,
Und Hunger —"
Am Hügel rieſelt der Sand — die Mutter wacht auf.

Es kann einem wunderlich träumen!

Nun wollt' ich schlafen.
Das Tagwerk ist recht hart gewesen.
Bin ich erschaffen
Für Bauernbrot und Bauernnot?
Das ist meine Frag' gewesen.
Da seh' ich ein Häuslein wohl schön gebaut,
Und ein Weib in Huld zum Fenster ausschaut;
Der Fenster waren eben drei,
So schauten aus auch Kindlein zwei
Und riefen: Vater! — Ich tat mich heimen.
— Es kann einem wunderlich träumen!

Dann ging ich dichten.
Und die Leute taten mir Kränze winden.
Und muß berichten:
Eine Maid sagt: Du bist mein allein,
Ich will dir Sträußlein im Lenze binden.
Ich sag': Was soll mir dein Blumengruß,
Wenn ich ein Geheimnis verschweigen muß,
Daß Fraue du zu aller Frist
Mein' herzallerliebste Freude bist!
Drauf tat sie mit Küssen nit säumen.
— Es kann einem wunderlich träumen!

Jetzt kamen Freunde
Und taten mich in die Ferne führen.
Mein Lieb, das weinte.
Ich steig' zum Glück, sie bleibt zurück
Und klagt: „Ich wollt' dich gerne führen!" —

Ich finde Freude, Gut und Geld
Und alle hohe Ehr' der Welt. —
Endlich die Lieb' mich zur Heimat ruft,
Da find' ich die Maid in der Totengruft.
Drum sollst du dein Herz nicht versäumen.
— Es kann einem wunderlich träumen!

Ich bin ein großer Herre!

Ich gebe mir die Ehre
Und sing' ein Liedel fein,
Ich bin ein großer Herre,
Die ganze Welt ist mein.

Der Landmann, der mag säen
Und ernten Korn und Lein;
Doch Feldesblühn und -wehen
Zur Maienzeit ist mein.

Die Karner mögen tauschen
Und nutzen Baum und Stein,
Doch Waldesgrün und -rauschen
Und Waldesruh ist mein.

Wie arm sind doch die Reichen,
Vom Herzensfrieden fern,
Oft Knechte sondergleichen
Sind diese hohen Herr'n.

Sie ſtreiten ſonder Labe
Mit Schwert um Land und Meer;
Ich zieh' mit meinem Stabe
Erobernd hinterher.

Wie luſtig iſt das Wandern,
Die Sorgen ſind ja klein;
Die ſchwere Welt iſt andern,
Die ſchöne Welt iſt mein.

Habt Dank, ihr guten Leute!

Habt Dank, ihr guten Leute,
Für dieſes reiche Mahl,
Das ihr mir aufgetragen
In buntbekränzten Schüſſeln
Und Goldpokal.

Mein Herze dürſtet nimmer
Nach Weltgenuß und Ehr',
Im ſtillen Dorf zu leben
Als Menſch bei ſchlichten Menſchen,
Was ſoll ich mehr?

Daß ich im Frieden atme
Und dankbar, angeſichts
Der heiligen Wunder Gottes
Mich meines Lebens freue,
Sonſt will ich nichts.

Ich werde nimmer müde,
Des Himmels Glanz zu ſchaun,
Auf ſeiner Wolken Spiele,
Auf ſeiner Flocken Reigen
Mein Luſt zu baun.

Der Lüfte ſanftes Wiegen
Und wild gewaltige Macht,
Der Wäſſer Steigen, Stürzen,
Hat ſtets mir Seligkeiten
Ins Herz gebracht.

Und ſink' ich einſt zu Grabe
Von heitrem Tageslicht,
Die Erde, ewig Roſen
Aus ihrem Schoße ſendend —
Ich fürcht' ſie nicht.

Ich will nichts von dir.

*

Ich hab' mir erbaut
Ein Häuschen allhier,
O Leben ſo laut,
Was willſt du von mir?
O führ mich nicht hin
Ins friedloſe Feld,
Ich bleib', was ich bin,
Mir ſelber die Welt.
Mein Glück iſt [illegible],
Behalte du dich;
Ich will nichts von dir,
Nur laſſe mir — mich!

Urwaldſtimmung.

O ruhſamer Wald, wie biſt du fein!
Wie biſt du in Ewigkeit jung und rein!
Vom blutigen Kreuzweg der Menſchenſöhne
Entweiht keine Spur deine heilige Schöne.
Wohl heut wie zur Urzeit die Stürme toſen,
Und wühlen im See und brechen den Baum.
Wohl heut wie zur Urzeit blühen die Roſen
Und funkelt der Tau am Blütenſaum. —
In dir iſt Ruh'.
Mein Leib will liegen
In blumiger Wiegen.
Meine Seele kam her aus unendlichen Zeiten,
Und wie der wandernde Vogel den Aſt,
So wählt dieſen Leib ſie zur kurzen Raſt,
Ehe weiter ſie fliegt in die Ewigkeiten.

Wenn alle Wälder ſchlafen.

Wenn alle Wälder ſchlafen
Und alle Quellen ſchweigen,
Die Nebel ſtille ſteigen,
Die Sterne leiſ' ſich neigen,
Da iſt das einſam Leben
Ein ſelig, ſelig Sein.

Wenn alle Wipfel flüſtern
Und alle Vögel ſingen,
Wenn alle Geigen fiedeln
Und alle Kehlen klingen,
Da iſt das einſam Leben
Wohl eine harte Pein.

Ob träumen ſtill, ob jubeln
Im lauten Kreis der Freuden,
Das beſte iſt, vom Leben
Ohn' allen Abſchied ſcheiden.
Drum ſei das einſam Sterben
Geſegnet nur allein.

Ruh' im Walde.

In der Berge Falten tief geſchmiegt
Und gewickelt in den weichen Wald,
Wie das Kindlein in der Wiege liegt,
Iſt mein liebſter Aufenthalt.

Wie die Mutter ſang, ſo ſingt der Bach,
Und in Wipfeln muntre Vögelein
Rufen mir der Jugend Märchen wach,
Singen mich zum Schlummer ein.

Von den Kronen wehen Blütenreigen,
Decken mich im kühlen Schatten zu,
Und ein Engel flüſtert's allen Zweigen:
Leiſe rauſchet ſeiner Ruh!

Laß mich einſtens, Götterlieblingsſohn,
Finden in der Waldesruh mein Ziel,
Kränz mir dort die Stirn, anſtatt mit Mohn,
Mit dem heiligen Asphodil.

Wollte heim in meine Berge.

Wollte heim in meine Berge,
Um den Frieden zu umfassen,
Den ich weltlusttrunken einst im
Grünen Wald zurückgelassen.

Gab ihn einem muntren Vöglein
In Verwahrung, bis ich käme,
Und den süßen Jugendfrieden
Wieder an den Busen nähme.

Hab' mit meinem heißen Herzen
Ruhlos nun den Wald durchzogen.
Doch das liebe muntre Vöglein
Ist schon längst davongeflogen.

Alpenrose — Edelweiß.

Edelweiß und Alpenrose,
Sinnbild ihr der Menschenlose,
Sinnbild unsres höchsten Glücks.
Blutige Rose! Liebe, Leben,
Nimmermüdes Lustanstreben,
Flammenleuchte des Geschicks.

Doch wie bald ist es geschehen,
Daß die Rose muß vergehen,
Bald sind Erdenfreuden fern.
Dann empor zu höchsten Zinken,
Dort wird noch dem Wandrer winken
Der Entsagung blasser Stern.

Ach, an ſeinen heißen Gluten
Muß zu früh das Herz verbluten,
Und zurück, als letzter Preis,
Bleibt ein wunſchlos kühles Träumen
In dem Haupt mit Silberſäumen
— Süßes, ſeliges Edelweiß!

Meine Luſt iſt Leben.

Gute Nacht, ihr Freunde,
Ach, wie lebt' ich gern!
Daß die Welt ſo ſchön iſt,
Dankt' ich Gott dem Herrn.
Daß die Welt ſo ſchön iſt,
Tut mir bitter weh,
Wenn ich ſchlafen geh!

Ach, wie möcht' ich einmal
Noch von Bergeshöhn
Meine ſüße Heimat
Sonnbeleuchtet ſehn!
Und den Herrn umarmen
In des Himmels Näh',
Eh' ich ſchlafen geh.

Wie man abends Kinder
Ernſt zu Bette ruft,
Führt der Herr mich ſchweigend
In die dunkle Gruft.
Meine Luſt iſt leben,
Doch ſein Will' geſcheh,
Daß ich ſchlafen geh!

Gruß aus Italien an die Heimat.

Du treues Haus auf stiller Bergeshöh',
Von weichem Mondessilber mild umgossen,
Wie grüß' ich dich aus fernem welschem Land,
Wo nirgends deine Tannenwälder sprossen.
Wo nie ein Wort der heiligen Sprache klingt,
Die du zum deutschen Erbe mir gegeben,
Und wo man leicht im tollen Fastnachtstanz
Verschachert und verjohlt sein heißes Leben.
Ein Land, so schön und reich und hochberühmt,
Bewohnt von frohem Volk in Bettlerlappen,
Das auf den Trümmern seiner großen Zeit
Sich kindisch freut an bunten Narrenkappen.
Ein Land, ein Märchengarten auf dem Meer,
Ein Eden, das sonst nichts mit dir gemein,
Du Heimatsmatte auf der Bergeshöh',
Als Gotteshimmel mit dem Sonnenschein.

Vergib mir, o Süden!

Vergib mir, o Süden!
Ich kann dich nicht lieben,
Ich muß dich meiden,
Meine Wünsche, meine Freuden
Stehn auf dunklem Grund geschrieben.
Meine blassen Taten
Leuchten nur in nordischem Schatten.
In Sturmessausen
Und Wälderbrausen,
In Schnee und Eiseskern,

In düſteren Nebeln
Glänzt mein Stern.
Du, o Süden,
Mit deines Lichtes Grelle,
Verſengſt mir die Seele.
Deine kahlen Berge und Schluchten,
Deine ſchattenloſen Buchten,
Deine heißen Terraſſen
Und ſtaubigen Straßen,
Deine gekochten Lüfte,
Deine einſchläfernden Düfte
Und übelriechenden Dünſte,
Deiner ſchmutzigen Gaſſen
Lautes Sichgehenlaſſen,
Deiner Wirte Kniffe und Künſte,
All das zuſammen
Macht mich erlahmen.
Wie ſoll im weltfremden Weſen
Der Sohn des ſtillen Waldes geneſen?
Dazu des Meeres unendliche Weite,
Die Länder der Erde all beſpülend,
Die Sehnſucht weckend und nicht erfüllend.
So muß man am fremden Eiland kleben
Wie ein Verbannter, und tatlos leben.
O ſonniger Süden
Mit deinen Roſen, mit deinen Maien!
Weltumworbenes Paradies,
Ich will dich benedeien;
Wärſt du meiner Kindheit
Trautſame Heimat,
Wie wollt' ich in Treuen
Selig mich freuen.

Doch ich bin Germane,
Die sonnige Glut,
Der süße, südliche Seim
Zersetzt mir das Blut.
Meines Glückes Kern und Keim
Ist deutscher Wald,
Und mein Paradies heißt Nebelheim.

Ein Freund ging nach Amerika.

Ein Freund ging nach Amerika
Und schrieb mir vor einigen Lenzen:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
Ich hab' eine Braut zu bekränzen!

Und als vergangen war ein Jahr,
Da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
Ich habe ein Kindlein zu taufen!

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
Ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muß Weib und Kind begraben!

Und so ersehnte der arme Mann
Auf fernsten, fremden Wegen
Für höchste Freud', für tiefstes Leid
Des Heimatlandes Segen.

Daheim!

Was dies Leben mir beschieden,
Es war gut, ich bin's zufrieden.
Könnt' ich eines noch erwerben:
Nur Daheim, Daheim zu sterben.
Nicht auf fernen Wanderswegen
Möcht' ich mich zur Ruhe legen,
Nirgends auf der ganzen Erde,
Als Daheim am eignen Herde.
Vor des Todes dunklen Schrecken
Wollt' ich nimmer mich verstecken
Wenn aus Augen schmerzbefeuchtet
Liebe mir zu Bette leuchtet,
Wenn die Meinen mich umgeben,
Atmend mein entschwindend Leben,
Und aus gottergebnem Sterben
Meines Herzens Frieden erben.

Wir grüßen dich!

Wir grüßen dich, Bergland, du teure Heimat!
Wir jauchzen dir zu, wie sehr wir dich lieben.
Wir lieben die blühende Flur — den Brautkranz der Jugend.
Wir lieben des Kornes wogenden Feldplan — den nährenden Vater.
Wir lieben der Weinhügel sonnigen Busen — die säugende Mutter.
Wir lieben den Wald, den dämmernden Garten der blauen Blumen.
Wir lieben der stillen Heide traumvoll sinnende Muse.
Wir lieben den friedlich gebetteten Alpsee,

Wo müde gehetzt das Weltkind raſtet
Weich in des Kahnes ſchaukelnder Wiege.
Wir ſingen ihm leiſe ein ſüßes Schlaflied. —
Vor allem doch euch, ihr ſtillen Felſen,
Ihr ſchneegekrönten Wächter der Heimat,
Mit Ehrfurcht grüßen wir euch.
Behütet mit ehernem Wall der Vorfahren heilige Stätte.
Behütet, ihr ewigen Berge, den deutſchen Enkeln
Das Land der Treue und Freude!

Steiermark.

Gottbegnadet Land! Zur Maienzeit
Sei dir, Styria, ein Strauß geweiht.
Du biſt göttlich ſchön. — Die Felſenſtirn
Stolz gekrönet mit diamantnem Firn!
Leuchtend als dein Aug' die klaren Seen,
Wo als Braun die heiligen Tannen ſtehn.
Hier die goldnen Ähren, dort die Reben
Froh um deinen Buſen Kränze weben,
Und allda, wo anderwärts der Spaten
Nichts zu finden weiß, als ewigen Schatten,
Tief in deiner Berge treuem Herzen
Biſt du reich an unſchätzbaren Erzen,
Deren Kraft der Erde Frucht erneut,
Deren Klang das reine Herz erfreut,
Deren Droh'n die Feinde macht erbeben. —
Schön biſt du und herrlich, mild und ſtark,
Noch im Grabe weltaufbauend Leben
Birgſt du, hochgeliebte Steiermark.

Echte Tracht.

Mein Steirer, tracht',
Daß echte Tracht
Wird angewandt
Im Heimatland.
Nicht kostümiert,
Nicht falsch geziert;
Im Stoffe echt,
Dem Zweck gerecht,
Die Form gewahrt
Nach Väterart
Und mit Bedacht
Zu Haus gemacht. —
Ob alt, ob neu:
Stets wahr und treu.
So wie der Mann,
So sein Gewand,
Das ist der Brauch
Im Steirerland.

Singet, jauchzet eure Lieder!

Singet, jauchzet eure Lieder,
Hochgemute Steirerkehlen!
In der Steirer Herzen wider
Hallt der Jubel eurer Seelen.
Deutscher Heimat süße Sänge
Klingen in den lauen Lüften,
Schlagen an die Felsenhänge,
Wehen über Seen und Triften.

Auf der weiten Gotteserden
Wird kein ſchöneres Land gefunden;
Durch weißgrüne Bande werden
Mit dem Himmel wir verbunden.
Auf die Scholle ſinkt der Sänger,
Daß er fromm das Erdreich küſſet:
O geliebtes, heiliges Waldland
Steiermark, ſei uns gegrüßet! —
Heimatfreude iſt getragen
Von des Liedes Ätherſchwingen,
Unſre Luſt iſt nicht zu ſagen,
Darum müſſen wir ſie ſingen.

Dem Heimatlande.

Hörſt du das Läuten, Freund?
Her aus den Weiten, Freund?
Weckt es nicht wonnig des
Wanderers Drang? —
Glaub dieſen Glocken nicht,
Laß dich verlocken nicht
Von der Sirene
Weltpreiſendem Sang!

Und mußt du dennoch fort,
Jagend von Ort zu Ort,
Suchend die Ziele, die
Nirgendwo ſind:
Kehre fein balde um,
Freund, in dein Heiligtum,
Wo du biſt Gatte und
Vater und Kind.

Reiße vom Strande dich,
Eh' fremde Bande dich
Festgewebt; nimmer ihr
Sklave sollst sein.
Denn deine größte Kraft
Und deine Meisterschaft
Sproßt aus der heimischen
Erde allein. —

Panzre mit Steirererz,
Land, deines Sohnes Herz,
Heb auf den Schild ihn
Des leuchtenden Firn.
Kränze mit Lärchenreis
Und mit dem Edelweiß
Würdig des Älplers
Teutonische Stirn. —

Östlicher Rosenhauch,
Südlicher Lorbeerstrauch
Gleicht nicht des Tannenbaums
Duftendem Reis.
Was auch in weiter Welt
Herrliches aufgestellt,
Heiliges Heimatland,
Dir sei der Preis!

Ein Lied, ein Schwert und einen Gott!

Vom Ortler bis zum Kahlenberg
Am reichen Donauſtrand
Iſt unſrer deutſchen Ahnen Haus,
Ihr freies Heimatland —
Im Reich der Tannen.
Ob's Bayern oder Steiern heißt:
Die Drau, die Traun, die Donau fleußt
Durchs Hochland der Germanen.

Die wildgewaltige Felſenburg
Stellt Oſt und Weſten gleich.
Es pocht ein einig Volksherz
Durchs ganze Alpenreich.
Erhebt die Fahnen!
Es hat in Fried' und Streit und Not
Ein Lied, ein Schwert und einen Gott
Das Hochland der Germanen.

Heimatſegen.

Gott grüß dich, teures Heimatland,
Du Hort von hoher Alpenwand
Bis an die nordiſchen Meere.
Vom Murgeſtad' bis an den Rhein,
O heilige Erde, biſt du mein.
Behüt dich Gott der Herre!

Er weck in dir die alte Treu,
Die alte Kindlichkeit aufs neu
Und milderer Tage Sitten,
Für die der Ahnen Heldenherz
Im frommen Schauen himmelwärts
Gelitten und gestritten.

Und bräch' ein böser Feind herein,
Ich könnte nimmer fröhlich sein,
Ich müßt' vor Wehe sterben.
Ach, laß der Väter Lehr und Ehr,
Der Brüder Freudigkeit und Wehr,
O Herrgott, nicht verderben!

Gebet.

Behüte Gott das deutsche Volk
In seiner Ehr' und stolzen Kraft.
Behüt es Gott in seiner weisen
Treuen Völkerführerschaft!
Auf seiner Wacht, daß allerwärts
Der Menschen Freiheit sich erneue:
Das große Volk, das deutsche Volk,
Behüt es Gott in seiner Treue!

Behüte Gott das deutsche Volk
In seines Hauses frohem Rat,
In seiner Herzensinnigkeit,
In seines Fleißes reicher Tat!
Behüte Gott, daß nie der Zwietracht
Grauser Dämon es berücke!
Das freie Volk, das deutsche Volk,
Behüt es Gott in seinem Glücke!

Behüte du das deutsche Volk,
O Gott, in deiner Liebe Huld
Vor zagem Zweifel an sein Heil,
Behüt es, Herr, vor aller Schuld!
Verleih ihm kindliche Zuversicht,
Wie reinen Herzen sie beschieden.
Das edle Volk, das deutsche Volk,
Behüt es Gott in seinem Frieden!

Das deutsche Volk, behüt es Gott!
Bis es in der Vollendung Licht
Den Ölzweig wahrer Menschlichkeit
Erlösend um den Erdball flicht.
In wilder Zeiten Sturm und Not,
In Streit und Sieges Morgenrot,
Das schwergeprüfte, hehre Volk,
Mein deutsches Volk, behüt es Gott!

Liebe

Amors Arsenal.

*

Ich ging im Frühling aus,
Da stachen die Gräser hervor,
Da schlugen die Bäume aus,
Da schossen die Halme empor.
Ihr Herrn, ich lachte nicht,
Ich kam verwundert zurück.
Das ist — ich wette! — vom Wicht,
Dem Amor, ein Schelmenstück!

Und sie gefielen mir beide.

Zur Morgenfrüh' hab' ich erlebt
Wohl eine liebe Freude,
Zwei Mägdlein standen am Gartenzaun,
Das eine war blond, das andere braun;
Und sie gefielen mir beide.

Das eine war ernst gegürtet und blaß,
Gehüllt in dunkle Seide,
Das andre leicht geschürzt und bunt,
Mit Veilchenaug' und Rosenmund;
Und sie gefielen mir beide.

Da ſcholl von der Kirche Glockenklang
Zum Jubel oder zum Leide,
Die eine erglüht und betet leis,
Die andre trillert muntere Weiſ';
Und ſie gefielen mir beide.

Da ſcherzten zu Paaren in Liebesluſt
Die Schäflein auf grüner Weide,
Die eine ſenkt das Auge mild,
Die andre hüpft und jauchzet wild;
Und ſie gefielen mir beide.

Da kam ein Vöglein geflogen herbei,
Sich bergend im nahen Getreide,
Die eine horcht dem fröhlichen Sang,
Die andre hebt den Arm zum Fang;
Und ſie gefielen mir beide.

Da neigte ich, bettelnd um einen Kuß,
Mich über des Zaunes Scheide;
Die eine blickte mit ſtrafendem Stolz,
Die andere blinzelte gegen das Holz;
Und ſie gefielen mir beide.

Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.

Ein Knab' ging hinaus
Von Vaters Haus,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Er ſchritt fürbaß
Die Heeresſtraß',
Auf der Straßen lagen die Steine.

Er nahm den Pfad
Wohl in die Stadt,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Er ſah mit Gier
Viel goldne Zier,
Viel hohe Türme ragen.

Drauf zog er bald
Zum grünen Wald,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Im Schattenland
Manch Blümlein ſtand,
Auf den Bäumen die Vögel ſangen.

Zu Berg und Tal,
Auf Burg und Wall
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Sein Wanderſtab,
Der ſchliff ſich ab,
Neun Paar Schuh hat er zertreten.

Mit bloßem Fuß
Und müdem Gruß
Er ging in eine Hütten.
Er ſah in der Wiegen
Ein Mägdlein liegen,
Die Jungfrau hat er gefunden.

Das bestohlene Hannchen.

O Herr, des Nachbars Valentin
Der stahl mir gestern meinen Hafer,
Er — stahl ihn mir — er — stahl mir ihn,
Es war nur — eine Handvoll — aber —

Am Hafer hing mein kleines Huhn,
Es hat so gern von ihm geklaubt;
So hat er mir den Hafer nun
Und auch mein kleines Huhn geraubt.

Mein ganzes Herz hing an dem Tier,
Es war so fett und schwarz wie Kohlen:
Jetzt hat der Strolch das Hühnchen mir
Und auch — mein ganzes Herz gestohlen.

Die Einfältigen.

Du fragst, warum ich gewinkt dir hab',
Du fragst, warum ich das Röslein dir gab?
— Ei, das solltest du wissen!

Du fragst, warum man jung sein muß,
Du fragst, wozu so verstohlen der Kuß?
— Ei, das solltest du wissen!

„Mein Knab', daß Mägdlein fragen gern
Und tun, als läg' ihnen alles fern —
Ei, das solltest du wissen!"

Er will mich nicht verſtehen.

Er will mich nicht verſtehen.
Und wenn ich ihm nicke
Mit glühendem Blicke
Den Morgengruß zu;
Und wenn ich ihm pflücke
Ein Blümlein, und ſchicke
Ein Bändchen dazu;
So fragt er noch: Warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er will mich nicht verſtehen.
Und wenn ich die loſe
Und blühende Roſe
Gar minniglich küß';
Und ich ihm dann ſage,
Halb klage, halb frage:
Iſt küſſen nicht ſüß?
So fragt er kalt: Warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er will mich nicht verſtehen!
Und ſag' ich auch innig:
Ich habe ſo ſinnig
Geträumt von dir;
Als hätt' ich am Raine
Das Häuschen, das kleine,
Bewohnt mit dir!
So fragt er leiſ': Warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er mag mich nicht verſtehen.
Und wenn ich die Arme
Ihm reich', Gott erbarme!
Er iſt viel zu blöd'! —
— Ei! wäre ich Mädchen
Des Nachbars jung' Gretchen,
Er tät nicht ſo ſpröd';
Er fragte nicht: Warum?
Er würde mich verſtehen!

Der Stern im See.

Ein ſchöner Stern
Ganz lockend licht
Erglänzt im See ſo wunderlich.
— Ein Mädchen lacht
So ſüß und ſpricht:
Ich liebe dich!

Gib acht, gib acht,
Der See iſt kalt,
Er ſpiegelt nur
Das Himmelslicht —
Ein falſcher Stern,
Ein falſches Herz;
Vertrau ihm nicht!

Vertrau ihm nicht,
Wenn es zu bunt
In fremder Pracht will blühen voll.
Ein echtes Herz
Darf funkeln nicht,
Muß tief und still erglühen wohl.

Deine schönen Augen.

Oh nichts gibt es auf Erden,
Was mich so sehr entzückt,
Als deine schönen Augen,
Seit sie mich angeblickt.
Sie sind meine Himmelssterne,
Die ich so selig schau;
Sie sind mein Sonnenschein;
Sie sind mein Morgentau;
Sie sind meine Frühlingsblumen;
Sie sind mein Alpensee,
Wo mein Schifflein schaukelt,
Und wo ich untergeh'.

Zur Rosenblühzeit.

Noch nie ein so wüster April, wie dies Jahr.
Und nie ein so holder Mai.
Und nie im Wandern so stolz ich war,
So königlich fesselloß frei.

Wie weit bleibt alles zurück, wie weit,
Was sonst mich bekümmert, beschwert.
Zur Rosenblühzeit, zur Rosenblühzeit
Ist es nicht des Umschauens wert.
Das Haupt blüht weiß, die Wange blüht rot,
Das Herz aller Freuden voll!
Ich frag' mit dem Dichter fast bang, o Gott,
„Was da noch werden soll!"

Wenn ich der Himmel wär'.

*

Wenn ich der Himmel wär',
Blieb' ich dir klar,
Legt' dir die Sonne ins
Goldige Haar.
Käme der Abend dann,
Tät' ich zu Ehrn,
Mädchen, dir leuchten den
Glänzendsten Stern.

Wenn ich die Erde wär',
Tät ich schön blühn;
Gäb' ich die holde Blum',
Mädchen, dir hin!
Hätt' ich dann Früchte, recht
Süß und recht groß,
Legt' ich die schönsten wohl
Dir in den Schoß!

Wenn ich die Hölle trüg'
Feurig in mir,
Tät ich nur brennen aus
Liebe zu dir:
Müßte dich holen der
Teufel herein;
Würde die Hölle ein
Himmelreich ſein!

Weißt du, Mädchen, daß ich ſterbe?

*

Weißt du, Mädchen, daß ich ſterbe,
Sterben muß an deinem Blicke,
Wenn er weg von mir ſich wendet?
Weißt du, Mädchen, daß ich ſterbe,
Daß dein Mündchen mich vergiftet,
Wenn es keinen Hauch mir ſendet?
Weißt du, Mädchen, daß ich ſterbe,
Und an deinen Armen ſterbe,
Wenn mich dieſe nicht umſchlingen?
Mädchen, ſchenke mir mein Leben,
Daß ich dir dasſelbe ſchenke,
Soll das deine ich erringen!

Wenn ich durch den Winter geh'.

Wenn ich durch den Winter geh',
Denk' ich mir, es gibt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als den Schnee,
Und er muß zu Waſſer werden.

Ruht im Hag die Jungfrau mild,
Denk' ich mir, es gibt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als dies Bild!
— Und ſie muß zum Weibe werden.

Tau ich auf dem Röslein ſeh',
Tau an ihrem Augenſtern.
Tauf' mit Waſſer Freud' und Weh,
So gewillt es Gott dem Herrn.

Frage.

Mädchen, wenn ich ſehnend flehe,
Hörſt du nichts?
Mädchen, wenn das Aug' du ſenkeſt,
Siehſt du nichts?
Mädchen, wenn ich ſterben gehe,
Willſt du nichts?
Mädchen, wenn du mein gedenkeſt,
Fühlſt du nichts?

Was du dir denkſt . . .

Was du dir denkſt, iſt längſt gedacht,
Was ich dich frag', iſt längſt gefragt,
Wenn Wange glüht und Auge lacht,
Iſt alles, was uns blüht, geſagt.

Oh, ſag nicht nein und ſag nicht ja,
Wenn ich an deinem Buſen ruh',
Zum Plaudern ſind wir uns zu nah,
Drum ſchweig mir deine Liebe zu.

Waldabenteuer.

Ich geh' durchs Tal am Waldesſaum,
Tief unten rauſcht der Fluß,
Oh, wie iſt doch das Wandern, traun,
Im Wald ein Hochgenuß!
Dort ſeh' ich ſtehn ein Mädel fein,
Ich wink' ihm meinen Gruß
Und ruf' es an: „Feins Liebchen mein,
Komm, gib mir einen Kuß!
Du haſt ein braunes Röckel an,
Es deckt kaum deinen Fuß,
Das zarte, runde Mädchen kaum,
Geh, gib mir einen Kuß.
Du haſt ein blaues Augenpaar
Und Haare wie von Ruß,
Dein roſenroter Mund — ich merk's —
Hat Durſt nach einem Kuß.

Nur ſcheint die Sonne viel zu heiß,
Mir fällt was ein, ich tu's,
Ich führ' dich ins Gehege hin
Und geb' dir — —" fällt ein Schuß.
„Juchhe!" ſchreit jetzt das Mädchen auf,
„Das iſt Hieronymus!"
Ihr Liebſter war's, der Jägersmann,
Und damit Schluß.

Der Verlaſſenen Fluch.

Vor des Ewigen Angeſichte
Klag' ich ihn, o Himmel, richte!
Ach, wie hab' ich ihn geliebt,
Während er den Tod mir gibt!
Möge ihm in dunkeln Tagen
Auch die grauſe Stunde ſchlagen!
Möge er in Qual ſich winden,
Und kein Herz, kein treues, finden!
Mög' der Menſch zum Teufel werden,
Dem er hoffend ſich auf Erden
Voll Vertraun zu eigen gibt!
— Ach, wie hab' ich ihn geliebt!
Ein Verworfner mög' er lungern
Auf der Heide und verhungern.
Welche Luſt mir, wenn er ſchmachtet,
Glückverlaſſen, notumnachtet!
Und ich dürfte ihm begegnen,
Wie wollt' ich die Stunde ſegnen!

Ihn an meinem Herzen haben,
Ihn mit meinem Blute laben!
— Wärſt du meiner Qual verſunken,
Hätteſt mein Leid du getrunken,
Wüßteſt du, was Hölle iſt.
— Wollte dich ſo lange küſſen,
Bis du wieder ſelig biſt.

Amor, dieſer Wicht.

Ich mach' in meinem Leben kein Gedicht mehr an ein Mädchen,
Das ich nicht darf lieben.
Es iſt zu gefährlich, um das Licht zu ſchwärmen,
Das beſtimmt iſt, andere zu wärmen.
Wer hatt' mich auch dazu getrieben? —
Wo Auserwählter war mein liebſter Freund,
Und ſie des liebſten Freundes Auserwählte.
Und ich? Ich war nebſtbei ſo da, und wie es ſcheint
Ein wenig lecker auch. Und ſieh, da ſtellte
Der Knirps von einem Amor mir die Falle.
Dem Freund zulieb und ſeiner Maid zu Ehre
Gedacht ich ein Gedichtchen ihr zu weihn.
Aus Eigennutz war's nicht, denn ich begehre,
So dachte ich, dafür das bißchen Heiligenſchein
Des Ruhmes nur. War noch ertlecklich eitel
Und meint', mit einem Vers müßt' ich beglücken
Ein Mädel von der Zehe bis zum Scheitel,
Und mindeſtens dem Erdball es entrücken.

Gedacht, getan, ich schrieb ihr ein Gedicht
In leichten Jamben. Für eines andern Liebe
Sind Jamben gut genug. Schweres tauget nicht.
Was anders, wenn ich eine Ode schriebe
Im tiefen Seufzertakte eines Romeo!
Dann allerdings schwerschreitende Trochäen.
Doch, was wollt' ich nur sagen? — Ei ja so!
Ich schrieb der Liebsten meines Freunds,
Um mich verbindlich bei ihr einzustellen.
Sie war zu herzig, traun, sie war's wohl wert,
Der holden Muse warm sie zu empfehlen.
Begann zu dichten, wie's ein Herz begehrt,
Beschrieb die zarten Reize, sagte ihr auf Ehre,
Wie ich an ihrem Glücke Anteil nähme,
Und daß als Freund ich gar imstande wäre,
Dergleichen selber — wenn die Stunde käme —
Zu gönnen mir. Doch müßte auch mein Püppchen
So lieblich sein wie sie. Es stünde immer
Mein Sinn nach solchen Wänglein, solchen Grübchen
Und solchen Äuglein auch, wie man sonst nimmer
Sie gesehn auf dieser Welt, als — im Vertrauen
Nur sei's gesagt — an ihr, der Treuen
Meines lieben, einzigen Freundes, sind zu schauen.
Unmöglich, sang ich, wäre zu bereuen
Eine Wahl, wie diese. Ließ es ihr auch merken,
Daß sie, nur sie allein, die Schönste sei der Schönen.
Und es gelang mir, solches zu bestärken,
So gründlich, daß — bevor ich es konnt' wähnen —
Diese kunstvoll hübsch gedrehten Liebesphrasen
Ich selber treulich glaubte. Und bevor
Das Liedchen fertig noch, begann ich schon zu rasen,
Aus purer Leidenschaft, die bis ans Ohr

Mir tückiſch heiß tat ſteigen — —
Was dann geſchah! — Ach, laßt mich ſchweigen. —

Und haſt du einen Freund, das lehret die Moral,
So ſchicke ſeinem Liebchen nie ein Liebel,
Auch wenn er's ſelbſt erlaubt, wie's hier der Fall,
Sonſt gibt es einen Tanz nach ſeiner Fiedel.
Und haſt du weidlich Pfeile zu verſchießen,
Ich gratulier' dazu, doch mußt du wiſſen,
Auf welche Scheibe du mit Recht darfſt zielen,
Denn Amor, dieſer Wicht, er läßt mit ſich nicht ſpielen.

Dieſe Mädels!

Als ich dem Liebel im Stübel geſtand,
Ich würd' es küſſen müſſen,
Da gab's ein Bildchen mir in die Hand,
Daß ich was hätt' zum Küſſen.

Es war der heilige Antonius,
Der Findpatron zum Glücke;
Hatt' ich verloren des Liebchens Herz,
So bracht' er mir's zurücke.

Dann, als ſie ſah, wie glühend ich
Das Amulett tat küſſen,
Da hat ſie's heftig, zornig, wild
Mir aus der Hand geriſſen.

Nun hab' ich gewußt, was zu geſchehn,
Die Eiferſucht zu kühlen.
Die Mädels, die mögen das Küſſen nicht ſehn,
Aber fühlen, fühlen, fühlen.

Belehrung für einen Dichter.

Du beklagſt dich, daß dein Weibchen
Nicht will deine Lieder leſen.
Schreib in Küſſen, ſtatt in Verſen,
Wird ſie's immer wieder leſen.
Biſt du ferne, wird ſie gerne
Lieder unterm Flieder leſen.
Doch, wenn ſelber ſingt der Vogel,
Wozu im Gefieder leſen?
Wiſſe, ſie hat nicht die Richtung
Literariſch weiſer Richter;
Lieber, als die größte Dichtung,
Iſt dem Weib der junge Dichter.
Deshalb iſt, ſeid ihr beiſammen,
Nicht die Zeit zum Liederleſen.

Amors Rat.

Wenn du, mein Freund, zur wonnigen Mundluſt
Den kühlen Schnabel des Krugs an den Mund tuſt,
So halte zur lieblichen, ſüßen Geleitſchaft
Den glühenden Schnabel der Maid in Bereitſchaft.

Gewohnheit.

Der Hüttenrauch*), das Küſſen auch,
Das ſind zwei ſchlimme Dinge.
Wer's einmal tut genießen auch,
Der kann es nicht mehr miſſen auch,
Selbſt wenn er am gewiſſen Brauch
Zuletzt zugrunde ginge.

Schon dreißig Jahre bin ich alt!

Schon dreißig Jahre bin ich alt,
Und noch allein geblieben.
Und ſeh' die Knaben mannigfalt
Wohl ihre Schätzlein lieben.

Ich ſeh', wie ſie ſich froh einand
Die Hochzeitskränze winden;
Ich wandre durch das weite Land
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Ich ſuch' ihn, wo bei Herdesglanz
Die holden Mädlein blühen,
Ich ſuch' ihn, wo bei Kirmestanz
Die Dirnen alle glühen.

Ich ſeh' die Jahre raſcher ziehn
Und fühl' die Jugend ſchwinden,
Und ſuche ihn und rufe ihn,
Und kann meinen Schatz nicht finden.

*) Arſenik.

Und ſie, die mir beſtimmt muß ſein
Für meine Lebensfahrten,
Wird irgendwo allein, allein
Mit Bangen auf mich warten.

Der Alte hier, die Alte dort
Wird einſam einſt begraben,
Zwei, die ſich treu und heiß geliebt
Und nie geſehen haben.

Ein Roſenblatt.

Was das Roſenblatt bedeutet,
Das in ſich zuſammenkauernd
Vor dem Hauch des Mundes ſchauernd
Auf der Hand mir liegt gebreitet?

Kann ich nicht dem toten, ſüßen
Roſenblatt mit Sehnſuchtsbeben
Noch einmal ein junges Leben
Minnend in die Adern gießen?

Oh, vor meinem heißen Kuſſe
Wird es nimmer friſchen können,
Wird es, ach, nur ſtill verbrennen,
Aſche, Aſche ſein zum Schluſſe.

Rosenblatt, warum alleine
Kommst du mir von ihr geflogen,
Ach, daß du nicht mitgezogen
Sie, die Holde, die ich meine!

Jene Süße, von den Musen
Ahnend mir so lang verheißen.
Nächtig, wenn die Sterne gleißen,
Möcht' ich ruhn an ihrem Busen.

Möcht' ins scheue Aug' ihr sehen,
Ihr ins tiefe Herz mich graben,
Möcht' in heißer Glut mich laben
Und in Liebesluft vergehen.

Soll ich warten, bis die Tage
Wachsen und die Nächte schwinden,
Die so lockend, Lieb' zu finden?
Rosenblatt, flieg hin und frage.

Soll ich warten auf die Tage,
Wo zur Form wird, was heut Kuß ist,
Und zur Pflicht, was heut Genuß ist?
Rosenblatt, flieg hin und frage.

Denk an deine Maientage,
Rosenblatt, du kennst das Leben;
Kennst der Liebe Pein und Beben.
Nun, so flieg zu ihr und frage.

Was in deiner Seele ſpinnt . . .?

Wie nah, mein ſchönes, ſüßes Kind,
Iſt mir dein holdes Angeſicht,
Ich trinke deinen Atemhauch
Und deines Auges lächelnd Licht;
Doch was in deiner Stirne ſinnt,
Und was in deiner Seele ſpinnt,
Ich weiß es nicht.

Ich weiß den von Jahrtauſenden
Emporgebauten Erdengrund,
Ich kenne das mit Sternenwelten
Reich geſchmückte Himmelsrund;
Doch was in deiner Stirne ſinnt,
Und was in deiner Seele ſpinnt,
Iſt mir nicht kund.

Entzückt von deiner Zunge Klang,
Und doch in tiefſter Einſamkeit,
Mein Lippenpaar an deins gepreßt:
Und dennoch mir unendlich weit
Iſt, was in deiner Stirne ſinnt,
Und was in deiner Seele ſpinnt
Für alle Zeit.

Denn das, worauf ich wollte baun,
Hat mich getäuſcht, die Träne dein. —
Es müßte denn dein Herzblut, traun,
Der opferfrohe Bote ſein,
Daß Lieb' mir deine Seele ſpinnt
Und Treu mir deine Stirne ſinnt,
Dann bin ich dein.

Sie liebt dich von Herzen!

Einſt tat ich im Walde ſpazieren gehn,
Da ſah ich im Wald ein Maßlieb ſtehn.
O Herzlieb, du biſt mein Entzücken!
Doch Maßliebchen, die kann man pflücken.
Ich tat's und fragt' es inniglich:
Verrat's, mein Schätzel, liebt es mich?
Da log es mir frech ins Angeſicht:
Dein feines Schätzel, das liebt dich nicht. —
Ich grub mit dem Meſſer ein tiefes Grab
Und warf das böſe Blümlein hinab,
Und wälzte darauf einen ſchweren Stein,
Sollſt ewig und ewig vergeſſen ſein.

Dann tat ich ſinnend weitergehn
Und ſah ein Schlüſſelblümlein ſtehn.
O Mädel, du biſt mein Entzücken!
Und Blumen die kann man zerpflücken.
Ich tat's und fragte inniglich:
Verrat's, meine Traute, liebt ſie mich?
Die Blume in Sterbensſchmerzen:
Sie liebt dich, ſie liebt dich von Herzen! —
Ich grub mit der Hand ein Beetlein auf
Und tat die zerriſſene Blume darauf.

Doch als ſie lag auf der Totenbahr,
Da ward ſie lebendig, erhob ſich gar,
Das eine Blättchen, es jauchzte aufs neu:
Sie liebt dich von Herzen, ſie liebt dich treu! —
Dann wuchſen der Blume in Kranzesflor
Die Blätter all von neuem hervor,

Schneeblendend weiß, die Spitzen rot,
Wie Unschuld und Liebesmärtyrertod.
Und jegliches blinkte mir traulich zu:
Sie liebt dich von Herzen! O Glücklicher, du! —
Nun kam ein Sturm und knickte die Bäume,
Und Blitze durchzuckten die himmlischen Räume;
Die Blume wiegte ihr Haupt und rief mich:
Sie liebt dich von Herzen! Sie liebt dich, sie liebt dich! —
Dann nahte der Winter und senkte im Schnee
Auf alle Gefilde ein eisiges Weh.
Doch sieh, die Blume hold und weiß,
Sie blühte hervor aus Schnee und Eis,
Und nickte mir zu in Ernsten und Scherzen:
Sie liebt dich von Herzen! Sie liebt dich von Herzen! —

Und als von neuem der Frühling kam,
Da führte zum Wald mich ein tödlicher Gram,
Ein tödlicher Gram, eine höllische Pein,
O selig, glückselig, gestorben zu sein! —
Auf grünendem Beete die Blume stand,
In üppiger Blüte mir zugewandt,
Und winkte und flüsterte süß und innig:
Sie liebt dich von Herzen! Sie liebt dich unsinnig! —

Ich hob meinen Fuß und trat sie tot,
Die gleißnerisch Blume, so weiß und rot.
Und ging noch tiefer in den Wald hinein,
Und suchte das Grab mit dem schweren Stein,
Und habe geweint und habe geklagt:
Du hast es gesagt! Du hast es gesagt!

Roſen pflanzt man nicht auf Herzen.

Ach, du klagſt, daß deine Schöne
Nicht dein Herz auf Roſen bette,
Sondern ſtatt mit Blumenkette
Es mit ſpitzen Dornen kröne.

Nur Geduld, einſt wird ſie koſen
Deinen Strauß bei Grabeskerzen,
Roſen pflanzt man nicht auf Herzen,
Nur auf Erde pflanzt man Roſen.

Heb dich weg und küß mich nicht!

Heb dich weg und küß mich nicht!
Du nicht, ich bitte dich,
Ein Kuß von dir — o küß mich nicht!
Ein Kuß, er wär' mein Tod.
Kleine Schelmin, lächle nicht!
Du nicht; — blick mich nicht an!
Das traute Du, o nenn es nicht!
Sprich nichts, kein Wort zu mir!
O laß mich gehn, berühr mich nicht!
Ich weiß, mein Kind, du liebſt mich nicht.
Und iſt nicht auch die Seele mein,
Den Leib allein, den mag ich nicht.

In alten grauen Tagen.

In alten grauen Tagen,
Da hat ſich's zugetragen,
Da tat ein Knab' das Maidlein ſchaun,
Das Maidlein tat dem Knaben traun,
In alten, grauen Tagen.

Der Knab' tat nit lang bitten,
Nahm 's Mädl um die Mitten
Und hub mit ihr ein Tänzlein an,
Der Atem tat ihr ſtille ſtahn
In alten grauen Tagen.

Und als er ſatt am Tanzen,
Da nahm er ſeinen Ranzen,
Und ließ die Maid zu zwein — allein. —
Das Märchen ſoll geſchehen ſein
In alten grauen Tagen.

Weib.

Schickſal im langen Haar,
Herrin, mir graut vor dir!
Reiß von der Heimat mich,
Raube die Freunde mir.
Brich meinen Tatenmut.
Höhne, verrate mich,
Schände die Ehre mir,
Haſſ' und verkaufe mich.

Foltere die Seele mir,
Hetz in die häßlichſten
Laſter des Lebens mich,
Stürz in die ewigen
Peinen der Hölle mich:
Anbeten! Anbeten!
Anbeten muß ich dich,
Wonniger, göttlicher
Dämon — ich liebe dich!

Die Schrift im Sande.

Als man dem Herrn
Die Sünderin verklagt,
Da hat er bloß geſagt:
Wer ſelber ſich weiß rein,
Der werfe ſeinen Stein!
Dann ſchrieb er etwas in den Sand . . .
Sie gingen hin und guckten, was da ſtand.
— — — — — — — — — — — —
Verſtanden hat's wohl jeder,
Der's geſchaut.
Doch keiner hat ſich's
Zu ſagen getraut.
— — — — — — — — — — — —
Mit erbarmendem Lieben
Hat er es auf Sand geſchrieben,
Wo es der Wind verweht.

Huldigung.

Die Frauen,
Sie bauen
An unſerm Vertrauen
Im Spinnen
Und Sinnen
Am ſchneeweißen Linnen.
Die Süßen,
Wir müſſen
Sie ehren und küſſen.
Die Feinen
Und Reinen
Sind es, die wir meinen.

Bei mir ſtimmt's einzig nicht.

„Bei mir ſtimmt's einzig nicht, was ſteht geſchrieben,
Daß Lieb' und Leidenſchaft ſich einig wiſſen.
Die ich genoß, war mir zu ſchlecht, zu lieben,
Und die ich liebt, zu wert, ſie zu genießen."

Seeliſch Liebe.

Ich lieb' an einem Weib
Nicht bloß den feinen Leib,
Noch mehr die reine Seele.
Iſt ihre Seel' nicht mein,
Auf ihren Leib allein
Verzicht' ich leicht und ſchnelle.

Als ich um sie gefreit
War's für die Ewigkeit
Und nicht für kurze Blüte;
Die wahre Liebe keusch
Plangt nicht so sehr nach Fleisch,
Vielmehr nach Herz und Güte.

Wer für Gestalt nur Sinn,
Für den sind bald dahin
Des süßen Glückes Triebe.
Doch auf der Jahre Höhn
Wird erst die Seele schön
In Ahnung ewiger Liebe.

Schon fleißig, lieber Goldschmied?

Schon fleißig, lieber Goldschmied? Guten Morgen!
Ein bißchen, Herr Nachbar, guten Morgen!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Ringlein meiner Braut.
Das Ringlein wird glänzend und klar,
Ich führe sie bald zum Altar,
— Klopf, klopf, klopf!

Noch fleißig, lieber Goldschmied, guten Abend!
Ich bin nicht mehr Goldschmied, guten Abend!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Kreuzlein meiner Braut,
Ein eisernes Kreuzlein fürs Grab,
Wir senken sie morgen hinab.
Klopf, klopf, klopf!

Wenn du gehſt von mir . . .

Wenn du gehſt, wenn du gehſt von mir, mein Lieb,
So iſt es aus mit mir,
Ich wandre dir nach durch die halbe Welt,
Und ſuch' und ruf' nach dir.
Ich frage den Jäger im grünen Wald,
Den Schäfer auf blumiger Au:
Haſt du nicht geſehn eine ſchöne Maid
Mit hellen Äuglein blau?

Ich frage den Vogel im Tannenhag,
Den Fiſch im Meeresgrund:
Haſt du nicht geſehn eine ſchöne Maid
Mit roſenrotem Mund?
Ich frage den Gräber am Kirchhofтor,
Den Prieſter am hohen Altar:
Haſt du nicht getraut eine ſchöne Braut
Mit krauſem, güldnem Haar?

Und weiß ich dich ſchlafen im tiefen See,
Dann jauchz' ich mit hellem Mut,
Und tauche, mein Lieb, zu dir hinab
In die weiche, kühlende Flut.
Und weiß ich dich eines andern Braut
Mit runden Wängelein rot,
Dann leg' ich mich auf die Erden hin
Und weine, und weine mich tot.

Und wenn ich an Lieb' geſtorben bin,
So graben ſie ein tiefes Grab,
Und legen ein Kreuz mir auf die Bruſt,
Und ſenken mich ſtill hinab.

So haſt du dich, Kind, von mir gewend't,
Und ich bin blieben dein.
Gott mit dir, Gott mit dir, du hartes Lieb!
Ich leb' und ſterb' allein.

Halbverklungene Heldenkunde.

Halbverklungene Heldenkunde
Weiß zu ſagen von dem Paare,
Das nach grauſen Hunnenſchlachten
Auf dem Roß, dem kampfesmüden,
Vor den grimmen Türken fliehet.

Unterwegen raſt der Flüchtling
Ob des Vaterlandes Jammer.
Angſtvoll hütet er ſein Weib noch
Vor der wilden Gier der Feinde.
Sieh, da ſtürzt das treue Rößlein.

„O verdammt!" ſo ruft der Reiter,
„Daß ſie höhnend mich ermorden,
Iſt beim Himmel nicht das Schlimmſte,
Doch in ihre Hände fallend
Du, mein Weib, du Heißgeliebte . . ."

„Das wird nimmermehr geſchehen,
Ich bin dein und will's verbleiben!"
So das Weib, die Bruſt entblößend.
„Zieh den Dolch und rette, Liebſter,
Freudig mich vor den Barbaren."

Nächtige Brände fester Burgen
Glühn am schwerbewölkten Himmel.
Schnaubend nahn die wüsten Horden,
Sehn zwei purpurrote Brünnlein
Springen auf der dürren Heide.

Des Landmanns Saat.

Der Landmann säet das Weizenkorn.
„O Maid, ich bin dir gut!"
Er mäht das reife Weizenkorn
Und küßt sie bis aufs Blut.
Der Stein zermalmt das Weizenkorn,
Die Maid liegt auf der Bahr'.
Als Hostie thront das Weizenkorn
Auf heiligem Altar.
Wie stiegst du hoch, mein Weizenkorn!
Und wer und wo blieb ich!
O Brot, der ewigen Liebe Born,
Erbarme dich!

O sei mir gegrüßet, du grünender Baum!

O sei mir gegrüßet, du grünender Baum,
Wo ich mein Liebchen sah,
Die Myrt' in den Locken, auf blumigem Saum,
So nah! So nah! So nah!

Wie küßte ich heiß ihren roſigen Mund!
Am Baum ein Vöglein ſang.
O Wonne des Herzens, glückſelige Stund'!
Wie lang, wie lang — wie lang!

Sie fällten den Baum, und ſie bauten den Sarg,
Im Mai, im holden Mai.
Sie ſchloſſen den Schrein, der mein Himmelreich barg.
Vorbei, vorbei, vorbei!

Gedenken.

Aller Sonnenſchein auf Erden
Iſt ein traurig Ding,
Wenn nicht ſchwebt der Einzigen Schatten
Auf dem Wieſenring.

Könnt' ich einmal noch vernehmen
Ihrer Stimme Klang,
Wollt' ich gerne ſtumm und taub ſein
Auf mein Leben lang.

Alle Roſendüfte, welche
Da den Mai durchziehn,
Gäbe ich für einen Hauch
Ihres Mundes hin.

Alles, was ich noch genieße,
Was ich bin und hab',
Iſt nicht wert des blaſſen Staubs
Auf ihrem Grab.

O Herrgott, wieviel an Liebe!

Es ſinken vom Baum die Blätter,
Der Sommer iſt vorbei.
Mein Mund iſt noch rot und will küſſen
Wie einſt im Mai.

Es fallen vom Haupt die Locken,
Mich ſchrecket der Eule Schrei,
Ich flüchte bange zum Mädel,
Wie einſt im Mai.

O Herrgott, wieviel an Liebe,
Und ach, wie wenig Zeit!
Die Lieb' iſt nicht auszuſchöpfen
In Ewigkeit.

Welt

Mein Ideal.

*

Ein schöneres Ideal hat noch niemand geträumt,
Als meine sehnende Seele es hegt,
Ich seh' ein Paradies auf Erden erstehn,
Das wieder die Freude, die Liebe trägt.

Ich sehe die Völker des Erdenballs
Im Glanze der glorreichen Einheit stehn,
Ich seh' auf den Zinnen der Treue, des Rechts,
Der Bildung, die Fahne des Friedens wehn.

Ich seh' nur die Waffe des Geistes gezückt
Zum Trotze dem Mordblei, zum Trotze dem Schwert;
Ich sehe das Eisen dem Baue des Felds,
Der sausenden Werkstatt zugekehrt.

Ich sehe die Frau am häuslichen Herd,
Keine Sklavin der Willkür, der Mode mehr.
Eine Priesterin, traun, der wärmenden Glut,
An der Liebe Altar, des Hauses Ehr'.

Ich ahne — ich sehe die herrliche Zeit,
Ich sehe zur Wahrheit die Schönheit sich reihn,
Die Völker in Liebe verschlungen und frei,
Ich sehe die Menschen — Menschen sein!

Wir weichen nicht von unsren Idealen!

Wir weichen nicht von unsren Idealen,
Sie schmücken, adeln dieses Erdenwallen,
Sie ehren uns,
Der Niederträchtigen Hohn wird uns zum Ruhm.
Ums welterlösende geweihte Heiligtum
Wir wehren uns!

Der Völker, Rassen, Religionen Streit
Vergeht im warmen Glanz der Menschlichkeit.
Wir kehren uns
Zum treuen, ewigen Geist, der alle zählt,
Und wehe dem, der Haß statt Liebe wählt!
Wir wehren uns!

Doch nicht mit Schwert und Feuer, wie Barbaren;
Denn unsrer Philosophen heilige Scharen,
Sie lehren uns,
Trotz Korybantenlärms von Schelm und Wicht,
Mit heiterer Ruh und lächelndem Gesicht
Zu wehren uns.

Mein Erz.

Mein deutscher Sang ist euch zu zahm,
Anstatt mein geliebtes Volk zu segnen,
Soll fluchen ich der Feinde stramm,
Dem Nachbar stets mit Trutz begegnen.

Mein Herz ist froh, mein Erz ist rein,
Es dient dem Tod nicht, nur dem Leben;
Wie, muß denn alles Kanone sein?
Mag's nicht auch klingende Glocken geben?

Mein Ehrgeiz.

Die Ehr" iſt jenes Gut,
Das mir am höchſten frommt,
Doch nicht die flüchtige Ehr',
Die nur von außen kommt.

Ein großer Dichter, traun,
Das hört ſich ſüß und fein;
Doch höher ſtünd' mein Stolz:
Ein großer Menſch zu ſein.

Die Ehre, flach geweht
Hin über Länder weit,
Iſt nichts gleich eines Menſchen
Tiefer Dankbarkeit.

Wer nur um Ehre ſchafft,
Der iſt zwar wert der Ehr',
Der äußeren bunten Zier,
— Doch ſonſt auch nicht viel mehr.

Wenn einſt ich ſterben muß,
Soll keine Trauerſchar
Von Gleisnern folgen mir
Zu meiner ſtillen Bahr'.

Nicht Nekrolog, nicht Stein,
O Gott, man kennt die Weiſ';
Sie ehren Tote bloß
Zu ihrem eigenen Preis. —

Nur eines wollt' ich, daß
Ein Braver sagen kann
An meinem schlichten Grab:
Er war ein braver Mann.

Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein . . .

Ein Vater lag im Sterben,
Drei Söhne sollten erben.
Der eine war ein Bauersmann,
Der pflügen, säen und ernten kann,
Der erbte die Höfe, die Felder,
Die Gärten, die Wiesen, die Wälder.
Der andre war ein Hammerschmied,
Dem gab der Vater, als er schied,
Die Hämmer und all die Geräte,
Auf daß er Werkzeug hätte.
Der dritte war ein munterer Knab'
Mit Sängerkehl' und Wanderstab,
Nach Vaterswill' dem verbliebe
Sein Menschenherz voll Liebe. —

Und als vorbei der Jahre zehn,
Da hat man schon das Ziel gesehn.
Der eine sorgte Tag und Nacht,
Bis endlich er's zu Geld gebracht;
Der andre sorgte Stund' um Stund',
Daß nur sein Haufen Geld nicht schwund;
Der dritte zog von Sorgen frei
Mit Sang an Not und Geld vorbei,

Und ſchöpft' mit Wonne, teilt mit Luſt
Die Lieb' aus ſeiner Dichterbruſt,
Und ſtreut' ohn End' von Haus zu Haus
Die Gab' an Arm' und Reiche aus.
Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein,
Wird ewig unerſchöpflich ſein.

Ewiges Lied.

Im tiefen, dunkeln Felſental,
Da rauſcht ein ewiger Waſſerfall.
Ein Wandrer horcht der Melodei,
Es wird ihm wohl und weh dabei,
Und kann doch nichts verſtehen.

Er macht ein feines Sinngedicht,
Das klar die ſchönſten Worte ſpricht.
Doch ſieh, ob dieſer Poeſei
Wird keinem wohl und weh dabei,
Und kann es doch verſtehen.

Und — eh das Jahr von hinnen zieht
Iſt ſchon verſtummt des Sängers Lied.
Was man verſtand und nicht empfand,
Das klingt nur einmal durch das Land.
— Ewig rauſchen die Waſſer.

Die Harfe.

Unſer Herz iſt eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schickſals Finger ſpielen
Kundig drauf die ewigen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgeſänge.

Die Hand an meiner Rechten.

Die Hand an meiner rechten Seiten
Iſt lobenswert zu jeder Stunde,
Sie holt das Brot aus allen Weiten
Und führt es zärtlich mir zum Munde.

Und ballt die Linke, Unerzogne,
Sich hinterm Rock, wenn Gäſte nahen,
So weiß die Rechte, Wohlgepflogne,
Mit edlem Anſtand zu empfahen.

Und nahen ſchlechtgeſinnte Mächte,
So greift ſie rührig zu den Waffen,
Und weiß mit ritterlichem Rechte
Mir Schutz und Frieden zu verſchaffen.

Und weil ſie gütig von dem Hehren
Als treue Freundin mir geſendet,
So iſt ſie auch in allen Ehren
Der Küſſe wert, die man ihr ſpendet.

Und trotzdem leider ist sie heute
Der Linken weit zurückgeblieben,
Denn dreist hat sie, und nicht geschente,
Ihr eigenes schales Lob geschrieben.

Meine Taschenuhr.

Wie fühl' ich dich an meinem Herzen schlagen,
Du starkes, reges, goldnes Herz der Zeit!
So wandern wir selbander sonder Zagen
Den dunklen Stundenweg der Ewigkeit.

Der Zeiger kreiset stetig in der Runde,
Ein Sinnbild, wie das Weltenuhrwerk kreist;
Dein Herz, o Mensch, ist endlich wie die Stunde,
Unendlich wie die Runde ist dein Geist.

Ungeduld.

*

O lieber Gott, wo werden jene Stunden sein,
In welchen mir der Lorbeer wird gewunden sein!
„Ha, suche dir die Zweige!" spricht die kluge Welt,
„Denn jedes Glück will mühevoll gefunden sein."
Ich darf es nicht, die strenge Pflicht hält mich zurück.
Warum muß ich durch Sorg' und Not gebunden sein?
Vielleicht, daß man mir einst die schweren Bande löst,
Doch wird bishin schon Kraft und Will' verschwunden sein.

Und bis man mir zu Lab den milden Balsam beut,
Oh, können wohl vernarbt die heißen Wunden sein.
Und wenn man jauchzend einst den vollen Becher reicht,
Kann der Verschmachtete schon längst tief unten sein.
Der späte Tropfen, der sein einsam Grab benetzt,
Wird, traun, vom Schläfer nimmermehr empfunden sein.

Wilder Waldespsalm.

Ihr Häupter in goldiger Morgenglut,
O blicket aus Himmelshöh' nieder
Zum Sänger, der sinnend im Moose ruht,
Euch feiernd durch harmlose Lieder.
Wie lodert dort oben der Gletscherschein,
Wie flüstert im Schatten die Quelle:
O schenkt mir von eurer Herrlichkeit ein,
Bis trunken die sehnende Seele.

Als einst ich verloren die ganze Welt,
Den Glauben, die Hoffnung, die Liebe,
Und als mir die glitzernden Freuden vergällt
Im wüsten Weltgetriebe;
Und als ich mein junges Leben verprasst,
Weil es ohne Reiz mir und Wert war,
Und als ich den Mann auf der Straße gehasst,
Weil er wie ich auf der Erd' war.

Da zog ich hinaus wie ein dachloser Hund,
Mich selbst und das Dasein verfluchend,
Da schritt ich verloren, im Waldesgrund
Einen luftigen Baumast mir suchend.

Doch siehe, da war kein Ast mir recht,
Der war mir zu hoch, der zu nieder,
Ein dritter zu gut, ein vierter zu schlecht,
Ein fünfter mir anders zuwider.

Und ein jeder tat so geheimnisvoll
Und flüsterte leis mit dem Nachbar;
Sie machten sich über mich lustig wohl,
Daß ich so elend und schwach war? —
O nein, nur die Welt verspotteten sie
Und schmiedeten eine Verschwörung;
Der Wald und die Welt, die vertragen sich nie,
Ob letzterer tiefen Betörung.

Drum sagten die Bäume: 's wär alles wohl recht,
Die Vorzeit, die Zukunft, das Heute,
Selbst der Himmel ist gut und die Erde nicht schlecht,
Doch die Leute — die argen Leute!
Die Leute, die liegen sich alle im Haar
Und raufen, daß es ein Skandal ist,
Und spielen in Übermut mit der Gefahr
So lange, bis jeder am Fall ist.

Und wenn sie zu Füßen den Abgrund sehn,
Dann schwindeln sie fluchend und taumeln,
Ja, dann erst will mancher zum Walde gehn,
Und — daß er nicht fallen kann — baumeln.
Oh, kämet ihr früher zu uns in den Wald
Mit jugendlich heiteren Sinnen,
Ihr wäret mit „Siebzig" noch immer nicht alt,
Und wüßtet gar zärtlich zu minnen! —

So ſagten die Bäume und flüſterten fort,
Erzählten ſich ſondre Geſchichten;
Ich habe verſtanden ein jegliches Wort
Und weiß mich darnach nun zu richten.
Und kriegt mir die Fröhlichkeit jäh einen Sprung,
So kratze ich Waldharz und leime,
Und ſprudle und jauchze und bin wieder jung,
Und ſchmied' ein paar hinkende Reime.

Das Geheimnis.

Im Walde Frieden. Zwei Hummeln läuten.
Der Tag iſt ſchon neigend.
Da nahen Geſtalten aus alten Zeiten,
Die ſtille Reihe der alten Bekannten,
Sie grüßen mich ſchweigend.
Sie winken mir ſtumm ein Geheimnis zu
Und ſchwanken vorbei.
. . . Ich hab' nichts verſtanden.

Allſeliges Leid.

Was glänzen doch dem die Augen ſo hell?
Und birgt in der Bruſt eine dämmernde Seel',
Und hüllet in ſtaubige Spinnenweben
Geheimnisvoll ſein gloſendes Leben.
— Weiß es einer, wie wohl ſie tut,
Die einſame Glut?

Was brennen doch dem die Wangen so rot?
Er ist ja kalt, er ist ja tot!
Er scherzt nicht mit Freunden, er kost nicht mit Frauen,
Er kann keine lustigen Leute schauen.
— Weiß es einer, wie weh kann sein
Die einsame Pein?

Und weiß es einer, wie wohl es tut,
Wenn glühend das Herz in sich selber ruht,
Und weiß es einer, wie hart es kann sein —
Der schleiche vorüber und laß' ihn allein,
Den Mann in seinem allseligen Leid
Der Einsamkeit.

Erprobter Rat.

Magst du wissen, wann du sollst gesellig
Und wann einsam sein?
Willst du Freude, suche Menschen,
Willst du Glück, so bleib mit dir allein.
Wisse, wann dein Werk am schönsten
Und am reinsten mag gedeihn:
In der Arbeit suche Menschen,
Doch im Schaffen bleib mit dir allein.
Wie's auch jeder hält nach seiner Weise,
Lasse eins gesagt dir sein:
Wenn du hassest, meide Menschen,
Wenn du liebst, bleib nicht mit dir allein.

Dichters Wunsch.

Ach, wie gerne möcht' ich wissen
Oft, zu wem mein Sprüchlein spricht!
Hunderttausend Leser hab' ich,
Aber einen hab' ich nicht.

Hunderttausend Leser heißen
Publikum, und ihre Zahl
Wird willkommen der Verleger
Heißen hunderttausendmal.

Einen möcht' ich, einen haben,
Den ich kenn', von dem ich weiß,
Daß er jede meiner Zeilen
Liest mit Liebe und mit Fleiß.

Einen einzigen ganzen Menschen,
Einen ruft der Dichter an,
Dem er all sein Denken, Dichten,
Frohes Schaffen weihen kann.

Einmal hatt' ich einen solchen,
Habe nur an ihn gedacht,
Habe nur für ihn gedichtet
Und mein Herz ihm aufgemacht.

Also sprach der Mensch zum Menschen
Traut mit leiser, warmer Stimm',
Und die hunderttausend Leser
Fanden sich in mir und ihm.

Als ich redete für einen,
Standen alle rings herum,
Red' ich allen, hab' ich keinen
Menſchen — lauter Publikum.

Welch ein Los!

Welch ein Los! Im bunten Lebensgarten
Fröhlicher Genoſſen bin ich einſam.
Hab' mit ihnen Ziel, Geſchick und Leiden,
Sprach' und Lied und Vaterland gemeinſam.
Streuen ſcherzend Roſen unſren Pfaden,
Lieben uns einander — und bin einſam.
Einſam, wenn das Blau der Fern' uns trennet,
Mitten unter ihnen bin ich einſam.
Einſam, wie der Schiffbrüchig' im Meere,
Einſam, wie der Aar im Himmelskreiſe,
Einſam, wie der Mann, den ſie begruben
Unter Nordlichtſchein im öden Eiſe.
Brücken ſchuf Natur von Aug' zu Auge,
Hängend auf des Lichtes goldnen Stäben;
Schiffe auf dem Wellenmeer des Klanges
Zwiſchen Mund und Ohren heiter ſchweben.
Und des Blutes ehern ewige Bande
Flechten aneinander unſre Sinne;
Aber von der Seelen freier Zinne,
Auseinander fern ſich ungemeſſen,
Hat Natur zu baun den Weg vergeſſen.
Nicht ſo einſam iſt das Alpenröslein
An des ſtarren Eiſes kalter Schwelle;

Nicht ſo einſam iſt der Stern am Himmel,
Als in ihrem Leib die ſehnende Seele.
Einſam, wenn dem Schönen ſie und Reinen,
Mai im Herzen, grüne Kränze webet;
Einſam, wenn ſie ſelige Pfade ſuchet
Nach dem Gottesreich, und ihnen lebet. —
Als in Tiefen mit Genoſſen kriechen
Iſt es beſſer, hoch zu ſchweben einſam.
Größer, göttlicher gewiß — doch glücklich?
Glücklich iſt der Erdſohn nur gemeinſam.

Wie bin ich ſo reich an Ehr' und Ruhm!

Wie bin ich ſo reich an Ehr' und Ruhm!
Wie bin ich ſo arm an Lieb und Luſt!
Ich fühle den Lorbeer ums Haupt herum,
Und keine Roſe an meiner Bruſt!

Wie bin ich ſo reich an Ehr' und Ruhm!
Aus Erde, die andern nur Dornen beut,
Entſproßten mir Lorbeern und flechten, traun,
Ein Haus, wo kaum ich zu wohnen weiß.
Mit Lorbeern umrankt iſt mein ſchlichter Tiſch,
Mit Lorbeern das einſame Lager bekränzt,
Zu kühlen die heiße, pochende Stirn,
Und Lorbeern, zu ſtillen das ſehnende Herz.
Ich rief dich nicht, du prangender Zweig,
Du haſt dich ums Herz mir ſchmeichelnd gerankt,
Und wirſt du bald treulos verwelken mir,
Dann ſteh' ich, Unſeliger, grau vor Gram
Auf ſchauerlich ödem Lebensplan.

Wie bin ich ſo arm an Lieb' und Luſt!
Ihr, die den Poeten beneiden ſcheel
Um Früchte der Liebe, o hört mich an:
Den grünen, duftenden Lorbeerhain,
Ich gäb' ihn für eine Roſe hin.
Der roſenbekränzte Becher des Glücks,
Er mied die durſtige Lippe mein;
Den heißen Schweiß auf der blaſſen Stirn,
Ihn trocknet ermunternde Liebe nicht.
Und Liebe nicht küßt auf dem Katafalk
Die letzte Träne vom Antlitz mir.

Nimmer will ich weinen!

Iſt das Glas des Fenſterleins nicht helle,
Iſt das Aug' umflort von einer Träne,
Schaut die Welt zu düſter in die Seele.

Nimmer will ich weinen, nimmer klagen,
Niemand wiſcht vom Auge mir die Zähren.
Einſam will ich tragen und entſagen.

Nur dem Retter, wenn er wird erſcheinen,
Leiſ' mir winkend mit der Friedenspalme,
Will ich eine Freudenträne weinen.

Ein Eſelslied.

Willſt du, Freundchen, doch einmal das hochgelobte Land erlangen,
Wo es unſerm alten Vater Adam einſt ſo wohlergangen,
Darfſt du nicht gen Weſten ziehn, wo aller Tage Sonnen fallen,
Mußt du, wo ſie auferſtehen, hin ins Land des Oſtens wallen.
Darfſt du nicht das Dampfroß, nicht das ſtolze Pferd des Ritters reiten,
Selbſt des Dichters Flügelhengſte könnten leicht dich irreleiten.
Nur das Eſelein, das arme, das beharrlich voll Geduld
Trägt auf ſeinem breiten Rücken eignes Kreuz und fremde Schuld,
Nur das Eſelein, das arme, kann ins Paradies dich tragen,
Weißt du, Freund, wie ich das meine, brauch' ich weiter nichts zu ſagen.

Einkehr.

Tauſend Formen haſt du, Menſchheit,
Durchgeprobt in deinem Leben.
Hier in Freiheit, dort in Knechtſchaft,
Hier in Trägheit, dort im Streben.

Hier in ſtolzen Waffengängen,
Dort mit weichen, frommen Sitten
Biſt du kühn zugleich und zagend
Durch die Nacht der Zeit geſchritten.

Doch, die Sterne, die da leuchten,
Und die Blumen, die da ſproſſen,
Und die Trauben, die da reifen,
Haſt du einſt wie heut genoſſen.

Ganz wie Adam ſeine Eva
Sich gemacht zur Herzensbeute,
Ganz wie Kain erſchlug den Bruder,
Ganz ſo liebt und haßt man heute.

Eins iſt ewig; was du tun magſt,
Menſchheit, ſtreiten oder zagen,
Luſt und Leid, ſoviel in deinem
Buſen Platz hat, mußt du tragen.

Auch der Mächtige und Freie
Iſt die Beute eines Drachen.
Und den Sklaven an der Kette
Kann nur Liebe ſelig machen.

Das, was dich auf deiner Wander
Manchmal will zu Boden drücken:
Nicht der Weg iſt's, der dich ſchwächet,
Nur die Laſt auf deinem Rücken.

Ob der König, ob der Prieſter,
Ob der Volksgewählte führet,
Ob der Glaube, ob das Wiſſen,
Ob die Kunſt das Leben zieret,

Es iſt eins. Aus andern Tiefen
Keimen, Menſch, dir Heil und Schmerzen,
Dein Geſchick ſteigt groß und ehern
Einzig nur aus deinem Herzen.

Mißratener Fluch.

Vor zwei Jahren, zu Sankt Marten,
Habe ich in Nachbars Garten
Einen schweren Fluch gesäet.
Rachedürstend wollt' ich warten,
Bis er in die Halme geht
Und im sonnenfrohen Lenze
Den verhaßten Hof umkränze
Strüppedicht mit Dornenranken.
Sieh, und als am Maienbronnen
Alle Lebewesen tranken,
Haben Blüten sich gesponnen
Um das Haus des Nachbars Jocken,
Der mir tat die Braut entlocken.
Linde weiße, rote Blüten,
An der Stirn des Hauses glühten;
Rankten hold sich um die Dächer,
Stiegen leis in die Gemächer,
Alles zart in Blumen hüllend
Und mit süßem Hauch erfüllend —
Grauenerregend wonnesam! —
Als die Zeit der Reife kam,
Welch ein selsam Früchteprangen!
An den grünberankten Zweigen,
Die sich um die Fenster neigen,
Schwere goldne Äpfel hangen ...
Doch, was seh' ich auf der Erden
Schlangenähnlich sich gebärden!
Unheildeutend grause Zeichen!
Wüste Dorngestrüppe schleichen
Meinem, meinem Hause zu! --

Sachte wird es eingewoben
Von dem Erdgeſchoß bis oben,
Wo der Fahne ſtolzer Prang
Glück verkündet jahrelang.
Wüſt umſtrickt das Haus zum Hohne
Mit der kahlen Dornenkrone. —
Als ſich ſo das Los gewendet,
Klopft es leiſe an der Tür,
Kommt der Nachbar Jock und ſpendet
Tröſtend eine Roſe mir.
Eine jener ſüßen, großen
Roſen, die dem Fluch entſproſſen.
— Ach, wie mir der Roſe Gluten
Meine arme Seele ſengten!
Und wie mir die milden, guten
Worte weh das Herz bedrängten! —
Was dir, Menſch, auch mag begegnen,
Nimmer ſollſt du Rache ſuchen.
Biſt ein Stümper doch im Segnen
Und ein größerer noch im Fluchen.

Der Büßer.

Roſen haſch' ich, Dornen faß ich, knieend dieſer Welt zu Füßen,
Alle Sünden, die ich tue, muß ich auf der Stelle büßen.

Lüg' ich heute, daß nur kleine, enge Stiefelchen mir taugen,
Kommt ſchon morgen ſo ein Wichtling, tritt mir auf die Hühneraugen.

Will ich heute träge träumend unter kühlem Flieder ſitzen,
Muß ich morgen voll von Sorgen unter Doppellaſten ſchwitzen.

Schlürf' ich heute ſeliges Leben andachtsvoll aus goldnem Becher,
Teil' ich morgen, ach, den Jammer wilder ausgelaſſ'ner Zecher.

Tu' ich heute einer Schönen froh mein hüpfend Herzlein leihen,
Kommt ſie morgen ſchon, mich mahnend an die Pflichten, ſie zu freien.

Klingen heute Hochzeitsglocken, ſchallt ſchon morgen Grabgebimmel,
Doch ich hoffe, meine Seele kommt vom Mund auf in den Himmel.

Erbſchaft.

Der Winter, der ſtarre,
Er liegt auf der Sterbe,
O lächelnder Erbe.
Wie üppig du erbſt!
Den blühenden Frühling,
Den leuchtenden Sommer,
Den Kaſtenfüller,
Den goldenen Herbſt.

Erwartung.

Nun wandle übers Morgenſonnenfeld.
In Ehrfurcht tritt zurück von deinem Weg
Die Alltagswelt.
Auf allen Auen heilige Ruh.
Über deinem Haupte hoch
Ein Falter fliegt im Kreiſe,
Die Perlen auf den Halmen zittern leiſe,
Und Blumen neigen ihren Kelch dir zu. —
O bebe, junge Bruſt,
O bete, banges Herz, in ahnungsvoller Luſt,
Und laß dich weihen, laß dich ſegnen.
— Heute wird dein Schickſal dir begegnen.

Gedenken.

Auf Bergeshöh' im Sonnenſchein,
Wo Alpenroſen, rot und rein,
An Luſt und Liebe mahnen;
Auf Bergeshöh' im Sonnenſchein
Bin ich mit meinem Leid allein
Bei Roſen und Gentianen.

Die Erde, die mir das Liebſte nahm,
Sie ſchaut mich, ach, ſo kindlich an
Mit ihren Blumenaugen:
„Und hab' ich dir gleich weh getan,
So denk, wie muß nach Qual und Wahn
Die kühle Erde taugen!"

Stimmungen.

1.

Freier Hand seit Tausenden von Jahren
Hat Natur an diesem Knochenkarren
Menschenleib voll Fleiß und Kraft gebaut.
Mit der Schöpfung Künsten wohl vertraut
Standen alle Stoffe ihr zur Wahl
Und ein Riesenarsenal.
Nimmermüde schuf sie durch Äonen,
Probte alle Formen, alle Zonen,
Brach entzwei, was etwa doch mißlungen,
Bis das Werk vollbracht, der Sieg errungen.
Und in dieser herrlichen Gestalt
Nahm die Menschenseele Aufenthalt.
Jauchzend brachte sie das Werk in Gang,
Und das heiße Herz in Wonne sprang!
— — Ach, wie balde hörte man im feinen
Blutdurchwogten Tempel — leise weinen ....

2.

Der teure Kranke
Ruht auf weichen Kissen,
Und seine Lieben
Hegen und pflegen
Die müden Glieder
In nimmer rastender,
Zarter Sorgfalt,
Und scheuchen bangend
Trübe Schatten
Emsig davon,

Und haben milde,
Schmeichelnde Worte
Und frohen Troſt
Für ſich und ihn.

Und plötzlich rollt
Zwiſchen Kirchhofskreuzen
Von kundigen Armen
Stummer Männer
Raſch geſenkt
Der Sarg zur Tiefe.
Und hüllenlos
In furchtbarer Wahrheit,
Die Herzen erdrückend,
Wie Steine den Toten,
Steht die kalte, unerbittliche,
Dämoniſche Herrlichkeit
Natur.

3.

Das Leben iſt ein böſer Traum,
Doch willſt du baß erſchrecken,
Wenn jener mit der Hippe kommt,
Dich plötzlich aufzuwecken.

Und wenn der mit der Hippe kommt,
Und mäht die Neſſeln nieder,
Gleich bitteſt ihn um ſo viel Friſt,
Um ſie zu ſäen wieder.

Und wenn der mit der Sanduhr kommt,
Dich mahnend, nicht zu ſäumen,
So flehſt: 's iſt zwar ein böſer Traum,
Doch laß mich weiter träumen.

4.

Wie wird unſer Himmel ſich geſtalten?
Was wird unſre Seligkeit enthalten?
Nichts von allem, was wir heute lieben,
Das iſt endlos weit zurückgeblieben.
Heiße Luſt bringt immer heißes Leid.
— Schmerzlos Sein allein iſt Seligkeit.

Der Verbitterte.

Ach, wie iſt mir wüſt und weh
Auf der dummen Welt!
Dort, wo ich am liebſten geh',
Das, was ich am liebſten ſeh',
Iſt mir längſt vergällt.

Nicht vom Feinde ſtammt mein Leid,
Der macht mich nur ſtark.
Solche, denen war geweiht
Treu mein Herz zu aller Zeit,
Trafen mich ins Mark.

Was ſie falſch mir angetan,
Stumm ſei's wie das Grab.
Und des Grams geheimer Bann,
Den mir niemand löſen kann,
Drückt mich bald hinab.

Sonſt ein Jauchzen — jetzt ein Schrei:
O du dumme Welt!
Wär' ich dieſes Wahnes frei,
Hätt' ich nie auf Menſchentreu'
Herz und Glück geſtellt!

Hätt' ich nie auf Weibesſinn
Neſt und Not gebaut,
Flög' ich vogelfröhlich hin,
Freiheit wäre mein Gewinn,
Freude meine Braut.

Lieb' und Treue, blöder Wicht,
Haſt du dir gewählt.
Liebe ſtirbt, Vertrauen bricht,
Was du meinſt, das gibt es nicht
Auf der dummen Welt.

Einſt war ich ſo froh und rein,
Wie ein Maientag,
Jetzt, o Nebel, hüll mich ein,
Weil ich Luſt und Sonnenſchein
Nimmer ſehen mag.

Wie ein blätterloſer Baum
Steh' ich auf der Heid',
Dürres Laub vom Waldesſaum,
Starres Eis und Flockenflaum
Iſt mein Hochzeitskleid.

Sterben iſt ein' harte Buß',
Wem es nicht gefällt.
Mir iſt's redlich zum Verdruß,
Daß ich heut noch leben muß
Auf der dummen Welt.

Der Glückliche.

Seit vielen Jahren genieß' ich die Welt,
Teils geiſtig und teils leiblich.
Daß ſo viel Glück ins Herz mir fliegt,
Ich kann's und kann's nicht finden, wo's liegt,
Es iſt ganz unbeſchreiblich.

Wir lieben die Lieb', wir nennen die Lieb',
Ob männlich oder weiblich.
Wir fühlen die Seligkeit, fühlen die Pein,
Und wiſſen nicht ja, und wiſſen nicht nein,
Es iſt ganz unbeſchreiblich.

Seit vierzig Jahren ſann ich und ſchrieb —
Es war ganz unausbleiblich.
Und als ich geſchrieben der vierzig Jahr',
Da ſtockt' mir das Herz, da ſeh' ich es klar —
's iſt alles unbeſchreiblich.

Wo wird es ſein?

Was hab' ich dich geſucht, du Unbekanntes,
Auf Erden dich geſucht und nicht gefunden.
Du mir Unfaßbares und doch Verwandtes.
Ich habe dich geſucht.

Im Gartenzelt und in der Felſenkrone,
Im engen Wald und auf den Meeresrunden,
In dunklen Nächten, in des Himmels Sonne,
Wie hab' ich dich geſucht!

In Einſamkeit, im prunkenden Gemenge,
Bei Freunden und bei Frauen tat ich fragen,
In ſtiller Luſt, in rauſchendem Gedränge
Wie hab' ich dich geſucht!

Wie grünte, blühte es in vielen Zweigen,
Doch keiner hat die heilige Frucht getragen.
Hier mußt' ich ſinken, dort zur Höhe ſteigen,
Ich hab' es nicht erreicht!

Was war's, das ich geſucht? Ich kann's nicht ſagen.
Für ſolche Größe iſt das Wort zu klein,
Das Allergrößte kann die Welt nicht tragen.
Wo wird es ſein!

Ich find' es doch, denn nichts iſt halb gegeben.
Wenn Sehnſucht iſt, iſt auch der Sehnſucht Stillung.
Der demutsvollen Ahnung wird Erfüllung.
Und lebe ich, ſo muß auch jenes leben.
Ich find' es doch.

Der unbegreifliche Muskel.

In Gluten und Fiebern lag ich dahin,
Der Doktor kam jeden Tag,
Befühlte den Puls und verſchrieb mir Chinin,
Behorchte des Herzens Schlag.

Er horchte durchs Röhrchen, er legte das Ohr
Zur Stelle, wo's ſeltſamlich ſchlug,
Es zitterte leis, und es wogte ſo heiß,
Er wurde durchaus nicht klug.

Der Muskel, er hämmert mit bräutlicher Kraft,
Und doch ist's ein Todesringen!
Wie läßt sich nur mit der Wissenschaft
Das Ding in Einklang bringen?

— Und wenn ich dich soll belehren, Freund,
Ich sag' es nicht zum Scherze,
Was dir nur als ein Muskel erscheint:
Das ist — ein Dichterherze!

Es mahnt.

Der Wind vom Kirschbaum Blütenblätter streut,
Der Frühling macht's dem Winter nach, es schneit,
So mahnt in Wonnetagen leis das Leid. —
Der Buchenwald in roten Feuern glüht,
Der Spätherbst tut's dem Frühling nach, er blüht,
So weht der Traum von Glück in herber Zeit.

Herbst.

Jugendsonne kehrt nicht wieder.
Legst dich abends müde nieder,
Stehst du morgens trübe auf.
Teilnahmslos für all dein Walten
Nimmt die Sonne durch den kalten
Himmel ihren trägen Lauf.

Der Tag, der wird schon spat.

Der Tag, der wird schon spat,
Mein Aug', das wird schon matt,
All Menschentreiben ist ein Traum,
Die Herrlichkeit, ich seh' sie kaum.
Mein Aug', das wird schon matt.

Mein Haar, das wird schon grau,
Und welche Zier ich schau,
Ob Lorbeerkranz, ob Dornenkron',
's ist beides wohlverdienter Lohn.
Mein Haar, das wird schon grau.

Mein Herz, das wird schon alt,
Es wird schon hart und kalt,
Es fühlt nicht Nadel, fühlt nicht Speer,
Fühlt eure Bosheit nimmermehr.
Mein Herz, das wird schon kalt.

Wandlung.

Ich bin ein sündiger Adam,
Und habe vom Apfel gegessen,
Und über den üppigen Apfelbaum
Des Kreuzes fast vergessen.

Doch als die Früchte fielen,
Die Blätter sacht verschwanden,
Da sind die Äste des Apfelbaums
Als kahles Kreuz gestanden.

Ich bereue nichts.

„Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue nur die Sünden, die nicht begangen."
Wohl, der Weltmann spricht's.

Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue nicht die Sünden, die ich nicht begangen.
Ich bereue nichts.

Nur das Muß ist Herr, und fein die Schuld am Irren.
Erst die Reue würde mich zur Mitschuld führen.
Ich bereue nichts.

Erwägung.

Mein Herz wollt' sein ein Edelstein
Und sich im Feuer härten.
Der Edelstein kann schneiden ein,
Doch nie geschnitten werden.

Ins harte Bett wird trotzdem sich
Der schlimmste Teufel legen,
Ins harte Herz wird niemals sich
Der Gottheit Bildnis prägen.

Ich bin Mensch geworden . . .

Ich bin Mensch geworden in der weiten Welt,
Keiner steht von allen, die da leben,
Keiner über mir, keiner unter mir,
Ich bin jedem beigegeben.

Ich bin frei geworden in der weiten Welt.
Feſſeln, die mich an das Leiden banden
Oder an der Freude, an der Hoffnung Trug,
Alle ſchlug ich ſie zuſchanden.

Ich bin klug geworden in der weiten Welt,
Legte meine Kräfte und Gebreſten
Zu der Menſchheit ewigem Kapital — und ſchwieg,
So fährt ſich's am allerbeſten.

Des Weltkindes Beſinnen.

Ein Traum? — Vielleicht. Was wär' ſonſt das?
Da träume ich nun ſchon ſeit ſechzig Jahren
Von Torheit, Bosheit, Lug und Haß,
So lebhaft ſchauend grell und kraß,
Als hätt' ich's am eigenen Leib erfahren. —

Ach, biſt du wirklich, du wahnvolle Welt,
Dann haſt du mir das Leben ſcheußlich vergällt. —
Wie kam ich zu dir voll Luſt und Vertrauen,
Wollte nur Schönes und Braves bauen.
Da heucheltest du: desſelben befliſſen,
Und haſt mir all Freud' beſchmutzt und zerriſſen.
Nun hab' ich mich reichlich matt geritten,
Satt geſtritten, ſatt gelitten. —
Müd bin ich ....

Vor kurzem war ich bei Göttern zu Tiſche.
Dort läßt man ſchweigend von allem decken;
Das Faule ſchiebt man beiſeit', das Friſche
Läßt man ſich ſchmecken.

Man kann dabei gar viel profitieren,
Wie man mit feinen, noblen Manieren
Sich schicklich mag zu Ende führen.
Kein schrilles Schreien mehr, kein grelles Lachen.
Ich will es von jetzt ab besser machen,
Ein Leben führen, wie es genehmer ist.
Will sogar die Verse ohne Normen,
Ganz nach eignen Launen formen.
Weil es mir so bequemer ist.

Doch was andres will ich wagen
Mit Verstattung noch zu sagen.
Trotz des Sportes, aufzuklären,
Ist es finster, bleibt es finster,
Gute Lehren, Leut' bekehren,
Das sind blaue Hirngespinster.
Sagt's Mephisto oder Faust,
Wie man auf der Erde haust,
Es klingt nach in unserm Ohr,
Und wir bleiben wie zuvor.
Selbst Erfahrung wirkt bedingt
Nur so lange, als sie zwingt.
Wir sind hartgesottne Sünder,
Und ihr Frommen seid's nicht minder.

Doch, es wird spät.
Ich trinke den garstigen Trank zur Neige,
Und schweige.
Wie schön zu schauen auch der Götter Leben,
Es ist verzweifelt schwer, ihm nachzustreben.

Ich betracht' und beklag' als betrogener Zecher
Noch einmal die Welt,
Und ſchleudere den ſchillernden Becher
An der Ewigkeit eherne Wand,
Daß er zerſchellt. —

Wie bin ich noch wirr, obſchon aufgewacht.
Ich merke wohl, der giftige Trank
Hat mich betäubt gemacht,
Todesbetrübt und krank.
Und ſollte doch jauchzen, daß er endlich leer iſt,
Der vertrackte Humpen, und nicht mehr ſchwer iſt.
Sollte ihn mit ſanft laugendem Lethe ausſpülen,
Ihn mit meiner eigenen Seele ausfüllen,
Mit der guten und ſchönen,
Wie ſie im törichten Wähnen
Sich ſelber ſo gerne tat nennen;
Und ſollt' mit ſolch köſtlichem Inhalt
Den Becher ſtolz himmelwärts tragen! —
Wer iſt verwegen? Wer darf das wagen?
Ich bin es nicht, kann es nicht ſein.
Meine Seele hat von Welt getrunken
Und iſt nicht mehr rein.
Auch hat ſie Liebe mit Undank betrogen,
Hat Haß mit erkünſtelter Sanftmut belogen,
Torheit mit Torheit aufgewogen. —

O meine Seele, der Abend naht.
Willſt du mir nicht das Scheiden verſchönen
Mit herzfroher, tapferer Tat?
Willſt du dich nicht mit der Welt verſöhnen?

Wenn es ihr recht ist
Und du ihr nicht zu schlecht bist.
Im Grunde seid ihr doch einander würdig
Und ebenbürtig.
Gott Vater war schalkhaft, als er euch schuf,
Nun ist Irrtum und Torheit euer Beruf.
Ihr krochet hervor aus Sumpf und Schlamm,
Woher auch die Lotosblume kam,
Und ist doch der Sonne liebstes Kind.
Laßt euch nur den Spaß nicht gereuen:
Verzeihen, erneuen, sich freuen!
Dann seid ihr, wie die Götter sind.
Nehmt nur nichts schwer und auch nichts krumm;
Seid nicht zu klug und nicht zu dumm,
Und bildet euch doch ja nicht ein,
Das rechte so mit Klugheit zu erfragen.
Ist schon die Weisheit zu erjagen,
So kann's eher noch mit einer Torheit sein.
Jeder forsche, was ihm tauge,
Vor jeder Wahrheit, die dich quält,
Verschließe ruhig Ohr und Auge,
Und dichte dir die Welt
Wie sie dir gefällt.
Und träume weiter . . . .

Es kommt dereinſt ein dunkler Tag.

O freue dich, mein Brüderlein,
An deines Lebens Sonnenſchein,
Doch trau ihm nicht.
Es kommt dereinſt ein dunkler Tag,
Noch eh in unnennbarer Klag'
Dein Auge bricht.

Die Werke dein ſo ſtolz erſtehn,
Du wirſt ſie einſt zerfallen ſehn
Und ſein ein Mann;
Doch ſchläft ein treues Herz im Schrein,
Dem du ſein kurzes Erdenſein
Haſt weh getan:

Dann wirſt du fröhlich nimmermehr,
Wirſt um des Toten Wiederkehr
Vergeblich flehn.
Am Grabe werden Röslein blühn,
Dein armes Herz wird welken hin
Und ſtill vergehn.

Grab ein!

Grab ein, grab ein
In unſrer Mutter reichen Schrein,
Für alle Sorge und Beſchwerde
Erliegt dein Lohn in treuer Erde.
Grab ein, grab ein.

Grab einen Schuh
Mit ſtarker Hand, ſo findeſt du
Dein Stücklein Brot aus Halmen ſprießen,
Oh, mögeſt fröhlich es genießen!
Grab einen Schuh!

Grab zwei Schuh ein,
So wird dich einſt ein Baum erfreun,
Der hier ſo tief die Wurzel breitet,
Und deſſen Dach dir Schutz bereitet,
Grab zwei Schuh ein!

Grab drei Schuh ein,
So ſammelt ſich darinen rein
Vielleicht die Quelle friſch und helle,
Zur guten Lab' für Leib und Seele,
Grab drei Schuh ein!

Grab vier Schuh ein,
So iſt's der Grund zum erſten Stein,
Wenn emſig du ein Haus dir baueſt
Und hoffend in die Zukunft ſchaueſt,
Grab vier Schuh ein!

Grab fünf Schuh ein,
So blitzt wohl gar des Silbers Schein,
Und tauſend goldne Fäden weben
Sich herrlich durch dein ganzes Leben,
Grab fünf Schuh ein!

Grab ſechs Schuh ein,
Wie leer mag da die Grube ſein;
Oh, nimmermehr, da findeſt du
Das Beſte, eine ſanfte Ruh',
Grab ſechs Schuh ein!

Volkslied.

Es ſpringt ein guldener Bronnen
Aus heißem Herzen auf,
Und ſpiegelt in der Sonnen
Des Menſchen Lebenslauf.

Es ſteigt ein ewiges Klingen
Zu Gottes Himmel an,
Das Höchſte muß man ſingen,
Weil man's nicht ſagen kann.

Kein Adler mag ſich heben
So hoch zum Himmelszelt,
Als deine Luſt am Leben
Im Jauchzen aufwärts gellt.

So tief legt ſich der Müde
Zur letzten kühlen Raſt,
Als du dein Leid im Liede
Zur Ruh' gebettet haſt.

Lorbeer und Palme.

Strebſt du nach Ruhm, o Sänger, ſo reize die Mitwelt nicht.
Siehe, im Fluch des Volkes welket der Lorbeerkranz.
Gibſt du den Lorbeer doch für des Märtyrers Palme hin,
Dann erſt grüß' ich dich jauchzend, Sohn der Unſterblichkeit.

Davongeflogene Seelen.

Ich komme just vom Leichensaal,
Dem schattengrauen, dem kalten.
Dort liegen die Kadaver all,
Die blassen Lehmgestalten.
Die Freund und Bruder ich genannt
Auf langen, fröhlichen Fahrten,
Die sind mir jetzt ganz unbekannt,
Wie Erde aus fremdem Garten.
So wird's im dunkeln Leichenhaus
Ein erstes Mal uns helle:
Die Seele macht den Menschen aus,
Die ewige, heilige Seele. —
Die Nester leer, die Seelen fort
Auf unbekannten Straßen —
Wohin, wohin? Kein Sterbenswort
Sie haben sagen lassen.
Ich starre in der Blumen Glut,
Ich horche der Vöglein Lieder,
Da wehet leis durch Lebensflut
Ein Hauch der Toten wieder.
Und während die Seelen ohne Rast
Ich such' mit bangem Mute
— Sitzen im Herzen sie mir zu Gast
Und trinken von meinem Blute.

Klingende Funken.

Immer glühen edle Herzen,
Leidversunken, freudetrunken,
Und selbst schnöde Alltagskerzen
Sprühen manchen Sternenfunken.

Lasset uns mit Ätherſträngen
Glocken an die Sterne hängen,
Damit ſie die ſtillen Feuer
Weiterſenden in Geſängen.

Für das, was uns am höchſten ſteht,
Für das, was uns am nächſten geht,
Ward uns kein Lied zu eigen.
Da hat man nur ein fromm Gebet
Und — Schweigen.

Ich bin ein Kind
Und bleib' ein Kind,
Weil ich nur ſo
Den Himmel find'.

Dem wahren Spaziergänger ſchlägt keine Uhr.
Ein Glücklicher iſt er im Reich der Natur.
Er denkt nicht an Zeit, und er frägt nicht nach Ziel,
Seine Luſt iſt der Weg — führt er hin, wo der Will'.

Durchs Kornfeld ſtreicht der Städter,
Er kann ſein Aug' nicht wenden
Vom purpurroten Mohne.
Die violette Rade,
Die deutſche blaue Blume,
Und all die bunten Blüten
Entzücken ſeine Seele. —
Der Bauer aber wettert:
Der Teufel ſoll es holen,
Das gottverdammte Unkraut!

Ich hol' mir die Ehren vom Felde!
Sagt der Soldat;
Da gibt es Mord und Brand.
Ich hol' mir die Ähren vom Felde!
Sagt der Bauer;
Da gibt es Luſt im Land.

Der Pflug und das Schwert ſind feindliche Brüder,
Die Wag' ihrer Siege geht auf und nieder.
Sie hungern nach Brot, ſie dürſten nach Ruhm
Und taſten irrend im Kreis herum.
Was iſt doch des Feldes Ehrenzeichen?
Sind's goldige Garben? Sind's blutige Leichen?
O möchte die Menſchheit ſich wählen ganz
Zum Ehrenkranz — den Ährenkranz!

Tut dein Herz dir Gottes kund,
Nimm ihn nicht aus fremdem Mund,
Bau ſein Haus auf deinem Grund.

Was ich aus Trutz vollbracht,
Wuchs voll Pracht über Nacht
Und ward — verregnet.
Was ich aus Lieb' geſäet,
Keimte ſtät, reifte ſpät
Und iſt geſegnet.

Der opferfrohen Güte
Gelingt auch kaum viel mehr,
Als daß ſie das Gemüt
Nicht öde läßt und leer.
Genießer deiner Labe
Sind ſelten doch entzückt,
Nur daß gegebne Gabe
Dein eigenes Herz beglückt.

Auf alle Wiegen ſollt' man's ſchreiben,
In alle Särge ſollt' man's ſchneiden:
Juſt ſo, wie's die Menſchen treiben,
Juſt ſo müſſen ſie's auch leiden.

*

Was iſt der Sinn und Endgewinn
Der großen irdiſchen Sendung?
Die Königin und die Bettlerin,
Sie haben die gleiche Endung.

„Wiſſen iſt Macht!"
Wie ſchief gedacht!
Wiſſen iſt wenig,
Können iſt König!

Wie wenig an Ungewöhnlichkeit
Verherrlicht die weite Erde!
Das Genie nur ist Persönlichkeit,
Alles andere ist Herde.

Geh kühl vorüber an des Reichtums Stätte.
Der die Welt hat, ist ärmer,
Als der sie — gern hätte.
Traue nicht den trügenden Gaben,
Das Hoffen ist köstlicher als das Haben.

In jedem Haus
Vor allem wert
Drei Dinge sind:
Eine starke Faust,
Ein warmer Herd,
Ein kleines Kind.

Bleibe, o Musensohn, eigen, wie die Natur dich gemacht hat,
Ziehe nicht fort mit dem Weltstrom des täglichen Lebens;
Sonst geht es dir, wie dem starken, dem mächtigen Bergfluß:
Sobald er dem Strom sich ergießt, verliert er den Namen!

Nach innen leben,
Nach außen weben,
Nach unten schauen,
Nach oben streben.

Ich ſag' dir, armes Vögelein:
Der Liebling dieſer Menſchen ſein
Iſt ſchwerer Fehl, und wird beſtraft
Mit lebenslanger Kerkerhaft.

O laßt das Denkmalſetzen gehen,
Bis letztes Wort geſprochen iſt.
Ein Bild aus Erz kann erſt entſtehen,
Wenn das aus Ton zerbrochen iſt.

Ich würde mich mit Leuten nie verſöhnen,
Die nicht dienen wollen und nicht herrſchen können.

Wer noch die Menge nicht als Beſtie kennt,
Der ſeh' einmal die blutigen Bahnen,
Die unſere Weltgeſchichte trauernd nennt,
Er wird es ahnen.
Den Volksbefreier preiſt ſie jubelnd heut,
Und morgen den Tyrannen.

Zur Bändigung des Pöbels, laßt mal ſehen,
War hölliſch ſchwer des Teufels zu entraten.
Der Teufel kam auch billiger zu ſtehen
Als jetzt — die Million Soldaten.

Sei nie bloß Parlamentarier,
Sei ſchaffender Autokrat.
Worte ſind Proletarier,
Und Fürſtin iſt die Tat.

In wichtigen Dingen indifferent,
Um nichtige ſchweifen und keifen,
Ein ſolches Geſchlecht ſoll man — mordselement! —
Statt ſalben und täufen — erſäufen.

Zur Gründung von Vereinen
Sind die Deutſchen ſtets bereit.
Nur für eines gründen ſie keinen,
Für — deutſche Einigkeit.

Feſte feiern, Lieder ſingen,
Reden halten, Gläſer klingen,
Spielen, ſporten und flanieren,
Tanzen, flirten und charmieren —
Iſt mit ſolchen guten netten
Dingen unſer Volk zu retten?
— Arbeit, Arbeit ohne Ruh',
Taſchen auf und Fäuſte zu!
Trotzig dem Geſchicke ſtehen,
Oder — feig zugrunde gehen!

Laß dich nicht ein mit der Kanaille,
Die dir auf irdiſcher Wander
Das Leben verdirbt,
Man ſetzt ſich mit ihr
Höflich und klipp auseinander,
Indem man ſtirbt.

O nein, mein Freund, das will ich nicht,
Auf Menſchenherzen ziel' ich nicht.
Mit Luſt und Leiden ſpiel' ich nicht.
Viel lieber mit dem eiteln Tropf,
Dem aufgeblaſenen hohlen Kopf,
Den nehm' ich manchmal gern beim Schopf.

In Fieberdurſt lechz' ich nach kühler Labe,
Nach einem Tropfen edler Rebengabe,
Ein Freund erhebt den Becher ſchäumend voll
Und - trinkt auf mein Wohl!

Wenn du den Leuten Übles tuſt,
So hängen ſie dich,
Oder im großen Gutes tuſt,
So kreuzigen ſie dich;
Und wenn du ihnen gar nichts tuſt,
Verdrießen ſie dich.

Wenn dich die Leut' verdrießen
Und Wehmut dein Herz beſchleicht,
So tu ihnen raſch was Gutes,
Dann iſt dir wieder leicht.

Wenn du dich ſelber verdrießeſt,
Dein Herz iſt lahm und wirr,
So wart' auf ein großes Leiden,
Das bringt dich wieder zu dir.

Wer heute Herr, iſt morgen Knecht.
Wie Armut ſtärkt, ſo Reichtum ſchwächt.

*

Feinde zu verderben
Iſt ein froher Ritt;
Um das Bräutchen werben
Iſt ein banger Schritt;
Sterben, ſterben, ſterben
Iſt ein' bittre Freud';
Erben, erben, erben
Iſt ein ſüßes Leid.
Süßes Leid, ich mag dich nicht,
Bittre Freud', ich klag' dich nicht,
Banger Schritt, ich wag' dich nicht,
Mit Menſchenbrüdern ſchlag dich nicht.

Wen ſtets die Güte und die Freude flieht,
Der wird ſich bald gealtert ſehen.
Wer ſeine Stirne oft in Falten zieht,
Dem bleiben ſie beizeiten ſtehen.

Iſt dir dein Bett nicht recht,
So kannſt du dir's beſſer richten,
Iſt dir die Welt zu ſchlecht,
So magſt du dir eine beſſere dichten.

Idealismus allein
Iſt weder gut noch klug.
Vom Realen das beſte
Iſt ideal genug.

Der ſiegfrohe Herr, der rüde Geſell,
Sie herrſchen nach ihrer Weiſe;
Der Feldwebel, traun, der ſchreit den Befehl,
Der König — der ſagt ihn leiſe.

Ach, die Lyriker ſind eigen,
Wenn ſie nichts zu ſagen finden,
Müſſen ſie es laut verkünden,
Daß — ſie ſchweigen.

Im Leben es bunt zu treiben
Iſt Brauch bei der Jugend;
Das Streben, geſund zu bleiben,
Iſt auch eine Tugend.

Wie jagt der Mann nach fernſten Dingen
Und ſtrebt und ſtrebt ohn' Unterlaß,
Doch nimmer wird das Ringen bringen,
Was einſt er ohne Müh' beſaß.

Alles Leben iſt ein Wunder,
Alles Totſein ein Geheimnis.
Lebſt du ewig, iſt ein Weilchen
Grabesſchlummer kein Verſäumnis.

Auf Höhen, wo die Sonne quillt
Aus Gottes Angesichte,
Hab' ich mein Herz mit Glut gefüllt
Und mein Aug' mit Lichte.
Nun find' ich mich talaus, talein
Zurecht auf dunkeln Straßen
Und hoffe wieder stark zu sein
Zum Lieben und zum Hassen.

Wer dieser Erde Pracht und Macht,
Befreit und rein, verachten mag,
Dem wird zur Weihnacht jede Nacht
Und jeder Tag zum Ostertag.

Vater unser! diesen Ruf senden wir den Sternen zu.
Mutter unser! damit sinken müde wir zur Erdenruh'.
Mutter unser! laß uns schlafen süß an deiner warmen Brust,
Vater unser! weck uns wieder auf zu Licht und Himmelsluft.
Eines in des andern Arme legt die Kindlein treu und weich.
Vater unser! Mutter unser! Zu uns komme euer Reich!

Als Kind hab' ich gespielt mit Scherben
Und bunte Steinchen froh geschichtet.
Als Mann hab' ich den Bau, den derben,
Des Lebenszieles aufgerichtet.
Und wenn nach Kämpfen und nach Kümmern
Der stolze Bau zugrunde fiele?
Dann werd' ich wieder Kind und spiele
Gar fröhlich mit des Glückes Trümmern.

Ihr spaltet Haare,
Ich kitte Steine,
Wer tut das Wahre
Für die Gemeine?

Geistig Verfeinern
Lähmt alle Stärke,
Trennen, Zerkleinern
Gibt keine Werke.

Jedoch, das meine
Steht tausend Jahre,
Ich kitte Steine,
Ihr spaltet Haare.

Ihr meßt mich mit den Kleinen,
Da besteh' ich.
Ich meß mich mit den Großen,
Da vergeh' ich.
Aus der Tiefe aufgeschwungen,
Doch die Höhe nicht errungen,
Soviel seh' ich.

Soll die jüngste Literatur man lesen?
Trinken jungen Wein, eh er verjesen?
Wartet, bis es zehnmal sich gejährt hat,
Was dann übrig bleibt und sich geklärt hat.

Seit auf dem Sarg ich des redlichen Schusters
Den Lorbeer gesehen,
Flüstert jeglicher Lorbeerkranz,
Den sie mir spenden:
Freund, du hast — Stiefel geschrieben!

Vor deiner Nasen
Soll ich Nesseln grasen;
Hinter deinem Rücken
Will ich Trauben pflücken,
Solltest um dich wenden,
Will ich's rasch vollenden:
Und vor deiner Nasen
Wieder Nesseln grasen.

Schwarz-rot-gold immerdar!
Schwarz ist ihr Augenpaar,
Rot ist ihr süßer Mund,
Gold ist ihr Haar!

Ich bat das schöne Weib um einen Kuß,
Es hat versagt.
Ich zielt' nach meiner armen Brust den Schuß,
Er hat versagt.
Ich dachte, was das erstemal nicht wird,
Ist bloß vertagt.
Und war, als daß ich's noch einmal probiert,
Viel zu verzagt.

Das Weib iſt eine Nuß,
Die man aufbeißen muß,
Dem Mann Gott genad,
Der keine Zähne mehr hat!

Das Schwert will nicht geſchoſſen,
Es will geſchliffen ſein.
Das Lied will nicht verſchloſſen,
Es will gepfiffen ſein.

Der Pfeil will nicht geſchliffen,
Vielmehr geſchoſſen ſein.
Die Welt will nicht begriffen,
Sie will genoſſen ſein.

Zu Straßburg trinkt man Schlechteſten und Beſten,
Zu Danzig bin ich nüchtern nie geworden.
Getrunken wird im Oſten und im Weſten,
Geſoffen wird im Süden und im Norden.
Der Deutſche ſchwingt ſich nicht mehr in die Sphäre
Der hohen Muſen Thalia, Urania;
Ein goldner Becher kreiſt vom Fels zum Meere,
Und im Becher badet Frau Germania.

Wohlan, wer einſtens bräute
Und nur den Waffen traute,
Sich ſelbſt als Menſch nicht ſcheute,
Mit Trotz auf jeden ſchaute,
Und ſeiner Ehre Beute
Auf Säbelſchneiden baute.

Doch Gaſſenbub', wer heute
Aus Vorwitz um ſich haute.
— Ich ſchlage nicht die Leute,
Ich ſchlage nur die Laute.

---

*

Heute pocht ſein Herze metriſch,
Heute klingelt ſeine Zungen,
Heute tanzen alle Muſen
Um den ruhmesdurſtigen Jungen.
Heute ſteigt er zum Parnaſſe,
Heute, glaubt er, glückt es ſicher.
Sieh, da drehn ſie ihm die Naſe
Und entfliehen mit Gekicher.

Manches Genie
Iſt vernünftig nie,
Immer Genie.
In Geiſtesbeſchwerden
Ruft's ach und weh aus,
Fühlt ſich fremd auf Erden
Und daheim — im Kaffeehaus.

In einem Eiſenbahngelaß
Ein altes, ſtilles Männlein ſaß.
Und neben ihm zwei ſchwarze Herren,
Die wollten fleißig ihn bekehren,
Mit feinem Witz, mit leiſem Hohn,
Und dann mit dringlichem Sermon;

Geſtanden es auch endlich ein,
Daß ſie — ſchon um den Heiligenſchein —
Von der Geſellſchaft Jeſu ſei'n.
„Von der Geſellſchaft Jeſu," fragt
Der Alte, dem das nicht behagt,
„Doch von der erſten, ihr Geſchätzten,
Oder etwa von der letzten?"
„Wieſo?" darauf die klugen Herrn.
Der Alte, der erklärt ſich gern:
„Nun, Ochs und Eſel oder Schächern,
Den welchen mögt nach Art und Fächern
Ihr gern euch füglich zugeſellen?"
— Und was geſchah? Sich zu empfehlen
Beeilten ſich die beiden ſchnelle,
Schon bei der nächſten Halteſtelle.

Kecklich mit dem Schelm zu ſpaßen
Sollten Schelme bleiben laſſen.

*

Siehe, Siziliens ſüdliche Sonne
Scheint ſchön!
So ſtrahlt ſie, Schnee ſchmelzend, ſeit Sommern.
Sentimentale Seelen ſind ſelig,
Sehen ſie ſolcher Sonne ſchweren Schaden?
Segenslos ſengt ſie ſämtliche Saaten,
Schadet ſchmächtigen Setzlingen ſehr,
Selbſt ſtarken, ſtrotzenden Stämmen.
Schmachtende Sänger — ſonſt ſingend —
Siechen, ſinken, ſchreien ſterbend:
Schreckliche Sonne!

Wieder iſt ein Jahr verfloſſen
In das Meer der Ewigkeit!“
Alſo dichten Dichterlinge
Jedes Jahr zur ſelben Zeit.

Doch dem Geiſt im Setzerkaſten
Ward das Späßchen endlich fade,
Heimlich tat er in der Lade
Nach den falſchen Staben taſten.

„Wieder iſt ein Meer verfloſſen
In das Jahr der Ewigkeit.“ —
Ob des niederträchtigen Wichts
Hat der Dichter ſich erſchoſſen,
Doch die Leſer — merkten nichts.

Wie die Welt verſchieden richtet,
Habt ihr's ſchon einmal erwogen?
Lügen wir, ſo heißt's gedichtet,
Dichtet ihr, ſo heißt's gelogen.

Hölle

Eines Sünders Neuelieder.

I.

Die ſüßeſte von allen meinen Sünden,
Die hab' ich, ſchönes Kind, mit dir begangen;
Die härteſte von allen harten Strafen,
Die hab' ich, böſes Weib, um dich empfangen.

Geblendet von der Schönheit deines Leibes,
Und dann verzehrt von deiner Liebe Gluten,
So ſtarb ich hin und ließ den Geiſt verlöſchen,
Und ließ in Seligkeit das Herz verbluten.

Der Jüngling ſtarb, das Weib gebar den Mann
Zu neuer Sehnſucht und zu neuer Luſt,
Doch fand er keine mehr, ſo ſüßen Wehs,
Als jenes Sterben war an deiner Bruſt.

Und heiß durchwühl' ich alle Lebenstiefen,
Den Funken Glücks noch einmal zu ergründen,
Und büß' mit ewig unerfüllter Sehnſucht
Die ſüßeſte von allen meinen Sünden.

II.

Ach, daß ich den erſten reinen
Engelfrommen Kuß im Leben
Einem Mädchen hab' gegeben,
Schuldbefleckt, und nicht dem meinen!

Was ſoll ich dem Bräutchen ſagen,
Wenn es ſchuldlos, reingeſittet
Um den erſten Kuß mich bittet,
Den ich ſchon zu Grab getragen!

Ach, ich will mit meinen Lippen
Nun den ſcharfen Dornſtrauch küſſen,
Um das giftige Blut zu büßen,
— Dann erſt an den ihren nippen.

III.

Ich fand in dieſer Nacht dein Bette leer.
— „Beim kranken Kinde hätteſt du gewacht."
Ich hab' gelobt dir Liebe bis zum Tod;
Mein Herz, das ſtarb in dieſer Nacht.

Die Stunden, da das Kind allein verſchmacht,
Hat ſie bei einem fremden Mann verbracht.
Ich hab' gelobt ihr Liebe bis zum Tod;
Mein Herz, das ſtarb in dieſer Nacht.

Ein Särglein für mein Herz und für mein Kind.
Und in der Jasminlaub' ein glücklich Paar!
Als Gott, der liebe Herr, das Weib erſchuf,
Ob er wohl auch bei Troſte war?

Herr Graf, du haſt mich lieb gehabt.

Herr Graf, du haſt mich lieb gehabt,
Das arme Bauernkind,
Und dort, wo junge Dirnen auch
Von altem Adel ſind.

Ich war dein lieber ſüßer Schatz,
Und du mein trauter Franz,
Jetzt trägſt du deine goldne Kron'
Und ich den Dornenkranz.

Herr Graf, du haſt mich lieb gehabt,
Wir hatten zwei ein Bett.
Wenn ich von deinen Hunden jetzt
Den Bretterkobel hätt'!

Du haſt der Köche zwei und drei,
Der Kellermeiſter vier;
Wer reicht die harte Krume Brot,
Den Waſſertrofen mir?

O Herr, du haſt mich lieb gehabt,
Und unſer Kind verſchmacht,
Der Vater fährt ins hohe Schloß,
Die Mutter in den Schacht.

Wenn einſt ſich auf die Gräber tun,
Die Schlöſſer ſtürzen ein,
Dann wird, du ſtolzer Bräutigam,
Wohl unſre Hochzeit ſein?

Neuer Sang mit altem Klang.

Ich weiß ein Lied zu ſingen
Von einer ſchönen Maid,
Die hat ein weißes Hemde
Und gülbenes Geſchmeid.

Das gülbene Geſchmeide,
Das tat mir nichts zuleibe.
Das Hembe war ſo lind.

Ich ſuch' am linden Hembe
Daß ich den Herzſchlag find',
Dann ſtoß' ich in den Buſen
Das Meſſer ihr geſchwind.
Der harte Stahl tat klingen,
Das heiße Blut tat ſpringen
Mir in das Angeſicht.

Dann beicht' ich meine Sünden
Und gehe zum Gericht,
Um meinen Lohn zu finden
Auf hohem Blutgerüſt.
Vom Leben will ich ſcheiden,
Statt Liebespein zu leiden
Ob einer falſchen Maid.

Ein Streitgeſang.

Die größte Schmach, die je mir werden kann,
Vermaledeit ſei ſie, tut der mir an,
Der von mir ſagt, ich hätte keinen Feind.
So kläglich arm, zu haben keinen Feind!
Hat je gelebt ſo arm ein braver Mann?

Ich haſſe keine Seele. Denn mir weiht
Den Erdenſohn das allgemeine Leid.
Doch, alles Schlechte, Falſche, was da baut
An dieſem Leid, ich haſſ' es tief und laut.

Um eitel Liebe buhl' ich nicht, ist sie
Durch fremden Schwächen huldigende List
Zu wohlfeil mir auf jedem Markt zu haben.
An heißem Haß der Schlechten mich zu laben
Ist meine Lust. Es müssen alle, alle
Die Schurken, Schleicher mich mit bittrer Galle,
Die Wichte mich mit giftigem Hohn begeifern,
Die Finsterlinge meiner fluchend eifern,
Die Knechte fliehen mich, die frevlen Herren,
Die hochmutswütigen, mir Krieg erklären.
Denn was ich will: die Menschheit neu
Verjüngt zu sehn, und sich getreu.
Dem Menschen nicht, dem Laster künd' ich Krieg,
Und sollt es selbst im eigenen Busen sein:
Der ewige Herr im Himmel, der ist mein.
Mein auch der Streit — und sein der Sieg.

Wenn Gott mich fragt am Tage des Gerichts:
Wo sind sie, die dich lieben? — sag' ich nichts.
Doch zeig' ich zum Ersatz ihm, die mich hassen.
Und bitt' ihn um die Prüfung des Gewichts.
Ich hoff', er wird es gelten lassen.

Gott und Volk gehört zusammen.

Eurer Flüche Blitzesstrahlen
Schleudre ich zurück auf euch,
Fodr' Rechenschaft von allen,
Die gefährden Gottes Reich.

Pfaffen, die ſich drängen zwiſchen
Gott und Menſchheit, ſie zu trennen,
Die hier fälſchen und dort fiſchen,
Ihnen will ich Wahrheit nennen:
Gott und Volk gehört zuſammen,
Heut und alle Tage, Amen.

Und auch jene Phariſäer,
Die mit ihrem flachen Wiſſen
Spielen ſich auf große Seher
Und den Himmel wollen ſchließen,
Die dem Volke frech vernichten
Seinen Gott und ſeine Seele —
Weltgeſchichte wird ſie richten
Und es zeigen grauſig helle:
Gott und Volk gehört zuſammen,
Heut und alle Tage, Amen.

An die Naturaliſten.

Geiſter dieſer Zeit, wer ſoll verſtehen
Euch nach menſchlicher Vernunft Geſetzen?
Peſſimiſtiſch haßt ihr dieſes Leben,
Will jedoch die Kunſt ein ſchönres ſchaffen,
Hei, wie ihr ſie geifernd gleich verläſtert!
Das, was aus dem Leben ihr verwünſcht,
Möchtet in der Kunſt ihr wiederfinden,
Nur nichts Froheres, um Gotteswillen,
Nichts, was unſre Seele könnt erfreuen,
Denn die reine Freude ſoll verpönt ſein;

Nichts, was Lieb' und Hoffnung könnte wecken
Zu der Menschheit. Und erst Ideale!
Ideale hat nur der Philister.
Sonst ist Kunst auf lichten Höhn geschritten,
Heiter reigend um die ernstre Schwester
Religion. Sonst hat sie in Erz und Marmor
Mit des Lieds erhabnen Weiheklängen
Unsere Helden zur Unsterblichkeit geleitet,
Unseren ungezognen Leidenschaften
Maßvoll edlere Gestalt gegeben,
Und im Spiel ein Gottesreich gestiftet,
Munter Schnippchen schlagend der Materie.
Und dies lichte Reich wollt ihr vernichten?
Jüst den göttlichsten der Sinne ihr verlöschen?

Phantasie! Wozu denn ward sie euch?
Wollt ihr schon verstümmeln euer Wesen:
Raubt das Aug', das Ohr, die Sprache euch,
Nicht jedoch die Kraft, die aus dem Staub uns hebt.
Frei nach allen Keimen soll entwickeln
Sich der kleine Mensch. Schildert, Realisten,
Genial den Kot, die feuchte Fäulnis,
Wühlt und schwelgt darin, Naturalisten,
Nach Belieben; auch nach dieser Seite
Muß ausleben sich die Menschheit.
Düngt den Baum, auf daß er wachse, grüne.
Warum ihn verspotten, wenn er blüht?

Menschenbaum braucht Erdreich nicht allein,
Auch Sonnenschein. Und ohne üppig Blühen
Keine Frucht. Die Jugend sei gepriesen
Mit ihrem heitern, hoffnungsfrischen Herzen! —

Gern sei euch der Würmer Reich gelassen,
Achtet, wie sie kriechen, bohren, pissen,
Schildert, bitten wir, nur recht dramatisch
Und genau, man will ja alles wissen.
Uns doch sei gegönnt, als Schmetterlinge
Hoch die sonnigen Blüten zu umgaukeln,
Dieses Sein mit Phantasie zu schmücken,
Und mit freier Seel' die Totengräber,
Die aus Knochen Kunstgebilde machen,
Manchesmal ein wenig auszulachen.

Leute gibt es allerlei.

Leute gibt es allerlei
Auf der weiten Gotteswelt.
Wem die Sache nicht gefällt,
Wer da ausmarschiert, um jeden,
So nicht sein ist, zu befehden,
Der wird nimmermehr auf Erden
Mit der Fehde fertig werden.
Juden, Slaven, Atheisten,
Welsche, Philosophen, Christen,
Japanesen, Deutsche, Heiden,
Und wie noch die Massen scheiden,
Kasten, Sekten, Nationen,
Die in Gottes Licht sich sonnen,
Alles rollet hin und her,
Wie der Wellenschwall im Meer.
Wie die Wässer und die Winde,
Stürmisch hier, und da gelinde,

Ewig um den Erdball kreiſen,
So in den Naturgeleiſen
Wogt die Menſchheit hin und wieder;
Schranken, die du heute aufſtellſt,
Brechen morgen krachend nieder.
Güter, die durch Krieg errungen,
Frieden, ſo durch Krieg erzwungen,
Reifen neuerdings die Saaten
Aus zu neuen Schreckenstaten.
Nicht einander jagen, ſchlagen,
Sondern mit Geduld ertragen
Nach dem Rate der Natur,
Iſt das Omega und Alpha
Aller Bildung und Kultur.
Wer da ausmarſchiert, um jeden
Fremdgeſinnten zu befehden,
Der wird nimmermehr auf Erden
Mit der Fehde fertig werden.
Wär' der letzte Feind zertreten,
Müßte er ſich ſelber töten
Als den Reſt in dem Planeten.

Der Schwindel an das Publikum.

Von allen Rädern unſerer Zeit,
In Werkſtatt und auf Eiſenbahn,
Steht als Regiererin der Welt
Das Glücksrad obenan.

Das braucht man nicht zu treten erſt
Das dreht ſich ſelber um,
Ich kann es dir empfehlen ſehr,
Verehrtes Publikum.

Pack an, pack an, iſt morgen leicht
Die halbe Welt ſchon dein,
Und biſt du klug, mein guter Freund,
Wird's bald die ganze ſein.

Ei, komm doch, ich verſpreche dir
Die ſtolzeſten Paläſte,
Mit Viergeſpann, Lakaien d'ran,
Und königliche Feſte.

Der Bacchus wird als Portier
Die Gäſte nicht verſcheuchen,
Die Venus macht im Haus Honneurs,
Iſt huldvoll ohnegleichen.

Mit Aktien und Lotterie
Mußt du dein Glück beginnen;
Verdienen iſt philiſterhaft,
Doch vornehm iſt gewinnen.

Da ruht man auf dem Sofa aus
Und ſchmaucht die feinſten Zigarren,
Und läßt für ſich den „Pöbel", traun,
Hübſch arbeiten und ſparen.

Ei, was Gewiſſen, Ideal!
Das Leben iſt ein Spielchen,
Und hochperzentige Wertcoupons
Sind unſer höchſtes Zielchen.

Was Arbeit, Narr, das Glücksrad her,
Das dreht ſich ſelber um,
Ich kann es dir empfehlen ſehr,
Verehrtes Publikum!

Der Beſeſſene.

Mir graut, ich bin beſeſſen,
Beſeſſen von dem Gelde hier,
Mein Schaffen, ſelbſt mein Sinnen,
Mein Träumen wird zu Gelde mir.
Was meine Hand berühret,
Wird märchenhaft zu Gelde mir,
Die Sehnſucht meines Herzens
Wird eingelöſt mit Gelde mir.
Ich dürſt' nach Lieb' und Freundſchaft,
Nach Mut, nach Frohſinn, Ehr' und Ruhm,
Mein heißer Drang nach Tugend,
Er ſetzt ſich ſchnöd in Gelde um,
Vor meiner Türe wimmern, ach,
Die Hungernden und Armen,
Und ich bin nicht imſtande, ach,
Mich ihrer zu erbarmen.
O Brüder, liebe Brüder,
Wie teil' ich euch von Überfluß,
Da ich doch ſelber mitten
Im ſchnöden Gelde darben muß.
Das Geld als Segen Gottes,
Das habe nie beſeſſen ich,
Doch bin von ſchlechtem Mammon
Seit Jahr und Tag beſeſſen ich.
Und weil vor dem Verlieren
In Angſt und Sorg' ich beben muß,
So hab' ich Not und Elend
Vom Geld, ſolang ich leben muß.
Und wenn ich's einſt verlaſſen ſoll,
Wird doppelt hart das Sterben,

Und ſchmähen einen Geizhals mich
Die tief verhaßten Erben. —
O grauenhaftes Schickſal, du,
Den Mammon zu verfluchen,
Und ihn mit Hungers Haſt und Gier
Doch immer müſſen ſuchen.
Dem Armen das Verſchmachten
Für ſeine Seele frommen muß,
Dieweil die meine jämmerlich
Im goldnen Bann verkommen muß.
O Gott, wie wird das enden noch,
Was ſoll mich Ärmſten laben,
Wenn ich den goldnen Becher leer
In lahmer Hand werd' haben!
Noch einmal möcht' für Göttliches
Auf Erden ich erwarmen.
Erlöſe von den Banden mich,
Erbarmen, Herr, Erbarmen!

Der Reiche.

Ach, wir armen Reichen werden
Oft der Läſterzungen Beute!
Und wir ſind, bei Licht betrachtet,
Doch die allerbeſten Leute.

Was! ich nicht getreu der Pflicht?
Hab' geſchworen, reich zu werden;
Schuft, der ſeinen Eidſchwur bricht
Und verachtet Gott auf Erden!

Was! ich hätt' nicht Religion?
Gott iſt auf die Welt gekommen,
Glaub' ich fromm, und hat im Gold
Irdiſch Weſen angenommen.

Was! ich hielt' auf Ehre nicht?
Darum brauch' ich Geld in Haufen,
Daß ich, wo die Waare feil,
Auf dem Markt kann Ehre kaufen.

Alſo iſt es luſtig leben!
Meine Schäden zu verhüllen
Eilt der eine, und der andre
Meine Wünſche zu erfüllen.

Hei, wie iſt's doch ſchön auf Erden!
Wo man alles kann erwerben. —
Einer nur läßt lang ſich ſuchen,
Einer, der für mich will ſterben.

Der Übermenſch.

Da ſitzt ein armer Sünder
Auf einer harten Bank,
Wie Roſen blühn die Wangen
Des Jünglings, ſtark und ſchlank.

Ein freies Leben führte
Der junge Nimmerſatt,
Er tat zwar nichts aus Liebe,
Doch liebte er die Tat.

Er hat geraubt, gemordet,
Sonſt Unheil viel getan,
Ein Berg von Miſſetaten
Begräbt den jungen Mann.

Ein Meer von heißen Tränen
Iſt über ihn gefloſſen,
Und wo ſein Fuß gewandelt,
Kann keine Blume ſproſſen.

Nun ſteht er vor den Richtern
In aller Ruhe da.
Man fragt: „Haſt du's begangen?"
Er ſagt gelaſſen: „Ja."

Er weint nicht und er lacht nicht.
Und einer, der noch glaubt,
Fragt: Ob er nicht bereue?
Er ſchüttelt kühl das Haupt.

Man führt herein die Mutter,
Der er den Sohn erſchlagen,
Sie ſtummt und ſtarrt ins Leere,
Kann nimmer weinen, klagen.

Man führt herbei die Schweſtern,
Die nach dem Bruder ſchrein;
Man trägt den zarten Säugling,
Den mutterloſen, herein.

Der Jüngling, kalten Auges
Blickt er die Opfer an,
Als fragte er: Was weiter?
Ihr ſeht, ich hab's getan.

Nur einmal ſtrahlt ſein Auge,
Das kalte Auge, licht,
Als die Gerichtsverhandlung
Der Abend unterbricht.

Wohlan, jetzt kommt das Süpplein
Und dann der gute Schlummer,
Er ſchläft die ſieben Stunden,
Ohn allen Gram und Kummer.

Die Qualen unſrer Seele,
Dir ſind ſie nicht bewußt,
Beneidenswertes Untier
Mit deiner hohlen Bruſt.

Der Erde heiße Herzglut,
Sie kann dich nicht erreichen,
Des Lebens wilde Schmerzflut
Dich nimmermehr erweichen.

Das wilde G'jaid der Not,
Das um den Erdball hetzet,
An dem ſich jedes Herz
Langſam zum Tod verletzet,

Du biſt davor gefeit.
Das Stöhnen in der Bruſt
Des Nächſten iſt dir, traun,
Ergötzlichkeit und Luſt.

Dich bindet keine Sitte
Und keine Menſchlichkeit.
Immun biſt gegen Liebe,
Immun auch gegen Leid.

Dein Sittenſprüchlein lautet:
's gibt weder Gut noch Schlecht.
Wer ſiegt, das iſt der Herrſcher,
Wer ſtark iſt, der hat recht. —

Des andern Tags die Richter
Erörtern das Geſetz;
Dich langweilt „dieſes öde
Und müßige Geſchwätz".

Von Gut und Böſe jenſeits
Biſt du durch nichts beenget,
Kein Mitleid, kein Gewiſſen
Je dein Gemüt bedränget.

Die Macht war deine Gottheit. —
Nun hat ſie ſich gewandt,
Der Stärkre hat den Schwächern
Vor das Gericht gebannt.

Wirſt du es auch nicht ſpüren,
Du eiſenharter Mann,
Wenn ſie an dir vollführen,
Was andern du getan?

Vielleicht kommt doch zum Vorſchein
Bei dir ein bißchen Herz,
Wenn du dich hebſt das erſtemal
Im Leben — himmelwärts.

Im Saale auf die Richter
Das Volk mit Bangen harrt.
Der Knab' ſchaut in die Runde
Und ſtreicht den jungen Bart.

Es will ihn faſt befremden,
Daß jetzt die Frauen weinen
Und bangen, als die Richter
Zum Urteilsſpruch erſcheinen.

Nun wird es dumpf und ſchwül
Als wie in einem Grab.
Der Richter hebt ſich hoch —
Tritt vor — und bricht den Stab.

„Zum Tod!“ haucht es, „zum Tode!“
Dann alles ſtumpf und ſtumm. —
Der Mörder blickt mit Staunen:
„Zum Tode? — Wen? — Warum?

Zum Tode mich?!“ er ruft's,
„Zum Tode durch das Strängen?
Der einzige ſtarke Menſch
— Und wollen ihn jetzt hängen!“

Die Dichter und die Leute.

Wir ſäen Samen,
Es wachſt nix.
Wir ſchreiben Dramen,
Es wirkt nix.
Wir erzählen Geſchichten,
Es tut nix.

Wir dichten Gedichten,
Es hilft nix.
Wir ſprechen Sprüche,
Es nutzt nix.
Wir fluchen Flüche,
Es ſchad't nix.

Unterricht für moderne Poeten.

Dichter, wenn du für die Leute
Dichten willſt, ſo ſei geſcheute,
Baue, ſollſt du etwas gelten,
Ihnen pappendeckne Welten,
Helden, die mit Spagatſchnüren
Hübſch ſind durch den Plan zu führen.
Dichte Gärten, wo die Grillen
Statt zu zirpen Flöten ſpielen.
Und zur ſchönen Augenweide
Dichte Roſen fein aus Seide,
Daß ſie duften, Herr Verfaſſer,
Dichte Tau aus Kölnerwaſſer.
Mit Magie und Zauberſtücken
Magſt du ihren Kopf berücken.
Lorbeerkranz wird zwar nicht echt ſein,
Doch aus Gold wird er dir recht ſein. —
Eins nur, laß die Leute ſchauen
Nie in deines Herzens Auen.
Deines Gartens ſchönſte Blüte,
Holde Roſen im Gemüte
Würden ſie auf Graswert meſſen
Und mit plumpen Schnauzen freſſen.

Des Sängers Verzweiflung.

Während eines blutigen Krieges.

Am erſtbeſten Eichbaum zerſchlag' ich die Leier! —
Zerberſte, zerſchelle in ſchnöde Scherben,
Stöhne, ſchrille im Sterben zum letztenmal falſchen
Geſang! —

Da ſangen die Saiten
Von grünender Erde! —
Rot muß ſie ſein, von Menſchenblut rot ſein!
Schießt und ſtecht und ſchlaget ſie nieder
Die Menſchen, die elenden, wo ihr ſie findet!
Auf furchigen Feldern,
Bei goldenen Garben,
Heiteren Herzens im Schäferhaine;
In brauſender Werkſtatt voll regen Fleißes,
Auf rollenden Rädern,
Auf wogenden Wellen in Handel und Wandel;
Auch zwiſchen den Wänden der Schule, des Wiſſens,
Im Tempel der göttlichen Kunſt, erglühend
Im Schönen und Wahren.
Wo ihr ſie findet, trotzig ſich freuend, die Menſchen,
Schießt und ſtecht und ſchlaget ſie nieder!

Was ſoll ſie, die flackernde Flamme
Am häuslichen Herde?
Befreit ſie und pflanzt die lebendigen Fahnen
Auf Türme und Dächer,
Auf prangende Zinnen ſtolzer Paläſte!
Was lohet und leuchtet entfachet zu Lunten,
Gebilde der Menſchen ſchmelzt ein in den Gluttopf.

Da ſangen die Saiten
Von blauem Himmel voll Sonnen und Sterne!
Rot muß er ſein, der herrliche Himmel muß rot ſein!
Tauchet die Pinſel in brennende Städte
Malet mit lohen Gluten den Himmel;
Wölbet mit Wolken des wogenden Rauches
Den Flammenofen über der Erde,
Daß keine der fengenden Sonnen, der ſtechenden Sterne
Keiner uns trübe das Schauſpiel!

Da ſangen die Saiten
Von roſigem Antlitz der Jugend.
Sie ſangen von Liebe im Herzen, von Luſt in der Bruſt wohl,
Von trauteſter Treue, bis einſtmals der Tod trennt. —
Fehde den lugvollen, trugvollen, gleißenden Saiten!
Im Herzen iſt Haß.
In der Bruſt brauſen Brände!
O reißt auseinander die liebeträumenden Leben.

Das Weib mag weinen und welken,
Der Mann muß erbleichen — und brechen die Liebe.
Reißet den Sohn vom ſehnenden Herzen der Mutter,
Einſam ſollen ſie ſterben und ſtarrenden Auges verweſen!

Haß dem Guten, dem göttlich Gerechten,
Haß dem Hohen und Holden!
Im Herzen iſt Haß,
Entfachet zur flammenden Tat ihn:
Die Lebenden tötet, die Toten rächet,
Daß ewige Rache die Menſchheit richte! —

Da ſangen die Saiten
Von Leben und Liebe,
Von Friede und Freude,
Von wahrer, erhabener Menſchenvollendung!
— — — — — — — — — — — — — — —
Am erſtbeſten Eichbaum zerſchlag' ich die Leier!

Eine Stimme in der Wüſte.

Es mußt' ein wildes Schlachten kommen,
Du, Welt, verträgſt den Frieden nicht,
Du ſchreiſt nach ihm, und naht er ſchüchtern,
So ſchlägſt du ihm ins Angeſicht.

Ich ſah noch keinen Tag erſtehen,
Der nicht entfacht vom Reinen war,
Und keine Sonne ſah ich ſinken,
Die trüb nicht vom Gemeinen war.

O dummes, bettelhaftes Prahlen
Mit deines Fortſchritts großen Siegen,
Wenn unter den brutalen Füßen
Zermalmt der Seele Schätze liegen.

Zermalmt iſt mit den Götzenbildern
Auch Jovis hehre Lichtgeſtalt,
Und deine neuen Lichter leuchten,
So wie der Fäulnis Phosphor ſtrahlt.

Du weißt ſo viel und biſt nicht weiſe,
O ſage, Welt, ob dir denn wohl iſt
Bei deiner krauſen Hochkultur, die
Außen bunt und innen hohl iſt?

Den Hexentanz des Lebens tanzt
Die Kunst getreulich mit; die Taube
Entsank den reinen Himmelshöhen
Und flattert halbbetäubt im Staube.

Die Güte und die Menschenwürde,
In heißen Kämpfen dir errungen,
Ist fremd geworden deinem Herzen,
Ein Schmuck nur wortelustiger Zungen.

O, nichts vom vorigen Jahrhundert
Hast du dir, Welt, gemacht zu Nutzen,
Als bloß die Kunst, mit frechem Flunker
All deine Torheit aufzuputzen.

Die graugelockte Weisheit schweiget,
Die unerfahrne Jugend spricht;
Besiegt, ruft sie, sind Elemente!
— Die Leidenschaften sind es nicht.

Von Hohn und Geifer der Parteien
Seh' ich mein Vaterland befleckt,
Die Führer blind und taumelnd, bis sie
Ein grauses Menetekel weckt.

Dann mitten in der wilden Drangsal
Wird männiglich die Welt verfluchen,
Doch ringend mit den Nachtdämonen
Den Flug in lichtere Höhn versuchen.

Das stete Glück macht Sünder, Toren,
Und kleines Unheil Weltverhöhner.
Die maßlos schwere Not allein ist
Der große Sühner und Versöhner.

Ständchen.

In einer Winternacht
Hab' ich dies Lied erdacht,
Es sei als Minnesang
Der Mitwelt dargebracht. —
Ihr Menschen seid nicht wert,
Daß man euch liebt und ehrt,
Daß man sein Herzblut gibt
Für das, was ihr begehrt,
Denn euer Wunsch ist Wahn,
Und schief ist eure Bahn,
Und jeden steinigt ihr,
Der euch ein Gut gewann.
Der euch ein Gut gewann,
Und euch ein Heil ersann;
Und es geschieht ihm recht,
Denn er hat schlecht getan.
Wer eure Laster schürt
Und euch zum Abgrund führt,
Dem euer schändendes
Und falsches Lob gebührt.
Für dies Geschlecht des Kain
Kann Abscheu nur allein,
Statt Lieb' und Opferlust,
Die rechte Gabe sein.

Kräftigung.

Was ich ſuchte, konnt' ich lang' nicht finden,
Was ich liebte, tat zu ſchnell entſchwinden,
Was ich haßte, wollt' mich überwinden.

Doch, was linde Lieb' nicht mochte wagen,
Daß hat droher Trotz zurückgeſchlagen,
Und der Kampf hat mich zur Kraft getragen.

Gen Himmel hinauf.

Die Menſchen bauen, die Menſchen zerſtören,
Sie lieben, umarmen und ſchlagen ſich tot;
Sie ſchwärmen von Schönheit, Tugend und Ehren,
Sie klimmen hinan mit großer Not.
Doch ſind ſie oben nahe dem Ziele,
So ſtirbt der Drang, es kehrt ſich der Wille —
Sie ſtürzen ſich wieder hinab in den Kot.
Das iſt der Geſchichte ewiger Lauf,
Wir können's nicht wenden,
Nicht ändern und enden,
Unſre Beſtimmung iſt ewiges Ringen
Gen Himmel hinauf.

Anklage.

Wenn die wilden Wetter ſchlagen
Und die giftigen Seuchen toben,
Welch ein grauſes Heulen, Klagen,
An den hohen Himmel oben!

Großer Gott, für ſolche Armen
Hätt' ich wahrlich kein Erbarmen.
Hemmeſt du die böſen Wetter
Und die giftgeſchwellten Seuchen,
Machen ſie mit Kriegsgeſchmetter
Aus ſich ſelber tauſend Leichen.

Fürſprache.

Doch, was auf Erden keimt,
O laß es reifen,
Und was im Menſchen ruht,
Das laß erſtehn.
O Gott, laß dieſes irrende,
Nach deinen Höhen ringende,
Dies arme, herrliche Geſchlecht
Nicht untergehn!

Dem Dichter.

Mein Sänger, laß' den Widerpart
Und ſing' ein luſtig Liedel,
Und lade ſie zur Himmelfahrt
Mit einer hellen Fiedel.

Es ruft den einen zwar der Herr
Mit dumpfem Donnerkrachen,
Den andern lockt er noch vielmehr
Mit heiterem Sonnenlachen.

Der eine folgt den Elegie'n,
Der andre frohen Stanzen;
Man kann wohl in den Himmel knien
Man kann auch hinein tanzen.

Himmel

Die Gottſucher.

Unendlich der Raum,
Unendlich die Zeit,
Kein Ziel und Halt
In Ewigkeit.
Die Kinder des Leides, ſie ſehnen und rufen,
Sie irren und zweifeln in Nacht und Not
Und ſuchen nach Gott.

Sie ſuchen im Buchſtaben,
Sie ſuchen im Bild,
Sie beten und bluten,
Sie ſtreiten wild,
Entzünden die Scheiter zur lodernden Fackel,
Sie ſuchen im Kelch und ſuchen im Brot:
„Wo biſt du, Gott?“

Sie ſuchen im Leben,
Sie ſuchen in Kunſt,
Sie ſuchen in Grübeln
Und Liebesbrunſt,
Sie ſuchen im düſteren Schatten der Tempel,
Sie rufen in der Freiheit Morgenrot:
„Wo biſt du, Gott?“

Die Armen, ſie wandern
Am Pilgerſtab,
Die Weiſen, ſie ſuchen
Die Himmel ab,
Sie ſuchen im ſchuldloſen Kindesherzen,
Und fragen mit Grauen den ſtarren Tod:
„Wo biſt du, Gott?“

Und ſieh, im Suchen
Und heißen Streit
Steht immer der Herr
An ihrer Seit',
Und klopft ihnen lächelnd wohl auf die Achſel:
„Ihr Kinder, ſchaut euch doch einmal um!
Seid nicht ſo dumm.“

Willſt du jene Höh' erreichen . . .

Willſt du jene Höh' erreichen,
Wo im Schatten kühler Eichen
Sündenlos die Helden ſtehn:
Laß dich nicht von Luſt berücken,
Laß dich nicht vom Weib umſtricken,
Oder du mußt untergehn.
Wähne nicht, das Blut zu dämmen,
Blut entſtrömt gleich andern Strömen
Von der Höh' ins tiefe Tal.
Willſt du aufwärts, mußt dich klammen
An des Geiſtes reine Flammen,
Streben nach dem Ideal.

Wie keimt dein Geſchick.

Wie keimt dein Geſchick
Dir, Menſch, in der Bruſt?
Aus dem Lichte das Glück,
Aus dem Dunkel die Luſt.

Wenn plötzlich ein Blitz
Das Dunkel erhellt,
Biſt du in Beſitz
Von Gott und Welt.

Stimmung.

Das Schönſte, was im Innern ich empfunden,
Das iſt ſo rein und zart, läßt ſich kaum denken,
Und will ich mich im Sinnen, traun, verſenken,
So iſt mir das Gefühlte ſchnöd verſchwunden.

Und was es iſt, das mir ſo zart entſproſſen?
Ich weiß es nicht und kann es nicht enthüllen;
Der Seele reinſter Teil nur kann es fühlen,
Und tief in meinem Herzen liegt's verſchloſſen.

Iſt der Menſch nicht wie die Schwalbe?

Iſt der Menſch nicht wie die Schwalbe? —
Mit dem Lenze fliegt er an
Und verjubelt einen Frühling;
— Heißer Sommer quält den Mann.

Wie die Schwalbe an dem Neſte,
Baut er flink an ſeinem Glück,
Muß um ſeine Reiſer, Blätter
Ringen mit dem Mißgeſchick. —
Leiſe kommt der Herbſt geſchlichen;
Von des Lebens reifem Baum
Reißt der Sturm die Frucht des Schaffens,
Und der Menſch erwacht vom Traum.
Sieh, am Scheitel ſeines Hauptes
Wird es weiß — der erſte Schnee;
Matt und düſter blickt das Auge,
Ach, es friert der klare See. —
Und er fühlt ein eigen Heimweh,
Fremd wird ihm die Bruderhand; —
Wie im Herbſt die Schwalbe, zieht er
Heim ins ewige Frühlingsland.

Mir graut vor dem Gemeinen.

Ach, mir graut vor dem Gemeinen,
Das mich ſtets durch neue Peinen
Und durch alte Sünden ſchleift.
Heimweh, Heimweh nach dem Reinen,
Nach den kühlen Friedenshainen,
Wo die Seele göttlich reift.

Ach, wo ſoll ſie göttlich reifen!
Nur im Schwalle wüſter Träufen
Lernſt du das Gemeine fliehn.
Nur mit Kämpfen kannſt du ſiegen,
Und im Fallen lernſt du fliegen
Zu den ſeligen Göttern hin.

Die Sehnſucht.

Die Berge je höher,
Dem Himmel je näher,
Dem Herzen je weher,
Weil's nicht kann hinein;
Weil es an die ſchwere,
Die träge Materе
Wie an die Galeere
Geſchmiedet muß ſein.
Was löſt unter Peinen
Uns los vom Gemeinen?
Die Sehnſucht nach Reinen,
Die Sehnſucht allein.

Steigende Bahn.

Um aus der Wirrnis die Völker zu retten
Hellet oft plötzlich der Blitz des Propheten
Künftigen Helden die ſteigende Bahn.
Was noch die Väter ſäumig beraten,
Steigt in der Söhne mutigen Taten
Fröhlich und ſiegreich zur Höhe hinan.
Rufe den Menſchen, Prophetenwort, rufe
Ihn aus der Tierheit von Stufe zu Stufe,
Bis er erwacht vor des Heiligſten Thron,
Schauend die Wahrheit im Kranze der Sonnen,
Trinkend die Liebe aus feurigen Bronnen —
Ewig des Ewigen ſeliger Sohn.

Zu Gastein am Wasserfall.

Wie du, o Mensch, mußt fallen
Zu Schuld und Gram und Grab,
So fallen wirbelnd und weinend
Die heiligen Wasser hinab. —
Doch sieh, aus dunkelm Abgrund
Steigen in stiller Ruh'
Die lichten Nebel kreisend
Dem Himmel zu —
Den Weg dir weisend.

Es war einmal ein Bettelmann.

Es war einmal ein Bettelmann,
Der hatt' einen goldenen Ring,
Sein einzig Eigen war dies Ding
Noch von der Mutter her.
Das Eigentum ward ihm zu schwer.
Er wankte fort zur Morgenstund',
Zu schleudern in den tiefen Grund
Sein Kleinod, daß in Glück und Mai
Die Gottheit ihm nicht neidisch sei.
Ein Weiser siehet voll Erbarmen
Den alten Mann, den siechen, armen,
Und fragt: „Du guter Bruder mein,
Um was soll sie dir neidisch sein,
Die Gottheit? Sprich!"
„Um was? Um was denn sonst?
Um mich.
Sonst hab' ich nichts, weil ich nichts brauch';
Was Glut ihr nennt, das ist bloß Rauch.

Was Gut ihr nennt, erſtickt die Luſt;
Doch unermeßlich iſt der Reichtum
Meiner Bruſt."
Der Weiſe blickt den Bettelmann
Mit gut geſpieltem Mitleid an.
Der andre merkt's und lächelt ſo,
Als wär' er ſeiner Armut froh:
„Ich dauere euch, ihr dauert mich!
Ihr ſagt auch, ich ſei lahm und ſiech.
Ich weiß es nicht. Mein froher Sinn
Fliegt ſelig durch die Himmel hin."
Der Weiſe ſpricht: „Dein Reichtum groß
Kam nicht dir aus der Erde Schoß.
Und was die Götter dir geſchenkt,
Das nehmen ſie nicht mehr zurück,
Und neidlos bleibt zu eigen dir
Dein erdenfreies Glück. —
Nur wer, der rohen Triebe Knecht,
Aus irdiſcher Hand ſein Heil empfing,
Der opfere bang und demutsvoll
Den Göttern ſeinen Ring."

Der Blinde.

Als Gott der Herr die Welt erſchuf,
Da war ſein erſter, heiliger Ruf:
Es werde Licht!
Das Gnadenmeer vom Himmel floß
Und ſich in alle Herzen goß,
— In meines nicht.

Und auf zum ewigen Sternenzelt
Blickt jedes Aug', dem Herrn der Welt
Ins Angeſicht.
Und jedes Blümlein auf dem Plan
Lacht eure Augen freundlich an,
— Das meine nicht.

Der Mutterblick, der holde Stern,
Er blieb mir unermeßlich fern.
Dem Ärmſten flicht
Der Herr aus goldnem Sonnenglanz
Ums Haupt den bunten Farbenkranz,
— Um meines nicht.

Du treuer Engel Gottes, ſag,
Was hab' an dieſem Erdentag
Ich denn vollbracht,
Daß mitten unter Strahl und Schein
Verſtoßen ich bin ganz allein
In ewige Nacht?

Der Engel ſprach: Der Strahl, das Licht
Von außen iſt das Höchſte nicht
Zur Menſchen Luſt.
Statt Glanz die Glut, ein warm Gemüt,
Das wie ein ſonniger Frühling blüht
In deiner Bruſt.

Wohl muß in deinem Aug ich ſehn
Als einzigen Glanz die Träne ſtehn.
Doch weine nicht!
Noch leben treue Menſchen hier,
Und Gottes Ruf erſchallt auch dir:
Es werde Licht!

Den Armen.

Um Mitternacht, als alles ſchlief,
Nur meine Zweifel wachten,
Und Weltverdruß mir drohte tief
Die Seele zu umnachten,
Da ſchlug ich auf ein altes Buch,
Zu ſpähn nach einem Labeſpruch,
Um ganz nicht zu verſchmachten.

Und ſieh, da hat mich ſanft ein Wort
Befreit von bangen Banden:
„O ſuche die Erlöſung dort,
Wo ſie ſchon viele fanden;
Nicht was du haſcheſt, wird dein Teil,
Aus Opferfreude kommt dein Heil.“ —
Doch hab' ich's falſch verſtanden.

Ich ſtieg in Sehnſucht himmelwärts,
Den Heiland zu verehren.
Der winkte mir, ich ſollt' mein Herz
Zurück zur Erde kehren:
„Was du den Armen Gutes tuſt,
Das bringt zu meiner Vaterbruſt.
Kannſt du mir es verwehren?“

Die Botſchaft war's. Und ſeitdem mag
Es ſonnen oder regnen,
So kann mir doch an jedem Tag
Der liebe Gott begegnen.
Aus jedem Kind und armen Mann
Blickt mich mein treuer Heiland an,
Bereit, mein Werk zu ſegnen.

Wenn keines Kindes Aug' einſt ſchwimmt
In Dankesfreudenzähren,
Wenn keines Bruders Hand mehr nimmt,
Was du ihm willſt beſcheren,
O, dann erſt hat ſich Gott vom Land
Des Sündenfluches abgewandt,
Und wird auch nimmer kehren.

Drum laßt, ſolang' noch Arme flehn, —
Uns lindern ihre Leiden,
Die Hungernden bei Tiſche ſehn,
Die Frierenden bekleiden!
Dann wird für Reich und Arm zumal
Dies grabdurchfurchte Jammertal
Zur Quelle reiner Freuden.

Drei himmliſche Schreine.

Drei heilige Räume
Unter himmliſchen Sonnen
Stehen hienieden:
Eine Wiege voll Träume,
Ein Bett voll Wonnen,
Ein Sarg voll Frieden.

Letzter Wunſch.

Was wäre wohl mein letzter Wunſch,
Wenn ich dereinſt zur Grube fahr'?
Auf lichter, kühler Bergeshöh'
Eine traute, einſam ſtille Bahr'.

Auf jener Höh', wo ich als Kind
Gehört den erſten Lerchenſchlag,
Geſehn den reinen Sonnenſtern
An einem ſüßen Maientag.
Doch jenes Kreuz, das ewig klagt
Die Menſchheit ihres Frevels an,
Mir pflanzt es nicht, weil ich am Pfahl,
An dem er litt, nicht raſten kann!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der friſch und frei gen Himmel ſteigt,
Und der, wenn einſt die Menſchheit reif,
Zu ihr ſein Haupt in Freude neigt.
Vielleicht kommt noch ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege ſchlägt,
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ihr Kindlein in die Wiege legt.
Ihr Kind, das als des Menſchen Sohn
Die Welt erlöſt ein zweites Mal,
Und nicht dafür in Haß und Hohn
Erhöhet wird zum Marterpfahl.
Denn nicht, daß mein Erlöſer ſtarb,
Iſt meines dunkeln Grabes Licht,
Doch daß er lebt und ewig lebt,
Iſt meiner Seele Zuverſicht.

Ruhendes Sein.

Die Luſt wie das Leiden,
Sie quälen die Seele;
Sie ſind wie die Unraſt
Auf ſtürmiſcher Welle;

Sie ſind eine Botſchaft
Vom nahen Vergehen.
Ein Eilen zum Ende
Iſt alles Geſchehen.
Nach Raſt ſtrebt der Pendel
Und jegliche Regung.
Und Sehnſucht nach Ruhe
Iſt alle Bewegung.
Die Seele der Gottheit
Iſt ruhendes Sein,
Iſt wunſchlos und ſtreitlos,
Iſt raumlos und zeitlos,
Iſt Frieden allein.

Unfaßbar.

Nahe iſt Werden und Leben und Sterben beiſammen,
Früher die endloſe Zeit — ſpäter die endloſe Zeit,
Kurz vor den Tagen, in welchen ich fühle und denke,
War ich ein formloſes Nichts, war es von Ewigkeit her.
Kurz nach den Tagen, in welchen ich walte und webe,
Bin ich ein formloſes Nichts, werd' es in Ewigkeit ſein.
Wie er doch ſein kann, der winzige Punkt, wo ich ſtehe,
Wie es nur möglich, denſelben zu fühlen juſt jetzt?
War es nicht immer der gleiche, weltenumgaukelte Schwerpunkt?
Wußt' ich's nicht ewig, fühl' ich's nicht ewig: Ich bin?

Ewiges Sein.

„Wer ſoll ſich nicht heute
Noch freuen des Lichts?
Wir ſinken ſchon morgen
Ins ewige Nichts."

Hat je ſich der Galgenfriſt
Einer gefreut,
Der unwendbar morgen
Dem Henker geweiht?

Die Freude an heute
Hat nur einen Wert,
Wenn ewig und ewig
Sie uns wiederkehrt.

Im Haſten des Tags
Wird das Herze bald matt,
Des inneren Glücks
Wirſt du nimmermehr ſatt.

Das Nichtige freut ſie
Am flüchtigen Schein,
Das Echte an dir
Verlangt ewiges Sein.

Auch der andre, der biſt du.

Was die Erde mir geliehen,
Fordert ſie ſchon jetzt zurück.
Naht ſich, mir vom Leib zu ziehen
Sanft entwindend Stück für Stück.

Um ſo mehr, als ich gelitten,
Um ſo ſchöner ward die Welt.
Seltſam, daß, was ich erſtritten,
Sachte aus der Hand mir fällt. —
Um ſo leichter, als ich werde,
Um ſo ſchwerer trag' ich mich.
Kannſt du mich, du reiche Erde,
Nicht entbehren? frag' ich dich. —
„Nein, ich kann dich nicht entbehren,
Muß aus dir ein' andern bauen,
Muß mit dir ein' andern nähren,
Soll ſich auch die Welt anſchauen.
Doch getröſte dich in Ruh'.
Auch der andre, der biſt du."

An Gottes Herz.

Wir Eintagsfliegen ſpielen heut
Gern mit dem Wörtlein: Ewigkeit.
Man frägt: warum? wozu? was dann?
Und manchen geht das Grauſen an. —

O Menſchenſeele, leg dich du
An Gottes Herz zur trauten Ruh'
Und laß nicht kümmern deinen Sinn,
Daß du nicht weißt, woher, wohin.

Wanderlied.

Mein Leib iſt ſchon dem Tod geweiht,
Die Seele noch voll Lebensfreud'.
Mein Sterben iſt ein Wandern
Eine Reiſ' im Kreis, von Stern zu Stern,
Von euch zu euch, vom Herrn zum Herrn,
Von einem Himmel zum andern.

Die Stunde.

Tick-tack! Tick-tack!
Die Stunde geht in Zickzack.
In Zickzack geht die Stunde,
Der Zeiger ſchreibt die Runde.
Es nachtet und es tagt,
Es wintert und es frühet,
Die Zeit entfliehet
Und iſt doch immer da.
Der Zahn der Zeit
Nagt an der Zeit.
Er nagt umſunſt,
Die Zeit, die Stund' um Stunde reiht,
Iſt ewige, ewige Ewigkeit.

Tick-tack! Tick-tack!
Das Schickſal geht in Zickzack.
Ein Vorwärts und ein Rückfall,
In Zickzack geht das Schickſal.
Der Zahn der Zeit,
Man ſagt, er nagt
An meinem Sein.

Er nagt ſchon lang,
Mir iſt nicht bang,
Er nagt umſunſt,
Das Sein iſt mein.
Mein Sein war einſt, mein Sein iſt heut,
Mein Sein iſt ewige Ewigkeit.

Sei gegrüßt, du himmliſcher Knabe!

Eine Weihnachtsandacht.

Chriſtkind, biſt da; biſt endlich nach langen traurigen Tagen wiedergekommen zu uns herab.

Ich hab' dich erſehnt als wie ein Kind; denn ich bin ein Kind mit weißen Haaren.

Nun hör' ich dich rauſchen in dieſen Zweigen; vor deinem ſüßen, warmen Odem flackern die Lichter des heiligen Weihnachtsbaums.

O, ſei gegrüßt, du himmliſcher Knabe, der du mit den ſonnigen Äuglein die ſchweren Nebel durchleuchteſt, die hier im Tale des Tränentaues nimmermehr wollen ſchwinden.

Ich möchte dich wärmen an meinem Herzen, und muß mich fürchten, der menſchlichen Leidenſchaft ſtürmiſche Gluten könnten verſengen dein lockiges Haar. Denn du biſt gewohnt des ewigen Frühlings milden Hauch; o Gotteskind, bei dir daheim muß es ſchön ſein!

Oft hör' ich es leis in den Lüften klingen, als wie ein Läuten und Grüßen von oben.

Dann faßt mich das Heimweh, und wie ein verirrtes Kind in der Nacht ruf' ich und ſuch' ich den Weg zu den Wohnungen Gottes.

Erzähl nun, erzähle, du holder Bote des Himmels, was waltet dein Vater, der ewige Herr?

Fast fürcht' ich, der Vater hätt' unser vergessen, denn wie den Sonnenstrahl vor Wetterstürmen, seh' ich auf Erden das Göttliche schwinden.

Gerechtigkeitsfreude ging uns verloren und reiner fröhlicher Sinn.

Die Kunst wühlt im Staube, die kindlichen Herzen verkümmern.

Wenn du, o mein süßer, heiliger Christ, von Zeit zu Zeit nicht kämest gesandt, es müßte der Pfad zwischen Himmel und Erden doch gänzlich verwildern.

Und mich verlangt es so heiß nach Kunde von oben, was all die Teueren, die uns verließen, denn machen im Lande der ewigen Liebe.

Mein Mütterlein treu; sie muß schon vor Zeiten angelangt sein auf mühevollen Krücken.

Zwar war sie fast blind, doch hat sie — das weiß ich — den Weg nicht verfehlt.

Wie geht's ihr? Singt sie noch immer die lustigen Lieder? Was werden die Engelein horchen und lachen! Was war das ein Spaß, wenn sie hat erzählt und gesungen! Und ernsthaft blieb sie dabei, denn taub war sie völlig und hat — wie ich meine — ihr fröhliches Singen und Sagen selbst nicht vernommen.

Und daß ich noch frage: Habt ihr ein Krankes im Himmel?

Wenn sie nicht Kranke kann warten, die Mutter, wachen die Nächte und sorgen und sich von dem Munde die Bissen abkargen, so ist sie nicht glücklich.

Sie wird es schon sein.

Denn sag ihr, sie hätte auf Erden jetzt Enkelein

ſüß; dieſelben, die heute, o Chriſtkind, dein ſtrahlendes Bäumchen umjauchzen. Und ſag es der Mutter: wir laſſen ſie grüßen!

Dann wirſt du, mein himmliſcher Knabe, auch einem Frauenbild noch ſein begegnet, jung wie der Mai, hold wie ein Engel; wirſt es kaum glauben, daß ſie auf Erden geboren.

Im Reigen der Reinſten und Seligſten, der treuen, opferfreudigen Seelen iſt ſie zu finden.

Du lächelſt, mein Chriſtkind, ſaheſt ſie ſchweben im weißen, myrtendurchwirkten Kleide.

Ein Antlitz, ſo zart, wie Kirſchbaumblüh' — ſie iſt's! — und Augen, ſo ſanft und ſeelentief — es muß ſich darin ja Gatte und Kind noch ſpiegeln?

So biſt ihr begegnet im himmliſchen Land, wie einſam vielleicht ſie gewandelt in ſtillen Hainen, und wartend.

Denn dann erſt, wenn Gatte und Kinder bei ihr ſind, will freudig ſie eingehn zur Seligkeit.

Dieſe Frau, mein göttliches Kind, wenn du heimkehrſt, wird fragen dich mit weinendem Lächeln, wie es doch war, als du den Weihnachtsbaum ſtellteſt in das verwaiſte Haus den jubelnden Kindern?

O, ſag ihr, wie friſch in den jungen Gemütern die früh uns verwelkte Luſt dieſer Welt wieder aufblüht.

Und ſage, wie ſelig ich bin in den Kleinen, wie heiß ich ihr danke!

Und das, wie ich immer noch weinen muß — Bote der Liebe — das ſag ihr nicht.

In einer Waldkapelle.

„Aus Todesbanden
Iſt der Sohn erſtanden,
Und ſie, das heiligſte Weib der Schmerzen,
In der ewigen Jugend Strahl,
Stieg empor auf Roſenwolken
Zum himmliſchen Königsſaal.“ —
O, Dank den Jungen,
Die dies Lied geſungen
Das erſtemal in Glauben und Hoffen.
Unſer Leib ſinkt der Erde zu,
Doch dir, o Herz, ſteht im Lichte
Heiliger Dichtung der Himmel offen!
In Lebensſtürmen verliſcht der Schimmer,
Der kindliche Glaube vergeht wie Tau.
Und kommt wie Tau. Denn eins laß ich nimmer:
Das glorreiche Anbild der göttlichen Frau.

Maria, Maria,
Mit deinen Schmerzen,
Mit deinen Freuden!
In meinem Herzen
Biſt von allen
Den Idealen,
Den herrlichen, ſüßen, lieben,
Mir du noch geblieben.
Deines Gedächtniſſes Segen
Möge uns retten
Aus der Verzweiflung finſteren Wegen,
Aus der Leidenſchaft ehernen Ketten.

— O, ewigen Preis
Der Gebenedeiten,
Der Gnadenreichen!
Erd' und Himmel zu allen Zeiten
Haben nichts, dir zu vergleichen.
Die Könige ruhen zu deinen Füßen,
Die Scharen der heiligen Engel küssen
Den Saum deines leuchtenden Kleides;
Und in den Kammern
Des Elendes jammern
Die lichtlosen Kinder des Leides;
Die Gefallenen weinen
Zu dir, der Reinen,
Die gebrochenen Herzen,
Die verlornen Seelen
Dürsten nach deinen labenden Quellen.
Auf Schutt und Trümmern
Irdischer Freuden,
Auf teuren Gräbern,
Unter Trauerweiden
Blicken Augen tränenumhüllt,
Suchen, Maria,
Du Mutter der Liebe,
Dein himmlisches Bild. —

O, laß uns Kinder der Erde nimmer
Verlieren ganz deiner Minne Schimmer.
Maria, Maria, dies bitten wir!
Und wenn Felsen stürzen
Und die Himmel beben,
Huldreiche Frau,

Laß bestehen, laß leben
Im Menschenherzen
Das süße Bild von dir!

Ora pro nobis.

Gedanken in der Kirche zu Zell.

Bei Maria zu Zell an der heiligen Stätte, da kannst du Wunder schauen, christliche Seele. Da kommen gezogen Völker aus vielen Ländern und lasten ab auf den Marmorstufen ihr schweres Herz, ihr vielfaches Leiden, und rufen in fremden Zungen des Heilands selige Mutter, und klagen und schreien mit wilden Gebärden, und führen zerrissen in Wehmut die Sprache, so alle Menschen verstehen: sie weinen.

Sie weinen, daß Trän' um Träne perlet über die Wangen — der Perlenschnüre schönste, die sie der himmlischen Frau mögen weihen. Sie weinen und beten mit hochgefalteten Händen, wie so brünstig auf keiner Stätte im irdischen Tale sonst sie können beten. Eherner Bildsäule gleich knien sie da, oder wandeln, das flackernde Licht in der Hand, wohl leichenblaß in langen Reigen den Kreuzgang dahin, oder wallen kniend im Bußgewand um den Altar, oder liegen auf kaltem Stein hingestreckt wie leblos, die Arme zum Kreuze gebreitet. Unter solchen Gebärden bangend und hoffend, schreit das zitternde Herz: „Maria! Zuflucht der Sünder, Heil der Kranken, Trost der Betrübten, Licht der Sterbenden, bitte für uns: Ora pro nobis!"

Und siehe! Vom stillen, uralten Bildnis nieder träufelt die Gnade, der Beter Gemüt ist erleichtert, wie

Berghauch frisch weht Hoffnung und Zuversicht durch das schwüle Herz. Aufrecht wieder steht der irdische Leib, im Aug' die Träne der Freude: Erhört! Erhört zu Zell von Maria!

Im Schatten des Pfeilers dort steht finster und blaß ein Fremdling. Seine Zunge ist kundig der Sprachen des Erdballs — Maria hört ihn in keiner. Der Bitterkeit voll ist sein Herz, und schweres Weh schleppt er mit sich seit vielen Tagen, es fällt nicht ab an den Stufen der Gnade, es klammert sich würgend an seinen wogenden Busen, er flucht dem dunkeln Geschick, er dürstet nach Freude und Trost, verzehrt sich in lahmem Neid, daß sie dort, die Beter, vor einem geschnitzten Stück Holz erlangen, was ihm in der weiten lebendigen Welt versagt ist.

Mit starkem Mute gehen die Pilger dem Heim zu, sei es zu ferneren Widerwärtigkeiten des Lebens, sei es zur Bahre — sie gehen getrost, Maria geht ihnen zur Seite und führt sie durch Jammer und Grab als treue Mutter zum ewigen Leben.

Auch dort dem Fremdling pocht schon der Tod ans liebehaschende Weltherz. Sein Wesen schauert im Anblick der Grauen des ewigen Grabes. Einen Ruf nach Rettung erpreßt der Verzweiflung Gewalt ihm, der Schrei gellt hohl in den Hallen des Tempels, daß flattert erschreckt aus dem Nest die Schwalbe. Das uralte Holz in der Zelle ist taub.

O armes, geliebtes, von allen Himmeln verlassenes Weltkind! Das uralte Holz in der Zelle hilft niemand. Maria, des Heilands süße, barmherzige Mutter, die jene wallenden Beter lebendig im Herzen tragen, des Glaubens innere Wirklichkeit — sie wirket Wunder.

Es ist keine Mär, Maria wirkt jeden Tag Wunder im Menschengemüte und übt eine göttliche Kraft, die irdischer Macht nicht vergleichbar.

O Fremdling im Schatten des Pfeilers! Wenn dir ein ernstes Geschick den kindlichen Glauben genommen und nicht mehr zurückgibt — es ist des Weltkindes Märtyrtum, trage es männlich. Doch wehe dir, wenn du ans Heiligtum tastest, das andere hegen im blutenden Herzen! Laß brennen im Menschengemüte die Ampel, die ihnen erleuchtet des Erdenlebens finstere Pfade, des Grabes Schatten mit Morgenrot hellet, und schweig in Ehrfurcht, wenn auf wildem Meere weint und schreit und betet der Menschen gläubiges: Ora pro nobis!

Aus Menschenherz.

Lebensgenosse, verbirg mir dein Herz nicht. Ich weiß es, ich kenn' es, ich seh's an dem meinen.

Du hast dich gefürchtet. Dir graute vor Schatten; an Körpern, die sie geworfen, gingst du sorglos vorüber. Der Kindheit süßes Blut haben gesogen Vampyre der Angst in stillen Nächten. Schaudernd vor Geistern nahmst du den stärksten nicht wahr — den im eigenen Haupte. Nun ruhn die Gespenster, doch inne bist du des Weltalls Mächte, die dich im Augenblick können vernichten. Solange du nur für dich wolltest sein, war Angst dein Teil; seid du willig der Schöpfung lebst in gemeinsamer Sache, stehst du in Demut, doch furchtlos den Mächten, mit offener Stirn.

Du haſt gehofft. Das Hoffen iſt das beſte Haben des Sterblichen. Doch der tröſtenden Mutter Hoffnung boshaftes Kind heißt: Enttäuſchung. Wohl dir, wenn die Hoffnung dich treu zum Grab trägt; wehe dir, wenn unterwegs ſie dich fallen läßt auf ſandigen Boden, wo unter Diſteln und Dornen Verzweiflung wächſt! Ich ſpotte der Hoffnung nicht, ſie iſt das Gedicht meiner Seele, des kindiſchen Herzens liebliches Spielzeug.

Du haſt gehaſcht. Von Sinnen geſtachelt wie toll gejagt nach Genüſſen — nach Geld, nach Ruhm und anderen Dingen, die das Leben zieren, aber nicht erfüllen. Wie leicht iſt dir manches geworden, zur Wirklichkeit wuchs der Gedanke, bevor er noch Wunſch war. Mit Schmerz und Entbehrung verglichen nur waren es Güter, nur mit dem Maßſtab des Leides gemeſſene Freuden. Von andern beneidet, fragſt du befremdet das Schickſal: Iſt denn das alles? Mehr als erwartet und doch nicht befriedigt! Es muß in den prunkenden, allumworbenen Gütern der Welt etwas faul ſein.

Du haſt gehaßt. O nichts vergiftet das Herz mehr, als leidiges Haſſen. Die Gier, ſich zu rächen, verzehrt das eigene Leben. Nie geht der Herzſchlag ſo wild, als wenn er Waffen ſchmiedet gegen den Feind; die lohende Eſſe der Bruſt verſengt den heiteren Frieden. Ich habe die Luſt zu haſſen dem Teufel zurückgegeben, ſie mag der Verdammten Seligkeit ſein. Der Erdſohn wandelt auf Gräbern, ſein Haupt reifet hehrer Vollendung entgegen im Lichte des Himmels.

Du haſt dich, Lebensgenoſſe, der Liebe ergeben. Die Lieb' zu dir ſelbſt, mit der fing es an, und bald kam die Liebe zu zweien; dieſe gebar dir ſchmerzlich und vielfach die Lieb' zu den Kindern. Die ſelige, zitternde Liebe voll

Glück und voll Bangen. Armes gepeinigtes Herz! Heute trotzend in Panzern von Eis, morgen fiebernd in Gluten, an solcher Liebe Glück sachte verblutend. Und das nennt man Leben! Wie du, so wir alle — lächeln nach außen und schluchzen im Innern. — Nun kommt das Erbarmen. Die selbstlose Liebe, die am Kreuz ihre Hände noch ausstreckt, die Welt zu umarmen. Liebreich und gut sein mit jedem. Gibt man dir Liebe, gib Liebe zurück. Fügt man dir Leid zu, so gib dafür Liebe. Lähme die Feinde mit Liebe, größer, gewaltiger rächt sich auch Gott nicht.

O milde Liebe! Wer anderen wohlwill und wohltut, erlöset sich selber. Der Unfried in dir geht zur Ruh, wenn du Fried' hast mit anderen. Die tiefste Wunde des eigenen Herzens vernarbt, wenn du sie anderen heilest. In deines Gemütes üppigem Garten, tief unter Unkraut keimet ein Pflänzlein; heute noch zart mit tauender Blüte, kann es bei treuer Pflege morgen ein herrlicher Baum sein. Ein Baum der wahren Erkenntnis, an welchem die Früchte reifen, nach denen wir lechzen. O haltloser Mensch, von Furcht und von Hoffnung betört, von Gier und von Haß gehetzt, müßtest du stürzen, vergehn, wie der Hirsch, das Blei in der Brust, verblutet im Moorgrund. Zur Urkraft steh! Geselle dich im Streite der göttlichen Siegerin zu. Dich rettet die Liebe.

Hymne eines Glücklichen.

Heiliger Gott, ich möchte beten, preisen dich in göttlicher Sprache, und jauchzen, singen, wie Engel jubeln im Schauen deiner Schönheit.

Ich möchte weinen, wie Selige schluchzen, die du

aus der finſteren Drangſal der Erde in deine ewigen Himmel aufnimmſt.

Nur das iſt mein Schmerz, mein wonnig Verzagen, daß ich nicht kann ſagen, wie glücklich ich bin. —

Ich hab' dich gefühlt am Buſen der Mutter, im Auge des Freundes dein Lächeln geſehn; und als ich die einzige fand, die Geliebte, da warſt du es ganz, der niederſtieg und mich, den Schwachen, in Wonneſchauer Bebenden, mit heißem Kuß an ſeine Bruſt gedrückt hat.

Und als ich mein Ebenbild, nein, das deine, in meinem Arm hielt, das ſüße Kind, da warſt es du, der mit erneuter Huld im jungen Auge mich angeblickt. —

Die heißen Freuden haben mein Herz erſchüttert; der Froſt der Gräber hat mein Haar gebleicht.

Einſam nennen ſie mich und wollen mich tröſten mit ihren kleinen Gaben, die Guten, die Armen, die nicht wiſſen, wie reich, nicht ahnen, wie glücklich ich bin.

Denn ſeit die heiligen Bilder deiner perſönlichen Gottheit mir verweht ſind, ſtehſt du aufgedeckt vor mir in Alleinheit deiner unendlichen Schöpfung.

O, daß ich ſo vergebens in deinem Reich den Namen ſuche, dich zu nennen, du nimmerruhender Auf- und Niedergang, im Sturm und Sonnenlächeln ewige Harmonie, aus der mir die Stimme der Mutter, der Gattin Hauch und des Kindes Lächeln treu wieder entgegengrüßt.

Was einſt mich beglückt in einzelnen Weſen, in einzelnen Wünſchen und Hoffen beſeelt, das find' ich nun, vereint mit dir, mit mir vereinigt zum ewigen Sein.

Die Leidenſchaft ſchweigt — geſtillt iſt die Sehnſucht; erlöſt an dein Herz, o Natur, ſink' ich hin.

Die Blumen der Erde, die Sterne des Himmels, ſie mögen verkünden, wie glücklich ich bin.

Am Grabe eines Idealiſten.

Ein glücklicher Menſch ſteigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Geſtalten zieht er durchs All,
Wie ſelige Geiſter wandern.

Er hat ein reicheres Daſein geführt,
Als all ihr Schlemmer und Praſſer,
Er hat ein edleres Feuer genährt,
Als alle die Hetzer und Haſſer.

Er hat das Elend in Liebe geweiht,
Der Jämmerlichkeit ſich verſchloſſen,
Er hat mit dem Blut von eurem Blut
Ein höheres Leben genoſſen.

Er hat genoſſen in fröhlicher Ruh',
Was ihr ſelbſt im Kampf nicht erjagtet!
Er hat gebetet, gehofft und gejauchzt,
Dieweilen ihr klagtet und zagtet.

Dieweilen ihr geifernd das Leben verflucht
Und geifernd danach habt gehaſtet,
Hat er ſich im Lichte des Himmels geſonnt,
Im Schatten des Waldes geraſtet.

Ihm war ein heiterer Traum dieſes Sein,
Das euch ein drückender Alp iſt;
Das kommt, weil euch der Magen beſchwert
Vom Fraße am goldenen Kalb iſt.

Dieweil ihr auf allen Vieren kriecht,
Er fuhr auf dem Sternenwagen,
Ihn hat die göttliche Phantasie
Durch Ewigkeiten getragen.

Ihr sinket als Aas ins finstere Grab,
Als Samenkorn fällt er zur Erde. —
Hab' einst ich im neuen Sein die Wahl,
Mit wem ich's wohl halten werde?

Ein glücklicher Mensch steigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Gestalten zieht er durchs All,
Wie selige Geister wandern.

Anhang

Das Singen des Tages

An Tirol.

Zum Eröffnungstag der Arlbergbahn.
(1884.)

Tirol, du ſchönes, ſtolzes Land,
Du hülleſt dich in Feſtgewand
Und jauchzeſt laut.
Durch Berg und Tal der Poſthornſchall,
Er tönet heut das letztemal
So weh und traut.

Das Poſthorn klingt, wie Vogelſang
Dereinſt auch an das Herz dir klang
In Sommernacht,
Als es — ein ſehnend Walter-Lied —
Vom Liebſten, der in Treuen ſchied,
Den Gruß gebracht.

Es blies in ſchwer bedrängter Zeit
Das Notſignal zum Freiheitsſtreit
Von Tal zu Tal;
Und auf dem blutigen Felde klang's
Erſchütternd, wie des Grabgeſangs
Poſaunenſchall.

Dem Spielmanns-, Senn- und Jägerhorn
Entſtammt, ward es zum heiligen Born
Für Luſt und Schmerz.
War's Willkomm', war es Scheidens Muß,
Das Horn, es hatte milden Gruß
Für unſer Herz.

Das Lerchenlied — es iſt vorbei.
Doch hörſt du nicht des Geiers Schrei
Und ſchrillen Pfiff?
Ein ſchwarzer Drache ſchnaubt heran,
Und Feuer ſpeit auf eherner Bahn
Das Lokomotiv.

Der Täler Frieden iſt dahin,
Und bald der Welt Parol': Gewinn!
Wird herrſchend ſein.
Doch nimmer klagt und nimmer bangt;
Was eine große Zeit verlangt,
Wird ſie auch weihn.

Solang noch Schwert und Kugel droht,
Der Völkerhaß gen Himmel loht,
Solang, ſolang
Die weite Welt nicht iſt befreit,
Gibt's keine Raſt in Einſamkeit,
Trotz Lerchenſang.

Die neue Bahn, der weder Sprung
Noch hoher Berge Überſchwung
Jemals gefiel:
Durch Nacht und Graus, auf kühnem Steg,
Geradeaus den Mittelweg,
Kommt ſie ans Ziel.

Ans große Ziel, dem ich und du
Mit heißer Sehnsucht ſtreben zu,
Und weher Not:
Dem Bruderbund von Hand zu Hand,
Von Herz zu Herz, von Land zu Land,
Das walte Gott!

Das Erdbeben in Steiermark

in der Nacht zum 1. Mai 1885.

Der ſanfte Mai! So herb an unſere Mauern
Hat er noch nie gepocht, als dieſe Nacht.
Aus tiefem Winterſchlafe jäh erwacht,
Erbebt die Erde in Empfängnisſchauern?

Wir fuhren auf in mitternächtigem Schrecken,
An mondbeſtrahltem Fenſter ſtand der Mai
Und lächelte herein: Ich war ſo frei,
Ein wenig eure Herzen aufzuwecken,

Daß hören ſie, was ſchallt in allen Lüften,
Daß ſehen ſie, was ich mit Blumen ſchrieb:
Wie kurz die Lebenszeit! O habt euch lieb,
Die Toten pochen laut in ihren Grüften.

An den Lehrer.

(Zum Lehrertag in Graz 1888.)

Als Sparta einſt ein großes Feſt beging,
Da kam ein Bote aus Athen gezogen,
Man hieß ihn treten in der Krieger Ring
Und fragte grüßend ihn mit Pfeil und Bogen:
„Was iſt dein Zeichen, Freund, wir wollen's ſehn!“
„Geſittung, Friede!“ ſprach der von Athen.

Und ſo wie damals der Athener trat,
Der edle Geiſt, ins Land der rohen Sitten,
So biſt auch du, mein Freund, nun in den Rat
Der rauhen, kampfesluſtigen Zeit geſchritten.
Es kocht der Haß der Völker und Partein
Und lädt zum blutigen Mahl der Rache ein.

Doch du erziehſt mit Mut ein neu Geſchlecht,
Und daß aus Wiſſen ſein Gewiſſen tage,
Zu meſſen mit Gewiſſen, Pflicht und Recht,
Gibſt du ihm in die Hand die heilige Wage.
Geſittung, Friede ſeh' ich neu erſtehn.
O ſei willkommen, Bürger von Athen!

Ahasver an ſeinen verklärten Dichter.

(Zum Tode Robert Hammerlings 1889.)

Biſt es du, der mich entſühnet als den Brudermörder Kain,
Welcher, weil des Todes Vater, nimmer deſſen Kind kann ſein?

Weh, das war ein banges Wandern durch die wilde, finstre Zeit,
Wähnend, hastend, niemals rastend, um den Ring der Ewigkeit.

Seit jedoch der göttergleichen Schönheit leuchtend Gloriol
Aufgestellt zum Straßenzeiger, wo ich rasten darf und soll,
Seitdem will ich leben, leben, maienfroh zur Lust erwacht.
Liebe hat die Welt erlöset, Schönheit selig sie gemacht.
Du, mein Wanderbruder, standest einsam auf des Lebens Firn,
Als der Schönheit Hochpropheten einer, mit der Jovisstirn;
Nun sind beide wir unsterblich, wandern durch das bunte Nichts,
Ich im Schattenreich der Erde, du im Äther ew'gen Lichts.

Festgruß

zur zwanzigjährigen Gründungsfeier des Lesevereines in Krieglach am 23. Juli 1893.

Es pflegen die Menschen im irdischen Tal,
Die Streitenden, Hoffenden, Edlen zumal
Sich leuchtende Tempel zu bauen,
Auf daß im alltäglichen Drang ein Asyl
Uns winke und weise das höhere Ziel
Zum inneren Leben und Schauen.

Denn nicht in des Körpers gebrechlichen Schrein
Sind uns hinterlegt die Schätze allein,
Und auch nicht in eisernen Truhen;
Die größten, beständigsten Güter der Welt,
Sie sind wohl auf Geist und Gemüt gestellt,
Wo selig die Götter ruhen.

Zu stärken die Kräfte, die schaffenden,
Zu wecken die Götter, die schlafenden,
Das war unser heiliges Streben,
Als einstens, vor zweien Dezennien,
Beseelt und geleitet von Genien,
Dies Bündnis wir riefen ins Leben.

Wir gründeten mutig den frohen Verein
Und luden die Geister des Erdkreises ein
Ins bescheidene Dorf an der Fresen.
In Büchern und Blättern sie kamen heran,
Und mancher verdienst- und ruhmreiche Mann
Ist wohl unser Gast gewesen.

Wir hielten zusammen in treuer Pflicht,
Wir zankten nicht viel und wankten auch nicht
In guten und schlimmen Jahren.
Und hier in diesem gastlichen Haus
Hat unser Verein jahrein und jahraus
All Schutz und Schirm erfahren.

Wie mancher Gesang der Weihestund',
Wie manches Lustjauchzen der Tafelrund'
Hat hier gebraust und geklungen.
Wie mancher Funke und Bildungskeim
Ist siegreich aus diesem Geistesheim
Ins weite Tal gedrungen.

So wird man dem immer noch frischen Verein
Das Fest der Erinnerung gerne verzeihn,
Der treuen Verharrung zum Lohne.
Die Einigkeit war unser Grund und Fach,
Die Einigkeit war unser Turm und Dach,
Die Einigkeit sei unsre Krone.

Wiens Genius.

Am Grabe Anzengrubers.
(Zur Enthüllungsfeier seines Denkmals 1895.)

Ich singe hell an seiner Gruft
Und spiele froh die Leier;
Am Grabe des Unsterblichen
Gibt's keine Todenfeier.
Ihr in der Ferne seht des Meisters
Herrliches Vollbringen;
Ich weiß von seinem Menschentum
Ein rührend Lied zu singen.
Sein Haupt ist schön, auch wenn ich es
Des Lorbeerzweigs entblöße,
Wohl, Dichterkönnen preis' ich hoch,
Noch höher Menschengröße.
Wir Freunde sein, wir denken still
Zu dieser Stund' aufs neue
An seines Wesens schlichte Art,
An seine Mannestreue.
Die Wahrheit, die im Worte er
Gefeiert und gespiegelt,
Im Leben durch Wahrhaftigkeit
Hat er sie, traun, besiegelt.

Sein Leben war ein harter Kampf,
Sein plötzliches Erliegen
Erst hat die Welt ihm aufgeschreckt;
Sein Fallen war sein Siegen.
Sein Erdentag war wolkentrüb,
Das lichte Ziel zu ferne,
Nun leuchten, seit die Sonne sank,
Die Werke hell wie Sterne,
Sie leuchten über die weite Welt,
Doch jetzt will ich erinnern:
Sein Wiegenhaus, sein Schaffensheim,
Sein Grab gehört den Wienern.
An solchen Stätten blicket auf
Sein Volk in Stolz und Schauern;
Ein Jauchzen hat es, daß er kam,
Und daß er ging, ein Trauern. —
O späte Liebe, die wir anders
Nimmer stillen können,
Als daß wir dankend, sühnend
Seine Lebensstätten krönen.
Wir graben ein in Marmelstein
Den Namen, den wir lieben.
Er selbst hat sich mit Loderbrand
Dem Volk ins Herz geschrieben.

Heimgartens ſilberne Hochzeit.

1900.

Seit ſich der Gärtner müht
Und dieſer Garten blüht,
Nie Gold und Silber das Leitmotiv war.
Doch als die Zeit verſtrich,
Sachte das Haupthaar blich,
Nahet dem Werke das ſilberne Jahr.

Silberne Hochzeit hält
Mit ſeiner Leſewelt
Heimgarten jetzt, zum Jahrhundertbeginn.
Altern nicht wehe tut;
War nur die Ehe gut,
Wird ſelbſt dem Silberhaar goldner Gewinn.

Seit einſt im Steirerland
Schlicht dieſes Blatt entſtand,
Liegen, wie immer, die Geiſter in Streit.
Und dieſer Garten hier
War teils ein Kampfrevier,
Teils ein Idyll auch in ſtürmiſcher Zeit.

Oft fiel das Samenkorn
Freilich auf Sand und Dorn,
Oft hat geſäter Wind Sturm auch gebracht.
Iſt es auf Bergeshöhn
Nicht der befreite Föhn,
Der aus dem Eiſe den Frühling entfacht?

Doch nicht der Lenz allein
Soll ewig Herrscher sein;
Fruchtbarer Herbst, wie erwart' ich dich gern!
Was wir im Lenz gesät,
Ahnend schon aufersteht:
Freude den Menschen und Ehre dem Herrn!

Dann — wird im Abendfried'
Einst auch der Gärtner müd,
Reichend den Spaten dem andern zur Hand,
Wird das Vermächtnis sein:
Treuet den Garten mein,
Heimgarten ewig dem steirischen Land!

Sonnengruß.

Den Deutschen in Amerika.
1904.

Aus deutschem Morgenlande
Der Sonnenball
Flicht täglich Bruderbande,
Und grüßt euch all!

Was uns die dunkle Welle
Des Westens nahm,
Das euch in Lichtershelle
Von Osten kam.

Des Ostens heiliges Feuer,
Des Westens Mut
Führt euch mit Kraft das Steuer
Durch hohe Flut.

Die Sonne iſt's, die gleiche,
Die uns beſcheint;
Die Liebe iſt's, die reiche,
Die uns vereint.

Die Sterne fliegen munter
Von uns zu euch;
Die Sonne geht nicht unter
Im Deutſchen Reich.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus.

Zum Schillertag 1905.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus;
Es klingt in den Lüften und klingt nie aus,
Es rauſcht in den tiefen Gewäſſern.
Es ruht in der Erde und keimt empor,
Es blüht aus den holden Maien hervor
Und glüht in den Herzen der Beſſern.

Es leuchtet und toſt ein gewaltiger Strom
Dahin durch des Himmels ewigen Dom,
Daß der Erde Urgrund erbebet.
Es tönet ein zarter, ſüßer Geſang
Wie Saitenzittern, wie Nachtigallklang,
Der alles weckt und belebet.

Wir fühlen im Herzen der Liebe Hauch,
Das Sehnen nach Großem, die Hoffnung auch
Zu ſchauen einſt glückliche Zonen.
Ein heiliger, glühender Geiſt durchzieht
Wie Sonnenleuchten das dunkle Gemüt,
Die höchſte der Religionen. —

Sein Sterben doch mach' uns nicht zag,
Hie Todestag — hie Oſtertag,
Der Geiſt wird freigegeben.
Wenn große Menſchen ſchlafen gehn,
So iſt es ein neues Auferſtehn
Zu wahrem, wirkendem Leben.

Und wie die Glocke auf dem Turm
Durch dieſes Lebens Fried' und Sturm
In Freud' und Leid uns läutet,
So Friedrich Schillers hehrer Sang
Dem Menſchenſohn auf lebelang
Viel Troſt und Heil bedeutet.

Sein Lied iſt es, ſein Dichterwort —
Schon tönt's ins zweite Jahrhundert fort
Und hallet im dritten wieder.
Der Hirt in der Alpen Himmelsnäh',
Der Schiffer auf ferner, wildwogender See
Empfindet und ſingt ſeine Lieder.

Sein Lied iſt es, der ſchmetternde Ruf,
Der Sklaven den Drang zur Freiheit ſchuf
Und ſie zu Menſchen erkoren.
O kennt ihr des Sängers wildweckenden Schrei:
Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und wär' er in Ketten geboren!

Sein Lied iſt es, das weiſt uns die Bahn:
Ans Vaterland, Bürger, ſchließ dich an,
Bleib treu deinem Lande und Blute!
Dann deutet er mahnend himmelwärts:
Nicht an die Güter hänge dein Herz!
Häng es allein an das Gute!

Sein Lied ist es, der wonnige Hall:
Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben! —
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht
In ihrem heiligen Streben. —

O Dichterkönig! Du ließest zurück
Ein Gut, der Deutschen Stolz und Glück,
Ein flammendes Gotteszeichen;
Das Erbe der Nibelungen und
Die Schätze all in Kyffhäusers Grund
Sind nicht damit zu vergleichen.

So schließen wir heute zur Weihestund'
Des Dichtererbes den treuen Bund
Auf allen unseren Wegen:
In Güte treu, in Frieden frei,
Ein einzig Volk von Brüdern sei
Des deutschen Dichters Segen!

Ruf zur Hilfe

bei einer Elementarkatastrophe in Steiermark.

Hört ihr den Ruf erschallen?
Der Charitas Gesang.
Seht ihr die Menschen wallen
Die Straßen froh entlang?
Sie ziehen, traun, dem Rufe nach,
Durch Täler, über Berg und Bach,
Dem Weihesang zu lauschen.

Die Tannenwälder rauſchen —
Es wogt der blaue See,
Und Minnelaute tauſchen
Das Böcklein und das Reh.
Es ſchwillt und knoſpet Trieb um Trieb,
Es blüht die heilige Bruderlieb'
Im ſchönen Lande Steier.

Wie ernſt iſt unſere Feier! —
Des Schickſals dunkle Hand
Senkt nieder grauſe Schleier
Mit Sturm und Blitzesbrand.
Des Landmanns Haus und Feldeshab'
Verwandelt ſich zum Wüſtengrab. —
Gehört das auch zum Feſte?

Ihr hochgeſchätzten Gäſte,
Ein wohlerwogner Rat:
Der Heimatsehren beſte
Iſt eine gute Tat.
Hißt auf die Fahnen weiß und grün,
Und laßt das Alphorn ſchallen hin,
Die Brüder all zu rufen.

Und zu des Altars Stufen,
Die wir der Styria
In heißer Liebe ſchufen,
Kommt her aus Fern und Nah.
Der Mund für Sang und Bechersrand,
Das Aug' dem Licht, die offne Hand
Den armen Landsgenoſſen.

Aus Zeiten, längſt verfloſſen,
Iſt uns der Väter Art
Ins warme Herz gegoſſen,
Daß ſie die Scholle wart'.
So danken wir in Tat und Spiel,
Daß dieſes Land vom Himmel fiel
Und unſer Heim geworden.

Und daß nicht durch die Pforten
Zieh' fremder Geiſt herein,
Der Ahnen Kraft zu morden,
Die Brüder zu entzwein —
Des laßt in Einigkeit uns ſtark
Der heißgeliebten Steiermark,
Der heiligen Heimat walten.

Und damit nicht erkalten
Die Heimatliebe mag,
Soll nunmehr ſich geſtalten
Ein froher Steirertag,
Zu zeigen, daß in Glück und Not,
Und wenn den Brüdern Unheil droht,
Wir treu zuſammenhalten.

Feſtgruß.

Geweiht dem Wiener Sängerbunde zu ſeinem fünfzigjährigen Jubiläum.

Ein Herold im freien Alpenland
Naht brüderlich deutſchen Söhnen,
Zu grüßen als Sänger mit ſchlichtem Wort
Die Sänger mit klingenden Tönen.
Grüß Gott! Grüß Gott! erſchall aufs neu
Des Vaterlandes Ehr' und Treu!

Es grüßt euch, Sänger, die blühende Stadt
Mit frohem Feſtesrauſchen,
Bereit, der Menſchheit hohem Lied
Von eurem Mund zu lauſchen.
In ernſter Zeit aus Mannesbruſt
Ein froher Sang iſt Troſt und Luſt.

Das Jauchzen des Glücks, das Drohen des Zorns,
Das Gelöbnis zum Bruderbunde,
Es klinge hinaus im dreifachen Lied
Der hehren Weiheſtunde;
Es wecke Freude, Mut und Kraft
Und dämpfe rohe Leidenſchaft.

Den erſten Sang, o ſinget ihn froh
Im ſeligen Ahnen und Sehnen,
Er gilt dem Geiſte der Ewigkeit,
Er gilt dem Guten und Schönen.
Die Guten und Schönen auch unſerer Wahl,
Begrüßet ſie minnig im Liedesſchall!

Den zweiten Sang, o ſinget ihn laut,
Er brauſ' von Geſchlecht zu Geſchlechte,
Das Schwert in der Hand, ſo weihet ihn, traun,
Für heilige Menſchheitsrechte.
Der Unſchuld Schutz, der Freiheit Wehr,
Der Falſchheit Trutz, der Wahrheit Ehr'!

Den dritten Sang, Walkürenruf,
Die Schilder kühn geſchwungen!
Des Vaterlandes Hochgeſang
Erſchall von allen Zungen.
Dem deutſchen Volk in Fried' und Streit
Mit Herz und Hand in Ewigkeit.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Erschuf auch klingende Kehlen,
Und manches, was das Schwert zerriß,
Das Lied kann's wieder vermählen.
Der Schönheit Band, der Freude Gruß
Die Menschen brüderlich einen muß.

Zum Kongreß der Schwachsinnigenfürsorge in Graz.

1908.

Auf dem Wege zum Licht lasset keinen zurück.
Führet jeden mit euch, der vergessen vom Glück.
Dem die Ampel verlosch, dem die Glut nie gebrannt,
Das Kind, das den leitenden Stern nie gekannt,
Sie taumeln in Nacht und Verlassenheit. —
Ihr begnadeten Pilger der Ewigkeit,
Führt alle mit euch in Liebe und Pflicht.
Lasset keinen zurück auf dem Wege zum Licht!

Gruß den Touristen.

Den schönsten Blick in das Weltenrund
Hat man — ich ward es inne —
Vom tiefen, kühlen Kellersgrund
Und von der Alpenzinne.

Das Leben kann vertieft, erhöht
Den Erdenpilger beseelen,
Gott schütz uns gnädig vor flacher Öd'
Und flachen Alltagsgesellen!

Des Menschen Geist gleich der Blume sprießt
Aus dunkler Tiefe nach oben,
Und unsere Jakobsleiter ist
Aus Fels und Gletschern gewoben.

Die Bergesspitze, sie sei jedoch
Als Endziel nicht unser Eigen,
Wohl ungeahnte Höhen noch
Die Menschheit hat zu ersteigen.

Ihr wandert gehobenen Herzens zu Fuß
Auf himmelansteigenden Wegen,
Ich reite auf hinkendem Pegasus
Dem leuchtenden Ziele entgegen.

Und dort auf der Höhe, wo herrschen zumal
Der Menschlichkeit Taten und Lieder
Im reinen göttlichen Sonnenstrahl,
Dort oben sehn wir uns wieder.

Dichter der Heimat.

Gottfried Ritter von Leitner.

(Zum 90. Geburtstag.)

Der teueren Steiermark hast du dein reiches Leben
In Rat und Tat, in Sag' nnd Sang gegeben,
Darum der Landesfarbenschmuck in hohen Jahren,
Der grüne Lorbeer auf den weißen Haaren.

Robert Hamerling.

Das höchſte Ideal, die glühend heiße Phantaſie,
Die größte Luſt, den tiefſten, unbegrenzten Schmerz,
Schon eins zu ſchwer für ſchwache Erdenpilger,
Gott' legt ſie alle in dies Dichterherz.

Ludwig Anzengruber.

(Redakteur des „Figaro".)

Der größte Tragiker unſerer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen,
Ein tragiſcher Witz, bei meiner Seel',
Man möchte Tränen lachen!

Karl Morre.

Ungezählt und ungewogen
Gab dir Gott mit voller Hand,
Ungezählt und ungewogen
Streuſt du Schätze in den Sand,
Doch gezählt und wohlgewogen
Wird dein Name ſein im Land.

Dichtergaſſen.

Bauet ihr den Dichtern Gaſſen,
Baut ſie nicht an Häuſermaſſen,
Nicht in ſtaubdurchqualmter Enge,
Wo nach Mammon hetzt die Menge.
Bauet ſie durch grüne Auen,
Wo die kühlen Wälder tauen,
Bauet ſie nach Bergesſpitzen,
Wo beim Mahl die Götter ſitzen.

Und wenn euch in Niederungen
Fast ersticken Herz und Lungen,
Laßt den Plunder liegen, stehen,
Folgt den Dichtern zu den Höhen! —
Wer dies Märchen nicht kann fassen,
Der soll alles Dichtergassen-,
Dichterstraßentaufen lassen.

Musikſegen.

(An meinen Sohn.)

Die Musik, sie ist dein Heiland,
Sie ist ein Heiland auch mir,
Wenn sie als treuer Engel
Dich führend bleibt bei dir.
Wenn sie, mein Kind, dich behütet
Vor Lastern, den gemeinen,
Wenn sie dich hebt und leitet
Zu Freuden, zu den reinen.
Zieh unterm Lorbeerzweige
Auf klingendem, seligem Eiland,
Voll Dornen zwar sind die Steige,
Und ein Kreuz trägt jeder Heiland.

Dem Tiere zu Schutz und dem Menschen zu Nutz.

*

Ich hör eine alte Satzung lehren:
O Mensch, du sollst deine Eltern ehren!
Und ein neues Gesetz die Weisung gab:
O Mensch, du stammst vom Tiere ab!

Die Moral davon, die liegt nicht weit,
Du sollst achten die Tiere zu aller Zeit.
Und erkennst du sie schon als Stammeltern nicht,
So ist es als Mensch deine heilige Pflicht,
Den Tieren, die dir ihr Dasein weihn,
Ein gütiger, milder Schutzherr zu sein.
Das Tier hat ein fühlendes Herz wie du,
Das Tier hat Freude und Schmerz wie du.
Das Tier hat einen Hang zum Streben wie du,
Das Tier hat ein Recht zum Leben wie du.
Nicht viel sind dir, Mensch, der Tage gegeben,
Doch kürzer noch ist des Tieres Leben.
Und muß es dein armer Sklave schon sein,
In dunkler Nacht wie im Sonnenschein,
Und opfert es dir seine Kraft und Ruh'
Und wendet dir all seine Neigung zu,
Oder flieht es dich angstvoll, weil es ihm scheint
Du seiest sein allergrößter Feind:
O sei sein Schutzherr! Es kann nicht klagen
Den Schmerz, kann dir seinen Dank nicht sagen.
O sieh sein flehendes Auge an,
Es blickt dich eine verwunschene Seele an.
Schon vor vieltausend Jahren die Alten
Haben deutsam an dem Glauben gehalten:
Die Menschenseele müsse wandern,
Von Tier zu Tier, von einem zum andern.
's ist Wahres dran; der Mensch ist geschaffen
Aus ähnlichem Stoff wie Vögel und Affen.
Die Tierexistenz und das Menschenleben
Ist einem und demselben Geschick untergeben;
Wir haben mit jedem Wurm gemein
Das Kämpfen und Ringen ums irdische Sein,

Und wenn wir auch manches Hohe erwerben,
Wir haben mit jedem Tiere gemein:
Das Leiden und Sterben! Das Leiden und Sterben!
O glaubt mir doch, es nimmt besseren Lauf,
Der Mensch hebt das Tier zu sich hinauf,
Als, er stiege durch Roheit und unreine Taten
Zum niedrigsten Tiere hinab in den Schatten.

Zwei Millionen!

(Gelegentlich der Nationalsammlung*).

2000 Kronen = zwei Millionen!
Die Rechnung ergrimmt sie?
Wenn in deutschen Landen auch Deutsche wohnen,
Dann stimmt sie.

2000 Kronen = zwei Millionen!
Darf man das sagen?
Die Deutschen haben das Spiel gewonnen,
Wenn sie es wagen.

2000 Kronen = zwei Millionen!
Die Rechnung ist richtig.
Ich kann auch die Reichen nicht ganz verschonen,
Die Sache ist wichtig.

Zwei Millionen! Öffnet die Börsen
Mutig und heiter!
Sonst dichte ich in diesen erhabenen Versen
Erschrecklich weiter.

*) Aufforderung, vermögende Deutsche möchten sich verpflichten, dem deutschen Schulverein in Wien zur Gründung deutscher Schulen an den bedrängten Sprachgrenzen je 2000 Kronen zu spenden, für den Fall als 1000 solcher Spender sich melden. — Innerhalb zweier Jahre waren fast 3 Millionen Kronen gezeichnet.

Gruß-Sprüche und Allotrias*).

Auf den Wunsch, Neujahrsgratulationen zu dichten.

Die Dichter sollen, traun, mit ihren Lichtern
Dem Volk zum neuen Jahre gratulieren?
O lausche, deutsches Volk, den deutschen Lyren,
Dann gratulier dir selbst zu deinen Dichtern.

Der Meisterschütz.

1889.

Einen Schuß in Ehren
Kann mir niemand verwehren,
Etwas treff' ich immer.
Treff' ich schon die Scheibe nimmer,
Schieß' ich halt der Luft ein Loch,
Etwas treff' ich doch. —
Böcke schieß' ich mir zum Preis,
Fällt der Bock nicht, fällt die Geiß,
Oder gar ein junges Kitz,
Treffen, treffen tu ich immer,
Denn ich bin der Meisterschütz'.

An Alexander Girardi.

1899.

Ich gratulier' zum kleinen Buben,
Ist Glück nicht süßer noch als Ruhm?

*) Für diese Abteilung würde der Verfasser sich besonders zu entschuldigen haben. Er wollte aber mit dem Büchlein nichts Literarisches machen, wollte sich in demselben nur geben wie er ist, auch im Alltag.

Buchwidmung an die Schwiegermutter.

1899.

In dieſem Buch man finden kann,
Wie der Schwiegerſohn ſchön dichten kann.
Er dichtet früh, er dichtet ſpat,
Und wenn er juſt Courage hat,
So dichtet er, der tapfre Mann,
Sogar — die Schwiegermutter an.
Die Schwieger —? Wie? Gemach, gemach,
Sie iſt danach.

Nachhall.

1899.

In deiner ſchönen Heimatſtadt
Da blieb ich über Nacht,
Und als das Mühlrad rauſchend ging,
Und als mich milder Traum umfing,
Da hab' ich deiner gedacht.

In deiner ſchönen Heimatſtadt
Da gab es einſt fröhliche Zeit,
Die Jugend hat uns angelacht,
Die erſte Liebe war erwacht,
O ſelige Tage — wie weit!

In deiner ſchönen Heimatſtadt
Es ewigen Frühling gibt,
Und was, o Freund, einſt unſer war,
Genießt heut eine junge Schar
Und lebt und lacht und liebt.

Zum 28. August 1900.

Du dünkst dich alt, so klagst du mir,
Und ist doch so viele Jugend in dir.
Das Klagen, das magst du sparen!
Eine vierzigjährige junge Frau,
Die gibt — ich rechne ganz genau —
Zwei Mädchen von zwanzig Jahren.

Auf die Einladung

zu einer Kirchenbaufeier auf dem „Ölberg" in M. (1900.)

Am Ölberg sein, um Blut zu schwitzen,
Da blieb' ich allwegs lieber fern,
Doch in Bethanien Festwein blitzen
Am Ostertag, das tät ich gern.
Indessen, wollen wir nicht warten,
Eh' aus dem Hals der Stoppel springt,
Bis auf des Ölbergs hehrem Garten
Vom Turm die erste Glocke klingt?
Zwar tät es not, daß wir uns laben
Zu dieser kampfesheißen Frist.
Doch Feste wollen wir erst haben,
Wenn unser Werk vollendet ist.

An T. Sch.

1900.

Zu dir bin ihs gonga,
Zu dir hots mih gfreit,
Zu dir geh ihs öfter,
Koa Weg is ma z weit.

Koa Weg is ma z weit
Und koa Steg is ma z krum,
Koa Glos is ma z tief
Und koa Gspoaß is ma z dum.
Koa Gspoaß is ma z dum
Und koa Red is ma z gscheit,
Mei Toni, da dir
Hots mih ollemol noh gfreut.

Schlaraffia.
1901.

Schlaraffenbrüder, lu lu!
Ich bring' euch den Humpen, ehe!
Ihr merkt es schon, Sassen, aha!
Ich möchte ins Reich Uhu
Und kann nicht zu euch, oho!

Willst du, Freund, der Weisheit viel erfahren,
Geh' zu Seiner Majestät, dem Narren.
Was dich lehrt bombastisch der Lektor,
Das lebt der Narr dir lachend vor.

Dem Verein der Künstler in Wiesbaden auf eine Sendung.

O heiliger Becher goldenen Weins!
Bist du nicht zwei, so bist du mir Eins.
Nun sei auch mein flinker Pegasus,
Der froh überbringt den Dankesgruß
Bis nah den Gestaden von Mainz.

Dort laſſe dich nieder auf Wiesbadens Flur,
Und biet einen Bruderkuß dar von der Mur
Den Männern des Künſtlervereins —
O Tropfen, der mich erquickt und beglückt,
O Flamme, die mich berückt und entzückt,
Im ſeligen Taumel des Seins.
Kein Trunk hat mich jemals ſo lodernd entfacht,
Als du, mich den Göttern ſo nahe gebracht,
Voll wonnig olympiſchen Scheins.
— Ich trinke euch zu, ich jauchze euch zu!
Ich preiſe dich, feurige Labe du,
Allheitere Seele des Rheins!

Der Tiſchgeſellſchaft.
1901.

Ach wie wär's im Kruge luſtig,
Doch zu Hauſe bleiben mußt' ich,
Hab's ein bißchen auf der Bruſt ich.
Traun, die halben Nächte pfauch' ich
Und die andern halben huſt' ich.

Abſchied vom Krug.

Es war einmal 'ne ſchöne Zeit,
Da ſaßen wir zu zehnt, zu zweit
In Kleinoſcheggers Weinlokal.
Es war einmal.

Nun bin ich traun ein Patient
Und fürcht', der Krug, der hat ein End',
Er ging zum Brunnen ſonder Zahl.
Er war einmal.

„Es war einmal“ wird immer neu,
Was wir erlebt, das bleibt uns treu
In dichtender Erinnerung
Damit genung.

Einem mit dem Verdienstkreuz Ausgezeichneten.
1901.

Wer oft und treu das schwere Kreuz
Mit andern hat getragen,
Den muß man an der Ehre Kreuz
Mit goldnen Nägeln schlagen.

An einer Wiege.
1902.

Die alten Zeiten
Kehren wieder,
Wo mir erklungen
Die süßen Lieder.

Ein kleines Kindlein
Tat ich liegen,
Nun schläft ein anderes
In dieser Wiegen.

Ich seh's im Traume
Lieblich lachen,
O möcht' es nimmer
Daraus erwachen!

Wegen einer Vorlesung.
1902.

Wenn ich schon lesen soll,
Les' ich am Sonntag.
Wann wär' ich gänzlich wohl?
Wann hätt ich Schontag?

Husten und schnaufen ist
Jetzt mein Beruf,
Hoff', daß es besser wird,
Freund Toni Schruf.

Sollt sich's verschlimmern, so
Schreibt dir der Peter,
Dann geh zum Tischl du
Als sein Vertreter*).

*) **Entgegnung.**

So sei denn vom Himmel die
Gnade erbeten:
Es mög' mein' Gesundheit
Dein Krankſein vertreten.

Vertreten in dir, du
Mein Herzherzensdichter,
Man hört nicht gern mir zu,
Wenn's heißt: Heute spricht er.

Und nun kömmt die Hauptsach'
(Die soll auch dabei sein):
Man hört mich wohl an, doch,
Der „Eintritt" muß „frei" sein!

Dein Toni.

Sehnsucht nach Bayreuth.
1902.

Die sitzen jetzt beim Göttermahle
Und atmen Liebe hehr und rein,
Wie möcht' ich dort im Speisesaale
Beim großen Tor — der größte sein.

Der größte Tor, der größte Weise,
Der heilige Weltbesieger Christ,
Deß' Herzenskraft und Seelenspeise
Die Einfalt und die Liebe ist.

Zur Urkunde im Schlußstein des Veitscher Schulhauses.
1903.

Wir bauen dies Haus in stürmischer Zeit,
Die Geister gären und liegen im Streit.
Die Seelen sinken und suchen nach Licht,
Durchwühlen den Erdball und finden es nicht.
Wir weihen dies Haus dem göttlichen Geist,
Der wieder die Menschheit gen Himmel weist.

Widmung in ein Buch.
1903.

Ein neues Buch. Doch brauchst du's nicht zu lesen.
Man kann auch so zur Weltweisheit genesen.
Man sagt dem edeln Spender besten Dank!
Und stellt's, statt in den Kopf, bloß in den Schrank.

An Ferdinand v. Saar.
1903.

Im irdiſchen Tal
Sind wir uns begegnet
Ein einziges Mal,
Doch das war geſegnet.

Seither entſchwunden
Biſt du mir nimmer,
Und jene Stunden
Währen noch immer.

Einzig nur trennen uns
(Läßt ſich's ereilen?)
Zehen der Jahre,
Zwanzig der Meilen.

Der Königin Eliſabeth.
1906.

Gütige Frau und Fürſtin,
Wie müßte die Krone dich drücken,
Läg' drunter der Lorbeerkranz nicht
Auf der glühenden Stirn.

Der Urania in Wien.

Das Nützliche weihet mit Schönheit,
Die Schönheit mit Würde,
So gründet auf Erden ihr kühn
Der Urania Reich.

Auf Einladung zu einer Scheffelfeier.
1903.

Ich ehre den Dichter nach meiner Art,
Und das ist die schönste Scheffelfeier.
Weißt du, worin sie besteht, mein Treuer?
Ich lese zu Hause den „Ekkehardt".

Einem Sprachvereinsfeste.

Nun schärfet den Spaten
Und furchet fein wacker
Den siechenden Acker
Der kahlköpfig glatten
Vertrockneten Sprache.
Und streut in die Brache
Papierner Mache
Die kräftigen Saaten
Lebendiger Mundart.
So wie sie uns kund ward
Von ackernden Alten,
So sollen sie erndende
Enkel erhalten!

Widmung ins „Sünderglöckel".
1903.

Wenn das Sünderglöcklein läutet,
Brauchst du, Freund, nicht zu erschrecken,
Zwar, die Schelme soll es necken;
Arme Sünder soll es wecken;
Aber keinen soll's verletzen,
Und die Guten soll's ergötzen.

Einem Künſtler.

Die Natur iſt des Stoffes gefeſſelte Sklavin,
Sie muß wahr ſein, auf Koſten der Schönheit.
Die Kunſt iſt des Himmels freiwaltende Tochter,
Sie darf ſchön ſein auf Koſten der Wahrheit.

An Martinelli zum 70. Geburtstag.

1904.

Du grüßteſt mich zu Sechzig,
Denn was ſich liebt, das neckt ſich.
Ich grüße dich zu Siebzig,
Denn was ſich neckt, das liebt ſich.

An Fräulein E. B.

1905.

Dein Hans iſt ernannt nun zum Doktor der Rechte.
Und iſt er für dich auch der Doktor, der rechte,
So reicht euch, wie's recht iſt, fürs Leben die Rechte.

An die „Kritik der Kritik".

1905.

Die Kritik kritiſieren?
Den Löwen beißen?
Dummes Schaf, er wird dich zerreißen.
Nichts iſt ſo wütig, ſo impertinent,
Als ein kritiſierter Rezenſent.

Richard und Luise.

Zum „hölzernen" 10. Hochzeitstag 1905.

Die diamantne Hochzeit ist die beschwerlichste,
Weil sie so hoch in den Jahren hängt,
Die goldne Hochzeit ist die herrlichste,
Weil in dem Gold noch die Myrte prängt.

Die silberne Hochzeit ist die entbehrlichste,
Weil noch die Liebe zusammenzwängt,
Die eiserne Hochzeit ist die begehrlichste,
Weil noch das Blut in den Adern drängt.

Die hölzerne Hochzeit ist die gefährlichste,
Weil sie am leichtesten Feuer fängt.

Hochzeitsgruß.

Ich seh' die lieben jungen Leut'
Mit seligsüßem Blick lachen,
Man kann aus kurzer Seligkeit
Ein lebenlanges Glück machen.
Die Lieb' allein ist nicht genug,
Man muß es mit Geschick machen.
Und seid ihr liebevoll und klug,
So wird euch Gott die Brück' machen.
Habt Nachsicht mit Roseggers Gruß,
Er kann kein schöneres Stück machen.

Tafelgruß zu einer Vermählung.

So steht's geschrieben denn:
Heil sei den Liebenden,
Die heut im siebenten
Himmel frohlocken.

Laſſet nun dieſe Zwei
Im Paradieſe frei
Wunderſam ſüße Mai-
Blümlein brocken.
Doch iſt's leicht ſelig ſein,
Wenn uns den Himmel ein
Andrer gebaut.
Denk' ich dein, lobeſams
Stammhaus des Bräutigams,
Denk' ich dein, Stammhaus
Der lieblichen Braut.
Segle nun frohgemut,
Schifflein, auf hoher Flut,
Unter den Sternen der Liebe und Treu.
Ich will zu dieſer Stund'
Preiſen der Eltern Bund,
Leuchtendes Vorbild der glücklichen Zwei
Preiſe, mein Weihgeſang,
Waldſängers Treugeſang,
Preiſe den Schöpfer
Der künftigen Welt.
Was einſt in Fleiß und Recht
Erntet ein neu Geſchlecht,
Haben weitſchauende
Ahnen beſtellt. —

Grenzſtein der neuen Zeit
Und der Vergangenheit
Iſt der zur Trauung
Geſchmückte Altar.
Wenn ich des Rheines Reb'
Urdeutſchen Wein erheb',

Grüß ich dich, junges,
Dich, älterlich Paar.
Heil sei den Preislichen,
Die hier am häuslichen
Herde warm hocken!
Heil sei den Liebenden,
Die heut im siebenten
Himmel frohlocken!
Euch eint, ihr Ziehenden,
Der mit dem glühenden
Hammer des Herzschlags
Geschmiedete Ring.
Haltet den Talisman,
Der euch das Glück gewann,
Nimmer den goldnen
Hüter gering.
Segle nun, frohgemut,
Schifflein, auf hoher Flut,
Segle ins wogende
Leben hinaus.

Unsere Liebe zieht,
Paar, als dein Engel mit
Ein in dein alpen-
Umfriedetes Haus.

Einem dramatiſchen Volksführer.

1905.

Das Volk bringſt leicht du
Zum Lachen und Weinen,
Zum Jubeln und Greinen;
Zum launigen Spiele,
Es hüpft und es kriecht.
Froh dorthin, o Dichter,
Wo du es haben willſt,
Wo du es retten kannſt,
Bringſt du es nicht.

Flüchtiges.

Eine kurze Zeit wohl möcht' ich leben
Auf der Erde und dann ſelig ſein.
Ohne Leid zu kennen, dürfte eben
Wahre Luſt mir nicht recht ſtellig ſein.
Auch der Himmel braucht vom Gegenſatze,
Will er uns ſo ganz gefällig ſein.

Das Heute war geſtern: morgen,
Und morgen iſt es ſchon: geſtern.
Es lohnt ſich nicht, um zu ſorgen,
Nicht, um zu loben, zu läſtern.
Die Freude an geſtern, die Sorge um morgen,
Sind zwei müßige Schweſtern.

Sylveſter.

Wie? Zur mitternächtigen Stunde
Hör' ich laute Kreiſe tagen?
Sylveſtergläſer klingen,
Sylveſteruhren ſchlagen.
Eſſen, trinken, ſpielen, ſcherzen!
Ohne Sorge, ohne Reue
Taumeln ſie von Jahr zu Jahre,
Und vom alten in das neue.
Ob auch ich dabei bin? — Nein.
Laſſet mich mit mir allein.

Einſam in der Scheideſtunde
Will ich Glücks und Leids gedenken,
Muß ich doch ein Stück von meinem
Leben in die Grube ſenken,
Muß ich doch mein wundes Herze
In die fremde Zukunft tragen.
Iſt's denn möglich, daß man ſcherze,
Wenn verhüllte Zeiten tagen? —
Dieſe Weiheſtund' iſt mein.
Laſſet mich mit mir allein.

Nagelprobe.

Die irdene Schale iſt nun leer.
Ich hab' mich reſtlos euch gegeben.
Ich legte mich in euer Leben,
Dem Tode bleibt nichts übrig mehr.